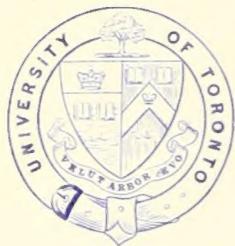


Heine's Werke.





Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by
Lady Falconer
from the books of the late
Sir Robert Falconer, K.C.M.G.,
President of the University of
Toronto, 1907-1932

Heinrich Heine's
Werke.

Fünfter Band.

LG
H468L



Heinrich Heine's Werke

Abdruck von
Wiener Kunstern

Herausgegeben
von
Herrn Laube

Fünfter Band

Wien, Leipzig, Prag

Verlag von Sigmund Benfänger

426258
22.7.44





Ein Fragment.

Capitel I.

Unterhalb des Rheingaus, wo die Ufer des Stromes ihre lachende Miene verlieren, Berg und Felsen mit ihren abenteuerlichen Burgruinen sich trotziger heben, und eine wildere, ernstere Herrlichkeit emporsteigt, dort liegt, wie eine schaurige Sage der Vorzeit, die finstere uralte Stadt Bacharach. Nicht immer waren so morisch und verfallen diese Mauern mit ihren zahnlosen Nischen und blinden Warttürmchen, in deren Lücken der Wind pfeift und die Späßen nisten; in diesen armfelig häßlichen Lehmgaßen, die man durch das zerrissene Thor erblickt, herrschte nicht immer jene öde Stille, die nur dann und wann unterbrochen wird von schreienden Kindern, keifenden Weibern und brüllenden Kühen. Diese Mauern waren einst stolz und stark, und in diesen Gassen bewegte sich frisches, freies Leben, Macht und Pracht, Lust und Leid, viel Liebe und viel Haß. Bacharach gehörte einst zu jenen Municipien, welche von den Römern während ihrer Herrschaft am Rhein gegründet worden, und die Einwohner, obgleich die folgenden Zeiten sehr stürmisch und obgleich sie späterhin unter Hohenstauffische und zuletzt unter Wittelsbacher Oberbererschaft gerieten, wußten dennoch,

nach dem Beispiel anderer rheinischen Städte, ein ziemlich freies Gemeinwesen zu erhalten. Dieses bestand aus einer Verbindung einzelner Körperschaften, wovon die der patricischen Altbürger und die der Hünfte, welche sich wieder nach ihren verschiedenen Gewerken unterabtheilten, beiderseitig nach der Alleinmacht rangen, so daß sie sämtlich nach außen zu Schutz und Trutz gegen den nachbarlichen Raubadel fest verbunden standen, nach innen aber wegen streitender Interessen in beständiger Spaltung verharrten; und daher unter ihnen wenig Zusammenleben, viel Mißtrauen, oft sogar thätliche Ausbrüche der Leidenschaft. Der herrschaftliche Vogt saß auf der hohen Burg Sareck, und wie sein Falke schoß er herab, wenn man ihn rief, und auch manchmal ungerufen. Die Frömmigkeit blühte im Dunkeln durch die Verdunkelung des Geistes. Eine am meisten vereinzelte, ohnmächtige und vom Bürgerrechte allmählig verdrängte Körperschaft war die kleine Judengemeinde, die schon zur Römerzeit in Bacharach sich niedergelassen, und späterhin während der großen Judenverfolgung ganze Schaaren flüchtiger Glaubensbrüder in sich aufgenommen hatte.



Und die große Judenverfolgung begann mit den Kreuzzügen und wüthete am grimmigsten um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts am Ende der großen Pest die wie jedes andre öffentliche Unglück durch die Juden entständen sein sollte indem man behauptete sie hatten den Sorn

Gottes herabgeschickt und mit Hilfe der Unsägigen die Brinnen vergiftet. Der gereizte Pöbel besonders die Horden der flagellanten halbnaakte Männer und Weiber die zur Buße sich selbst geißelnd und ein tolles Marienlied singend die Rheingegend und das übrige Süddeutschland durchzogen, ermordeten damals viele tausend Juden oder marterten sie oder tauften sie gewaltiam. Eine andere Beschuldigung die ihnen schon in früherer Zeit, das ganze Mittelalter hindurch bis Anfang des vorigen Jahrhunderts viel Unth und Angst kostete, das war das läppische in Chroniken und Legenden bis zum Stel oft wiederholte Märchen daß die Juden geweihte Hostien stahlen die sie mit Messern durchstießen bis das Blut herausfließe und daß sie an ihrem Paschafeste Christen kinder schlachteten, um das Blut derselben bei ihrem nächtlichen Gottesdienste zu gebrauchen. Die Juden, hinfänglich verhaßt wegen ihres Glaubens, ihres Reichthums und ihrer Schuldbücher waren an jenem Feittage ganz in den Händen ihrer Feinde die ihr Verderben nur gar zu leicht bewirken konnten wenn sie das Gerücht eines solchen Kindermords verbreiteten vielleicht gar einen blutigen Kinderleichnam in das verfehnte Haus eines Juden heimlich hineinzwangen und dort nächtlich die betende Judenfamilie überfielen wo

alsdann gemordet, geplündert und getauft wurde und große Wunder geschahen durch das vorgerundene todte Kind welches die Kirche am Ende gar canonisirte. Sanct Werner ist ein solcher Heiliger und ihm zu Ehren ward zu Oberwesel jene prächtige Abtei gestiftet die jetzt am Rhein eine der schönsten Ruinen bildet und mit der gotthischen Verklachten ihrer langen spitzböigen Fenster hölz emporstiehenden Pfeiler und Steinbunzelten uns so sehr entzückt wenn wir an einem heitergrünen Sommertage vorbeifahren und ihren Ursprung nicht kennen. Zu Ehren dieses Heiligen wurden am Rhein noch drei andre große Kirchen errichtet und unzählige Juden getödtet oder mißhandelt Dies geschah im Jahre 1287 und auch zu Bazarach wo eine von diesen Sanct Wernerskirchen gebaut wurde, erging damals über die Juden viel Drangsal und Elend. Doch zwei Jahrhunderte seitdem blieben sie verschont von solchen Anfallen der Volkswuth, obgleich sie noch immer hinfänglich angefeindet und bedroht wurden.

Je mehr aber der Haß sie von außen bedrängte, desto inniger und traulicher wurde das häusliche Zusammenleben, desto tiefer wurzelte die Frömmigkeit und Gottesfurcht der Juden von Bazarach. Ein Minder gottgefälligen Wandels war der dortige Rabbiner, genannt Rabbi Abraham, ein noch jugendlicher Mann der aber weit und breit wegen seiner Gelahrtheit berühmt war. Er war geboren in dieser Stadt, und sein Vater, der dort ebenfalls Rabbiner gewesen, hatte ihm in seinem letzten Willen befohlen, sich demselben Amt zu widmen und Bazarach nie zu verlassen es sei denn wegen Lebensgefahr. Dieser Befehl und ein Schrank mit seltenen Büchern war Alles, was sein Vater, der blos in Armuth und Schriftgelahrtheit lebte ihm hinterließ. Democh war Rabbi Abraham ein sehr reicher Mann, verheirathet mit der einzigen Tochter seines verstorbenen Vaterbruders, welcher den Juwelenhandel getrieben, erbe er dessen große Reichthümer. Einige Fuchsbärte in der Gemeinde deuteten darauf hin, als wenn der Rabbi eben des Geldes wegen seine Frau geheirathet habe. Aber sämmtliche Weiber widersprachen und wußten alle Geschichten zu erzählen wie der Rabbi schon vor seiner Heirath nach Soanen



verliebt gewesen
in Sara — man
hieß sie eigentlich die schöne Sara — und wie
Sara sieben Jahre warten mußte bis der Rabbi
aus Spanien zurückkehrte indem er sie gegen
den Willen ihres Vaters und selbst gegen ihre
eigene Zustimmung durch den Trauring geheiratet
hatte. Jedweder Jude nämlich kann ein jüdisches
Mädchen zu seinem rechtmäßigen Eheeweibe machen
wenn es ihm gelang ihr einen Ring an den
finger zu stecken und dabei die Worte zu
sprechen: „Ich nehme dich zu meinem Weibe
nach den Sitten von Moses und Israel.“ Bei
der Erwähnung Spaniens pflögten die Fuchs-
bärte auf eine ganz eigene Weise zu lächeln, und
das geschah wohl wegen eines dunkeln Gerüchts
daß Rabbi Abraham auf der hohen Schule zu
Toledo zwar emsig genug das Studium des göt-
lichen Gesetzes getrieben, aber auch christliche Ge-
bräuche nachgeahmt und freigeistige Denkungsart
eingesogen habe, gleich jenen spanischen Juden,
die damals auf einer außerordentlichen Höhe der
Bildung standen. Im Innern ihrer Seele aber
glaubten jene Fuchsbärte sehr wenig an die Wahr-
heit des angedenteten Gerüchts. Denn überaus
rein, fromm und ernst war seit seiner Rückkehr
aus Spanien die Lebensweise des Rabbi, die
kleinlichsten Glaubensgebräuche übte er mit ängst-
licher Gewissenhaftigkeit alle Montag und Don-
nerstag pflegte er zu fasten, nur am Sabbath

oder anderen feiertagen genoß er Fleisch und
Wein, sein Tag verfloß in Gebet und Studium,
des Tages erklärte er das göttliche Gesetz im
Kreise der Schüler, die der Ruhm seines Namens
nach Bucharah gezogen, und des Nachts betrach-
tete er die Sterne des Himmels oder die Augen
der schönen Sara. Kinderlos war die Ehe des
Rabbi; dennoch fehlte es nicht um ihn her an
Leben und Bewegung. Der große Saal seines
Hauses welches neben der Synagoge lag, stand
offen zum Gebrauche der ganzen Gemeinde; hier
ging man aus und ein ohne Umstände, verrichtete
schleunige Gebete, oder holte Neuigkeiten, oder
hielt Berathung in allgemeiner Noth; hier spielten
die Kinder am Sabbathmorgen, während in der
Synagoge der wöchentliche Abschnitt verlesen
wurde; hier versammelte man sich bei Hochzeit
und Leidensagen und zankte sich und verlobte
sich; hier fand der Frierende einen warmen Ofen
und der Hungerige einen gedeckten Tisch. Außerdem
bewegten sich um den Rabbi noch eine Menge
Verwandte, Brüder und Schwestern mit ihren
Weibern und Kindern, so wie auch seine und seiner
Frau gemeinschaftlichen Oehme und Mühnen, eine
weisläufige Sippschaft, die Alle den Rabbi als
familienhaupt betrachteten, im Hause deselben
früh und spät verkehrten, und an hohen festtagen
sämmtlich dort zu speisen pflögten. Solche gemein-
schaftliche familienmahle im Rabbinerhause fanden
ganz besonders statt bei der jährlichen feier des

Pascha eines uralten wunderbaren Festes das noch jetzt die Juden in der ganzen Welt am Vorabend des vierzehnten Tages im Monat Nissen zum ewigen Gedächtnisse ihrer Befreiung aus ägyptischer Knechtschaft, folgendermaßen begehen.

Sobald es Nacht ist, zündet die Hausfrau die Lichter an, spreitet das Tafeltuch über den Tisch, legt in die Mitte desselben drei von den platten ungesäuerten Broten verdeckt sie mit einer Serviette, und stellt auf diesen erhöhten Platz sechs kleine Schüsseln, worin symbolische Speisen enthalten, nämlich ein Ei, Lattich, Mairrettigwurzel, ein Lammknochen und eine braunte Mischung von Weizen, Simmet und Nüssen. In diesen Tisch setzt sich der Hausvater mit allen Verwandten und Genossen und liest ihnen vor aus einem abenteuerlichen Buche das die Ngade heist und dessen Inhalt eine seltsame Mischung ist von Sagen der Vorfahren Wundergeschichten aus Egypten curiosen Erzählungen Streutragen Gebeten und Festliedern. Eine große Abendmahlzeit wird in die Mitte dieser Feier emgehoben und sogar während des Vorlesens wird zu bestimmten Zeiten etwas von den symbolischen Gerichten gekostet so wie alsdann auch Stückchen von dem ungesäuerten Brote gegessen und vier Becher rothen Weines getrunken werden. Wehmüthig heiter, ernsthaft spielend und märchenhaft geheimnißvoll ist der Charakter dieser Abendfeier, und der herkömmlich singende Ton womit die Ngade von dem Hausvater vorgelesen und zuweilen chorartig von den Zuhörern nachgesprochen wird. Hingegen so schoneninnig, so mütterlich einflussend, und zugleich so heftig aufweckend, daß selbst diejenigen Juden, die längst von dem Glauben ihrer Vater abgefallen und fremden Freuden und Ehren nachgejagt sind, im tiefsten Herzen erschüttert werden, wenn ihnen die alten wohlbekanntenen Paschaballänge zufällig in's Ohr dringen.

Im großen Saale seines Hauses saß einst Rabbi Abraham, und mit seinen Unverwandten, Schülern und übrigen Gästen beging er die Abendfeier des Paschafestes. Im Saale war Alles mehr als gewöhnlich blank, über den Tisch zog sich die buntgestickte Seidendecke, deren Goldfransen bis auf die Erde hingen; tranlich schimmerten die Tellerchen mit den symbolischen Speisen, sowie auch die hohen weingefüllten Becher, woran als Tierat lauter heilige Geschichten von zarteibener Arbeit; die Männer saßen in ihren schwarzen

mänteln und schwarzen Plathüten und weißen Halsbergen; die Frauen, in ihren wunderlich glitzernden Kleidern von lombardischen Stoffen, trugen um Haupt und Hals ihr Gold- und Perlengeschmeide; und die silberne Sabbathlampe goß ihr festliches Licht über die andächtig vergnügten Gesichter der Alten und Jungen. Auf den purpurnen Sammetkissen eines mehr als die übrigen erhabenen Sessels und angelehnt, wie es der Gebrauch heischt, saß Rabbi Abraham und las und sang die Ngade, und der bunte Chor stimmte ein oder antwortete bei den vorgelesenen Stellen. Der Rabbi trug ebenfalls sein schwarzes Festkleid seine edelgeformten, etwas strengen Züge waren milder denn gewöhnlich die Lippen lächelten hervor aus dem braunen Barte, als wenn sie viel Holdes erzählen wollten, und in seinen Augen schwamm es wie selige Erinnerung und Ahnung. Die schöne Sara, die auf einem ebenfalls erhabenen Sammetstuhl an seiner Seite saß, trug als Wirthin nichts von ihrem Geschmeide, nur weißes Linnen umschloß ihren schlanken Leib und ihr frommes Antlitz. Dieses Antlitz war rührend schön, wie denn überhaupt die Schönheit der Jüdinnen von eigenthümlich rührender Art ist; das Bewußtsein des tiefen Elends, der bitteren Schmach und der schlimmen Kabinisse worinnen ihre Verwandten und Freunde leben, verbreitet über ihre holden Gesichtszüge eine gewisse leidende Innigkeit und beobachtende Liebesangst, die unsere Herzen sonderbar bezaubert. So saß heute die schöne Sara und sah beständig nach den Augen ihres Mannes. Dann und wann schaute sie auch nach der vor ihr liegenden Ngade, dem hubrahen in Gold und Sammet gebundenen Pergamentbuche, einem alten Erbstück mit verjährten Weinsflecken aus den Seiten ihres Großvaters, und worin so viele keck und bunt gemalte Bilder, die sie schon als kleines Mädchen am Pascha-Abend so gerne betrachtete, und die allerlei biblische Geschichten darstellten, als da sind: wie Abraham die steinernen Höhen seines Vaters mit dem Hammer entzwei klopft, wie die Engel zu ihm kommen wie Moses den Mizai todtschlägt wie Pharaos prachend auf dem Throne sitzt wie ihm die Froche sogar bei Tode keine Anbe lassen wie er Gott sei Dank! verkauft wie die Kinder Israel vorsichtig durch das rothe Meer gehen, wie sie offenen Mantles mit ihren Schafen, Kühen und Oshen vor dem Berge Sinai stehen, dann auch wie der fromme König David die Barte

spielt, und endlich wie Jerusalem mit den Thürmen und Säulen seines Tempels beirablt wird vom Glanze der Sonne!

Der zweite Becher war schon eingegießt die Gesichter und Stimmen wurden immer heller, und der Rabbi, indem er eins der ungeschmerten

Osterbrote ergriff und heiter grüßend emporhielt, las er folgende Worte aus der Agade: „Siehe! Das ist die Kost die unsere Vater in Egypten genossen! Jeglicher, den es hungert, er komme und genieße! Jeglicher, der da trauzig, er komme und theile unsere Paschafreude! Gegenwärtigen



Jahres feiern wir hier das Fest, aber zum kommenden Jahre im Lande Israel's! Gegenwärtigen Jahres feiern wir es noch als Knechte, aber zum kommenden Jahre als Söhne der Freiheit!"

Da öffnete sich die Saalthüre, und herein traten zwei große blasse Männer, in sehr weite Mäntel gebüllt, und der Eine sprach: „Friede sei mit euch, wir sind reisende Glaubensgenossen und wünschen das Paschafest mit euch zu feiern.“ Und der Rabbi antwortete rasch und freundlich: „Mit euch sei Frieden, setzt euch nieder in meiner Nähe!“ Die beiden Fremdlinge setzten sich alsbald zu Tische und der Rabbi fuhr fort im Vorlesen. Manchmal während die Uebrigen noch im Zuge des Nachsprechens waren, warf er kofende Worte nach seinem Weibe, und anspielend auf den alten Scherz daß ein jüdischer Hanswurst sich an diesem Abend für einen König hält, sagte er zu ihr: „Freue dich, meine Königin!“ Sie aber antwortete, wehmüthig lächelnd: „Es fehlt uns ja der Prinz!“ und damit meinte sie den Sohn des Hauses der wie eine Stelle in der Agade

es verlangt, mit vorgeschriebenen Worten seinen Vater um die Bedeutung des Festes befragen soll. Der Rabbi erwiderte nichts und zeigte blos mit dem Finger nach einem eben aufgeschlagenen Bilde in der Agade, wo überaus anmuthig zu schauen war wie die drei Engel zu Abraham kommen um ihm zu verkünden, daß ihm ein Sohn geboren werde von seiner Gattin Sara, welche unterdessen weiblich pffrig hinter der Thüre steht, um die Unterredung zu belauschen. Dieser leise Wink goß dreifaches Roth über die Wangen der schönen Frau, sie schlug die Augen nieder, und sah dann wieder freundlich empor nach ihrem Manne, der singend fortfuhr im Vorlesen der wunderbaren Gesdichte, wie Rabbi Jesua, Rabbi Eliezer, Rabbi Maria, Rabbi Akiba und Rabbi Tarphen in Bona-Brak angelehnt saßen und bis die ganze Nacht vom Auszuge der Kinder Israel aus Egypten unterhielten, bis ihre Schüler kamen und ihnen zuriefen, es sei Tag und in der Synagoge verlese man schon das große Morgengebet.

Derweilen nun die schöne Sara andächtig zuhörte und ihren Mann beständig anah bemerkte sie, wie plötzlich sein Antlitz in grauniger Verzerrung erstarrte, das Blut aus seinen Wangen und Lippen verwichwand und seine Augen wie Eiszapfen hervorglöhnten; — aber fast im selben Augenblick sah sie, wie seine Züge wieder die vorige Ruhe und Heiterkeit annahmen, wie seine Lippen und Wangen sich wieder rötheten, seine Augen munter überkreuzten, ja wie sogar eine ihm sonst ganz fremde tolle Laune sein ganzes Wesen ergriff. Die schöne Sara erschrak wie sie noch nie in ihrem Leben erschrocken war, und ein inneres Grauen stieg fälschlich in ihr auf, weniger wegen der Zeichen von starrem Entsetzen, die sie einen Moment lang im Gesichte ihres Mannes erblickt hatte als wegen seiner jetzigen Fröhlichkeit, die allmählich in jauchzende Ausgelassenheit überging. Der Rabbi hob sein Varentspielend von einem Obre nach dem andern zupfte und kräuselte possirlich seine Bartlocken, sang den Agadestext nach der Weise eines Gassenhauers, und bei der Aufzählung der egyptischen Plagen, wo man mehrmals den Fergesänger in den vollen Becher eintunkt und den anhängenden Weinropfen zur Erde werft, bespritzte der Rabbi die jüngern Mädchen mit Rothwein und es gab großes Klagen über verdorbene Halskrausen, und schallendes Gelächter. Immer unheimlicher ward es der schönen Sara bei dieser krampfhaft sprudelnden Lustigkeit ihres Mannes und bekommen von namenloser Bangigkeit schaute sie in das summende Gewimmel der huntbeleuchteten Menschen, die sich behaglich breit hin und her schaukelten, an den dünnen Parablasten knaperten oder Wein schlürften, oder mit einander schwagten, oder laut sangen, überaus vergnügt.

Da kam die Zeit, wo die Abendmahlzeit gehalten wird; Alle standen auf, um sich zu waschen, und die schöne Sara holte das große silberne, mit gemalten Goldkugeln reichverzierte Waschbecken das sie jedem der Gäste vorhielt, während ihm Wasser über die Hände gegossen wurde. Als sie auch dem Rabbi diesen Dienst erwies, blinzelte ihr dieser bedeutsam mit den Augen, und schlich sich zur Thüre hinaus. Die schöne Sara folgte ihm auf dem Fuße; bald darauf der Rabbi die Hand seines Weibes, eilig zog er sie fort durch die dunkeln Gassen Bacharachs, eilig zum Thor hinaus auf die Landstraße, die den Rhein entlang nach Singen führt.

Es war eine jener frühlingnächte, die zwar lau genug und hellgestirnt sind, aber doch die Seele mit seltsamen Schauern erfüllen. Leichenhaft dunteten die Blumen; Schadenfroß und zugleich selbstbeangstigt zwitscherten die Vögel; der Mond warf heimtückisch gelbe Streiflichter über den dunkel himurmehnden Strom; die hohen Felsenmassen des Ufers schienen bedrohlich wackelnde Nicolshäupter; der Thurmwächter auf Burg Strableck blies eine melancholische Weise; und dazwischen lautete eifrig gellend das Sterbegelächten der Sauer Wernerstraße. Die schöne Sara trug in der rechten Hand das silberne Waschbecken, ihre linke hielt der Rabbi noch immer gefaßt, und sie fühlte, wie seine Finger eiskalt waren und wie sein Arm zitterte; aber sie folgte schweigend, vielleicht weil sie von jeher gewohnt, ihrem Manne blindlings und traugelos zu gehorchen, vielleicht auch weil ihre Lippen vor innerer Angst verschlossen waren.

Unterhalb der Burg Sonntag Forch gegenüber, ungefähr wo jetzt das Dorfschen Niederrheimbach liegt, erhebt sich eine Felsenplatte, die bogenartig über das Rheinufer hinaushängt. Diese erstieg Rabbi Abraham mit seinem Weibe, schaute sich um nach allen Seiten, und starrte hinauf nach den Steinen, Sinter und von Todesängsten durchfröstelt stand neben ihm die schöne Sara und betrachtete sein blaßes Gesicht, das der Mond gespenstisch beleuchtete, und worauf es hin und her zuckte wie Schmerz, Furcht, Andacht und Wuth. Als aber der Rabbi plötzlich das silberne Waschbecken ihr aus der Hand riß und es schollernd hinabwarf in den Rhein, da konnte sie das grausenhafte Angstgefühl nicht länger ertragen, und mit dem Ausrufe „Schada! voller Gnade!“ stürzte sie zu den Füßen des Mannes und beschwor ihn, das dunkle Nathiel endlich zu erlösen.

Der Rabbi des Sprechens ohnmächtig bewegte mehrmals lautlos die Lippen, und endlich rief er: „Stehst du den Engeln des Todes? Dort unten schwebt er über Bacharach! Wir aber sind seinem Schwerte entronnen. Gelobt sei der Herr!“ Und mit einer Stimme die noch vor innerem Entsetzen bebte, erzählte er: wie er wohlgemuth die Agade hinsingend und angelehnt saß, und zufällig unter den Tisch schaute, habe er dort zu seinen Füßen den blutigen Leichnam eines Kindes erblickt.

Da merkte ich — sagte der Rabbi hinzu — daß mehrere zwei Jahre Garte nicht von der Ge-



Mar. Dom. S. ...

meinde Israel's waren, sondern von der Versammlung der Gottlosen, die sich berathen hatten jenen Leichnam heimlich in unser Haus zu schaffen um uns des Kindermordes zu beschuldigen und das Volk aufzureizen, uns zu plündern und zu ermorden. Ich durfte nicht merken lassen, daß ich das Werk der Finsterniß durchschaute; ich hätte dadurch nur mein Verderben beschleunigt, und nur die List hat uns Beide gerettet. Gelobt sei der Herr! Mergüthe dich nicht, schöne Sara; auch unsere Freunde und Verwandten werden gerettet sein. Nur nach meinem Tode lebten die Muckelosen; ich bin ihnen entronnen und sie begnügen sich mit meinem Silber und Golde. Komm mit mir, schöne Sara, nach einem anderen Lande, wir wollen das Unglück hinter uns lassen, und damit uns das Unglück nicht verfolge, habe ich ihm das Letzte meiner Habe, das silberne Becken zur Verzeihung hingeworfen. Der Gott unserer Väter wird uns nicht verlassen. — Komm herab, du bist müde; dort unten steht bei seinem Kahne der stille Wilhelm; er fährt uns den Rhein hinauf."

Kantlos und wie mit gebrochenen Gliedern war die schöne Sara in die Arme des Rabbi hingedunkelt, und langsam trug er sie hinab nach dem Ufer. Hier stand der stille Wilhelm, ein taubstummer, aber bildschöner Knabe, der zum Unterhalt seiner alten Pflegemutter, einer Nachbarin des Rabbi, den Kobrani trug und hier seinen Kahu angelegt hatte. Es war aber, als erriethe er schon gleich die Absicht des Rabbi, ja es schien, als habe er eben auf ihn gewartet, um seine gethlossenen Lippen so sich das lieblichste Müßelid, bedeutungstief ruhten seine großen blauen Augen auf der schönen Sara und langsam trug er sie in den Kahu.

Der Blick des stummen Knaben weckte die schöne Sara aus ihrer Betäubung, sie fühlte auf einmal, daß Alles, was ihr Mann ihr erzählte, kein bloßer Traum sei und Ströme bitterer Thränen ergossen sich über ihre Wangen, die jetzt so weiß wie ihr Gewand. Da saß sie nun in der Mitte des Kahns, ein weinendes Marmorbild; neben ihr saßen ihr Mann und der stille Wilhelm welche emsig ruderten.

Sei es nun durch den einförmigen Ruderschlag, oder durch das Sabanteln des Fahrzeugs oder durch den Duft jener Bergesener, worauf die Freude wächst, immer geschieht es, daß auch der Verübteste seltsam beunruhigt wird, wenn er in

der Frühlingsnacht in einem leichten Kahne leicht dahinfährt auf dem lieben, klaren Rheinstrom. Wahrlich, der alte gutherzige Vater Rhein kann's nicht leiden, wenn seine Kinder weinen; thränenstillend wiegt er sie auf seinen treuen Armen, und erzählt ihnen seine schönsten Märchen, und verspricht ihnen seine goldigsten Schätze, vielleicht gar den malit verunkelten Uebungsberg. Auch die Thränen der schönen Sara flossen immer milder und milder, ihre gewaltigsten Schmerzen wurden fortgespült von den flüsternden Wellen, die Nacht verlor ihr häßliches Geantzen und die heimathlichen Berge grüßten wie zum zartesten Lebewohl. Vor allen aber grüßte traulich ihr Lieblingsberg, der Kedrich und in seiner seltsamen Mondbeleuchtung schien es, als stände wieder oben ein stanzler mit ängstlich ausstrahlenden Armen, als hoben die finken Zwergen unwillkürlich aus ihren Felsenpalten, und als käme ein Reiter den Berg hinaufgesprängt in vollem Galopp; und der schönen Sara war zu Muthe, als sei sie wieder ein Heines Mädchen und wie wieder auf dem Schoße ihrer Mähne aus Lohr und die sie erzählte ihr die babylische Geschichte von dem fecken Reiter, der das arme, von den Zwergen geraubte Fräulein befreite, und noch andere wahre Geschichten, vom wunderlichen Wispertale drüben, wo die Vögel ganz vernünftig sprechen, und vom Pfefferküchenland, wo die Engländer kommen und von verwichenen Prinzessinnen, singenden Bäumen, gläsernen Schlössern, goldenen Bäumen, laubenden Vögel . . . Aber, wann sie all diesen hübschen Märchen, die klingend und leuchtend zu leben begannen, hörte die schöne Sara die Stimme ihres Vaters, der ärgerlich die arme Mähne ansah, daß sie dem Kinde so viel Thorheiten in den Kopf schwahe! Als bald kam's ihr vor, als setze man sie auf das kleine Bänkchen vor dem Sammetstühl ihres Vaters, der mit weicher Hand ihr langes Haar wuschelte, gar vergnügt mit dem Auge lachte und sich behaglich hin und her wiegte in seinem weiten blauschneidigen Sabbathschlafrock . . . Es mußte wohl Sabbath sein, denn die geblühte Decke war über den Tisch gespreitet, alle Gerichte im Sommerkanditen spritzblank getrieben, der weiswonnige Gemeindediener saß an der Seite des Vaters und kante Köstlichkeiten und sprach hebräisch, auch der kleine Abraham kam herein mit einem allmächtig großen Buche, und bat bescheidenlich seinen Oheim

um die Erlaubniß, einen Abschnitt der heiligen Schrift erklären zu dürfen damit der Oberrhein sich selber überzeuge, daß er in der verfloßenen Woche viel gelernt habe und viel Lob und Kuchen verdiene. . . . Nun legte der kleine Bursche das Buch auf die breite Armlehne des Sessels, und erklärte die Geschichte von Jakob und Rabel, wie Jakob seine Stimme erhob und laut weinte, als er sein Mäibchen Rabel zuerst erblickte, wie er so traulich am Brennen mit ihr gesprochen wie er sieben Jahr' um Rabel dienen mußte und wie sie ihm so schnell verfloßen und wie er die Rabel geheiratet und immer und immer geliebt hat. . . . Auf einmal erinnerte sich auch die schöne Sara, daß ihr Vater damals mit lustigem Tone ausrief: „Willst du nicht eben so dein Mäibchen Sara heiraten?“ worauf der kleine Abraham ernsthaft antwortete: „Das will ich, und sie soll sieben Jahr' warten.“ Dämmernd zogen diese Bilder durch die Seele der schönen Frau, sie sah, wie sie und ihr kleiner Vetter, der jetzt so groß und ihr Mann geworden, kindlich mit einander in der Lauberhütte spielten, wie sie sich dort ergöhten an den bunten Tapeten, Blumen, Spiegeln und vergoldeten Äpfeln, wie der kleine Abraham immer zärtlicher mit ihr koste, bis er allmählich größer und mürrischer wurde, und endlich ganz groß und ganz mürrisch. . . . Und endlich sitzt sie zu Hause allein in ihrer Kammer eines Samstagabends, der Mond scheint hell durch's Fenster, und die Thür fliegt auf, und hastig stürmt herein ihr Vetter Abraham, in Reisfleidern und blaß wie der Tod, und ergreift ihre Hand, steckt einen goldenen Ring an ihren Finger und spricht feierlich: „Ich nehme dich hiermit zu meinem Weibe, nach den Gesetzen von Moses und Israel!“ „Jetzt aber“ setzt er bebend hinzu, „setzt muß ich fort nach Spanien. Lebwohl, sieben Jahre sollst du auf mich warten!“ Und er stürzt fort, und weinend erzählte die schöne Sara das Alles ihrem Vater. . . . Der tobt und wüthet: „Schneid ab dein Haar, denn du bist ein verheiratetes Weib!“ — und er will dem Abraham nachreiten, um einen Scheidebrief von ihm zu erzwingen; — aber der ist schon über alle Berge, der Vater kehrt schweigend nach Haus zurück, und wie die schöne Sara ihm die Reistiefeln ausziehen hilft und besänftigend äußert, daß der Abraham nach sieben Jahren zurückkehren da flucht der Vater: „Sieben Jahr' sollt ihr betteln gehn!“ und bald stirbt er.

So zogen der schönen Sara die alten Geschichten durch den Sinn wie ein häßiges Schattenspiel, die Bilder vermischten sich auch wunderbar und zwischendurch schauten halb bekannte halb fremde häßige Gesichter und große Wunden mit fabelhaft breitem Blattwerk. Es war auch als murrte der Rhein die Melodien der Maade und die Bilder derselben stiegen daraus hervor, lebensgroß und verzerrt, tolle Bilder: der Erzvater Abraham zerschlägt ängstlich die Götzengestalten, die sich immer hastig wieder von selbst zusammensetzen; der Mizri wehrt sich fürchtbar gegen den ergriminten Moses; der Berg Sinai blüht und flammt; der König Pharao schwimmt im rothen Meere mit den Säbnen im Mantel die zackige Goldkrone festhaltend; Frösche mit Menschenantlitz schwimmen hintendrein, und die Wellen schäumen und brausen, und eine dunkle Niesenwand taucht drohend daraus hervor.

Das war Hatto's Mäuseturm, und der Kahn schoß eben durch den Binger Strudel. Die schöne Sara ward dadurch etwas aus ihren Träumereien gerüttelt, und schaute nach den Bergen des Ufers, auf deren Spitzen die Schloßthürme stummerten, und an deren Fuß die mondbeleuchteten Nachtelilien sich hinzogen. Plötzlich aber glaubte sie dort ihre Freunde und Verwandten zu sehen, wie sie mit Leichengehidern und in weißwallenden Todtenhemden schreckenhaftig vorüberliefen, den Rhein entlang. . . . es ward ihr schwarz vor den Augen ein Eisstrom ergoß sich in ihre Seele und wie im Schlafe hörte sie nur noch, daß ihr der Rabbi das Nachtgebet vorbetete, langsam ängstlich, wie es bei todtkranken Leuten geschieht, und träumerisch stammelte sie noch die Worte: „Zehntausend zur Rechten, zehntausend zur Linken; den König zu schützen vor nächtlichen Grauen. . .“

Da verzog sich plötzlich all das eindringende Dunkel und Grausen, der düstre Vorhang ward vom Himmel fortgerissen, es zeigte sich oben die heilige Stadt Jerusalem mit ihren Thürmen und Thoren; in goldner Pracht leuchtete der Tempel; auf dem Vorhofe desselben erblickte die schöne Sara ihren Vater in seinem gelben Sabbat-schlafrock und vergnügt mit den Augen lachend; aus den runden Tempelfenstern grüßten fröhlich alle ihre Freunde und Verwandte, im Allerheiligsten kniete der fromme König David mit Purpurmantel und funkelnder Krone, und lieblich ertönte sein Gesang und Saitenspiel — und selig lächelnd entschlief die schöne Sara.

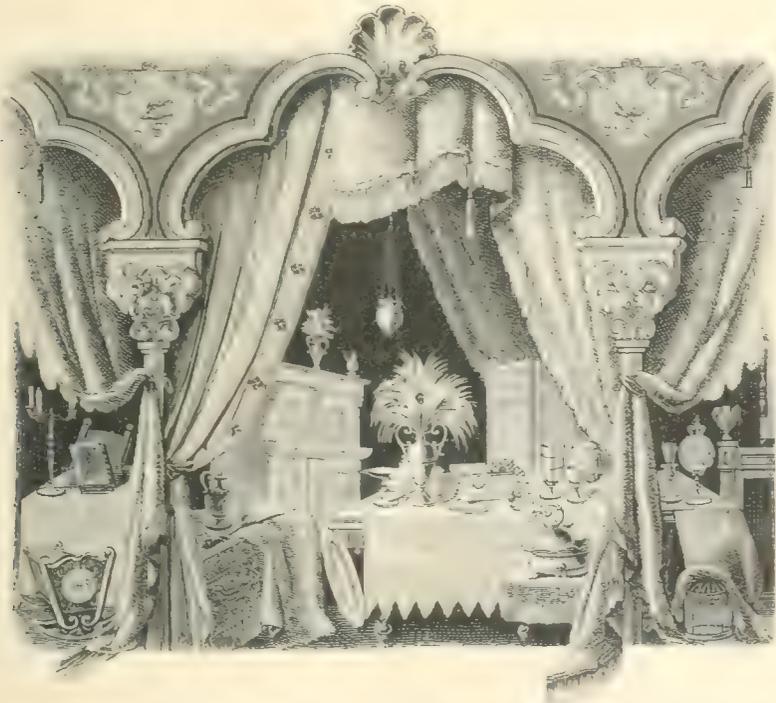


(Die Perobana.)

Kapitel II.

Als die schöne Sara die Augen aufschlag ward sie fast geblendet von den Strahlen der Sonne. Die hohen Thürme einer großen Stadt erhoben sich, und der stumme Wilhelm stand mit der Bakenfänge aufrecht im Kadue und leitete

denselben durch das lustige Gewühl vieler bunten bewimpelten Schiffe deren Mannschaft entweder mühsig hinabsteuerte auf die Vorbeifabrenden oder viehändig hochbeistigt war mit dem Ausladen von Kisten, Ballen und Fässern, die auf kleineren



Fahrzeugen an's Land gebracht wurden wobei ein betäubender Lärm, das beständige Hallorufen der Barkenführer, das Geschrei der Kaufleute vom Ufer her und das Kerzen der Söllner die in ihren rothen Röcken mit weißen Stäbchen und weißen Gesichtern von Schiff zu Schiff hüpfen.

„Ja schöne Sara — sagte der Rabbi zu seiner Frau, heiter lächelnd — „das ist hier die weltberühmte freie Reichs- und Handelsstadt Frankfurt am Main und das ist oben der Markstuf, worauf wir jetzt fahren. Da drüben die lachenden Häuser, umgeben von grünen Hügeln, das ist das Sachsenhausen, woher uns der lahme Gumpertz zur Zeit des Lauberhüttenfestes die

schönen Myrrhen holt. Hier siehst du auch die starke Mainbrücke mit ihren dreizehn Bögen, und gar viel Volk, Wagen und Pferde geht sicher darüberhin, und in der Mitte steht das Häuschen, wovon die Mühlmele Täubchen erzählt hat, daß ein getaufter Jude darin wohnt, der Jedem, der ihm eine todte Ratte bringt, sechs Heller auszahlt für Rechnung der jüdischen Gemeinde, die dem Stadtrathe jährlich sumptuös Rattenjambone abliefern soll!“

Ueber diesen Krieg, den die Frankfurter Juden mit den Ratten zu führen haben, mußte die schöne Sara laut lachen; das klare Sonnenlicht und die neue bunte Welt, die vor ihr auftauchte, hatte



alles Grauen und Entsetzen der vorigen Nacht aus ihrer Seele vertriebt und als sie aus dem landenden Kahne von ihrem Manne und dem nimmten Wilhelm aus's Ufer gehoben werden, fühlte sie sich wie durchdrungen von freudiger Sicherheit. Der stumme Wilhelm mit seinen schönen nerblauen Augen sah ihr lange in's Gesicht, halb sämmerlich, halb heiter, dann warf er noch einen bedeutenden Blick nach dem Kahne, sprang zurück in seinen Kahn, und bald war er damit verschwunden.

„Der stumme Wilhelm hat doch viel Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Bruder,“ bemerkte die schöne Sara. „Die Enael leben sich alle ähnelte,“ erwiderte lechzend der Rabbi, und sein Weib bei der Hand ergreifend, führte er sie durch das Menschengewimmel des Ufers, wo jetzt weil es die Zeit der Ostermesse eine Menge hölzerner Krambuden aufgebaut standen. Als sie durch das dunkle Mainthor in die Stadt gelangten, fanden sie nicht minder lärmigen Verkehr. Hier in einer enaen Straße erhob sich ein Kaufmannsladen neben dem andern, und die Häuser, wie überall in Frankfurt, waren ganz besonders zum Handel eingerichtet: im Erdgeschosse keine Fenster, sondern lauter offene Bogenthüren, so daß man tief hineinschauen und jeder Vorübergehende die ausgestellten Waaren deutlich betrachten konnte. Wie staunte die schöne Sara ob der Masse kostbarer Sachen und ihrer nie gesehenen Pracht! Da standen Venetianer, die allen Luxus des Morgenlandes und Italiens feil boten und die schöne Sara war wie festgebannt beim Anblick der aufgeschichteten Puffsachen und Kleinodien, der bunten Mützen und Mieder, der güldnen Armspangen und Halsbänder, des ganzen Glitterkrams, den die Frauen sehr gern bewundern und womit sie sich noch lieber schmückten. Die reichgeputzten Sammet- und Seidenstoffe schienen mit der schönen Sara sprechen und ihr allerlei Wunderliches in's Gedächtniß zurückrufen zu wollen, und es war ihr wirklich zu Muth, als wäre sie wieder ein kleines Mädchen und Mümmel Tambchen habe ihr Versprechen erfüllt und sie nach der Frankfurter Messe geführt, und jetzt eben stehe sie vor den hübschen Kleidern, wovon ihr so viel erzählt worden. Mit heimlicher Freude überlegte sie schon, was sie nach Sacharach mitbringen wolle, welchem von ihren beiden Väscchen, dem kleinen Blümchen oder dem kleinen Vogelchen der blaueidne

Gürtel am besten gefallen würde, ob auch die grünen Höschen dem kleinen Gottschalk passen mochten. Doch plötzlich sagte sie zu ihr selbst: Ach Gott, die sind ja unterdessen gewaschen und gebleicht umgehakt worden! Sie rief hastig zusammen, und die Bilder der Nacht wollten schon mit all ihrem Entsetzen wieder in ihr aufsteigen; doch die goldgeputzten Kleider blinzelten nach ihr wie mit tausend Schelmenaugen und redeten ihr alles Dunkle aus dem Sinn, und wie sie hinaufsah nach dem Antlig ihres Mannes, so war dieses unumwölkt, und trug seine gewöhnliche ernste Milde. „Mach die Augen zu, schöne Sara“ — sagte der Rabbi, und führte seine Frau weiter durch das Menschengedränge.

Woh! ein buntes Treiben! Summe waren es Handelsleute, die laut mit einander feilschten, oder auch mit sich selbst, sprechend an den Fingern rechneten oder auch von einigen handverwählten Markthelfern, die in kurzem Hundetrab hinter ihnen herliefen, ihre Einkäufe nach der Herberge schleppen ließen. Andere Schmeichler liefen nach, daß bloß die Neugier sie herbeigezogen. Am rothen Mantel und der goldenen Halskette erkannte man den breiten Rathsherrn. Das schwarze, wohlhabend hauschige Wams verrieth den ehrsamten stolzen Rathsherrn. Die eiserne Puffbank, das gelblederne Wams und die klirrenden Pfundsporen verkündigten den schweren Reitersknecht. Unterm schwarzen Sammethäubchen, das in einer Spitze auf der Stirne zusammenlief, barg sich ein rosiges Mädchengesicht, und die jungen Gefellen, die gleich witternden Jagdhunden hinterdrein sprangen, zeigten sich als vollkommene Stutzer durch ihre federbefiederten Barette, ihre klingenden Schnabelschuhe und ihre seidnen Kleider von getheilter Farbe, wo die rechte Seite grün, und die linke Seite roth, oder die eine regenbogenartig gezieret, die andre buntbunztig gemischt war, so daß die närrischen Burischen ausfahen, als wären sie in der Mitte gespalten. Von der Menschenströmung fortgezogen, gelangte der Rabbi mit seinem Weibe nach dem Römer Dries, in der große mit hohen Giebelhäusern umgebene Marktplatz der Stadt, seinen Namen führend von einem ungeheuren Haufe, das „Zum Römer“ hieß und vom Magistrat angekauft und in einem Rathhause gewohnt wurde. In diesem Gebäude wohnt man Deutschlands Kaiser, und vor demselben wurden oft edle Ritterspiele gehalten. Der König



Marimilian der dergleichen Leidenschaft heftig war damals in Frankfurt anwesend und Tags zuvor hatte man ihm zu Ehren vor dem Romer ein großes Stöcken veranstaltet. Bei den hölzernen Schranken die fest von den Sommerleuten abgebrochen wurden standen noch viele Müßiggänger und erzählten sich wie gehört der Vertrag von Braunshweig und der Markgraf von Brandenburg unter Pauken und Trompetenschal gegen einander gerannt wie Herr Warber der Lünep den Varenmutter so gewaltig aus den Sattel gestoßen, daß die Lanzen splitter in die Luft flogen, und wie der lange blonde König Max im Kreise seines Hofgesindes auf dem Balcone stand und sich vor Freude die Hände rieb. Die Decken von goldenen Stoffen lagen noch auf der Lehne des Balcons und der spitzbölgigen Rathhausfenster. Auch die übrigen Häuser des Marktplatzes waren noch festlich geschmückt und mit Wappenschilden verziert; besonders das Haus Lünep auf dessen Banner eine Jungfrau gemalt war, die einen Sperber auf der Hand trägt, während ihr ein Affe einen Spiegel vorhält. Auf dem Vorwege dieses Hauses standen viele Ritter und Damen, in lächelnder Unterhaltung hinablickend auf das Volk, das unten in tollen Gruppen und Unzügen hin und herwogte. Welche Menge Müßiggänger von jedem Stande und Alter drängte sich hier, um ihre Schaulust zu befriedigen! Hier wurde gelacht, gegreint, gestohlen, in die Lenden gekniffen, gejubelt, und zwischendrein schmetterte gellend die Trompete des Arztes, der im rothen Mantel mit seinem Hanswurst und Affen auf einem hohen Gerüste stand, seine eigne Kunstfertigkeit recht eigentlich ausposaunte, seine Tinkturen und Wundersalben anpries, oder ernsthaft das Uringlas betrachtete, das ihm irgend ein altes Weib vorbielt, oder sich anschrückte, einem armen Bauer den Backzahn auszureißen. Zwei Fechtmeister, in bunten Bändern einherflatternd, ihre Rappiere schwingend, begegneten sich hier wie zufällig und stießen mit Scheingorn auf einander; nach langem Gefechte erklärten sie sich wechselseitig für unüberwindlich, und sammelten einige Pfennige. Mit Trommler und Pfeifer marschirte jetzt vorbei die neu errichtete Schützengilde. Hierauf folgte, angeführt von dem Stöcker, der eine rothe Fahne trug, ein Rudel fahrender Fräulein, die aus dem Frauenhaufe zum Titel von Würzburg herkamen und nach dem Rosenthal hinausogen wo die hoch-

löbliche Obrigkeit ihnen für die Meßzeit ihr Quatier angewiesen. Mach die Augen zu schöne Sara! — sagte der Rabbi. Denn wie unanständig und allzu knapp bekleideten Weibsbilder, worunter einige sehr hübsche, geberdeten sich auf die unzüchtigste Weise, entblößten ihren frechen Busen, neckten die Vorübergehenden mit schamlosen Worten, schlangen ihre langen Wanderstöcke, und indem sie auf letzteren wie auf Stockpferden die Sanct-Katharinenpforte hinabritten, sangen sie mit gellender Stimme das Hegenlied:

„Wo ist der Vock, das Höllethier?
Wo ist der Vock? Und fehlt der Vock.
So reiten wir, so reiten wir,
So reiten wir auf dem Stock!“

Dieser Gesang, den man noch in der Ferne hören konnte, verlor sich am Ende in den kirchlich langgezogenen Tönen einer herannahenden Procession. Das war ein trauriger Zug von kahlföpfigen und barfüßigen Mönchen, welche brennende Wachslichter oder Fahnen mit Heiligensbildern oder auch große silberne Crucifixe trugen. An ihrer Spitze gingen roth- und weißgeröckte Knaben mit dampfenden Weihrauchkesseln. In der Mitte des Zuges unter einem prächtigen Baldachin sah man Geistliche in weißen Chorhemden von kostbaren Spitzen oder in buntseidenen Stolen, und einer derselben trug in der Hand ein sonnenartig goldnes Gefäß, das er, bei einer Heiligennische der Marktecke anlangend, hoch emporhob, während er lateinische Worte halb rief, halb sang. . . . Zugleich erklingelte ein kleines Glöckchen, und alles Volk ringsum verstummte, fiel auf die Knie und bekränzte sich. Der Rabbi aber sprach zu seinem Weibe: Mach die Augen zu schöne Sara! — und häufig zog er sie von hinne nach einem schmalen Nebengäßchen, durch ein Labyrinth von engen und krummen Straßen, und endlich über den unbewohnten, wüsten Platz, der das neue Judenquartier von der übrigen Stadt trennte.

Vor jener Zeit wohnten die Juden zwischen dem Dom und dem Mainufer, nämlich von der Brücke bis zum Lumpenbrennen und von der Mehlschwaige bis zu Sanct Bartholomäi. Aber die katholischen Priester erlangten eine päpstliche Bulle, die den Juden verwehrte, in solcher Nähe



der Hauptstube zu wohnen und der Magistrat gab ihnen einen Platz auf dem Wollgraben wo sie das heutige Judenquartier erbauten. Dieses war mit starken Mauern versehen, auch mit eisernen Ketten vor den Thoren um sie gegen Pöbelandrang zu sperren. Denn hier lebten die Juden ebenfalls in Drück und Angst und mehr als heutzutage in der Erinnerung früherer Nothen. Im Jahre 1240 hatte das entzückte Volk ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet welches man die erste Judenbladt nannte und im Jahre 1540, als die Hetsler bei ihrem Durchzuge die Stadt anzündeten und die Juden des Brandstiftens anklagten, wurden diese von dem aufgeregten Volke zum größten Theile ermordet oder sie fanden den Tod in den Flammen ihrer eigenen Häuser welches man die zweite Judenbladt nannte. Später bedrohte man die Juden noch oft mit dergleichen Schladten und bei unruhen Frankfurts, besonders bei einem Streite des Rathes mit den Hünften, stand der Christenpöbel oft im Begriff das Judenquartier zu räumen.

Letzteres hatte zwei Thore die an katholischen Feiertagen von außen an jüdischen Feiertagen von innen geschlossen wurden und vor jedem Thor herand sich ein Wachtbaus mit Stadrobdaren.

Als der Rabbi mit seinem Weibe an das Thor des Judenquartiers gelangte lagen die Landsknechte wie man durch die offenen Fenster sehen konnte, auf der Prütische ihrer Wachtstube, und dranken vor der Thüre im vollen Sonnenchein saß der Trommelblager und phantazirte auf seiner großen Trommel. Das war eine schwere dicke Gestalt: Wams und Hosen von reinergelbem Tuch an Armen und Beinden weit ausgebreitet und als wenn unabhänge Nonnenbenningen daraus hervorleekten, von oben bis unten besäet mit kleinen eingenahten roten Wulstchen: Brust und Rücken gepanzert mit schwarzen Endbrocken woran die Trommel hing; auf dem Kopfe eine platte, runde schwarze Kappe; das Gesicht eben so platt und rund, auch orangegelb und mit roten Schwärchen gepickt und verzoogen zu einem gähneuden Lächeln. So saß der Kerl und trom-

melte die Melodie des Liedes, daß einst die Geißler bei der Judenflucht gesungen, und mit seinem rauhen Vierton gurgelte er die Worte:

„Unsre liebe Fraue,
Die ging im Morgenthau
Kyrie eleison!“

„Hans, das ist eine schlechte Melodie“ — rief eine Stimme hinter dem verschlossenen Thore des Judenquartiers — „Hans, auch ein schlecht Lied paßt nicht für die Trommel, paßt gar nicht und bei Leibe nicht in der Messe und am Ostermorgen, schlecht Lied, gefährlich Lied, Hans, Hänschen, klein Trommelhänschen, ich bin ein einzelner Mensch, und wenn du mich lieb hast, wenn du den Stern lieb hast, den langen Stern, den langen Nasenstern, so hör' auf!“

Diese Worte wurden von dem ungeschehenen Sprecher theils argwöhnlich hartig, theils auffeizend langsam hervorgetoszen, in einem Tone, worin das ziehend Weiche und das heiser Harte scharf abwechselte, wie man ihn bei Schwundlichtigen findet. Der Trommelschläger blieb unbewegt, und in der vorigen Melodie forttrummelnd sang er weiter:

„Da kam ein kleiner Junge
Sein Bart war ihm entsprungen,
Hallelnja!“

„Hans“ rief wieder die Stimme des obenerwähnten Sprechers — „Hans, ich bin ein einzelner Mensch, und es ist ein gefährlich Lied, und ich hör' es nicht gern, und ich hab' meine Gründe, und wenn du mich lieb hast, singst du was Anderes, und morgen trinken wir . . .“

Bei dem Wort „Trinken“ hielt der Hans inne mit seinem Trommeln und Singen, und biederer Tones sprach er: „Der Teufel hole die Juden, aber du, lieber Nasenstern, bist mein Freund, ich beschütze dich, und wenn wir noch oft zusammen trinken, werde ich dich auch bekehren. Ich will dein Parthe sein; wenn du getauft wirst, wirst du selig, und wenn du Genie hast und fleißig bei mir lernst, kannst du sogar noch Trommelschläger werden. Ja, Nasenstern, du kannst es noch weit bringen, ich will dir den ganzen Katechismus vortrommeln, wenn wir morgen zusammen trinken — aber jetzt mach' mal das Thor auf, da stehen zwei Fremde und begehren Einlaß.“

„Das Thor auf?“ — schrie der Nasenstern, und die Stimme versagte ihm fast. „Das geht nicht so schnell, lieber Hans, man kann nicht wissen, man kann gar nicht wissen, und ich bin ein einzelner Mensch. Der Weitel Rindskopf hat den Schlüssel und steht jetzt still in der Ecke und brümmelt sein Achtehngebet; da darf man sich nicht unterbrechen lassen. Jäkel der Narr ist auch hier, aber er schlägt jetzt sein . . . Ich bin ein einzelner Mensch.“

„Der Teufel hole die Juden!“ rief der Trommelschläger, und über diesen eignen Witz laut lachend, trollte er sich nach der Wachtstube und legte sich ebenfalls auf die Pritsche.

Während nun der Rabbi mit seinem Weibe jetzt ganz allein vor dem großen verschlossenen Thore stand, erhob sich hinter demselben eine schnarrende, näselnde, etwas spöttisch gezogene Stimme: „Sternchen, dröhne nicht so lange, nimm die Schlüssel aus Rindsköpfchens Rocktasche, oder nimm deine Nase, und schließe damit das Thor auf. Die Leute stehen schon lange und warten.“

„Die Leute?“ — schrie ängstlich die Stimme des Mannes, den man den Nasenstern nannte — „ich glaubte, es wäre nur Einer, und ich bitte dich Narr, lieber Jäkel Narr, guck mal herans, wer da ist.“

Da öffnete sich im Thore ein kleines wohlvergittertes Fensterlein, und zum Vorschein kam eine gelbe, zweihörnige Mütze und darunter das drollig verschnörfelte Lustigmachergeßicht Jäkel's des Narren. In demselben Augenblicke schloß sich wieder die Fensterlucke, und ärgerlich schnarrte es: „Mach auf, mach auf, draußen ist nur ein Mann und ein Weib.“

„Ein Mann und ein Weib!“ — ächzte der Nasenstern. -- „Und wenn das Thor aufgemacht wird, wirst das Weib den Rock ab, und es ist auch ein Mann, und es sind dann zwei Männer, und wir sind nur unser Drei!“

„Sei kein Hase“ — erwiderte Jäkel der Narr — „und sei herzlich und zeige Courage!“

„Courage!“ — rief der Nasenstern und lachte mit verdrießlicher Bitterkeit — „Hase! Hase ist ein schlechter Vergleich, Hase ist ein unreines Thier. Courage! Man hat mich nicht der Courage wegen hiehergestellt, sondern der Vorsicht halber. Wenn zu Viele kommen soll ich abwehren. Aber ich selbst kann sie nicht zurückhalten. Mein Arm



hätigen sah erbiterten Ton. Contage! Und damit der reiche Mendel Reih sich die Kofimonfance vom Maul abwischen und sich den Bauch freibelen und mich braves Kerlchen nennen möge soll ich mich todtschießen lassen? Contage! Verzeß! Der Kerle Swank war verheßhaftig und hat gehöhrt auf dem Romer dem Stochen angefehen und hat gefaucht man fenne ihn nicht, weil er einen violetten Rock trug von Sammet, drei Gulden die Elle mit fuchs-fchwanzaren ganz gold gefircht ganz prächtig — und sie haben ihm den violetten Rock so lange gekleert bis er abfarbte und auch vom Rücken violet geworden ist und nicht mehr menfchenähnlich sieht Contage! Der trumme Leier war verheßhaftig nannte unferen lumpigen Schuldheiß einen Lump, und sie haben ihn an den Füßen aufgehängt zwischen zwei Hunden, und der Trommelhans nennelte Contage! Sei kein Hafe! Unter den vielen Hunden ist

ist schwach ich trage eine Fontanelle und ich bin ein einzelner Mensch. Wenn man auf mich schreibt bin ich todt. Dann sitzt der reiche Mendel Reih am Sabbath bei Tische und wüßt sich vom Maul die Kofimonfance und freibelt sich den Bauch und sagt vielleicht: Das lange Nasenferken war doch ein braves Kerlchen ware Es nicht gewesen, so hätten sie das Thor geprenzt Es hat sich doch für uns todtschießen lassen Es war ein braves Kerlchen schade daß Es todt ist

Die Stimme wurde hier allmählig wech und weinerlich, aber plötzlich schlug sie über in einen

der Hafe verloren, ich bin ein einzelner Mensch, und habe wirklich furcht!“

Schwär mal! — viel Jafel der Narr.

Ich habe wirklich furcht! — wiederholte leutzend der Narrentem — ich weiß die furcht liegt im Gebliut, und ich habe es von meiner seligen Mutter

Ja ja! — unterbrach ihn Jafel der Narr — „und deine Mutter hatte es von ihrem Vater, und der hatte es wieder von dem seinigen, und so hatten es deine Voreltern Einer vom Andern, bis auf deinen Stammvater, welcher unter König Saul gegen die Philister zu Felde zog und der

Erste war, welcher Reifens nahm. Aber sieh mal, Rindsköpfchen ist gleich fertig, er hat sich bereits zum vierten Mal gebückt, schon hüpfet er wie ein Floh bei dem dreimaligen Worte Beitha und jetzt greift er vorsüchtig in die Tasche . . .

Zu der That, die Schlüssel raffelten, knarrend öffnete sich ein Flügel des Chores, und der Rabbi und sein Weib traten in die ganz menschenleere Judengasse. Der Aufschließer aber, ein kleiner Mann mit gutmüthig saurem Gesichte, nickte träumerisch wie Einer, der in seinen Gedanken nicht gern gestört sein möchte, und nachdem er das Thor wieder sorgsam verschlossen, schlappte er, ohne ein Wort zu reden, nach einem Winkel hinter dem Thore, beständig Gebete vor sich himmelmelend. Minder schweigsam war Jäkel der Narr, ein unter setzter, etwas krummbeiniger Gejell, mit einem lachend vollrothen Muths und einer unmeniglich großen Fleischhand, die er aus den weiten Ärmeln seiner buntscheckigen Jacke zum Willkomm hervorstreckte. Hinter ihm zeigte oder vielmehr barg sich eine lange magere Gestalt, der schmale Hals weiß befedert von einer feinen batistnen Krause, und das dünne, blaße Gesicht gar wundersam geziert mit einer fast unglanblich langen Nase die sich neugierig angstvoll hin und her bewegte.

„Gott willkommen! zum guten Freitag!“ rief Jäkel der Narr „wundert euch nicht, daß jetzt die Gasse so leer und still ist. Alle unsere Leute sind jetzt in der Synagoge, und ihr kommt eben zur rechten Zeit, um dort die Geschichte von der Opferung Jiaaks vorlesen zu hören. Ich kenne sie, es ist eine interessante Geschichte, und wenn ich sie nicht schon dreihundertmal angehört hätte, so würde ich sie gern dies Jahr noch einmal hören. Und es ist eine wichtige Geschichte, denn wenn Abraham den Jiaak wirklich geschlachtet hätte, und nicht den Ziegenbock, so wären jetzt mehr Ziegenböcke und weniger Juden auf der Welt.“ — Und mit wahrnünftig lustiger Grimasse fing der Jäkel an, folgendes Lied aus der Agade zu singen:

„Ein Böcklein, ein Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein! ein Böcklein!

„Es kam ein Käzlein, und aß das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Hündlein, und biß das Käzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein

er gab dafür zwei Suslein: ein Böcklein! ein Böcklein!

„Es kam ein Stöcklein und schlug das Hündlein, das gebissen das Käzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein! ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Feuerlein, und verbrannte das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Käzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Wasserlein, und löschte das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Käzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein: ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Wechslein, und soff das Wasserlein, das gelöscht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Käzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Schlächterlein, und schlachtete das Wechslein, das gesoffen das Wasserlein, das gelöscht das Feuerlein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Käzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Todesenglein, und schlachtete das Schlächterlein, das geschlachtet das Wechslein, das gesoffen das Wasserlein, das gelöscht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Käzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Ja, schöne Frau“ fügte der Sänger hinzu — „einst kommt der Tag, wo der Engel des Todes den Schlächter schlachten wird, und all' unser Blut kommt über Edom; denn Gott ist ein rächender Gott“

Aber plötzlich den Ernst, der ihn unwillkürlich beschlichen, gewaltsam abstreifend, stürzte sich Jäkel der Narr wieder in seine Possenreizeien und fuhr fort mit schnarrendem Lustigmachertone: „Fürchtet Euch nicht, schöne Frau, der Nasenstern thut Euch nichts zu Leid. Nur für die alte Schnapper-Elle ist er gefährlich. Sie hat sich in seine Nase verliebt, aber die verdient es auch.



Sie ist schon wie der Thau“ der zum Damascus schaut und erhaben wie der Loden des Alkanons. Unwendig glänzt sie im Sommer und Feind und unwendig im lauten Markt und Strohstreu. Im Sommer läßt sie im Winter in sie zu gefahren und Sommer und Winter wird sie geharracht von Schnarren. Eils wecken Hand.“ Ja die Schnarren Eils ist verlobt in ihr ganz vernarrt. Sie pflegt ihn, sie füttert ihn, und sobald er fett genug ist, wird sie ihn heiraten, und für ihr Alter ist sie noch jung genug und was hat nach dreihundert Jahren hieher nach Frankfurt kommt und den Himmel mit seinen Kerzen mit lauter Nasensternen!“

„Ihr seid Jäfel der Narr“ — rief lachend der Rabbi — „ich weiß es an Euren Worten. Ihr habt er von Ende her schon gehört.“

„Ja ja“ — wanderte Jona mit demselben Verbeidenheit — „ja ja das macht der Narr.“ Man ist oft weit und breit für einen größeren Namen bekannt als man selbst weiß. Das ist es gebe mir viele Mühe ein Narr zu sein, und springe und schüttle mich, damit die Schellen klingeln. Andere haben's leichter. . . . Aber sagt mir, Rabbi, warum reißt Ihr am Feiertage?“

„Meine Rechtfertigung“ — versetzte der Beiräte — „steht im Talmud, und es heißt: Gefahr vertriebt den Sabbath.“

„Gefahr!“ — schrie plötzlich der lange Nasenstern und gebendete sich wie in Todesangst — „Gefahr! Gefahr! Trommelhans, trommel, trommel, Gefahr! Gefahr! Trommelhans. . .“

Draußen aber rief der Trommelhans mit seiner dicken Vierstimmigkeit: „Tausend Doimer Sacrament! Der Centel hoch der Juden.“ Das ist nicht das dritte Mal, daß du mich heute aus dem Schlafe weckst. Naturreich! Was ganz nicht ist. Wenn ich rase, werde ich wie der leibhaftige Satanas, und dann so wahr ich am Christen bin, so wahr ich mit der Büchse durch die Gitterlücke des Chores und dann bin, Jude, meine Narr.“

„Stroh nicht! Strohnicht!“ — rief er im schreienden Munde — „wimmerte a um, a da, Narr, Narr und drückte sein Gesicht fest an die nächste Mauer, und in dieser Stellung verbarrete er zitternd und leise betend.“

„Sagt, sagt, was ist passiert?“ — rief jetzt auch Jäfel, der Narr, mit all seinen Kerzen. „Näugier, die schon damals den Frankfurter Juden eiaentbühlich war.“

Der Rabbi aber sah sich von ihm los und ging mit seinem Weibe weiter die Judengasse hinauf. „Sieh, schöne Sara“ — sprach er seufzend — „wie ich hier genannt ist Israel.“ Seine Freunde hüten seine Thore von außen, und drinnen sind seine Hüter Narrheit und Furcht!“

Langsam wanderten die Beiden durch die lange, leere Straße, wo nur hier und da ein blühender Marktstreu von seinen herausguckte während er die Sonne in den blauen Strichen seiner heiter bespiegelte. Damals nämlich waren die Häuser des Judenquartiers noch neu und nett, auch niedriger wie jetzt, indem erst späterhin die Juden, als sie in Frankfurt sich sehr vermehrten und doch ihr Quartier nicht erweitern durften, dort immer ein Stockwerk über das andere bauten, farbellenartig zusammenrückten und dadurch an Leib und Seele verkrüppelten. Der Theil des Judenquartiers, der nach dem großen Brande sieben geblieben und den man die alte Stadt nennt und haben schwarzen Häuser, wo ein grinsendes, feendes Volk unerschrocken ist ein schauderhaftes Denkmal des Mittelalters. Die ältere Synagoge existirt nicht mehr: sie war minder geräumig als die jetzige, die später erbaut wurde, nachdem die Nürnberger Vertriebenen in die Gemeinde aufgenommen worden. Sie lag nördlicher. Der Rabbi brauchte ihre Lage nicht erst zu erfragen. Schon aus der ferne vernahm er die vielen verworrenen und überaus lauten Stimmen. Im Hofe des Gotteshauses trennte er sich von seinem Weibe. Nachdem er an dem Feuerort, der dort steht seine Hände gewaschen, trat er in jenen untern Theil der Synagoge, wo die Männer beten: die schöne Sara hingegen erstieg eine Treppe und gelangte oben nach der Abtheilung der Weiber.

Diese obere Abtheilung war eine Art Galerie mit drei Reihen hölzerner, braunroth angegründer Sige, deren Lehne oben mit einem hängenden Brette versehen war, das, um das Gebetbuch darauf zu legen, sehr bequem aufgeschlappt werden konnte. Die Frauen saßen hier schweigend neben einander, oder standen aufrecht, inbrünnig betend; manchmal auch hatten sie ihre Füße an das untere Gitter, das sich längs der Morgenseite hinzog, und durch dessen dünne grüne Latten man hinabschauen konnte in die untere Abtheilung der Synagoge. Dort, hinter hohen Verpulten, standen die Männer in ihren schwarzen Mänteln, die ihnen die Hände vorstreckten und die sie mit

Balkstrahlen und die plattbedeckten Köpfe mehr oder minder verhüllt von einem vierseitigen mit den gefestigten Schaufäden versehenen Tuche das aus weicher Wolle oder Seide bestand, munter auch mit goldenen Treifen geschnitten war. Die Wände der Synagoge waren ganz einfach ge-

weicht und man sah dort keine andere Sitze, als etwa das veraltete Stängeltuch um die vierfache Bühne, wo die Gesetzschnitte verlesen werden, und die heilige Lade, ein kostbar gearbeiteter Kasten überbar getragen von marmornen Säulen mit uralten Capitälen, deren Namen und



Laubwerk gar lieblich emporranke, und bedeckt mit einem Vorhang von kornblauem Sammet, worauf mit Goldflittern, Perlen und bunten Steinen eine fromme Inschrift gestickt war. Hier hing die silberne Gedächtniß-Ampel und erhob sich ebenfalls eine vergitterte Bühne, auf deren Geländer sich allerlei heilige Geräthe befanden, unter andern der siebenarmige Tempel-Leuchter, und vor demselben, das Antlitz gegen die Lade, stand der Vorsänger, dessen Gesang instrumentenartig begleitet wurde von den Stimmen seiner beiden Gehilfen, des Bassisten und des Discantsängers. Die Juden haben nämlich alle wirkliche Judenthalmusik aus ihrer Kirche verbannt, während, daß der Lobgesang Gottes erbauerlicher anklinge aus der warmen Menschenbrust, als aus kalten Orgelpfeifen. Recht kindisch freute sich die schöne Sara, als jetzt der Vorsänger, ein trefflicher Tenor, seine Stimme erhob, und die uralten, ersten

Melodien, die sie so gut kannte, in noch nie geahnter junger Lieblichkeit aufblüheten, während der Bassist zum Gegensatz die tiefen, dunkeln Töne hineinbrummte und in den Zwischenpausen der Discantsänger fein und süß trillerte. Solchen Gesang hatte die schöne Sara in der Synagoge von Bacharach niemals gehört, denn der Gemeindevorsteher, David Levi machte dort den Vorsänger, und wenn dieser schon bejahrte zitternde Mann mit seiner zerbröckelten, meckernden Stimme wie ein junges Mädchen trillern wollte, und in solch gewaltsamer Anstrengung seinen schlaff herabhängenden Arm sieberhaft schüttelte, so reizte dergleichen wohl mehr zum Lachen als zur Andacht.

Ein frommes Behagen, gemischt mit weiblicher Neugier, zog die schöne Sara an's Gitter, wo sie hinabschauen konnte in die untere Abtheilung, die sogenannte Männerchule. Sie hatte noch nie eine



so große Anzahl Glaubensgenossen getödtet wie da unten erblickte und es ward ihr noch heißer als wölet um's Herz in der Mitte so vieler Menschen die ihr so nahe verwandt durch common-schafftliche Abstammung Deutschseits und Seiden-Über noch viel bewegter wurde die Seele des Weibes als drei alte Männer ebrimischson vor die heilige Lade waren den glanzenden Vorhang an die Seite schieben den Kasten anzuheben und sorgsam jenes Buch herausnahmen das Gott mit heilig eigener Hand geschrieben und für dessen Erhaltung die Juden so viel verduldet 17 und Leid und daß Schmach und Tod ein hundert-jähriges Martyrthum. Dieses Buch eine große Pergamentrolle war wie ein inwendiges Kleid in einem buntgefärbten Mäntelchen von rothem Sammet gehüllt; oben auf den beiden Kollbölzern ruhten zwei silberne Gehäusen von einem Ornamenten und Buchstaben sich weisend kommender und künftigen und waren an silbernen Ketten

hingen goldne Schilde mit bunten Edelsteinen. Der Vorsänger nahm das Buch und als sei es ein wirkliches Kind, ein Kind, um dessentwillen man große Schmerzen erlitten und das man nur desto mehr liebt, wiegte er es in seinen Armen, tänzelte damit hin und her, drückte es an seine Brust und durchschaute von selber Verwundung erhob er seine Stimme zu einem so jauchzend frommen Dankliede, daß es der schönen Sara bedünkte, als ob die Säulen der heiligen Lade zu blühen begönnen und die wunderbaren Blumen und Blätter der Capitälere immer höher hinaufwuchsen und die Töne des Dissonanz sich in lauter Nachtigallen verwandelten und die Wohlklang der Synagoge aufsteigt wurde von den gemächlichen Tönen des Sammet und der Heiligkeit Gottes herabströmte aus dem blauen Himmel. Das war ein schöner Psalm. Die Gemeinde wiederholte chorartig die Schlußverse, und nach der erhöhten Bühne in der Mitte der Synagoge schritt langsam der Vorsänger mit dem heiligen Buche, während Männer und Weiber sich langsam drängten, um die Sammethülle desselben zu küssen oder auch nur zu berühren. Auf der erwähnten Bühne zog man von dem heiligen Buche das sammtne Mäntelchen so wie auch die mit bunten Buchstaben beschriebenen Windeln, womit es umwickelt war, und aus der geöffneten Pergamentrolle, in jenem singenden Tone, der am Paschafeste noch gar besonders modulirt wird, las der Vorsänger die erbauliche Geschichte von der Versuchung Abrahams.

Die schöne Sara war bescheiden vom Sitter zurückgewichen, und eine breite, pugbeladene Frau von mittlerem Alter und gar gespreizt wohlwollendem Wesen hatte ihr mit stummem Nicken die Miteinsicht in ihrem Gebetbuche vergönnt. Diese Frau mochte wohl kein so junges Ehegelenk sein; denn als sie die Gebete mürmelnd vor sich hinlas, wie die Weiber, da sie nicht laut mitzingen dürfen, zu thun pflegen, so bemerkte die schöne Sara, daß sie viele Worte allzu sehr langsam und mühsam sprach und so ganz überflüpperte. Nach einer Weile aber hoben sie ein flaches Lächeln glitt über das Gesicht und sprach mit einem leisen und mit einem Tone, der so vornehm als möglich hin

noch viel besser singen hören. Sie sind fremd und wissen vielleicht nicht, daß es der Vorsänger aus Worms ist, und daß man ihn hier behalten will, wenn er mit jährlichen vierhundert Gulden zufrieden. Es ist ein lieber Mann, und seine Hände sind wie Marmor. Ich halte viel von einer schönen Hand. Eine schöne Hand zielt den ganzen Menschen!" — Dabei legte die gute Frau selbstgefallig ihre Hand, die wirklich noch schön war, auf die Lebuë des Vespulies, und mit einer graciösen Beugung des Hauptes andeutend, daß sie sich im Sprechen nicht gern unterbrochen lasse, setzte sie hinzu: „Das Singschön ist noch ein Kind und sieht sehr abgezehrt aus. Der Bass ist gar zu häßlich, und unser Stern hat mal sehr witzig gesagt: Der Bass ist ein größerer Narr, als man von einem Bass zu verlangen braucht! Alle Drei speisen in meiner Garküche und Sie wissen vielleicht nicht, daß ich Elle Schnapper bin.“

Die schöne Sara dankte für diese Mittheilung, wogegen wieder die Schnapper-Elle ihr ausführlich erzählte, wie sie einst in Amsterdam gewesen, dort wegen ihrer Schönheit gar vielen Nachstellungen unterworfen war, und wie sie drei Tage vor Pünkten nach Frankfurt gekommen und den Schnapper geheiratet, wie dieser am Ende gestorben, wie er auf dem Todtbette die räubrenden Dinge gesprochen, und wie es schwer sei, als Vorsteherin einer Garküche die Hände zu conserviren. Manchmal sah sie nach der Seite mit wegwerfendem Blick, der wahrscheinlich einigen spöttischen jungen Weibern galt, die ihren Anzug musterten. Merkwürdig genug war diese Kleidung: ein weit ausgebauchter Rock von weißem Atlas, worin alle Thierarten der Arche Noah grellfarbig gestickt, ein Wams von Goldstoff wie ein Küras, die Ärmel von rothem Sammt, gelb geschlitz, auf dem Haupte eine unmenschlich hohe Mütze, um den Hals eine allmächtige Kranie von weißem Steiflinnen, so wie auch eine silberne Kette, woran allerlei Schaupfennige, Cameen und Karitäten, unter Andern ein großes Bild der Stadt Amsterdam, bis über den Busen herabhingen. Aber die Kleidung der übrigen Frauen war nicht minder merkwürdig und bestand wohl aus einem Gemische von Moden verschiedener Zeiten, und manches Weiblein, bedeckt mit Gold und Diamanten, glich einem wandelnden Juwelierladen. Es war freilich den Frankfurter Juden damals eine bestimmte Kleidung gesetzlich vorgeschrieben und zur Unter-

scheidung von den Christen sollten die Männer an ihren Mänteln gelbe Ringe und die Weiber an ihren Mützen hochaufstehende blaugestreifte Schleier tragen. Jedoch im Judenquartier wurde diese obrigkeitliche Verordnung wenig beachtet, und dort, besonders an Festtagen und zumal in der Synagoge, suchten die Weiber so viel Kleiderpracht als möglich gegen einander auszukramen, theils um sich beneiden zu lassen, theils auch um den Wohlstand und die Creditsfähigkeit ihrer Ehemänner darzutun.

Während nun unten in der Synagoge die Gesetzabschnitte aus den Büchern Moses vorgelesen werden, pflegt dort die Andacht etwas nachzulassen. Mancher macht es sich bequem und setzt sich nieder, flüstert auch wohl mit einem Nachbar über weltliche Angelegenheiten oder geht hinaus auf den Hof, um frische Luft zu schöpfen. Kleine Knaben nehmen sich unterdessen die Freiheit, ihre Mütter in der Weiberabtheilung zu besuchen, und hier hat alsdann die Andacht wohl noch größere Rückschritte gemacht; hier wird geplaudert, gerüddelt, gelacht, und, wie es überall geschieht, die jüngeren Frauen scherzen über die alten, und diese klagen wieder über Leichtfertigkeit der Jugend und Verschlechterung der Zeiten. Gleichwie es aber unten in der Synagoge zu Frankfurt einen Vorsänger gab, so gab es in der oberen Abtheilung eine Vorflatscherin. Das war Hündchen Reiß, eine platte grünliche Frau, die jedes Unglück witterte und immer eine scandalöse Geschichte auf der Zunge trug. Die gewöhnliche Zielscheibe ihrer Spitzreden war die arme Schnapper-Elle, sie wußte gar drollig die erzwungen vornehmen Geberden derselben nachzuäffen so wie auch den schmachtenden Zustand, womit sie die schalkhaften Huldigungen der Jugend entgegennimmt.

„Wißt ihr wohl?“ — rief jetzt Hündchen Reiß

„die Schnapper-Elle, hat gestern gesagt: Wenn ich nicht schön und klug und geliebt wäre, so möchte ich nicht auf der Welt sein!“

Da wurde etwas laut gekichert, und die nachstehende Schnapper-Elle, merkend, daß es auf ihre Kosten geschab, hob verachtungsvoll ihr Auge empor, und wie ein stolzes Prachtschiff segelte sie nach einem entfernteren Platze. Die Vögele Ochs, eine runde, etwas täppische Frau, bemerkte mitleidig, die Schnapper-Elle sei zwar eitel und beschränkt, aber sehr bravmüthig, und sie thue sehr viel Gutes an Leute, die es nöthig hätten.



dort unter die Susann
 Florsheim trägt die Bals-
 forte, die Daniel selbst
 bei ihrem Manne verstreut
 hat. Die Florsheim argert
 sich . . . Denn würde sie
 mit der Florsheim . . .
 Wie sie ihr so wunderbar
 die Hand denken! Und
 haßten sie doch wie Me-
 dian und Moab. Wie
 sie ihr so lieblich an-
 zuschauen steht, auch nur
 nicht vor lauter Särtlich-
 keit! Ja, will uns das
 Gespräch anheben.

Und nun gleich einem
 lauernden Thiere, sätzlich
 Hund von Necht hin und

Besonders an den Watenstein — unsere
 Bündchen Necht. Und Alle die das saure Ver-
 hältniß kammern lachten um so lauter.

„Wißt ihr wohl —“ riefte Bündchen hämisch
 hinzu. „Der Watenstein schlägt jetzt auch im
 Hause der Schnapper Elle. . . . Aber sehr ma-

hörte, daß die beiden Frauen theilnehmend ein-
 ander klagen, wie sehr sie ihr verhasstere Worte
 abgearbeitet, um in ihren Häusern aufzuräumen
 und das Hundengeckel in Lebensorn, was vor dem
 Pöbelworte getrieben muß, damit kein einziges
 Brosämchen der gesäuerten Bröte daran kleben

bleibe. Auch von der Mühseligkeit beim Backen der ungesäuerten Brote sprachen die beiden Frauen. Die Kläsch hatte noch besondere Beklagnisse; im Backhause der Gemeinde mußte sie viel Neger erliden, nach der Entscheidung des Loses konnte sie dort erst in den letzten Tagen, am Vorabend des Festes, und erst spät Nachmittags zum Backen gelangen die alte Banne hatte den Teig schlecht geknetet, die Mägde rollten mit ihren Werael bölkern den Teig viel zu dünn, die Hälfte der Brote verbrannte im Ofen, und außerdem requete es so stark, daß es durch das brotterne Dab des Backhauses beständig röpfelte und sie mußten sich dort, naß und müde, bis tief in die Nacht abarbeiten.

„Und daran liebe Klörshheim“ — setzte die Kläsch hinzu mit einer schonenden Freundlichkeit, die keineswegs echt war — daran waren Sie auch ein Wischen Schuld, weil Sie mir nicht Ihre Leute zur Hilfeleistung beim Backen geschickt haben.“

„Ach, Verzeihung“ — erwiderte die Andre „meine Leute waren zu sehr beschäftigt, die Miß waaren müssen verpackt werden, wir haben jetzt so viel zu thun, mein Mann . . .“

„Ich weiß“ — fiel ihr die Kläsch mit schneidend hastigem Tone in die Rede „ich weiß, ihr

habt viel zu thun, viel Pfänder und gute Geschäfte, und Halsketten . . .“

Eben wollte ein giftiges Wort den Lippen der Sprecherin entgleiten, und die Klörshheim ward schon roth wie ein Krebs als plötzlich Bündchen Reiß laut aufschriehte: „Am Gottes Willen, die fremde Frau liegt und stirbt . . . Wasser! Wasser!“

Die schöne Sara lag in Ohnmacht blaß wie der Tod, und um sie herum drängte sich ein Schwarm von Weibern, geschäftig und jammernd. Die Eine hielt ihr den Kopf, eine Zweite hielt ihr den Arm; einige alte Frauen bespritzten sie mit den Wassergläschen, die hinter ihren Betpulten hängen zum Behufe des Händewaschens, im Fall sie zufällig ihren eignen Leib berührten; Andre hielten unter die Nase der Ohnmächtigen eine alte Citrone, die mit Gewürznägeln durchstoßen noch vom letzten Fasttage herrührte, wo sie zum nervenstärkenden Anriechen diente. Ermattet und tief seufzend schlug endlich die schöne Sara die Augen auf, und mit stummen Blicken dankte sie für die gütige Sorgfalt. Doch jetzt ward unten das Ahrzehm Gebet, welches Niemand ver säumen darf, feierlich angestimmt, und die geschäftigen Weiber eilten zurück nach ihren Plätzen und verrichteten jenes Gebet, wie es geschehen



muß, stehend und das Gesicht gewendet gegen Morgen, welches die Himmelsgegend, wo Jerusalem liegt, Vögele Ochs, Schnapper, Elle und Bündchen Reiß verweilten am längsten bei der schönen Sara; die beiden Ersteren, indem sie ihr eifrigst

ihre Dienste anboten, die Letztere, indem sie sich nochmals bei ihr erkundigte, weshalb sie so plötzlich ohnmächtig geworden.

Die Ohnmacht der schönen Sara hatte aber eine ganz besondere Ursache. Es ist nämlich Ge-

brauch in der Synagoge, daß Jemand, welcher einer großen Gefahr entronnen, nach der Verlesung der Geheißabschnitte öffentlich hervortritt und der göttlichen Vorsicht für seine Rettung dankt. Als nun Rabbi Abraham zu solcher Dankagung mitten in der Synagoge sich erhob und die schöne Sara die Stimme ihres Mannes erkannte, merkte sie, wie der Ton derselben allmählig in das trübe Gemurmel des Todtengebets überging, sie hörte die Namen ihrer Lieben und Verwandten, und zwar begleitet von jenem

segnenden Beiwort, das man den Verstorbenen ertheilt; und die letzte Hoffnung schwand aus der Seele der schönen Sara, und ihre Seele ward zerrissen von der Gewißheit, daß ihre Lieben und Verwandten wirklich ermordet worden, daß ihre kleine Nichte todt sei, daß auch ihre Bäschen, Blümchen und Vögelchen, todt seien auch der kleine Gottschalk todt sei, Alle ermordet und todt! Von dem Schmerze dieses Bewußtseins ward sie schier selber gestorben, hätte sich nicht eine wohlthätige Ohnmacht über ihre Sinne ergossen.

Kapitel III.

Als die schöne Sara nach beendigtem Gottesdienste in den Hof der Synagoge hinabstieg, stand dort der Rabbi, barrend seines Weibes. Er nickte ihr mit heiterem Anlitz und geleitete sie hinaus auf die Straße, wo die frühere Stille ganz verschwunden und ein lärmiges Menschengewimmel zu schauen war. Bärtige Schwarzröcke wie Ameisen haufen; Weiber, glanzreich hinfalternd wie Goldkäfer; nengekleidete Knaben, die den Alten die Gebetbücher nachtrugen; junge Mädchen, die, weil sie nicht in die Synagoge gehen dürfen, jetzt aus den Häusern ihren Eltern entgegenhüpfen, vor ihnen die Lockenköpfchen beugen, um den Segen zu empfangen — Alle heiter und freundlich und die Gasse auf und ab spazierend im seligen Vorgefühl eines guten Mittagmahls, dessen lieblicher Duft schon mundwässernd hervorüblet aus den schwarzen, mit Kreide bezichneten Töpfen, die eben von den lachenden Mägden aus dem großen Gemeindefeuer geholt worden.

In diesem Gewirre war besonders bemerkbar die Gestalt eines spanischen Ritters, auf dessen jugendlichen Gesichtszügen jene reizende Blässe lag, welche die Frauen gewöhnlich einer unglücklichen Liebe, die Männer hingegen einer glücklichen zuschreiben. Sein Gang, obgleich gleichgültig hinschlendernd, hatte dennoch eine etwas gesuchte Stierlichkeit; die Federn seines Varettes bewegten sich mehr durch das vornehme Wiegen des Hauptes als durch das Wehen des Windes;

mehr als eben nothwendig flirrten seine goldenen Sporen und das Wehrgehänge seines Schwertes, welches er im Arme zu tragen schien, und dessen Griff köstlich hervorblitzte aus dem weißen Reitermantel, der seine schlanken Glieder scheinbar nachlässig umhüllte und dennoch den sorgfältigsten Faltenwurf verrieth. Hin und wieder, theils mit Neugier, theils mit Kennernienen, nahte er sich den vorüberwandelnden Frauenzimmern, sah ihnen seelenruhig fest in's Anlitz, verweilte bei solchem Anblikken wenn die Gesichter der Witbe lobten, sagte auch manchem liebenswürdigen Kinde einige rasche Schmeichelworte und schritt sorglos weiter, ohne die Wirkung zu erwarten. Die schöne Sara hatte er schon mehrmals umkreist, jedesmal wieder zurückgeschreckt von dem gebietenden Blick derselben oder auch von der räthselhaft lächelnden Miene ihres Mannes, aber endlich, in stolzem Abstreifen aller scheuen Befangenheit, trat er Beiden fest in den Weg, und mit stugerhafter Sicherheit und süßlich galantem Tone hielt er folgende Anrede:

„Sennora, ich schwöre! Hört, Sennora, ich schwöre! Bei den Rosen beider Kastilien, bei den aragonesischen Hyacinthen und andalusischen Granatblüthen! Bei der Sonne, die ganz Spanien mit all seinen Blumen, Zwiebeln, Erbseknuppen, Waldern Bergen Mantoreln Siegenborden und Alt-Ebrüten beleuchtet! Bei der himmelsdecke woran diese Sonne nur ein goldner Quast ist!

Und bei dem Gott, der auf der Himmelsdecke sitzt und Tag und Nacht über neue Bildung holdseliger Frauengestalten nachsinnt . . . Ich schwöre, Sennora, Ihr seid das schönste Weib, das ich im deutlichen Lande gesehen habe, und so Ihr gewillt seid, meine Dienste anzunehmen, so bitte ich Euch um die Gunst, Huld und Erlaubniß, mich Euren Ritter nennen zu dürfen und in Schimpf und Ernüt Eure Farben zu tragen!"

Ein erröthender Schmerz glitt über das Antlitz der schönen Sara, und mit einem Blicke, der um so schneidender wirkt, je lauter die Augen sind, die ihn versenden, und mit einem Tone, der um so vernichtender, je hebed weicher die Stimme, antwortete die tiefgekränkte Frau:

„Eder Herr! Wenn Ihr mein Ritter sein wollt, so müßt Ihr gegen ganze Völker kämpfen, und in diesem Kampfe gibt es wenig Dank und noch weniger Ehre zu gewinnen! Und wenn Ihr gar meine Farben tragen wollt, so müßt Ihr gelbe Ringe auf Euren Mantel nähen oder eine blaugestreifte Schärpe umbinden; denn dieses sind meine Farben, die Farben meines Hauses, des Hauses, welches Israel heißt und sehr elend ist und auf den Gassen verspottet wird von den Söhnen des Glücks.“

Plötzliche Purpurröthe bedeckte die Wangen des Spaniers, eine unendliche Verlegenheit arbeitete in allen seinen Zügen, und fast stotternd sprach er:

„Sennora . . . Ihr habt mich mißverstanden . . . unschuldiger Scherz . . . aber, bei Gott, kein Spott, kein Spott über Israel . . . ich stamme selber aus dem Hause Israel . . . mein Großvater war ein Jude, vielleicht sogar mein Vater . . .“

„Und ganz sicher, Sennor, ist Euer Oheim ein Jude“ — fiel ihm der Rabbi, der dieser Scene ruhig zugehört, plötzlich in die Rede, und mit einem fröhlich neckenden Blicke setzte er hinzu:

Und ich will mich selbst dafür verbürgen, daß Don Ysaak Ubarbanel, Nefte des großen Rabbi, dem besten Blute Israels entsprossen ist, wo nicht gar dem königlichen Geschlechte Davids!“

Da klornte das Schwertgehänge unter dem Mantel des Spaniers, seine Wangen erblichen wieder bis zur fahlsten Blässe, auf seiner Oberlippe zuckte es wie Hohn, der mit dem Schmerz ringt, aus seinen Augen grinst der zornigste Tod, und in einem ganz verwandelten, eiskalten, scharfgehakten Tone sprach er:

„Sennor Rabbi! Ihr kennt mich, Nun woblan, so wißt Ihr auch, wer ich bin. Und weiß der Fuchs, daß ich der Brut des Löwen angehöre, so wird er sich hüten und seinen Fuchsbart nicht in Lebensgefahr bringen und meinen Horn nicht reizen! Wie will der Fuchs den Löwen richten? Nur wer wie der Löwe fühlt, kann seine Schwächen begreifen . . .“

„O, ich begreife es wohl“ — antwortete der Rabbi, und wehmüthiger Ernst zog über seine Stirne . . . „ich begreife es wohl, wie der stolze Hen aus Stolz seinen fürstlichen Pelz abwirft und sich in den bunten Schuppenpanzer des Krokodils verkappt, weil es Mode ist, ein greinendes, schlanes, gefräßiges Krokodil zu sein! Was sollen erst die geringeren Thiere beginnen, wenn sich der Löwe verleugnet? Aber bitte dich, Don Ysaak, du bist nicht geschaffen für das Element des Krokodils. Das Wasser — du weißt wohl, wovon ich rede — ist dein Unglück, und du wirst untergehen. Nicht im Wasser ist dein Reich; die schwächste forelle kann besser darin gedeihen als der König des Waldes. Weißt du noch, wie dich die Strudel des Tago verdrängen wollten . . .“

In ein lautes Gelächter ausbrechend, fiel Don Ysaak plötzlich dem Rabbi um den Hals, verschloß seinen Mund mit Küßen, sprang sporenklirrend vor Freude in die Höhe, daß die vorbeigehenden Juden zurückschraken, und in seinem natürlich herzlich heiteren Tone rief er:

„Wahrhaftig, du bist Abraham von Sacharach! Und es war ein guter Wiß und obendrein ein Freundschaftsstück, als du zu Toledo von der Alcantara-Brücke in's Wasser sprangest und deinen Freund, der besser trinken als schwimmen konnte, beim Schopf faßtest und auf's Trockene zogest! Ich war nahe dran, recht gründliche Untersuchungen anzustellen, ob auf dem Grunde des Tago wirklich Goldkörner zu finden und ob ihn mit Recht die Römer den goldnen Fluß genannt haben. Ich sage dir, ich erkälte mich noch heute durch die bloße Erinnerung an jene Wasserpartie.“

Bei diesen Worten geberdete sich der Spanier, als wollte er anhängende Wassertropfen von sich abschütteln. Das Antlitz des Rabbi aber war gänzlich aufgeheitert. Er drückte seinem Freunde wiederholentlich die Hand, und jedesmal sagte er: „Ich freue mich!“

„Und ich freue mich ebenfalls“ — sprach der Andere . . . „wir haben uns seit sieben Jahren

nicht gesehen; bei unserem Abschied war ich noch ein ganz junger Gelbkuhnel und du du warst schon so gereift und einbarb . . . Was ward aber aus der schönen Donna die dir damals so

viele Seiten köstere wohlgerunnte Seiten die du mit Lautenklang begleitet hast . . .“

End' ist! die Donna heist uns sie ist mein Weib und du selbst hast ihr heute eine Probe



deines Geschmackes und Dabertalentes da gebracht.

Nicht ohne Nachwirkung der früheren Verlegenheit begrüßte der Spanier die schöne Frau welche mit ämmtlicher Güte jetzt bedauerte daß sie durch Aeußerungen des Ammtbes einen Freund ihres Mannes betriibt habe.

„Ach Semora“ — antwortete Don Jaak — „wer mit täppischer Hand nach einer Note greift darf sich nicht beklagen daß ihn die Dornen verletzen! Wenn der Abendstern sich im blauen Strome goldfunkelnd abspiegelt . . .“

„Ich bitte dich um Gotteswillen“ — unterbrach ihn der Rabbi — „hör' auf! . . . Wenn wir so lange warten sollen bis der Abendstern sich im blauen Strome goldfunkelnd abspiegelt, so verhungert meine Frau; sie hat seit gestern nichts gegessen und seitdem viel Ungemach und Mühsal erlitten.“

„Nun, so will ich euch nach der besten Garfüße Israels führen“ — rief Don Jaak — „nach dem Hause meiner Freundin Schnapper-Elle, das hier in der Nähe. Schon rieche ich ihren holden Duft nämlich der Garfüße. O wüßten

du Abraham wie dieser Duft mich anzieht! Er ist es der mich von ich in dieser Stadt vorwiele so oft bezaubert nach den Seiten Jakobs. Der Verkehr mit dem Volke Gottes ist sonst nicht meine Liebhaberei, und wahrlich nicht um hier zu beten, sondern um zu essen, besuche ich die Judengasse . . .“

Du hast uns nie geliebt Don Jaak

Ja — fuhr der Spanier fort — ich liebe eure Küche weit mehr als euren Glauben; es fehlt ihm die rechte Sauce. End' selber habe ich nie ordentlich verdauen können. Selbst in euren besten Seiten selbst unter der Regierung meines Ahnherrn Davids welcher König war über Juda und Israel, hätte ich es nicht unter euch anhalten können und ich wäre gern eines frühen Morgens aus der Burg Zion entsprungen und nach Phönicien emigriert oder nach Babylon wo die Lebensluft schauerte im Tempel der Götter . . .“

Du lästest Jaak den einzigen Gott — mummelte hinter der Rabbi — du bist weit schlimmer als ein Christ, du bist ein Heide, ein Götzendiener . . .“

„Ja, ich bin ein Heide, und eben so zuwider wie die dürren, freudlosen Hebräer sind mir die trüben, qualfüchtigen Nazarener. Unsere liebe Frau von Sidon, die heilige Nitarte mag es mir verzeihen, daß ich vor der schmerzreichen Mutter des Gekreuzigten niederknie und bete . . . Nur

mein Knie und meine Zunge huldiat dem Tode, mein Herz blieb tren dem Leben! . . .“

„Aber ichan nicht so sauer“ fuhr der Spanier fort in seiner Rede, als er sah, wie wenig dieselbe den Rabbi zu erbauen schien — „ichan mich nicht an mit Absichten. Meine Nase ist nicht ab-



trünnig geworden. Als mich einst der Zufall um Mittagszeit in diese Straße führte, und aus den Küchen der Juden mir die wohlbekannten Düste in die Nase stiegen, da erfaßte mich jene Sehnsucht, die unsere Väter empfanden, als sie zurückdachten an die Fleischstöpfe Egyptens; wohl-schmeckende Jugenderinnerungen stiegen in mir auf; ich sah wieder im Geiste die Karpfen mit brauner Rosinensauce, die meine Tante für den Freitagabend so erbaulich zu bereiten wußte; ich

sah wieder das gedämpfte Hammelfleisch mit Knoblauch und Mäirettig, womit man die Todten erwecken kann, und die Suppe mit schwärmerisch schwimmenden Klößchen . . . und meine Seele schmolz, wie die Töne einer verliebten Nachtigall, und seitdem esse ich in der Garküche meiner Freundin Donna Schnapper-Elle!“

Diese Garküche hatte man unterdessen erreicht; Schnapper-Elle selbst stand an der Thüre ihres Hauses, die Messfreunden, die sich hungrig hinein-

Drängten freundlich begrüßend. Hinter ihr den Kopf über ihre Schulter hinausstreckend hand der lange Nasentrom und misierte neugierig angli- lich die Anfsammlung. Mit übertriebener Grandezza nabte sich Don Jsaak widerer Gahwirthin die seine schalkhaft neuen Verhörungen mit unend- lichen Kinnen erwiderte. Darauf zog er den Hand- schuh ab von seiner rechten Hand umwickelte sie mit dem Spffel seines Mantels, ergriff damit die Hand der Schnapper-Elle strich sie langsam über die Haare seines Frischautes und sprach:

„Sennora! Eure Augen wetteifern mit den Gluten der Sonne! Aber obgleich die Eier, je länger sie gekocht werden, sich desto mehr ver- härten, so wird dennoch mein Herz nur um so weicher, je länger es von den flammenstrahlen Eurer Augen gekocht wird! Aus der Dornen meines Herzens flattert hervor der geflügelte Gott Amur und sucht ein trauliches Nestchen in Eurem Busen. . . . Diesen Nutzen Sennora, wozu soll ich ihn vergleichen? Es gibt in der weiten Schöpfung keine Blume, keine Frucht, die ihm ähnlich wäre! Dieses Gewächs ist einzig in seiner Art. Obgleich der Sturm die zartesten Röslein entblättert, so ist doch Euer Busen eine Winterrose, die allen Winden trotzt! Obgleich die saucere Citrone, je mehr sie altert, nur desto gelber und runzlichter wird, so wetteifert dennoch Euer Busen mit der Karbe und Saathen der süßesten Ananas! O Sen- nora, ist auch die Stadt Amsterdam so schön, wie Ihr mir gestern und vorgestern und alle Tage erzählt habt, so ist doch der Boden, worauf sie ruht, noch tausendmal schöner. . .“

Der Ritter sprach diese leßtern Worte mit er- heuchelter Befangenheit und schielte schmachttend nach dem großen Walde das an Schnapper-Elle's Halse hing; der Nasentrom schaute von oben herab mit suchenden Augen, und der belobte Busen setzte sich in eine so wogende Bewegung, daß die Stadt Amsterdam hin und her wackelte.

„Ach!“ — senzte die Schnapper-Elle — „Tugend ist mehr werth als Schönheit. Was nunt mir die Schönheit? Meine Jugend geht vorüber und seit Schnapper todt ist — er hat wenigstens schöne Hände gehabt — was hilft mir da die Schönheit?“

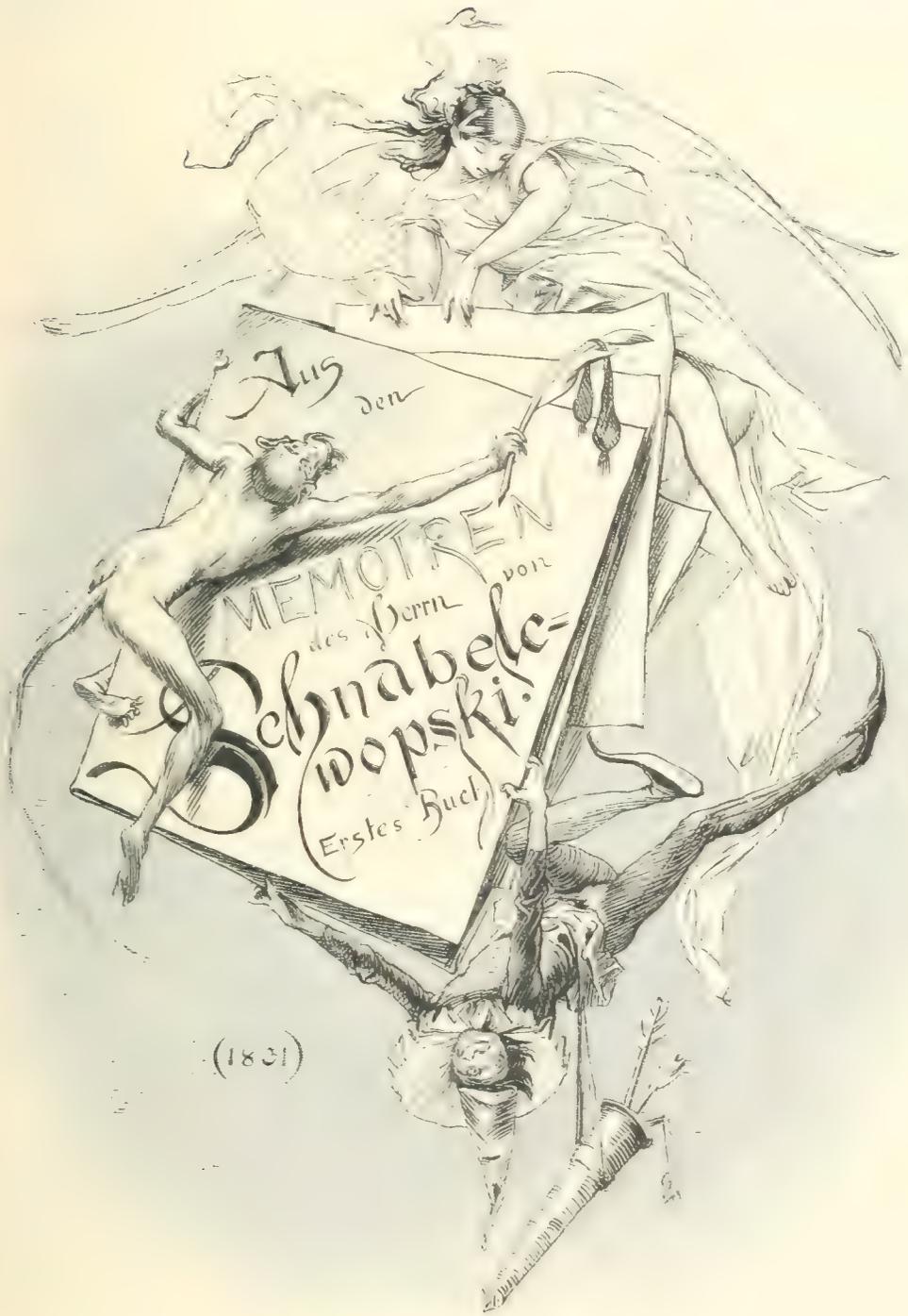
Und dabei senzte sie wieder, und wie ein Echo, fast unmerkbar senzte hinter ihr der Nasentrom:

„Was Euch die Schönheit nützt?“ — rief Don Jsaak. — „O, Donna Schnapper-Elle, veründigt Euch nicht an der Güte der schaffenden Natur! Schmäht nicht ihre holdesten Gaben! Sie würde sich furchtbar rächen. Diese beseligenden Augen würden blöde verglasten, diese anmuthigen Lippen würden sich bis ins Uppelwackte vergarten: dieser keusche, liebebuschende Leib würde sich in eine schwerfällige Talgtonne verwandeln, die Stadt Amsterdam würde auf einen müßigen Morast zu ruhen kommen —“

Und so schied er Stück von Stück das wenige Ansehen der Schnapper-Elle, daß der armen Frau sanderbau beangstigt zu Nutho ward und sie den unheimlichen Reden des Ritters zu entrinnen suchte. In diesem Augenblicke war sie doppelt froh, als sie der schönen Sara anüchtig ward und sich angelegentlich erkundigen konnte, ob sie ganz von ihrer Ohnmacht genesen. Sie stürzte sich dabei in ein lebhaftes Gespräch, worin sie alle ihre falsche Vornehmthueci und echte Herzensgüte entwickelte und mit mehr Weit- läufigkeit als Klugheit die fatale Geschichte er- zählte wie sie selbst vor Schrecken ran in Ohn- macht gefallen wäre, als sie wildfremd mit der Treckschuite zu Amsterdam ankam, und der spiz- büßische Träger ihres Koffers sie nicht in ein ehrbares Wirthshaus, sondern in ein freches frauenhaus brachte, was sie bald gemerkt an dem vielen Branntweingeföffe und den unsit- tlichen Zumuthungen. . . . und sie wäre, wie ge- sagt, wirklich in Ohnmacht gefallen, wenn sie es während der sechs Wochen, die sie in jenem verfänglichen Hause zubrachte, nur einen Augen- blick wagen durfte, die Augen zu schließen. . .“

„Meiner Tugend wegen“ — senzte sie hinzu — „durfte ich es nicht wagen. Und das Alles paßte mir wegen meiner Schönheit! Aber Schönheit vergeht, und Tugend besteht.“

Den Jsaak war schon im Begriff die Ent- worten dieser Geschichte fertig zu beenden, als gackelwimmere der weise Mann Dornhain von Homburg an der Lahn, mit der weißen Serviette im Mäule, aus dem Hause hervorkam und ärger- lich klagte, daß schon längst die Suppe aufgetragen sei und die Gäste zu Tische säßen und die Wirthin fehle. — — —



Capitel I.



Mein Vater hieß Schnabelewopski meine Mutter hieß Schnabelewopsta; als Weider ehelicher Sohn wurde ich geboren den 1. April 1795 zu Schnabelewops. Meine Großtante die alte Frau von Pipinka pflegte meine erste Kindheit und erzählte mir viele schöne Märchen und sang mich oft in den Schlaf

mit einem Liede dessen Worte und Melodie meinem Gedächtnisse entrallen. Ich vergesse aber nie die geheimnißvolle Art wie sie mit dem zitternden Kopfe nickte wenn sie es sang und wie wehmüthig ihr großer einziger Sohn der Einsiedler ihres Mundes alsdenn zum Vorschein kam. Auch erinnere ich mich noch manchmal des Papaacis über dessen Tod sie oft bitterlich weinte. Die alte Großtante ist jetzt ebenfalls todt und ich bin in der ganzen Welt wohl der einzige Mensch der an ihren lieben Papaacis noch denkt. Unsere Kasse hieß Mimi und unser Hund hieß Joli. Er hatte viel Menschenkenntniß und ging mir immer aus dem Wege wenn ich zur Peitsche griff. Eines Morgens sagte unser Bedienter der Hund trage den Schwanz etwas eingeknickt zwischen den Beinen und laß die Zunge länger als gewöhnlich hervorhagen, und der arme Joli wurde nebst einigen Steinen die man ihm an den Hals festband, in's Wasser geworfen. Bei dieser Gelegenheit erkrankt er. Unser Bedienter hieß Prachtyzmirub. Man muß dabei niesen wenn man diesen Namen richtig aussprechen will. Unsere Maagd hieß Swartziska welches im Deutschen etwas rauh, im Polnischen aber äußerst melodisch klingt. Es war eine dicke untersezte Person mit weißen Haaren und blonden Zäbuen. Außerdem ließen noch zwei schöne schwarze Augen im Bante herum welche man Seraphine nannte. Es war mein schönes beizliebendes Mähmelein, und wir spielten zusammen im Garten und belauschten die Haushaltung der

Amenen und häßlichen Schmetterlinge und pflanzten Blumen. Sie lachte einst wie toll, als ich meine kleinen Stämmchen in die Erde pflanzte in der Meinung daß ein Paar große Bienen im meinen Vater daraus hervorzurufen würden.

Mein Vater war die artigste Seele von der Welt und war lange Zeit ein wunderthöner Mann, der Kopf gepudert hinten ein niedlich gelackteses Fohrtchen das nicht herabhing sondern mit einem Kammschen von Silberhüte auf dem Scheitel bereingt war Seine Hände waren blendend weiß und ich koste sie oft. Es ist mir als wäre ich noch ihren süßen Datt und er drange mir neckend in's Antz. Ich habe meinen Vater sehr geliebt; denn ich habe nie daran gedacht, daß er merken konnte

Mein Großvater väterlicher Seite war der alte Herr von Schnabelewopsta, er weiß gar nichts von ihm, außer daß er ein Mensch und daß mein Vater sein Sohn war. Mein Großvater mütterlicher Seite war der alte Herr von Wlawnski man muß gleichfalls niesen wenn man seinen Namen richtig aussprechen will und er ist abgemalt in einem scharlachrothen Sammetrock und einem langen Degen, und meine Mutter erzählte mir oft, daß er einen Freund hatte, der einen grünseidenen Rock, rosafeidne Hosen und weißseidne Stumpschuhe trug und wuthend den kleinen Chapeaubas hin und her schwenkte, wenn er vom Kommando von Preußen sprach

Meine Mutter Frau von Schnabelewopsta gab mir als ich heranwuchs eine gute Erziehung. Sie hatte viel gelesen; als sie mit mir schwanger ging, las sie fast ausschließlich den Plutarch und hat mir vielleicht an einem von diesen großen Männern versehen, wahrscheinlich an einem von den Griechen. Dabei meine wüthende Schwarm das agrarische Gesetz in moderner Form in der wirklichen. Mein Freiheits- und Gleichheitsstun ist vielleicht solcher mütterlicher Vorlectüre beizumessen. Hätte meine Mutter damals das Leben des Cartonche gelesen, so wäre ich vielleicht ein

großer Bankier geworden. Wie oft als Knabe verläumte ich die Schule um auf den schönen Wiesen von Schnabelewops einsam darüber nachzudenken, wie man die ganze Menschheit beglücken könnte. Man hat mich deshalb oft einen Wüßig-gänger geachtet und als solchen bestrast: und für meine Weltbeglückungsgedanken mußte ich

schon damals viel Leid und Noth erdulden. Die Gegend um Schnabelewops ist übrigens sehr schön, es fließt dort ein Flüsschen, worin man des Sommers sehr angenehm badet, auch gibt es allerliebste Vogelnester in den Gehölzen des Ufers. Das alte Gnesen, die ehemalige Hauptstadt von Polen, ist nur drei Meilen davon entfernt. Dort



im Dom ist der heilige Adalbert begraben. Dort steht sein silberner Sarkophag, und darauf liegt sein eignes Conterfei in Lebensgröße, mit Bischofsmütze und Krummstab, die Hände fromm gefaltet und Alles von gegossenem Silber. Wie oft muß ich deiner gedenken, du silberner Heiliger! Ach, wie oft schleichen meine Gedanken nach Polen zurück, und ich sehe wieder in dem Dome von Gnesen, an den Pfeiler gelehnt, bei dem Grabmal Adalberts! Dann rauscht auch wieder die

Orgel, als probire der Organist ein Stück aus Allegri's Miserere; in einer fernen Kapelle wird eine Messe gemurmelt: die letzten Sonnenlichter fallen durch die bunten Fensterscheiben; die Kirche ist leer; nur vor dem silbernen Grabmal des Heiligen liegt eine betende Gestalt, ein wunderholdes Frauenbild, das mir einen raschen Seitenblick zuwirft, aber eben so rasch sich wieder gegen den Heiligen wendet und mit ihren sehnüchtig schlauen Lippen die Worte flüstert: „Ich bete dich an!“



In demselben Augenblick als ich diese Worte hörte klangelte in der Ferne der Meiner die Orgel rauschte mit schwellendem Angestimm das holde Frauenbild erhob sich von den Stufen des Grabmals warf ihren weißen Schleier über das errotbende Antlitz und verließ den Dom.

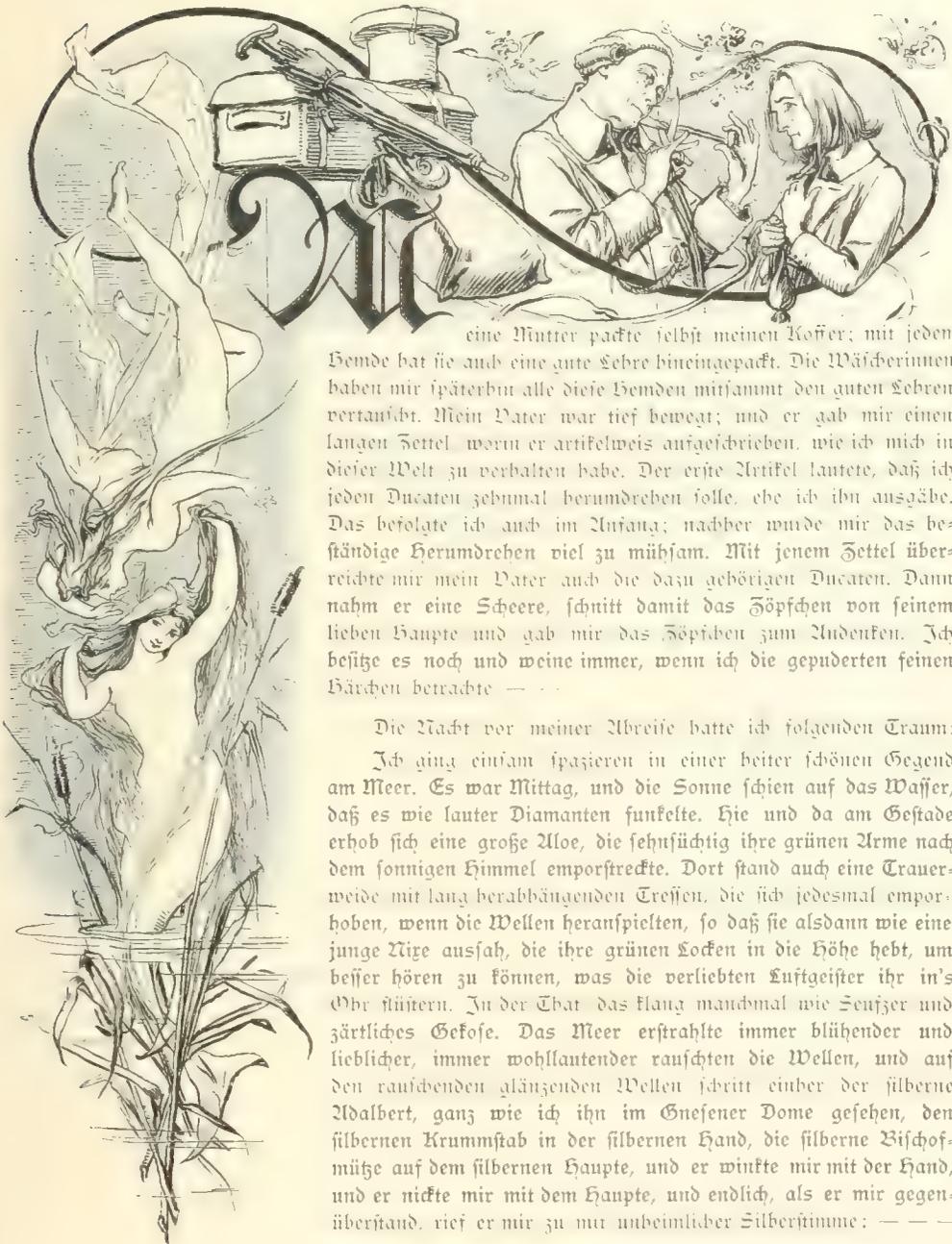
„Ich bete dich an! Galten diese Worte mir oder dem silbernen Adalbert? Gegen diesen hatte sie sich gewendet aber nur mit dem Antlitz. Was bedeutete jener Seitenblick, den sie mir vorher zugeworfen und dessen Strahlen sich über meine Seele ergossen, gleich einem langen Lichtstreif, den

der Mond über das nächtliche Meer dahingiebt, wenn er aus dem Wolkendunkel hervortritt und sich schnell wieder dahinter verbirgt? In meiner Seele die eben so dunkel wie das Meer, weckte jener Lichtstreif alle die Ungeburten die im tiefen Grunde schliefen, und die tollsten Haiische und Schwärme der Leidenschaft stießen plötzlich hervor, und tummelten sich und bißen sich vor Wonne in den Schwänzen, und dabei brauste und kreischte immer gewaltiger die Orgel, wie Sturmgetöse auf der Nordsee.

Den andern Tag verließ ich Polen.

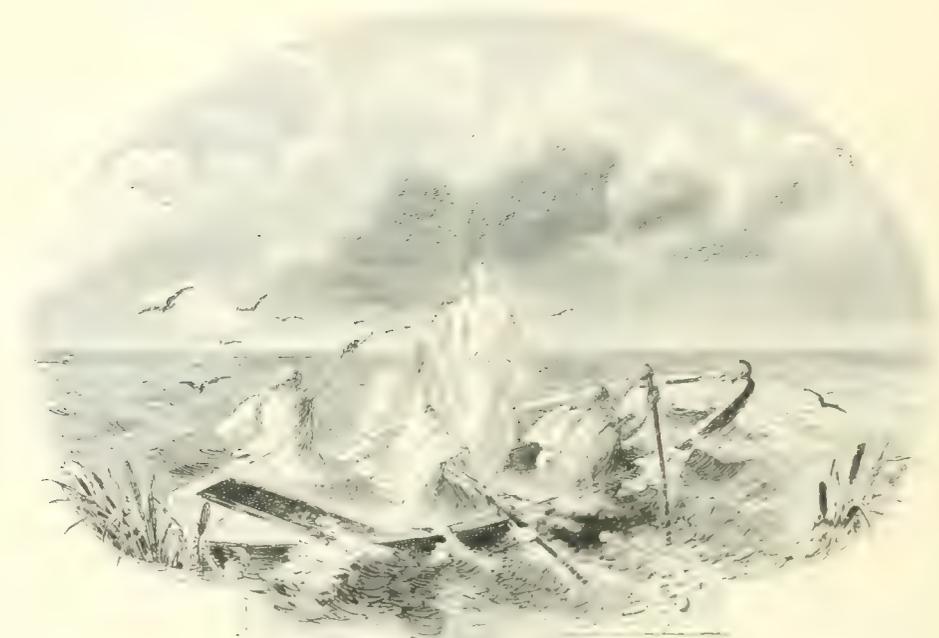


Capitel II.



eine Mutter packte selbst meinen Koffer; mit jedem Bunde hat sie auch eine gute Lebre hineingepackt. Die Wäscherinnen haben mir späterhin alle diese Bunden mitsammt den guten Lehren vertauscht. Mein Vater war tief bewegt; und er gab mir einen langen Zettel, worin er artikelweis aufgeschrieben, wie ich mich in dieser Welt zu verhalten habe. Der erste Artikel lautete, daß ich jeden Ducaten zehnmal herumdrehen solle, ehe ich ihn ausgäbe. Das befolgte ich auch im Anfang; nachher wurde mir das beständige Herumdrehen viel zu mühsam. Mit jenem Zettel überreichte mir mein Vater auch die dazu gehörigen Ducaten. Dann nahm er eine Scheere, schnitt damit das Hөpfchen von seinem lieben Haupte und gab mir das Hөpfchen zum Andenken. Ich besitze es noch und weine immer, wenn ich die gepuderten feinen Hөpfchen betrachte —

Die Nacht vor meiner Abreise hatte ich folgenden Traum:
 Ich ging einsam spazieren in einer heiter schönen Gegend am Meer. Es war Mittag, und die Sonne schien auf das Wasser, daß es wie lauter Diamanten funkelte. Hie und da am Gestade erhob sich eine große Aloe, die sehnsüchtig ihre grünen Arme nach dem sonnigen Himmel emporstreckte. Dort stand auch eine Trauerweide mit lang herabhängenden Treffen, die sich jedesmal erhob, wenn die Wellen heranspielten, so daß sie alsdann wie eine junge Nixe aussah, die ihre grünen Locken in die Höhe hebt, um besser hören zu können, was die verliebten Luftgeister ihr in's Ohr flüstern. In der That das klang manchmal wie Seufzer und zärtliches Gefose. Das Meer erstrahlte immer blühender und lieblicher, immer wohlkautender rauschten die Wellen, und auf den rauschenden glänzenden Wellen schritt einher der silberne Adalbert, ganz wie ich ihn im Gnesener Dome gesehen, den silbernen Krummstab in der silbernen Hand, die silberne Bischofmütze auf dem silbernen Haupte, und er winkte mir mit der Hand, und er nickte mir mit dem Haupte, und endlich, als er mir gegenüberstand, rief er mir zu mit unheimlicher Silberstimme: — —



Ja, die Worte habe ich wegen des Wellen geräusches nicht hören können. Ich glaube aber mein silberner Nebenbuhler hat mich verhört. Denn ich stand noch lange am Strande und weinte, bis die Abenddämmerung heranbrach und Himmel und Meer trüb und blaß wurden und traurig über alle Maßen. Es stieg die Flut Meer und Weide trachten und wurden fortgeschwemmt von den Wogen, die manchmal häufig zurückstießen und desto ungestümer wieder heranströmten tosend, schäumig in schaumweißen Balktreifen. Dann aber auch hörte ich ein raktformiges Ge-

räusch wie Ruder Schlag und endlich sah ich einen Kahn mit drei Brandung heranreiben. Vier weiße Gestalten table Todtengestirni eingebüllt in Leibentdecken saßen darin und ruderten mit Aufregung. In der Mitte des Kahnes stand ein blaßes, aber unendlich schönes Frauenbild, unendlich zart wie geformt aus Elchondur und sie sprang an's Ufer. Der Kahn mit seinen gespenstlichen Ruderweibern schoß plötzlich wieder zurück in's hohe Meer und in meinem Ahnen lag Panna Jadriga und weinte und lachte: „Ich bete dich an!“

Capitel III.

Mein erster Ausflug als ich Schnabelewops verließ, war nach Deutschland und zwar nach Hamburg, wo ich sechs Monate blieb, statt gleich nach Leyden zu reisen und mich dort nach dem Wunsche meiner Eltern, dem Studium der Gottesgelahrtheit zu ergeben. Ich muß gestehen daß ich während jenes Semesters mich mehr mit weltlichen Dingen abgab als mit göttlichen.

Die Stadt Hamburg ist eine gute Stadt; lauter solide Häuser. Hier herrscht nicht der schandliche Macbeth, sondern hier herrscht Banko. Der Geist Banko's herrscht überall in diesem kleinen freistaate dessen sichtbares Oberhaupt ein hoch und wohlweiser Senat. In der That es ist ein freistaat, und hier findet man die größte politische Freiheit. Die Bürger können hier thun was sie wollen, und der hoch- und wohlweiser Senat kann hier ebenfalls thun, was er will; Jeder ist hier freier Herr seiner Handlungen. Es ist eine Republik. Hätte Lafayette nicht das Glück gehabt den Ludwig Pbilipp zu finden, so würde er gewis seinen Franzosen die Hamburgischen Senatoren und Oberalten empfohlen haben. Hamburg ist die beste Republik. Seine Sitten sind englisch, und sein Essen ist himmlisch. Wahrlich, es gibt Gerichte zwischen dem Wandrabmen und dem Dreck wall, wovon unsere Philosophen keine Abnung haben. Die Hamburger sind gute Leute und essen gut. Ueber Religion, Politik und Wissenschaft sind ihre respectiven Meinungen sehr verschieden, aber in Betreff des Essens herrscht das schönste Einverständnis. Mögen die christlichen Theologen dort noch so sehr streiten über die Bedeutung des Abendmahls: über die Bedeutung des Mittagmahls sind sie ganz einig. Mag es unter den Juden dort eine Partei geben, die das Tischgebet auf deutsch spricht, während eine andere es auf hebräisch absingt: beide Parteien essen, und essen gut, und wissen das Essen gleich richtig zu beurtheilen. Die Advocaten, die Bratenwender der Gesetze, die so lange die Gesetze wenden und anwenden, bis ein Braten für sie dabei abfällt, diese mögen noch so sehr streiten, ob die Gerichte öffentlich sein sollen oder nicht: darüber sind sie einig, daß alle Gerichte gut sein müssen, und Jeder von ihnen hat sein Leibgericht. Das Militär denkt gewis ganz tapfer spartanisch aber von der schwarzen Suppe will es doch nichts

wissen. Die Aerzte, die in der Behandlung der Krankheiten so sehr uneinig sind und die dortige Nationalkrankheit nämlich Magenbeschwerden als Vornamen durch noch größere Nennungen Rauchfleisch oder als Homöopathen durch 1) Tropfen Abiyuth in einer großen Kumpfe Mockturtelsuppe zu curiren pflegen: diese Aerzte sind ganz einig, wenn von dem Geschmack der Suppe und des Rauchfleischs selbst die Rede ist. Hamburg ist die Vaterstadt des letztern, des Rauchfleischs, und rühmt sich dessen, wie Mainz sich seines Johann Faust's und Eisleben sich seines Luther's zu rühmen pflegt. Aber was bedeutet die Buchdruckerei und die Reformation in Vergleich mit Rauchfleisch? Ob beide ersteren genutzt oder geschadet, darüber streiten zwei Parteien in Deutschland; aber sogar unsere eifrigsten Jesuiten sind eingeständig, daß das Rauchfleisch eine gute, für den Menschen heilsame Erfindung ist.

Hamburg ist erbant von Carl dem Großen und wird bewohnt von 80.000 kleinen Leuten, die alle mit Carl dem Großen, der in Nachen begraben liegt, nicht tauschen würden. Vielleicht beträgt die Bevölkerung von Hamburg gegen 100.000; ich weiß es nicht genau, obgleich ich ganze Tage lang auf den Straßen ging, um mir dort die Menschen zu betrachten. Auch habe ich gewis manden Mann übersehen, indem die Frauen meine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Letztere fand ich durchaus nicht mager, sondern meistens sogar corpulent, mitunter reizend schön und im Durchschnitt von einer gewissen wohlhabenden Sinnlichkeit, die mir bei Leibe nicht mißfiel. Wenn sie in der romantischen Liebe sich nicht allzu schwärmerisch zeigen und von der großen Leidenschaft des Vajzens wenig ahnen, so ist das nicht ihre Schuld, sondern die Schuld Amors, des kleinen Gottes, der manchmal die schärfsten Liebespfeile auf seinen Bogen legt, aber aus Schalkheit oder Ungeßick viel zu tief schießt, und statt des Herzens der Hamburgerinnen um ihren Magen zu weissen pflegt. Was die Männer betrifft, so sah ich meistens untergesetzte Gestalten, verständige kalte Augen, kurze Stirn, nachlässig herabhängende rothe Wangen, die Egwerkzeuge besonders ausgebildet, der Hut wie festgenagelt auf dem Kopfe und die Hände in beiden Hosentaschen, wie Einer, der eben fragen will: Was hab' ich zu bezahlen?

In den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören:
 1. Das alte Rathhaus wo die großen Hamburger
 Batavers aus Stein gemeißelt und mit Scepter
 und Reichsapfel in Händen abconterfeit stehen.
 2. Die Vorfe wo sich täglich die Söhne Bannmontas
 versammeln wie einst die Römer auf dem Forum

und wo über ihren Haupten eine schwarze Ehren-
 tarel hängt mit dem Namen ausgezeichneteter Mit-
 bürger. 3. Die schöne Marianne ein außerordent-
 lich schönes Frauenzimmer woran der Zahn der
 Zeit schon seit zwanzig Jahren kaut — Nebenbei
 gesagt der „Zahn der Zeit“ ist eine schlechte



Metapher denn sie ist so alt daß sie gewiß keine
 Zähne mehr hat nämlich die Zeit — die schöne
 Marianne hat vielmehr jetzt noch alle ihre Zähne
 und noch immer Haare darauf, nämlich auf den
 Zähnen. 4. Die ehemalige Centralcafé. 5. Uttona.
 6. Die Originalmanuscrite von Marr's Tragödien.
 7. Der Eigenthümer des Rodung'schen Cabinets.
 8. Die Vorienhalle. 9. Die Bacchusballe und
 endlich 10. das Stadttheater. Letzteres verdient be-
 sonders gepriesen zu werden seine Mitglieder sind
 lauter gute Bürger ehrsame Hausväter die sich nicht
 verstellen können und Niemanden täuschen können
 die das Theater zum Gotteshaus machen indem
 sie den Unglücklichen, der an der Menschheit ver-
 zweifelt, auf's Wirksamste überzeugen, daß nicht
 Alles in der Welt eitel Heuchelei und Verstellung ist.

Bei Anzählung der Merkwürdigkeiten der
 Republik Hamburg kann ich nicht umbin zu er-
 wähnen daß zu meiner Zeit der Apolloaal auf
 der Drehbahn sehr brillant war. Jetzt ist er sehr
 heruntergekommen, und es werden dort philhar-

monische Concerte gegeben. Tacthosenpfeife
 gespielt und Nannentrommel gerührt. Einst war
 es anders! Es schmetterten die Trompeten, es
 wirbelten die Pauken, es flatterten die Strauß-
 federn und Boloue und Minka rannnen durch
 die Reihen der Mausk Polonaise und Alles
 war sehr anständig. Schöne Zeit wo nur das
 Glück lachte! Und das Glück hieß Boloue!
 Es war ein süßes, liebes, beglückendes Glück
 mit Rosenwangen, Eliennäschen, heißduftigen
 Nestenlippen Augen wie der blaue Bergsee;
 aber etwas Dummheit lag auf der Stirne wie
 ein trüber Wolfenflor über einer prangenden
 Frühlingssanddorn. Sie war schlank wie eine
 Pappel und lebhaft wie ein Vogel, und ihre Haut
 war so zart daß sie zwölf Tage geschwollen blieb
 durch den Stich einer Haarnadel. Ihr Schmollen,
 als ich sie gestochen hatte, dauerte aber nur zwölf
 Secunden und dann lachte sie — Schöne Zeit,
 als das Glück nur lachte! . . . Minka lachte
 seltener, denn sie hatte keine schönen Zähne. Desto



schöner aber waren ihre Thränen wenn sie weinte, und sie weinte bei jedem fremden Unalück und sie war wohlthätig über alle Begriffe. Den Armen gab sie ihren letzten Schilling; sie war sogar oft in der Lage, wo sie ihr letztes Bond wegschickte, wenn man es verlangte. Sie war so seelenent. Sie konnte nichts abblagen ausgenommen Dieser weiche, nachgiebige Charakter contrairte gar lieblich mit ihrer äußeren Erscheinung. Eine hübsche junonische Gestalt; weißer frecher Nacken umringelt von wilden schwarzen Locken wie von wolkigen Schlangen; Augen, die unter ihren düsteren Siegesbogen so weltbeherrschend strahlten, pampusstolze, hochgewölbte Lippen; marmorne gebietende Hände, worauf leider einige Sommerproben, auch hatte sie in der Form eines kleinen Dolchs ein braunes Muttermal an der linken Seite.

Wenn ich dich in sogenannte ideale Gesellschaft gebracht, lieber Leser so nöthe dich damit daß sie dir wenigstens nicht so viel gekostet wie mir. Doch wird es später in diesem Buche nicht an idealischen Frauenspersonen fehlen, und schon jetzt will ich dir zur Erholung zwei Anstandsdamen vorführen, die ich damals kennen und verehren lernte.

Es ist Madame Pieper und Madame Schnieper. Erstere war eine schöne Frau in ihren reifsten Jahren, große schwärzliche Augen, eine große weiße Stirne, schwarze falsche Locken, eine hübsche alttrömische Nase, und ein Maul, das eine Gullotine war für jeden guten Namen. In der That für einen Namen gab es keine leibere Hinrichtungsmaschine als Madame Pieper's Maul; sie ließ ihn nicht lange zappeln, sie machte keine langwichtigen Vorbereitungen; war der beste gute Name zwischen ihre Zähne gerathen, so lächelte sie nur — aber dieses Lächeln war wie ein Fallbeil, und die Ehre war abgeschnitten und fiel in den Sack. Sie war immer ein Muster von Anstand, Ehrsamkeit, Frömmigkeit und Tugend. Von Madame Schnieper ließ sich daselbe rühmen. Es war eine zarte Frau, kleine ängstliche Bünie gewöhnlich mit einem wehmüthig dünnen Klor umgeben, hellblonde Haare, hellblaue Augen, die entseßlich klug hervorstachen aus dem weichen Gesichte. Es hieß, man könne ihren Tritt nie hören, und wirklich, ehe man sich dessen versah, stand sie oft neben Einem, und verschwand dann wieder eben so geräuschlos. Ihr Lächeln war ebenfalls tödtlich für jeden guten Namen, aber

munter wie ein Veil, als vielmehr wie jener afrikanische Giftwind, von dessen Hauch schon alle Blumen verwelken; elendiglich verwelken mußte jeder gute Name, über den sie nur leise hinstachelte. Sie war immer ein Muster von Anstand, Ehrsamkeit, Frömmigkeit und Tugend.

Ich würde nicht ermangeln, mehrere von den Söhnen Hammonia's ebenfalls hervorzuheben und einige Männer, die man ganz besonders hochschätzt — namentlich diejenigen, welche man auf einige Millionen Mark Banco zu schätzen pflegt — auf's Prachtigste zu rühmen; aber ich will in diesem Augenblick meinen Enthusiasmus unterdrücken, damit er späterhin, in desto helleren Flammen emporlodere. Ich habe nämlich nichts Geringeres im Sinn, als einen Ehrentempel Hamburgs herauszugeben, ganz nach demselben Plane welchen schon vor zehn Jahren ein berühmter Schriftsteller entworfen hat, der in dieser Absicht jeden Hamburger aufforderte, ihm ein specielltes Inventarium seiner speciellen Tugenden, nebst einem Species Thaler auf's Schlemmste einzutenden. Ich habe nie recht erfahren können, warum dieser Ehrentempel nicht zur Ausführung kam; denn die Einen sagten, der Unternehmer, der Ehrenmann, sei, als er kam von Naron bis Abendroth gekommen und gleichsam die ersten Klöße eingerammt, von der Last des Materials schon ganz erdrückt worden; die Anderen sagten, der hoch und wohlweise Senat habe aus allzugroßer Bescheidenheit das Project hintertrieben, indem er dem Baumeister seines eigenen Ehrentempels plötzlich die Weisung gab, binnen vierundzwanzig Stunden das hamburgische Gebiet mit all seinen Tugenden zu verlassen. Aber gleichviel aus welchem Grunde, das Werk ist nicht zu Stande gekommen; und da ich ja doch einmal aus angeborener Neigung etwas Großes thun wollte in dieser Welt und immer gestrebt habe das Unmögliche zu leisten, so habe ich jenes ungeheure Project wieder aufgefaßt, und ich liefere einen Ehrentempel Hamburgs, ein unsterbliches Riesenbuch, worin ich die Herrlichkeit aller seiner Einwohner ohne Ausnahme beschreibe, worin ich edle Züge von geheimer Mildthätigkeit mittheile, die noch gar nicht in der Zeitung gestanden, worin ich Großthaten erzähle, die Keiner glauben wird, und worin mein eigenes Bildniß, wie ich auf dem Jungfernstieg vor dem Schweizerpavillon sitze und über Hamburgs Verherrlichung nachdenke, als Vignette paradiiren soll.

Capitel IV.



Für Letztere denen die Stadt Hamburg nicht bekannt ist — und es gibt deren vielleicht in China und Ober-Bayern — im Dienste muß ich bemerken daß der liebste Spaziergang der Söhne und Töchter Hammonia's den romantischen Namen Jungfernungsgang führt, daß er aus einer Lindenallee besteht die auf der einen Seite von einer Reihe Häuser auf der anderen Seite von dem großen Alsterbassin begrenzt wird, und daß vor letzterem in's Wasser hineingebauet zwei zeltartige lustige Kaffeehäuslein stehen, die man Pavillons nennt. Besonders vor dem einem, dem sogenannten Schweizerpavillon läßt sich gut sitzen wenn es Sommer ist und die Nachmittagssonne nicht zu wild glüht sondern um heiter lachelt und mit ihrem Glanze die Linden, die Häuser, die Mädchen die Mütter und die Schwärme die sich darauf wiegen, fast märchenhaft lieblich überzieht. Da läßt sich gut sitzen und da 'an us gut gar manchen Sommernachmittag und dachte was ein junger Mensch zu denken pflegt nämlich gar

nichts, und betrachtete, was ein junger Mensch zu betrachten pflegt nämlich die jungen Mädchen die vorübergingen — und da flatterten sie vorüber ohne beiden Worten mit ihren geschlingelten Haarbüscheln und ihren verdeckten Körbchen worin nichts enthalten ist — da trippelten sie dahin die bunten Vierländerinnen, die ganz Hamburg mit Erdbeeren und eigener Milch versehen, und deren Röcke noch immer viel zu lang sind — da trauerten die schönen Kaufmannstochter mit deren Liebe man auch so viel bares Geld bekommt — da harrt eine Dame auf den Armen ein rosiges Knäbchen, das sie beständig küßt, während sie an ihren Geschäften denkt — da wandeln Prieserinnen der schaumenthiegegen Götter häusliche Venen an Dionen die auf die Jagd gehen Naxaden Divaden Hamadryaden und 'amige Predigerstöcker — ah da wandelt auch Mirka und Helena! Wie oft sah ich vor dem Pavillon und sah sie vorüberwandeln in ihren voragefremten Köben — die Elle kostet 4 Mark

und 5 Schilling, und Herr Seligmann hat mir versichert, die Rosastreifen würden im Waschen die Farbe behalten. — Prächige Dinnen! riefen dann die tugendhaften Jünglinge, die neben mir saßen. — Ich erinnere mich, ein großer Affecurateur, der immer wie ein Pflingstochs gepuzt ging, sagte einst: Die Eine möcht' ich mir mal als Frühstück und die Andere als Abendbrot zu Gemüthe führen, und ich würde an solchem Tage gar nicht zu Mittag speisen. — Sie ist ein Engel! sagte einst ein See capitän ganz laut so daß sich beide Mädchen zu gleicher Zeit umgaben und sich dann einander eifersüchtig anblickten. — Ich selber sagte nie etwas, und ich dachte meine süßesten Garnichtsgedanken, und betrachtete die Mädchen und den heiter sanften Himmel und den langen Petri thurm mit der schlanken Taille und die stille blaue Auster, worauf die Schwäne so stolz und so lieblich und so sicher umher schwammen. Die Schwäne! Stundenlang konnte ich sie betrachten, diese holden Geschöpfe mit ihren sanften langen Hälsen, wie sie sich üppig auf den weichen Fluten wiegten, wie sie zuweilen selig untertauchten, und wieder auftauchten, und übermüthig plätscherten, bis der Himmel dunkelte, und die goldnen Sterne hervortraten, verlangend, verheißend, wunderbar zärtlich, verklärt. Die Sterne! Sind es goldne Blumen am bräunlichen Nuten des Himmels? Sind es verliebte Engelsaugen, die sich sehnsüchtig spiegeln in den blauen Gewässern der Erde und mit den Schwänen buhlen!

— — — Ach! Das ist nun lange her. Ich war damals jung und thöricht. Jetzt bin ich alt und thöricht. Manche Blume ist unterdessen verwelkt und manche sogar zertreten worden. Manches seidne Kleid ist unterdessen zerrissen, und sogar der rosagestreifte Cattun des Herrn Seligmann hat unterdessen die Farbe verloren. Er selbst aber ist ebenfalls verblühen — die Firma ist jetzt „Seligmann's selige Witwe“ — und Heloisa, das sanfte Wesen, das geschaffen schien, nur auf weibeblümten indischen Teppichen zu wandeln und mit Pfauenfedern gefächelt zu werden, sie ging unter in Matroienlärm, Punsch, Tabakrauch und schlechter Musik. Als ich Münka wieder sah — sie nannte sich jetzt Kathinka und wohnte zwischen Hamburg und Altona — da sah sie aus wie der Tempel Salomonis, als ihn Nebucadnezar zerstört hatte und noch nach assyrischem Knaster — und als sie mir Heloisa's Tod erzählte, weinte sie

bitterlich und riß sich verzweiflungsvoll die Haare aus und wurde schier ohnmächtig und mußte ein großes Glas Brantwein austrinken, um zur Besinnung zu kommen.

Und die Stadt selbst, wie war sie verändert. Und der Jungfernieg! Der Schnee lag auf den Dächern, und es schien, als hätten sogar die Häuser gealtert und weiße Haare bekommen. Die Linden des Jungfernieges waren nur todte Bäume mit dünnen Aesten, die sich gespenstisch im kalten Winde bewegten. Der Himmel war schneidend blau und dunkelte hastig. Es war Sonntag, fünf Uhr, die allgemeine Fütterungsstunde, und die Wagen rollten, Herren und Damen stiegen aus mit einem gefrorenen Lächeln auf den hungrigen Lippen. — Entsetzlich! in diesem Augenblick durchdrangerte mich die äbreckliche Bemerkung, daß ein unergründlicher Blödsinn auf allen diesen Gesichtern lag, und daß alle Menschen, die eben vorbeigingen, in einem wunderbaren Wahnwitz befangen schienen. Ich hatte sie schon vor zwölf Jahren um dieselbe Stunde mit denselben Mienen, wie die Puppen einer Rathhausuhr, in derselben Bewegung gesehen, und sie hatten seitdem ununterbrochen in derselben Weise gerechnet, die Börse besucht, sich einander eingeladen, die Kinnbacken bewegt, ihre Trinkgelder bezahlt, und wieder gerechnet: zweimal zwei ist vier. Entsetzlich! rief ich, wenn Einem von diesen Leuten, während er auf dem Comptoirbock saße, plötzlich einfiel, daß zweimal zwei eigentlich fünf sei, und daß er also sein ganzes Leben verrechnet und sein ganzes Leben in einem schauderhaften Irrthum vergeudet habe! Auf einmal aber ergriff mich selbst ein närrischer Wahnsinn, und als ich die vorüberwandelnden Menschen genauer betrachtete, kam es mir vor, als seien sie selber nichts Anderes als Hählen als arabische Tiffen; und da ging eine krummfüßige Zwei neben einer fatalen Drei, ihrer gesegneten und vollbüßigen Frau Gemahlin; dahinter ging Herr Vier auf Krücken; einherwatschelnd kam eine fatale Fünf, rundbäuchig mit kleinem Köpfschen; dann kam eine wohlbekannte kleine Sechse und eine noch wohlbekanntere böse Sieben — doch als ich die unglückliche Acht, wie sie vorüberschwankte, ganz genau betrachtete, erkannte ich den Affecurateur, der sonst wie ein Pflingstochs gepuzt ging, jetzt aber wie die magerste von Pharao's mageren Kühen aussah — blasse hohle Wangen wie ein

leerer Suppenteller; kalte Tafel, wie 1110 Winterstille abgekühlter schwarzer Noth der einen kümmerlich weißen Widerschein gab, ein Hut warrt Samen mit der Seite einige Gutschlösser geschüttelt. Daß die Seidel nach unten spiegelblank gemaht — und er warrt nicht mehr daran zu denken: Venezia und Wanka als Feind-

hüß und Wandrer zu verschoren er schon sich warrte nach einem Wirtshausen mit gewohntem Andenken zu schenken. Keine der vorübergehenden Vögelchen erkannt ich auch manchen alten Bekannten. Diese und die anderen Zahlenmenschen warrten warrter, lottig und hangig während wirren langs den Bänken des Jungbrunnengos



noch grauenhafter Dering am Schwemmag zur Bewegung. Ein trübsinniger Mummenschanz! hinter dem Trauerwagen, einherfahrend auf ihren dünnen schwarzenenden Venchen ganz Maymonen n des Todes, gingen die wohlbekannten Rathsdienner, privilegierte Todtragende in paraden alltagsmenschlichem Colonn. Ihre schwarze Mante und ihre Pluderthoren warrte Feindchen und warrte dasberge, wozwischen die rothen bezahlten Gesichter gar poffenbart hervorzucken ihre Schwadronen an den Hüften, unterm Arm ein grüner Regenschirm.

Aber noch unheimlicher und verunruhigender als diese Vögel die sich wie amphenisches Schamenspiel schweigend vorbeibewegten, waren die Töne, die von einer andern Seite in mein Ohr drangen. Es waren hebrere warnende metallische Töne ein unsinniges Kreischen, ein ängstliches Plätschern und verzweifelndes Schlürfen, ein Keuchen und Schollern, ein Stöhnen und Nechzen, ein unbeschreibbar erstarren Schmerz. Das Wissen der Miter war ungetrennt mit mir am Ufer war

am glühdes Trauns Dyrack in der Eschsch ausgehauen, und die entsetzlichen Töne, die ich eben vernehmen konnte aus dem Hohlen der armen weißen Geschöpfe, die darin herumschwammen und in entsetzlicher Todesangst schrien, und ach! es waren dieselben Söhne die mich so froh und heiter meine Seele bewegten. Ach! die schönen warrten Söhne, man hatte ihnen die Flügel gebrochen, damit sie im Herbst nicht auswandern konnten nach dem warmen Süden, und jetzt hielt der Norden sie festgebannt in seinen dunkeln Eisgruben — und der Marqueur des Pavillons meinte, sie befänden sich wohl darin, und die Kälte sei ihnen gesund. Das ist aber nicht wahr, es ist Einem nicht wohl, wenn man ohnmächtig in einem kalten Pfuhl eingekerkert ist, fast eingefroren, und Einem die Flügel gebrochen sind, und man nicht fortfliegen kann nach dem schönen Süden, wo die schönen Blumen, wo die goldnen Sonnenstrahlen wo die blauen Vögelchen sind! — auch mir erging es einst nicht viel besser, und ich besahnd die Qual dieser armen Söhne,



und als es gar immer dunkler wurde und die Sterne oben hell hervortraten dieselben Sterne die einst in schönen Sommernächten so liebevoll mit den Schwänen gebuhlt jetzt aber so winterfalt so frostig klar und fast verböbend auf sie

herablickten — wohl begriß ich jetzt daß die Sterne keine lebenden mitführenden Wesen sind, sondern nur glänzende Tauschungen der Nacht, ewige Trugbilder in einem erträumten Himmel, goldne Lügen im dunkelblauen Nichts.

Capitel V.

Während ich das vorige Capitel hindrueh dachte ich unwillkürlich an ganz etwas Anderes. Ein altes Lied summt mir beständig im Gedächtniß, und Bilder und Gedanken verwirren sich auf's Unleidlichste; ich mag wollen oder nicht, ich muß von jenem Liede sprechen. Vielleicht auch gehört es hieher und es drängt sich mit Recht in mein Schreibsel hinein. Ja ich fange jetzt sogar an es zu verstehen und ich verstehe jetzt auch den verdüsteren Ton, womit der Klas Hinrichson es sang; er war ein Jütländer und diente bei uns als Pferdefnecht. Er sang es noch den Abend vorher, ehe er sich in unserm Stall erbenkte. Bei dem Refrain: „Schau dich um

Herr Vonved!“, lachte er manchmal gar bitterlich; die Pferde wieberren dabei sehr angstvoll, und der Boßbund bellte als würde Jemand. Es ist das altdänische Lied von dem Herrn Vonved, der in der Welt ausreitet und sich so lange darin herumerschlägt, bis man seine Fragen beantwortet, und der endlich, wenn alle seine Räthsel gelöst sind, gar verdrießlich nach Hause reitet. Die Harfe klingt von Anfang bis zu Ende. Was sang er im Anfang? was sang er am Ende? Ich hab' oft darüber nachgedacht. Klas Hinrichson's Stimme war manchmal thranenweich wenn er das Lied anfang und wurde allmältig raub und grollend wie das Meer, wenn ein Sturm heranzieht. Es beginnt:

Herr Vonved sitzt im Kämmerlein,
Er schlägt die Goldharf' an so rein.
Er schlägt die Goldharf' unterm Kleid.
Da kommt seine Mutter gegangen herein.

Schau dich um Herr Vonved!

Das war seine Mutter Adelin, die Königin, die spricht zu ihm: Mein junger Sohn, laß Andere die Harfe spielen, gürt um das Schwert besteige dein Roß, reit aus verführe deinen Muth, Kämpfe and ringe, schau dich um in der Welt, schau dich um, Herr Vonved! Und

Herr Vonved bindet sein Schwert an die Seite,
Ihn lüftet mit Kämpfen zu streiten.
So wunderlich ist seine Fahrt:
Gar keinen Mann er drauf gewahrt.
Schau dich um, Herr Vonved!

Sein Helm war blinkend,
Sein Sporn war klingend,
Sein Roß war springend,
Selbst der Herr war so schwingend.
Schau dich um, Herr Vonved!

Ritt einen Tag, ritt drei darnach,
Doch nimmer eine Stadt er sah;
Eia sagte der junge Mann
Ist keine Stadt in diesem Land?
Schau dich um Herr Vonved!

Er ritt wohl auf dem Weg dahin,
Herr Thule Vang begegnet' ihm,
Herr Thule mit seinen Söhnen zumal,
Die waren gute Ritter all'.
Schau dich um, Herr Vonved!



Mein jüngster Sohn hör' du mein Wort:
Den Harnisch tausch mit mir sofort.
Unter uns tauschen wir das Panzerkleid
Eh' wir schlagen diesen Helden frei.
Schau dich um Herr Vonved!

Herr Vonved reißt sein Schwert von der Seite,
Es lüftet ihn mit Kämpfern zu streiten;
Erit schlägt er den Herren Thule selbst,
Darnach all' seine Söhne zwölft.
Schau dich um Herr Vonved!

Herr Vonved bindet sein Schwert an die Seite, es lüftet ihn weiter auszureiten. Da kommt er zu dem Waidmann und verlangt von ihm die Hälfte seiner Jagdbeute; der aber will nicht überlassen, und muß mit ihm kämpfen, und wird erschlagen. Und

Herr Vonved bindet sein Schwert an die Seite,
Ihn lüftet weiter auszureiten;
Zum großen Verge der Hald hinreit
Sieht, wie der Hirt das Vieh da treibt.
Schau dich um Herr Vonved!

Sag: wo streht der Fisch in der Flut?
Und wo ist der rotbe Vogel gut?
Wo mischet man den besten Wein?
Wo treibt Vidrik mit den Kämpfern sein?
Schau dich um Herr Vonved!

Und hör' du, Hirte, sag du mir:
Wes ist das Vieh, das du treibst vor dir?
Und was ist runder als ein Rad?
Wo wird getrunken frohliche Weihnacht?
Schau dich um Herr Vonved!

Da sah der Bui so still sein Mund
Daron er gar nichts sagen kunt.
Er schlug nach ihm mit der Zunge
Da fiel heraus Leher und Zunge.
Schau dich um Herr Vonved!

Und er kommt zu einer anderen Heerde, und da sieht wieder ein Hirt, an den er seine Fragen richtet. Dieser aber gibt ihm Bescheid, und Herr Vonved nimmt einen Goldring und steckt ihn dem Hirten an den Arm. Dann reitet er weiter und kommt zu Tyge Nold, und erschlägt ihn mitsammt seinen zwölf Söhnen. Und wieder

Er wart beim sein Pferd
Herr Vonved, der junge Edelherr;
Er thät über Berg' und Thale dringen,
Doch kommt' er Niemand zu Rede bringen.
Schau dich um, Herr Vonved!

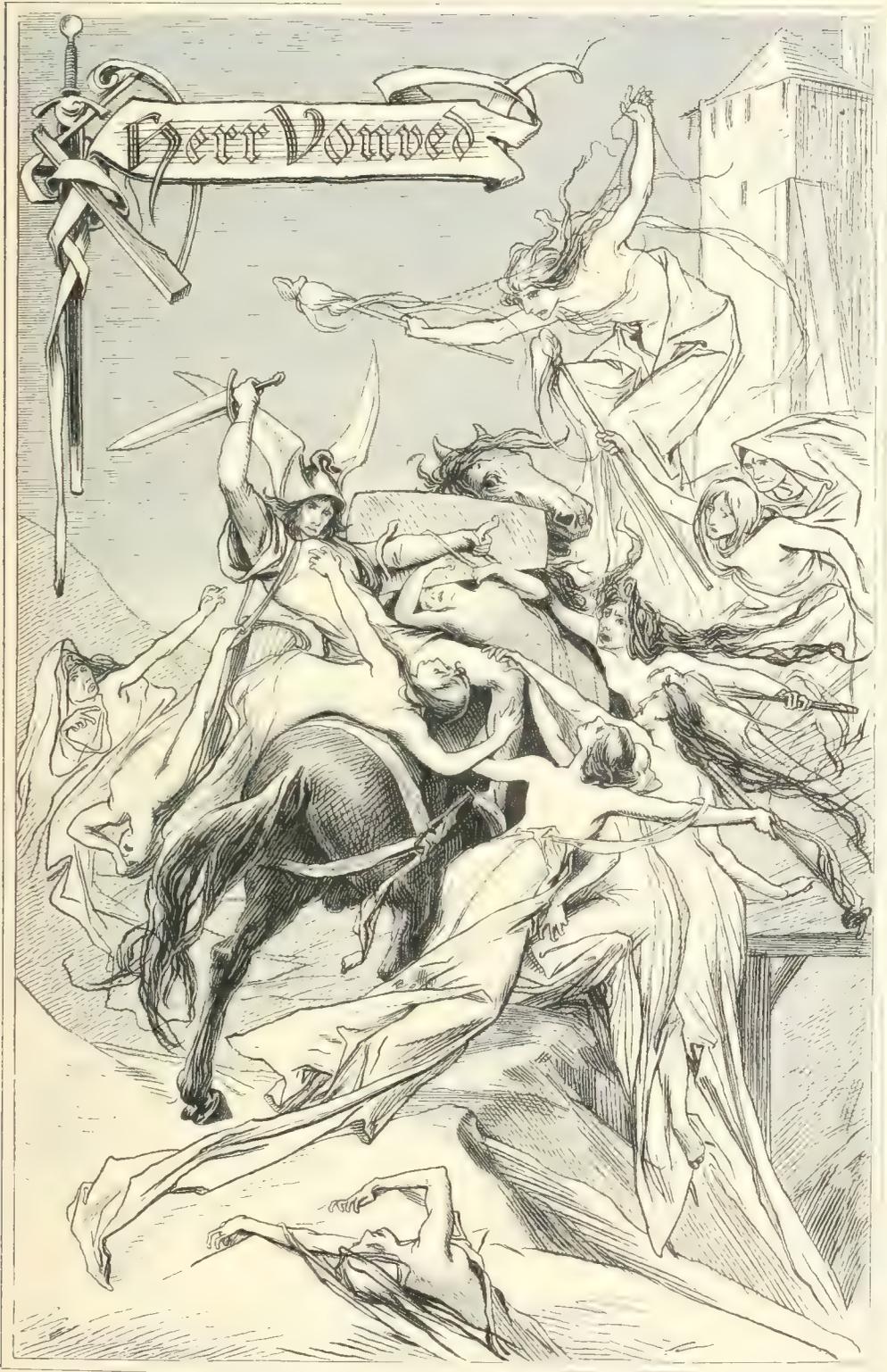
Was mallet aus alle Thale?
Was kleidet am besten im Königszaale?
Was ruft lauter als der Kranich kann?
Und was ist weißer als ein Schwan?
Schau dich um Herr Vonved.

So kam er zu der dritten Schaar.
Da sah ein Hirt mit silbernem Haar,
Hör' du, guter Hirte, mit deiner Heerd',
Du gibst mir gewißlich Antwort werth.
Schau dich um, Herr Vonved!

Wer trägt den Bart auf seinem Rück'?
Wer trägt die Nas' unter seinem Kinn?
Als ein Vogel was ist schwarzer noch mehr?
Und was ist rascher als ein Reh?
Schau dich um, Herr Vonved!

Was ist runder als ein Rad?
Wo wird getrunken die beste Weihnacht?
Wo geht die Sonne zu ihrem Sitz?
Und wo ruh'n eines todten Mannes Füß?
Schau dich um Herr Vonved!

Wo ist die allerbreiteste Brück'?
Was ist am meisten zuwider des Menschen Blick?
Wo wird gefunden der höchste Gang?
Wo wird getrunken der kalteste Trank?
Schau dich um Herr Vonved!



„Die Sonn' ist runder als ein Rad,
Im Himmel beugt man die frohliche Weibnacht
Gen Westen geht die Sonne zu ihrem Sitz,
Gen Osten ruh'n eines todten Mannes Füß'.
Schau dich um, Herr Donwed!

„Der Schnee füllt aus alle Thale
Am herrlichsten Kleidet der Muß im Saale
Der Donner ruft lauter als der Kranich kam
Und Engel sind weißer als der Schwan.“
Schau dich um, Herr Donwed!

„Der Kiebitz trägt den Bart in dem Nacken sein
Der Bär hat die Naß' unterm Kinn allein
Die Sünde schwärzer ist als ein Niesel nach mehr,
Und der Gedanke rüber als ein Neb.
Schau dich um, Herr Donwed!

Er zog einen Goldring von der Hand
Der wog wohl rünzeln goldne Pfund.
Den thät er den alten Hirten reichen,
Weil er ihm durft' die Helden anzeigen.
Schau dich um, Herr Donwed!

Und er reitet ein in die Wng und er erblägt zuerst den Randulz' hernach den Swandulz'

Er schlug den starken Ege Under
Er schlug den Ege Karl seinen Bruder
So schlug er in die Kreuz und Quer
Er schlug die Feinde vor ihm her.
Schau dich um, Herr Donwed!

Herr Donwed stecht sein Schwert in die Scheide
Er denkt noch weiter fort zu reiten.
Er findet da in der wilden Markt
Einen Kämpfer, und der war viel stark.
Schau dich um, Herr Donwed!

Sag mir, du edler Ritter gut:
Wo steht der Fisch in der Flut?
Wo wird geschenkt der beste Wein?
Und wo trinkt Vidrich mit den Kämpfern sein?
Schau dich um, Herr Donwed!

„Das Eis macht die allerbreiteste Brück',
Die Kröt' ist am meisten zuwider des Menschen Blick.
Zum Paradies geht der höchste Gang,
Da unten da trinkt man den kältesten Tranck.“
Schau dich um, Herr Donwed!

Weisen Spruch und Rath hast du nun hier,
So wie ich ihn habe gegeben dir.
Nun hab' ich so gutes Vertrauen auf dich
Viel Kämpfer zu finden befohlen ich dich.
Schau dich um, Herr Donwed!

„Ich war' dich zu der Sondernng
Da trinken die Helden den Meth ohne Sorg',
Dort findest du viel Kämpfer und Auserkent'.
Die können viel gut sich wehren im Streit.“
Schau dich um, Herr Donwed!

In Othen steht der Fisch in der Flut
Im Norden wird getrunken der Wein so gut
In Halland findest du Vidrich dabern
Mit Kämpfern und vielen Gefellen sein.“
Schau dich um, Herr Donwed!

Von der Wund Donwed einen Goldring nahm
Den steck' er dem Kämpfer an seinen Arm:
Sag' du wahrst der letzte Mann
Der Gold vom Herrn Donwed gewann.
Schau dich um, Herr Donwed!

Herr Donwed vor die hohe Sonne thut reiten
Bat die Wächter, ihn hineinzuleiten;
Als aber Keiner herans zu ihm ging,
Da sprang er über die Mauer dahin.
Schau dich um, Herr Donwed!

Sein Roß an einen Strick er band,
Darauf er sich zur Burgstube gewandt;
Er setzte sich oben an die Tafel sofort.
Dazu sprach er kein einziges Wort.
Schau dich um, Herr Vonved!

Er aß, er trank, nahm Speise sich,
Den König fragt' er darum nicht;
Gar nimmer bin ich ausgefahren.
Wo so viel verstandte Sungen waren.
Schau dich um, Herr Vonved!

Der König sprach zu den Kämpfern sein:
„Der tolle Gefelle muß gebunden sein;
Bindet ihr den fremden Gast nicht fest
So dienet ihr mir nicht auf's Best.“
Schau dich um, Herr Vonved!

Nimm du fünf, nimm du zwanzig auch dazu,
Und komm zum Spiel du selbst herzu!
Einen H . . . sohn, so nenn' ich dich,
Außer du bindest mich.
Schau dich um, Herr Vonved!

König Esmer, mein lieber Vater,
Und stolz Adelin, meine Mutter,
Haben mir gegeben das strenge Verbot,
Mit 'nem Schalk nicht zu verzeihen mein Gold.
Schau dich um, Herr Vonved!

„War Esmer, der König, dein Vater
Und frau Adelin deine liebe Mutter.
So bist du Herr Vonved, ein Kämpfer schön.
Dazu meiner liebsten Schwester Sohn.“
Schau dich um, Herr Vonved!

„Herr Vonved, willst du bleiben bei mir,
Beides Ruhm und Ehre soll werden dir,
Und willst du zu Land ausfahren,
Meine Ritter sollen dich bewahren.“
Schau dich um, Herr Vonved!

„Mein Gold soll werden für dich gespart,
Wenn du willst halten deine Heimfahrt.“
Doch das zu thun lästet ihn nicht,
Er wollt' fahren zu seiner Mutter zurück.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved ritt auf dem Wege dahin,
Er war so gram in seinem Sinn;
Und als er zur Burg geritten kam,
Da standen zwölf Hauberweiber daran.
Schau dich um, Herr Vonved!

Standen mit Rocken und Spindeln vor ihm,
Schlugen ihn über's weiße Schienbein hin;
Herr Vonved mit seinem Roß herumdringt,
Die zwölf Hauberweiber schlägt er in einen Ring.
Schau dich um, Herr Vonved!

Schlägt die Hauberweiber, die stehen da,
Sie finden bei ihm so kleinen Rath.
Seine Mutter genießt dasselbe Glück,
Er haut sie in fünftausend Stück.
Schau dich um, Herr Vonved!

So geht er in den Saal hinein,
Er ißt, und trinkt den klaren Wein,
Dann schlägt er die Goldharf' so lang',
Daß springen entzwei alle die Strang'.
Schau dich um, Herr Vonved!





Capitel VI.

Es war aber ein gar lieber Frühlingstag als ich zum erstenmale die Stadt Hamburg verlassen. Noch sehe ich wie im Haren die goldenen Sonnenlichter auf die betheerten Schiffsbaube spielen, und ich höre noch das heitre langhin-gesungene Hoïho! der Matrosen. So ein Haren im Frühling hat überdies die freundlichste Nebel-sichkeit mit dem Gemüth eines Jünglings, der zum erstenmal in die Welt geht, sich zum erstenmal auf die hohe See des Lebens hinauswagt — nach sind alle seine Gedanken bunthewimpelt. Ueber-muth schwellt alle Segel seiner Wünsche, hoïho! — aber bald erheben sich die Stürme, der Horizont verdüstert sich, die Windsbraut heult, die Planken krachen, die Wellen zerbrechen das Steuer, und das arme Schiff zerschellt an romantischen Klippen oder strandet auf feicht profaischem Sand — oder vielleicht morisch und gebrochen mit getapptem Mast ohne ein einziges Unter der Hoffnung gelangt es wieder heim in den alten Haren und vermodert dort, abgetakelt kläglich, als elendes Wrack!

Aber es gibt auch Menschen, die nicht mit ge-wöhnlichen Schiffen verglichen werden dürfen, sondern mit Dampfschiffen. Diese tragen ein dunkles

Feuer in der Brust und sie fahren gegen Wind und Wetter — ihre Raudschlagger flattert wie der schwarze Federhut des nachrückenden Reiters, ihre Sackenträder sind wie kolossale Pfundsporen, womit sie das Meer in die Wellenrippen stacheln und das widerspenstig schäumende Element muß ihrem Willen gehorchen wie ein Ross — aber sehr oft plagt der Kessel und der innere Brand verzehrt uns.

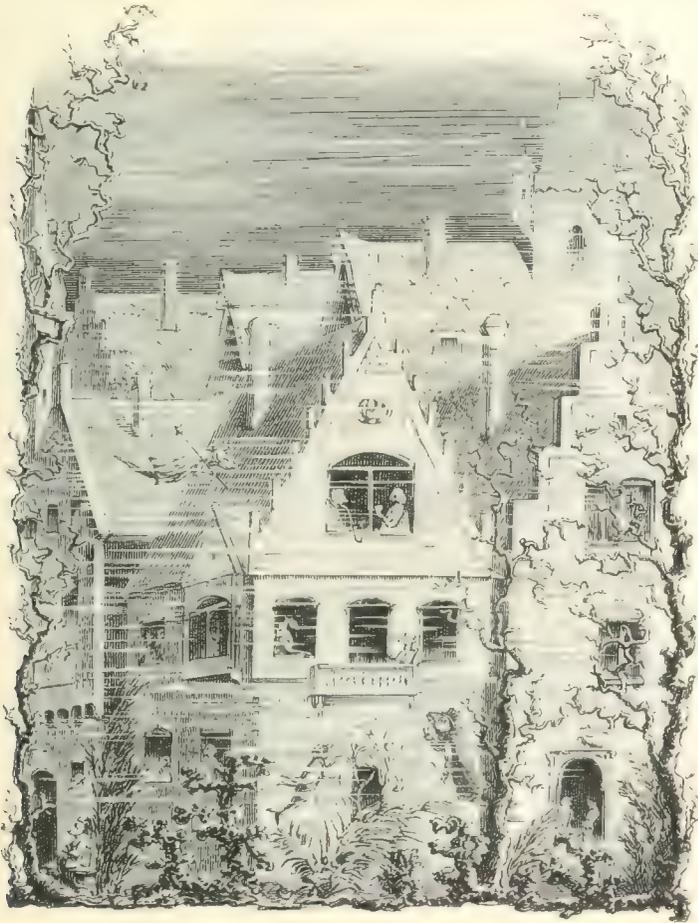
Doch ich will mich aus der Metapher wieder herausziehen und auf ein wirkliches Schiff setzen, welches von Hamburg nach Amsterdam fährt. Es war ein schwedisches Fahrzeug, hatte außer dem Helden dieser Blätter auch Eisenbarren geladen, und sollte wahrscheinlich als Kuckfiacht eine Ladung Stockfische nach Hamburg oder Eulen nach Athen bringen.

Die Meersegenden der Elbe sind wunderhoblich, besonders hinter Altona bei Kappeln. Unfern liegt Klopstock begraben. Ich kenne keine Gegend, wo ein todter Dichter so gut begraben liegen kann wie dort. Als lebendiger Dichter dort zu leben, ist schon weit schwerer. Wie oft hab' ich dem Grab beinahe Sanger des Moïshas der du so ruhrend wahr die Seiden Jehu bringest! Du hast aber

auch lang' genug auf der Königstraße hinter dem Jungfernstieg gewohnt, um zu wissen, wie Propheten gekrenzt werden.

Den zweiten Tag gelangten wir nach Lurhaven, welches eine hamburgische Colonie. Die Einwohner

sind Untertanen der Republik und haben es sehr gut. Wenn sie im Winter frieren, werden ihnen aus Hamburg wollene Decken geschickt, und in allzubeißen Sommertagen schickt man ihnen auch Limonade. Als Proconsul residirt dort ein hoch-



oder wohlweiser Senator. Er hat jährlich ein Einkommen von 20.000 Mark und regiert über 5000 Seelen. Es ist dort auch ein Seebad, welches vor anderen Seebädern den Vortheil bietet, daß es zu gleicher Zeit ein Elbbad ist. Ein großer Damm, worauf man spazieren gehen kann, führt nach Ritzebüttel, welches ebenfalls zu Lurhaven gehört. Das Wort kommt aus dem Phöniciſchen; die Worte „Ritze“ und „Büttel“ heißen auf Phöniciſch: „Mündung der Elbe.“ Manche Historiker behaupten, Karl der Große habe Hamburg

nur erweitert, die Phöniciſer aber hätten Hamburg und Altona gegründet, und zwar zu derselben Zeit, als Sodom und Gomorpha zu Grunde gingen. Vielleicht haben ſich Flüchtlinge aus diesen Städten nach der Mündung der Elbe gerettet. Man hat zwischen der Sublentwiete und der Kaffeemacherei einige alte Münzen ausgegraben, die noch unter der Regierung von Vera XVI. und Veria X. geschlagen worden. Nach meiner Meinung ist Hamburg das alte Tbaris, woher Salomo ganze Schiffsladungen voll Gold Silber Elfenbein,



Pflanzen und Wäfen erhalten hat. Salomo nämlich der König von Juda und Israel hatte immer eine besondere Liebhaberei für Gold und Wäfen.

Unergründlich bleibt mir diese erste Secrete. Meine alte Großmutter hatte mir so viele Wäfermärchen erzählt die jetzt alle wieder in meinem Gedächtniß anklingen. Ich konnte ganze Stunden lang auf dem Verdecke sitzen und an die alten Geschichten denken und wenn die Wellen nun melten glaubte ich die Großmutter sprechen zu hören. Wenn ich die Augen schloß dann sah ich sie wieder lebhaftig vor mir sitzen, mit dem einzigen Zahn in dem Munde und häufig bewegte sie wieder die Lippen und erzählte die Geschichte vom fliegenden Holländer.

Ich hatte gern die Meerfrauen gesehen die auf weißen Klippen sitzen und ihr grünes Haar kammern, aber ich konnte sie nur hören hören.

Wie angezogen ich auch manchmal in die klare See hinabschauete so konnte ich doch nicht die versunkenen Städte sehen, worin die Menschen, in allerlei Fischgestalten verwandelt, ein tiefes,

wundertiefes Wasserleben führen. Es heißt, die Laute und alte Nothen sitzen dort wie Damen gepuzt am Fenster und räkeln sich und gucken hinab auf die Straße wo Schiffsleute in Rathsbesprechung vorüberkommen wo junge Meddheringe nach ihnen hinaufkriechen, und wo Krabben, Hummer und sonstig niedriges Krebsvolk umherwimmelt. Ich habe aber nicht so tief hinabsehen können, und nur die Glocken hörte ich unten läuten.

In der Nacht sah ich mal ein großes Schiff mit ausgespannten blutrothen Segeln vorbeifahren, daß es ausah wie ein dunkler Kiese in einem weiten Scharlachmantel. War das der fliegende Holländer?

In Amsterdam aber wo ich bald darauf anlangte, sah ich ihn lebhaftig selbst, den grauenhaften Nynheer, und zwar auf der Bühne. Bei dieser Gelegenheit, im Theater zu Amsterdam, lernte ich auch eine von jenen Nizen kennen, die ich auf dem Meere selbst vergeblich gesucht. Ich war wie man sie gar nicht hat war ein besonderes Capitel weihen.



Capitel VII.



Die Fabel von dem fliegenden Holländer ist auch gewiß bekannt. Es ist die Geschichte von dem verwünschten Schiffe das nie in den Häfen gelangen kann und jetzt schon seit unvorstellbarer Zeit auf dem Meere herumfährt. Begnügt es nicht anderen Fahrzeuge so kommen einige von der unbarmhertigen Mannschaft in einem Boote herangefahren und bringen ein Paket Briefe gefälligst mitzunehmen. Diese Briefe muß man an den Nachbarn weitergeben sonst widerfährt dem Schiffe ein Unglück besonders wenn keine Bibel an Bord oder kein Hufeisen am Fockmaste befindlich ist. Die Boote sind immer an Menschen adressirt die man gar nicht kennt oder die längst verstorben so daß zuweilen der späte Enkel einen Liebesbrief in Empfang nimmt, der an seine Urarosemmutter gerichtet ist, die schon seit hundert Jahr' im Grabe liegt. Jenes hölzerne Gespenst, jenes gräuenhafte Schiff, führt seinen Namen von seinem Capitän, einem Holländer, der einst bei allen Tanten goldweirten daß er irgend ein Vor-

gebirge, dessen Namen mir entfallen, trotz des heftigen Sturms, der eben wehte, umschiffen wolle, und sollte er auch bis zum jüngsten Tage segeln müssen. Der Teufel hat ihn beim Wort gefaßt er muß bis zum jüngsten Tage auf dem Meere herumirren, es sei denn daß er durch die Treue eines Weibes erlöst werde. Der Teufel, dumm wie er ist, glaubt nicht an Weibertreue und erlaubte daher dem verwünschten Capitän, alle sieben Jahre einmal an's Land zu steigen und zu heiraten und bei dieser Gelegenheit seine Erlösung zu betreiben. Armer Holländer! Er ist oft froh genug, von der Ehe selbst wieder erlöst und seine Erlöserin los zu werden, und er begibt sich dann wieder an Bord.

Auf diese Fabel gründete sich das Stück das ich im Theater zu Amsterdum gesehen. Es sind wieder sieben Jahre verlossen der arme Holländer ist des endlosen Umherirrens müder als jemals, steigt an's Land, schließt Freundschaft mit einem schottischen Kaufmann, dem er begegnet, verkauft ihm Diamanten zu spottwohlfeilem Preise und wie er hört daß sein Kinde eine schöne Tochter besitzt, verlangt er sie zur Gemahlin. Auch dieser Handel wird abgeschlossen. Nun leben wir das

Baus des Schönen, das Mädchen erwartet den Bräutigam, zagen Herzens. Sie schaut oft mit Wehmuth nach einem großen verwitterten Gemälde, welches in der Stube hängt und einen hohen Mann in spanisch niederländischer Tracht darstellt, es ist ein altes Bildniß und nach der Aussage der Großmutter ist es ein getreues Conterfei des fliegenden Holländers, wie man ihn vor hundert Jahren in Schottland gesehen, zur Zeit König Wilhelms von Oranien. Auch ist mit diesem Gemälde eine überlieferte Warnung verknüpft daß die Frauen der Familie sich vor dem Originalen hüten sollten. Eben deshalb hat das Mädchen von Kind auf sich die Säge des gefälligen Mannes hi's Herz gepögt. Wenn nun der wirklich fliegende Holländer liebhaftig hereintritt, erschrickt das Mädchen: aber nicht aus Furcht. Auch Jener ist betroffen bei dem Anblick des Portraits. Als man ihm bedeutet, wem es vorstelle, weiß er jedes jeden Augenblick

von sich fern zu halten; er lacht über den Aberglauben, er spöttelt selber über den steigenden Holländer, den ewigen Juden des Ozeans; jedoch unwillkürlich in einem wehmüthigen Ton übergehend, schildert er, wie Myrbeer auf der unermeßlichen Wasserwüste die unerhörtesten Leiden erdulden müsse, wie sein Leib nichts anders sei als ein Sarg von Fleisch worin seine Seele sich langweilt wie das Leben ihn von sich stößt und auch der Tod ihn abweist; gleich einer leeren Tonne, die sich die Wellen einander zuwerfen und sich spottend einander zurückwerfen so werde der arme Holländer zwischen Tod und Leben hin und her geschleudert, fern von Weiden wolle ihn behalten; sein Schmerz sei tief wie das Meer woran er herumschwimmt, sein Schicksal sei ohne Anker und sein Herz ohne Hoffnung.

Ich glaube dieses waren ungetrübte Worte, womit der Bräutigam schließt. Die Braut betrachtet ihn ernsthaft und wirft manchmal Seitenblicke nach seinem Conterfei. Es ist, als ob sie sein Geheimniß errathen habe, und wenn er nachher fragt: Katharina willst du mir treu sein? antwortet sie entschlossen: Treu bis in den Tod.

Bei dieser Stelle erinnere ich mich heute ich lachen, und dieses Lachen kam nicht von unten aus der Hölle, sondern von oben, vom Paradiere. Als ich hinaufschaute, erblickte ich eine wunderschöne Eva die mich mit ihren großen blauen Augen verführerisch anah. Ihr Arm hing über der Galerie herab, und in der Hand hielt sie einen Apfel oder vielmehr eine Aepfelne. Statt mir aber symbolisch die Balne anzubieten warf sie mir blos metaphorisch die Schalen auf den Kopf. War es Uebel oder Unfall? Das wollte ich wissen. Ich war aber als ich in's Paradies hinaufstieg um die Bekanntheit fortzusetzen nicht wenig bestrebt ein weißes saftiges Mädchen zu finden eine überaus weiblich weiche Gestalt nicht schmählich aber doch krystallig zart ein Bild hauslicher Sucht und beglückender Holdseligkeit. Nur um die linke Oberlippe zog sich etwas oder vielmehr umgellte sich etwas wie das Schwänzchen einer fortblühenden Eidechse. Es war ein geheimnißvoller Zug, wie man ihn just nicht bei den reinen Engeln, aber auch nicht bei häßlichen Teufeln zu finden pflegt. Dieser Zug bedeutete weder das Gute noch das Böse, sondern blos ein schlimmes Wissen; es ist ein Lächeln welches vergütet worden von jenem

Apfel der Erkenntniß den der Mund genossen. Wenn ich diesen Zug auf weichen, vollrosigen Mädchentlippen sehe, dann fühl' ich in den eigenen Lippen ein krampfhaftes Zucken ein zuckendes Verlangen, jene Lippen zu küssen; es ist Wahlverwandtschaft.

Ich flüsterte daher dem schönen Mädchen in's Ohr: Justow! ich will deinen Mund küssen.

Bei Gott, Myrbeer, das ist ein guter Gedanke! war die Antwort die häufig und mit entzückendem Wohlklang aus dem Herzen hervorklang.

Aber nein — die ganze Geschichte die ich hier zu erzählen dachte und wozu der steigende Holländer nur als Rahmen dienen sollte, will ich jetzt unterdrücken. Ich rache mich dadurch an den Prüden, die dergleichen Geschichten mit Wonne einschlürfen und bis in's Innerste ganz entzückt davon sind, und nachher den Erzähler schelten, und in Gesellschaft über ihn die Nase rümpfen, und ihn als unmoralisch verächtlich. Es ist eine gute Geschichte, köstlich wie eine solche Uranas, oder wie trübe Kaviar oder wie Trüffel in Burgunder und wäre eine angenehme Seezweige nach der Vestmunde; aber aus Rancüne, zur Strafe für frühere Unbill, will ich sie unterdrücken. Ich mache dabei hier einen langen Gedankenruhe.

Dieser Strich bedeutet ein trauliches Heim, und dann pausire die Geschichte die ich jetzt erzähle. Der Unschuldige muß mit dem Schuldigen leiden, und manche gute Seele schaut mich jetzt an mit einem bitteren Blick. Je nun, deren Behagen will ich im Vernehmen gehalten, daß es noch nie so wild geknickt worden wie von jener holländischen Blondine, und daß diese das Vorurtheil welches ich bisher gegen blonde Haare und blaue Augen hegte, auf's Siegreichste zerstört hat. Jetzt erst begriff ich, warum ein englischer Dichter solche Damen mit gefrorenem Champagner verglichen hat. In der eisigen Hülle lauert der heißere Etnaer. Es gibt nichts Pikanteres als der Contrast jener äußeren Kälte und der inneren Glut, die bacchantisch emporlodert und den glücklichsten Seher unmerklich bezaubert. Ja wer mehr als in Dämmern steht der Sonnenbrand in manchen scheinstillen Heiligenbildern mit goldenem Glorienhaar und blauen Himmelsaugen und frommen Seitenhänden. Ich weiß eine Blondine aus einem der besten niederländischen Haare, die zuweilen ihr lockeres Haar am Sandsee



verlieh und incognito nach Amster-
dam und dort in's Theater ging.
Jedem, der ihr gefiel, Apfelsüßen-
schalen auf den Kopf warf, zu-
weilen gar in Matrosenberbergen
die wüsten Nächte zubrachte, eine
holländische Messaline.

— Als ich in's Theater noch
einmal zurückkehrte, kam ich eben
zur letzten Scene des Stücks, wo
auf einer hohen Meerklippe das
Weib des fliegenden Holländers.



die Frau fliegende Holländerin, verzweif-
lungsvoll die Hände ringt, während auf
dem Meere, auf dem Verdeck seines un-
heimlichen Schiffes ihr unglücklicher Gemahl
zu schauen ist. Er liebt sie und will sie ver-
lassen, um sie nicht in's Verderben zu ziehen,
und er gesteht ihr sein grauenhaftes Schicksal
und den schrecklichen Fluch, der auf ihm lastet.
Sie aber ruft mit lauter Stimme: Ich war
dir treu bis zu dieser Stunde, und ich weiß
ein sicheres Mittel, wodurch ich dir meine Treue
erhalte bis in den Tod!

Bei diesen Worten stürzt sich das treue
Weib in's Meer, und nun ist auch die Ver-
wünschung des fliegenden Holländers zu Ende,
er ist erlöst, und wir sehen, wie das ge-
spenstische Schiff in den Abgrund des Meeres
versinkt.

Die Moral des Stückes ist für die Frauen,
daß sie sich in Acht nehmen müssen, keinen
fliegenden Holländer zu heiraten; und wir
Männer erleben aus diesem Stücke, wie wir
durch die Weiber im günstigsten Falle zu
Grunde gehn.



Capitel VIII.

Aber nicht blos in Amsterdam haben die Comen sich gütig bemüht mein Verurtheil gegen Vandalen zu zerstören. Auch im übrigen Holland hatte ich das Glück meine früheren Irrthümer zu berichtigen. Ich will bei Gerbe die Holländerinnen nicht auf Kosten der Damen anderer Länder hervorstreifen. Bewahre mich der Himmel vor solchem Unrecht, welches von meiner Seite zugleich der größte Uhdant wäre. Jedes Land hat seine besondere Küche und seine besondern Werkblätter, und hier ist Alles Geschmackssache. Der Eine liebt gebratene Hühner, der Andere gebratene Enten, was mich betrifft, ich liebe gebratene Hühner und gebratene Enten und noch außerdem gebratene Gänse. Von hohem idealischen Standpunkte betrachtet, haben die Weiber überall eine gewisse Neblaktheit mit der Küche des Landes. Sind die holländischen Schonen nicht ebenso gesund, nahrhaft, solide, constant, humilos und doch so vorzüglich wie Mericalands einfach gute Kost: Rostbeef, Hammelbraten, Pudding in flammendem Cognac, Gemüse in Wasser gekocht, nebst zwei Saucen, wovon die eine aus zerlassener Butter besteht? Da lachst kein *gru cassé*, da tänst kein flatterndes *Vol-au-vent*, da seuzt kein geistreiches *Ragout*, da tändeln nicht jene tausendartig gestopften, gestoffenen, aufgehüpften, gerösteten, durchzuckerten, pikanten, declamatorischen und sentimentalen Gerichte, die wir bei einem französischen Restaurant finden

und die mit den schönen Französinen selbst die größte Neblaktheit bieten! Wirsten wir doch nicht selten, daß bei diesen ebenfalls der eigentliche Stoff nur als Nebensache betrachtet wird, daß der Braten selber manchmal weniger werth ist als die Sauce, daß hier Geschmack, Grazie und Eleganz der Hauptsache und *Italiens goldfette, laudemartig gewürzte, humoristisch garnirte, aber doch schmachtend idealische Küche* trägt ganz den Charakter der romanischen Schonen. O wie lebte ich manchmal nach den lombardischen *Stuffedos* und *Sampettis*, nach den *Fegatellis*, *Tagliatinis* und *Stracotto des heidnischen Toscanas*! Alles schwimmt in Oel, trägt und zärtlich, und trillert Rossini's süße Melodien und weint vor Zwiebelduft und Sehnsucht! Den Macaroni mußt du aber mit den Fingern essen, und dann heißt er: *Beatrice!*

Um gar zu oft denke ich an Italien, und am öftesten des Nachts. Vorgestern träumte mir, ich befände mich in Italien und sei ein bunter Banister und läge recht taubenzerrlich unter einer Trauerweide. Die herabhängenden Zweige dieser Trauerweide waren aber lauter Macaroni, die mir lang und lieblich bis in's Maul hineinflehen; umgeben diesem Laubwerk von Macaroni fließen statt Sonnenstrahlen lauter gelbe Butterströme, und endlich fiel von oben herab ein weißer Regen von geriebenem Parmesankäse.

Als von genanntem Macaroni wird man nicht satt — *Beatrice!*

Von der deutschen Küche kein Wort. Sie hat alle möglichen Tugenden und nur einen einzigen Fehler; ich sage aber nicht, welchen. Da gibt's gefühlvolles, jedoch unentschlossenes Backwerk, verliebte Eierspeisen, tüchtige Dampfundeln, Gemüthsuppe mit Gerste, Pfannkuchen mit Nespeln und Speck, tugendhafte Hausklöße, Sauerkohl — wohl dem, der es verdauen kann!

Was die holländische Küche betrifft, so unterscheidet sie sich von letzterer erstens durch die Keimlichkeit, zweitens durch die eigentliche Leckerkeit. Besonders ist die Zubereitung der Fische unbeschreiblich liebenswürdig. Rührend inniger und doch zugleich tiefmüthlicher Sellerieputt. Selbst bewußte Naivetät und Knoblauch. Tadelhaft jedoch ist es, daß sie Unterbofen von Flanell tragen: nicht die Fische, sondern die schönen Töchter des meerumspielten Hollands.

Aber zu Leyden, als ich ankam, fand ich das Essen fürchterlich schlecht. Die Republik Hamburg hatte mich verwöhnt: ich muß die dortige Küche nachträglich noch einmal loben, und bei dieser Gelegenheit preise ich noch einmal Hamburgs schöne Mädchen und Frauen. O ihr Götter! in den ersten vier Wochen, wie sehnete ich mich zurück nach den Rauchfleischlichkeiten und nach den Nockturteltauben Harmonias! Ja schmachtete an Herz und Magen. Hätte sich nicht endlich die Frau Wirthin zur rothen Kuh in mich verliebt, ich wäre vor Sehnsucht gestorben.

Heil dir, Wirthin zur rothen Kuh!

Es war eine unterlegte Frau mit einem sehr großen runden Bauche und einem sehr kleinen runden Kopfe. Rothe Wänglein, blaue Augenlein; Rosen und Veilchen. Stundenlang saßen wir beisammen im Garten und tranken Thee aus echt chinesischem Porzellanassen. Es war ein schöner Garten, viereckige und dreieckige Beete, symmetrisch bestreut mit Goldsand, Zinnober und kleinen blanken Muscheln. Die Stämme der Bäume hüßlich roth und blau angestrichen. Kupferne Käfige voll Kanarienvögel. Die kostbarsten Zwiebelgewächse in buntbemalten glänzten Töpfen. Der Targus allerliebste künstlich geschnitten, mancherlei Obelisken, Pyramiden, Vasen, auch Thiergestalten bildend. Da stand ein aus Targus geschnittener grüner Ochs, welcher mich fast eifersüchtig ansah, wenn ich ihr huldigte, der holden Wirthin zur rothen Kuh.

Heil dir, Wirthin zur rothen Kuh!

Wenn Myfrow den Obertheil des Kopfes mit den friesischen Goldplatten umschildet, den Bauch mit ihrem buntgeblühten Damastrock eingepanzert und die Arme mit der weißen Fülle ihrer Braubanter Spitzen gar kostbar belastet hatte, dann sah sie aus wie eine fabelhafte chinesische Puppe, wie etwa die Göttin des Porzellans. Wenn ich alsdann in Begeisterung gerieth und sie auf beide Backen laut küßte, so blieb sie ganz porzellanig steif stehen und leuchtete ganz porzellanig; Mynbeer. Alle Tulpen des Gartens schienen dann mitgerührt und mitbewegt zu sein und schienen mitzufeuern: Mynbeer!

Dieses delicate Verhältniß schaffte mir manchen delicaten Bissen. Denn jede solche Liebescene influencirte auf den Inhalt der Esstörbe, welche mir die vortreffliche Wirthin alle Tage in's Haus schickte. Meine Tischgenossen, sechs andere Studenten, die auf meiner Stube mit mir aßen, konnten an der Zubereitung des Kalbsbratens oder des Obstenhiers jedesmal schmecken, wie sehr sie mich liebte die Frau Wirthin zur rothen Kuh. Wenn das Essen einmal schlecht war, mußte ich viele demüthige Spöttelein ertragen, und es hieß dann: Seht, wie der Schnabelewopski miserabel aussieht, wie gelb und runzlicht sein Gesicht, wie katzengämmerlich seine Augen, als wollte er sie sich aus dem Kopfe herauskratzen, es ist kein Wunder, daß unsere Wirthin seiner überdrüssig wird und uns jetzt schlechtes Essen schickt. Oder man sagte auch: Um Gotteswillen, der Schnabelewopski wird täglich schwächer und matter und verliert am Ende ganz die Gunst unserer Wirthin und wir kriegen dann immer schlechtes Essen wie heut — wir müssen ihn tüchtig füttern, damit er wieder ein feuriges Aeußere gewinnt. Und dann stopften sie mir just die allerschlechtesten Stücke in's Maul und nöthigten mich, übergebührlich viel Sellerie zu essen. Gab es aber magere Küche mehrere Tage hintereinander, dann wurde ich mit den ernsthaftesten Bitten beschürmt, für besseres Essen zu sorgen, das Herz unserer Wirthin auf's Neue zu entflammen, meine Zärtlichkeit für sie zu erhöhen kurz mich für's allgemeine Wohl aufzuopfern. In langen Reden wurde mir dann vorgestellt, wie edel, wie herrlich es sei, wenn Jemand für das Heil seiner Mitbürger sich heroisch resignirt, gleich dem Regulus, welcher sich in eine alte vermaachte Tonne stecken ließ, oder auch gleich dem Thebens welcher sich in die Höhle



des Minotaurus freiwillig begeben hat — und dann wurde der Erosus ernt und der Plutus u. s. w. Auch sollte ich bildlich zur Tabakfernung gereizt werden indem man jene Großbären auf die Wand zeichnete und zwar mit grotesken Anspielungen; denn der Minotaur sah aus wie die rothe Kuh auf dem wohlbekannten Wirthshausbilde und die karthagische vernagelte Conne sah aus wie meine Wirthin selbst. Ueberhaupt hatten jene undankbaren Menschen die äufere Gestalt der vorzüglichsten Frau im beständigen Zielscheibe ihres Wines gewählt. Sie pflegten gewöhnlich ihre Figur aus Aepfeln zusammenzusetzen oder aus Brodkrumen zu kneten. Sie nahmen dann ein kleines Aepfchen welches der Kopf sein sollte setzten dieses auf einen

ganz großen Apfel welcher den Bauch vorstellte und dieser hand wieder auf zwei Tabakstochern welche sich zur Vorne ausgaben. Sie formten auch wohl aus Brodkrumen das Bild unserer Wirthin und kneteten dann ein ganz winziges Pappchen welches sich selber vorstellte sollte und dieses setzten sie dann auf die große Figur und rissen dabei die schlechtesten Vergleiche. Z. B. der Eine bemerkte die kleine Figur sei Hannibal welcher über die Alpen steigt. Ein Anderer meinte hingegen, es sei Marins, welcher auf den Ruinen von Carthago sitzt. Dem ist nun wie ihm wolle wäre ich nicht manchmal über die Alpen gestiegen, oder hätte ich mich nicht manchmal auf die Ruinen von Carthago gesetzt, so würden meine Tischgenossen beständig schlechtes Essen bekommen haben.



Capitel IX.



Wenn der Braten ganz schlecht war, disputirten wir über die Existenz Gottes. Der liebe Gott hatte aber immer die Majorität. Nur Drei von der Tischgenossenschaft waren arbeitslich gesinnt; aber auch diese ließen sich überreden, wenn wir wenigstens guten Käse zum Dessert bekamen. Der eifrige Geist war der kleine Simson, und wenn er mit dem langen Van Pitter über die Existenz Gottes disputirte, wurde er zuweilen höchst ärgerlich, lief im Zimmer auf und ab und schrie beständig: Das ist, bei Gott! nicht erlaubt. Der lange Van Pitter, ein magerer Frieser, dessen Seele so ruhig wie das Wasser in einem holländischen Canal, und dessen Worte sich ruhig hinzogen wie eine Treckschuite, holte seine Argumente aus der deutschen Philosophie, womit man sich damals in Leyden stark beschäftigte. Er spöttelte über die engen Köpfe, die dem lieben Gott eine Privateigenschaft zuschreiben, er beschuldigte sie sogar der Blasphemie, indem sie Gott mit Weisheit, Gerechtigkeit, Liebe und ähnlichen menschlichen Eigenschaften verfaßen, die sich gar nicht für ihn schickten; denn diese Eigenschaften seien gewissermaßen die Negation von menschlichen Gebrechen, da wir sie nur als Gegensatz zu menschlicher Dummheit, Ungerechtigkeit und Haß aufgefaßt haben. Wenn aber Van

Pitter seine eigenen pantheistischen Ansichten entwickelte, so war der dicke Sübteaner, ein gewisser Driksen aus Utrecht, gegen ihn auf und wußte seinen Vagen, in der Natur verbreiteten, also immer im Raume existirenden Gott gehörig durchzuhecheln, ja er behauptete, es sei Blasphemie, wenn man auch nur von einer Existenz Gottes spricht, indem „Existiren“ ein Begriff sei, der einen gewissen Raum, kurz etwas Substantielles voraussetze. Ja, es sei Blasphemie von Gott zu sagen: „Er ist;“ das reinste Sein könne nicht ohne sinnliche Beschränkung gedacht werden; wenn man Gott denken wolle, müsse man von aller Substanz abstrahiren, man müsse ihn nicht denken als eine Form der Ausdehnung, sondern als eine Ordnung der Begebenheiten; Gott sei kein Sein, sondern ein reines Handeln, er sei nur Princip einer übersinnlichen Weltordnung.

Bei diesen Worten aber wurde der kleine Simson wüthend und lief noch toller im Zimmer herum, und schrie noch lauter: O Gott! Gott! Das ist, bei Gott! nicht erlaubt, o Gott! Ich glaube, er hätte den dicken Sübteaner geprügelt zur Ehre Gottes, wenn er nicht gar zu dünne Armechen hatte. Manchmal stürmte er auch wirklich auf ihn los; dann aber nahm der Dicke die beiden



Mermchen des kleinen Simson, hielt ihn rubig fest, setzte ihm sein System ganz rubig auseinander, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, und blies ihm dann seine dünnen Argumente mit- sammt dem dicksten Tabaksdampf in's Gesicht, so daß der Kleine fast erstickte vor Rauch und Neger und immer leiser und hilfesehend wimmerte: O Gott! O Gott! Aber der half ihm nie, obgleich er dessen eigene Sache verfocht.

Trotz dieser göttlichen Indifferenz, trotz diesem fast menschlichen Undank Gottes, blieb der kleine Simson doch der beständige Champion des Deismus, und ich glaube, aus angeborener Neigung. Denn seine Väter gehörten zu dem auserwählten Volke Gottes, einem Volke, das Gott einst mit seiner besonderen Liebe protegirt, und das daher bis auf diese Stunde eine gewisse Unhänglichkeit für den lieben Gott bewahrt hat. Die Juden sind immer die gehorsamsten Deuten namentlich diejenigen welche wie der kleine Simson in

der freien Stadt Frankfurt geboren sind. Diese können bei politischen Fragen so republikanisch als möglich denken ja sich sogar lausculottisch im Kothe wälzen; kommen aber religiöse Begriffe in's Spiel, dann bleiben sie unterthänige Kammerknechte ihres Jehovah, des alten Fetischs, der doch von ihrer ganzen Sippschaft nichts mehr wissen will und sich zu einem gott reinen Geiße umtaufen lassen.

Ich glaube dieser gott-reine Geiße dieser Parvenü des Himmels, der jetzt so moralisch, so kosmopolitisch und univerfell gebildet ist, hegt ein geheimes Mißwollen gegen die armen Juden, die ihn noch in seiner ersten rohen Gestalt gekannt haben, und ihn räglich in ihren Synagogen an seine ehemaligen obskuren Nationalverhältnisse erinnern. Vielleicht will es der alte Herr gar nicht mehr wissen, daß er palästiniischen Ursprungs und eini der Gott Abrahams Isaaks und Jakobs gewesen und damals Jehorab geheißet hat.





Capitel X.

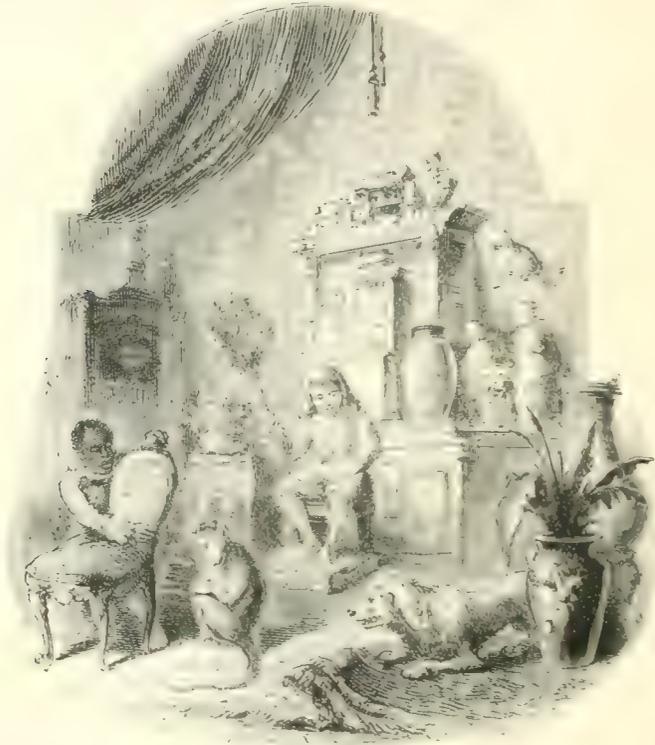
Mit dem kleinen Simson hatte ich zu Leyden sehr vielen Umgang, und er wird in diesen Denkblättern noch oft erwähnt werden. Außer ihm sah ich am öftesten einen Andern meiner Tischgenossen, den jungen Van Moenlen: ich konnte ganze Stunden lang sein schönes Gesicht betrachten und dabei an seine Schwester denken, die ich nie gesehen und wovon ich nur wußte, daß sie die schönste Frau im Waterland sei. Van Moenlen war ebenfalls ein schönes Menschenbild, ein Apollo, aber kein Apollo von Marmor, sondern viel eher von Käse. Er war der vollendetste Holländer, den ich je gesehen. Ein sonderbares Gemisch von Muth und Phlegma. Als er einst im Kaffeehause einen Irländer so sehr erzürnt, daß dieser eine Pistole auf ihn losdrückte und, statt ihn zu treffen, ihm nur die irdene Pfeife vom Munde wegriß, da blieb Van Moenlen's Gesicht so bewegungslos wie Käse und im gleichgültig ruhigen Tone rief er: Jan, e nûe Piep! fatal war mir an ihm sein Lächeln denn alsdenn zeigte er eine Reihe ganz kleiner weißer Zähne, die eher wie Fischgräte ausluden. Auch mißfiel mir, daß er große goldene Ohrringe trug. Er hatte die sonderbare Gewohnheit, alle Tage in seiner Wohnung die Aufstellung der Möbeln zu verändern, und wenn man zu ihm kam, fand man ihn entweder beschäftigt, die Commode an die Stelle des Bettes oder den Schreibtisch an die Stelle des Sofas zu setzen.

Der kleine Simson bildete in dieser Beziehung den ängstlichsten Gegenatz. Er konnte nicht leiden, daß man in seinem Zimmer das Mindeste verrückte; er wurde sichtbar unruhig, wenn man dort auch nur das Mindeste, sei es auch nur eine Lichtschere, zur Hand nahm. Alles mußte liegen bleiben, wie es lag. Denn seine Möbel und sonstigen Effecten dienten ihm als Hilfsmittel, nach den Vorschriften der Mnemonik allerlei historische Daten oder philosophische Sätze in seinem Gedächtnisse zu fixiren.

Als einst die Hausmagd in seiner Abwesenheit einen alten Kasten aus seinem Zimmer fortgeschafft und seine Hemden und Strümpfe aus

der Commode genommen, um sie waschen zu lassen, da war er untröstlich, als er nach Hause kam, und er behauptete, er wisse jetzt gar nichts mehr von der assyrischen Geschichte, und alle seine Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, die er so mühsam in den verschiedenen Schubladen ganz systematisch geordnet, seien jetzt in die Wäsche gegeben.

Zu den Originalen, die ich in Leyden kennen gelernt, gehört auch Mynheer Van der Piffen, ein Vetter Van Moenlen's, der mich bei ihm eingeführt. Er war Professor der Theologie an der Universität, und ich hörte bei ihm das hohe Lied Salomonis und die Offenbarung Johannis. Er war ein schöner, blühender Mann, etwa fünfunddreißig Jahre alt, und auf dem Katheder sehr ernst und gesetzt. Als ich ihn aber einst besuchen wollte und in seinem Wohnzimmer Niemanden fand, sah ich durch die halbgeöffnete Thür eines Seitencabinetts ein gar merkwürdiges Schauspiel. Dieses Cabinet war halb chinesisches, halb pompadourisch verziert: an den Wänden goldig schillernde Damasttapeten; auf dem Boden der kostbarste persische Teppich; überall wunderliche Porzellanpagoden, Spielsachen von Perlmutter, Blumen, Straußfedern und Edelsteine; die Sessel von rothem Sammet mit Goldtroddeln und darunter ein besonders erhöhter Sessel, der wie ein Thron ausah und worauf ein kleines Mädchen saß, das etwa drei Jahre alt sein mochte und in blauem silbergestickten Atlas, jedoch sehr altfränkisch, gekleidet war, und in der einen Hand, gleich einem Scepter, einen bunten Pfauenwedel und in der andern einen welken Lorbeerkranz emporhielt. Vor ihr aber auf dem Boden wälzten sich Mynheer Van der Piffen, sein kleiner Mohr, sein Pudel und sein Affe. Diese Vier zauten sich und bißen sich unter einander, während das Kind und der grüne Papagei, welcher auf der Stange saß, beständig Bravol riefen. Endlich erhob sich Mynheer vom Boden, kniete vor dem Kinde nieder, rühmte in einer ernsthaften lateinischen Rede den Muth, womit er seine Feinde bekämpft und besiegt, ließ



sich von der Kleinen den weissen Lorbeerkranz auf das Haupt setzen und Bravo! Bravo! rief das Kind und der Papagei und ich welcher jetzt in's Zimmer trat

Mynbeer schien etwas bestürzt daß ich ihn in seinen Wunderlichkeiten überrascht. Diese wie

man mir später sagte trieb er alle Tage, alle Tage besetzte er den Mohr, den Pudel und den Affen, alle Tage ließ er sich besorbeeren von dem kleinen Mädchen welches nicht sein eigenes Kind sondern ein Findling aus dem Warenhaufe von Amsterdam war

Capitel XI.

Das Haus worin ich zu Leyden logirte bewohnte einst Jan Steen, der große Jan Steen den ich für eben so groß halte wie Raphael. Auch als religiöser Maler war Jan eben so groß, und das wird man einst ganz klar einsehen, wenn die Religion des Schmerzes erloschen ist und die Religion der Freude den mühen Flor von den Rosenblüthen dieser Erde fortreißt und die Nachtigallen endlich ihre lang verhehlten Entzückungen hervoranzuzien dürfen.

Aber keine Nachigall wird je so heiter und jubelnd singen wie Jan Steen gemalt hat. Keiner hat so tief wie er begriffen daß auf dieser Erde ewig Kiermek sein sollte; er begriff daß unter Leben nur ein farbiger Kuß Gottes sei, und er wußte, daß der heilige Geist sich am herrlichsten offenbart im Lächeln und Lachen.

Sein Auge lachte in's Licht hinein, und das Licht spiegelte sich in seinem lachenden Auge.

Und Jan blieb immer ein gutes, liebes Kind. Als der alte strenge Prädikant von Leyden sich neben ihn an den Herd setzte und eine lange Vermahnung hielt über sein fröhliches Leben, seinen lachend unchristlichen Wandel, seine Trunkliebe, seine unregelmäßige Wirthschaft und seine verstockte Euzüchtigkeit, da hat Jan ihm zwei Stunden lang ganz ruhig zugehört und er verrieth nicht die mindeste Ungeduld über die lange Strafpredigt, und nur einmal unterbrach er sie mit den Worten: „Ja, Domine, die Beleuchtung wäre dann viel



besser. ja, ich bitte Euch, Domini, dreht Euren Stuhl ein klein wenig dem Kamine zu, damit die Flamme ihren rothen Schein über Euer ganzes Gesicht wirft und der übrige Körper im Schatten bleibt — —“

Der Domine stand wüthend auf und ging davon. Jan aber griff sogleich nach der Palette und malte den alten strengen Herrn, ganz wie er ihm in jener Strafpredigtpositur, ohne es zu ahnen, Modell gesehen. Das Bild ist vortrefflich und hing in meinem Schlafzimmer zu Leyden.

Nachdem ich in Holland so viele Bilder von Jan Steen gesehen, ist mir, als kenne ich das ganze Leben des Mannes. Ja, ich kenne seine sämmtliche Sippschaft, seine Frau, seine Kinder, seine Mutter, alle seine Vettern, seine Hausfeinde und sonstige Angehörigen, ja, ich kenne sie von Angesicht zu Angesicht. Grüßen uns doch diese Gesichter aus allen seinen Gemälden hervor, und eine Sammlung derselben wäre eine Biographie

des Malers. Er hat oft mit einem einzigen Pinselstrich die tiefsten Geheimnisse seiner Seele darin eingezeichnet. So glaube ich, seine Frau hat ihm allzu oft Vorwürfe gemacht über sein vieles Trinken. Denn auf dem Gemälde, welches das Bohnenfest vorstellt und wo Jan mit seiner ganzen Familie zu Tische sitzt, da sehen wir seine Frau mit einem gar großen Weinkrug in der Hand, und ihre Augen leuchten wie die einer Bacchantin. Ich bin aber überzeugt, die gute Frau hat nie zu viel Wein genossen, und der Schalk hat uns weiß machen wollen, nicht er, sondern seine Frau liebe den Trunk. Deshalb lacht er desto vergnügter aus dem Bilde hervor. Er ist glücklich: er sitzt in der Mitte der Seinigen; sein Söhnchen ist



Wohnentzug und steht mit der Träne von Gittergold auf einem Sockel; seine alte Mutter in ihren Gehörstafeln das seltsame Schminzeln trägt das jüngste Entsetzen auf dem Arm, die Musikanten spielen ihre mährisch-lüngischen Hopfamelodien; und die spartan bedrückte ökonomisch schmaltende Hausfrau ist bei der ganzen Nachwelt in den Verdacht hineingemalt, als sei sie besoffen.

Wie oft in meiner Wohnung zu Leyden konnte ich mich ganze Stunden lang in die häuslichen Szenen zurückdenken die der vorreffliche Jan dort erlebt und erlitten haben mußte. Manchmal glaubte ich ich sähe ihn lebhaftig selber an seiner Staffelei sitzen, dann und wann nach dem großen Henkelkrug greifen, „überlegen und dabei trinken, und dann wieder trinken ohne zu überlegen“. Das war kein trüb frömmelnder Spuk, sondern ein modern heller Geist der Freude, der nach dem Tode noch sein altes Atelier besucht, um lustige Bilder zu malen und zu trinken. Nur solche Gespenster werden unsere Nachkommen zuweilen schauen am letzten Tage während die Sonne durch die blanken Fenster schaut und vom Thurne herab keine schwarz dumpfen Glocken, sondern rothjauchzende Trompetentöne die liebliche Mittagsstunde ankündigen.

Die Erinnerung an Jan Steen war aber das Beste oder vielmehr das einzig Gute an meiner Wohnung zu Leyden. Ohne diesen gemüthlichen Reiz hätte ich darin keine acht Tage ausgehalten. Das Aeußere des Hauses war elend und klaglich und mährisch, ganz unholländisch. Das dunkle moirische Haus stand dicht am Wasser und wenn man an der anderen Seite des Canals vorbeiging, glaubte man eine alte Heze zu sehen, die sich in einem glänzenden Hauberspiegel betrachtete. Auf dem Dache standen immer ein paar Störche, wie auf allen holländischen Dächern. Neben mir lagerte die Kuh deren Milch ich des Morgens trank, und unter meinem Fenster war ein Hühnersteig. Meine gesiederten Nachbarinnen lieferten gute Eier; aber da ich immer, ehe sie deren zur Welt brachten, ein langes Gackern, gleichsam die langweilige Vorrede in den Eiern, anhören mußte so wurde mir der Genuß derselben ziemlich verleidet. Zu den Unannehmlichkeiten meiner Wohnung gehörten aber zwei der raresten Mokkande: erstens das Violinspielen, womit man meine Ohren während des Tages belästigte, und dann die Störungen des Nachts, wenn meine Wirtbin

ihren armen Mann mit ihrer sonderbaren Eifersucht verfolgte.

Wer das Verhältniß meines Hauswirths zu meiner Frau Wirtbin kennen lernen wollte brauchte nur Beide zu hören wenn sie mit einander Müßig machten. Der Mann spielte das Violoncello, und die Frau spielte das sogenannte Violon d'Amour; aber sie hielt nie Tempo und war dem Manne immer einen Takt voraus und wußte ihrem unglücklichen Instrumente die grellentsten Keiflaute abzuquälen; wenn das Cello brummte und die Violine greinte, glaubte man ein zankendes Ehepaar zu hören. Auch spielte die Frau noch immer weiter, wenn der Mann längst fertig war, daß es schien als wolle sie das letzte Wort behalten. Es war ein großes, aber sehr mageres Weib nichts als Haut und Knochen ein Maul worin einige falsche Zähne klapperten, eine kurze Stirn, fast gar kein Kinn und eine desto längere Nase deren Spitze wie ein Schnabel sich herabsag und womit sie zuweilen, wenn sie Violine spielte, den Ton einer Saute zu dampfen schien.

Mein Hauswirth war etwa fünfzig Jahre alt und ein Mann von sehr dünnen Beinen, abgezehrt bleichem Antlitz und ganz kleinen grünen Neuglein, womit er beständig blinzelte wie eine Schildwache, welcher die Sonne in's Gesicht scheint. Er war seines Gewerbes ein Bruchbandmacher und seiner Religion nach ein Wiedertäufer. Er las sehr fleißig in der Bibel. Diese Lectüre schlich sich in seine nächtlichen Träume, und mit blinzlenden Neuglein erzählte er seiner Frau des Morgens beim Kaffee, wie er wieder hochbegnadigt worden, wie die heiligsten Personen ihm ihres Gespraches gewürdigt, wie er sogar mit der allerhöchst heiligen Majestät Jehovahs verkehrt, und wie alle Frauen des alten Testaments ihn mit der freundlichsten und zärtlichsten Aufmerksamkeit behandelte. Letzterer Umstand war meiner Hauswirthin gar unwillig, und nicht selten begeizte sie die eifersüchtige Mißlaune über ihres Mannes nächtlichen Verkehr mit den Weibern des alten Testaments. Wäre es noch, sagte sie, die keusche Mutter Maria oder die alte Marthe, oder auch meinethalb die Magdalene, die sich ja gebessert hat — aber eine nächtliche Begegnung mit den Saustöchtern des alten Testaments mit der sauberen Madam Judas — mit der verlaufenen Königin von Saba und dergleichen zweideutigen Weibsbildern darf nicht geduldet werden. Wörtchen gab aber ihrer Wirtin als eines

Morgens ihr Mann im Uebergeschwäze seiner Seligkeit eine begeisterte Schilderung der schönen Süßer entwarf welche ihn gebeten, ihr bei ihrer Toilette behilflich zu sein, indem sie durch die Macht ihrer Reize den König Abaseros für

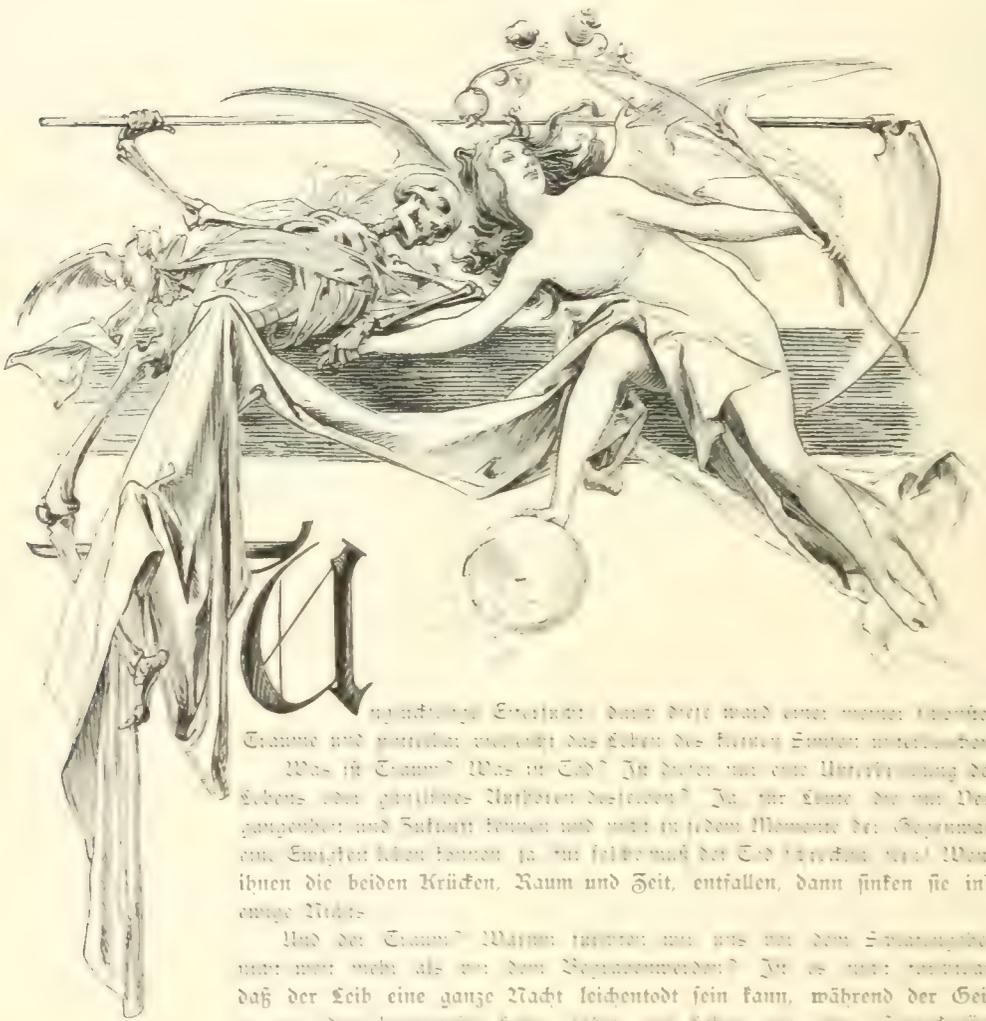
die gute Sache gewinnen wollte. Vergebens betheuerte der arme Mann, daß Herr Mardachai selber ihn bei seiner schönen Pfliegerochter eingeführt daß diese schon halb bekleidet war, daß er ihr nur die langen schwarzen Haare ausgekämmt



-- vergebens! die erboste Frau schlug den armen Mann mit seinen eigenen Bruchbändern, goß ihm den heißen Kaffee in's Gesicht, und sie hätte ihn gewiß umgebracht, wenn er nicht auf's Heiligste versprach, allen Umgang mit den alttestamentali- schen Weibern aufzugeben und künftig nur mit Erzvätern und männlichen Propheten zu ver- kehren.

Die Folge dieser Mißhandlung war, daß Myn heer von nun an sein nächtliches Glück gar ängst- lich verschwieg; er wurde jetzt erst ganz ein heiliger Roué; wie er mir gestand, hatte er den Muth, sogar der keuschen Susanna die unsittlichsten Anträge zu machen; ja er war am Ende frech genug, sich in den Harem des Königs Salomon binenzuträumen und mit dessen tausend Weibern Thee zu trinken.

Capitel XII



ungewöhnliche Erkenntniß: dann diese ward einer neuen, theilweisen
 Träume und vermittelte zwischen das Leben des künftigen Sontags und dem irdischen.

Was ist Traum? Was ist Tod? In denen war eine Uebersetzung des
 Lebens oder garliches Aufhören desselben? Ja, für Leute die mit Ver-
 gangenheit und Zukunft kommen und nicht in jedem Momente der Gegenwart
 am Erwachten leben können ja, im selbigen Maß der Tod überkommen war! Wenn
 ihnen die beiden Krücken, Raum und Zeit, entfallen, dann sinken sie in's
 ewige Nichts.

Und der Traum? Warum trüben wir uns mit dem Schwärzlichen
 nicht mehr, mehr als wir dem Vergessenwerden? Ist es nicht wunderbar,
 daß der Leib eine ganze Nacht leichentodt sein kann, während der Geist
 in uns das kostbarste Leben führt, ein Leben mit allen Freuden?

jener Scheidung, die wir eben zwischen Leben
 und Geist gestiftet? Wenn einst in der Zukunft
 beide wieder in unserem Bewußtsein vereinigt
 sind, dann gibt es vielleicht keine Träume mehr,
 oder nur trante Menschen Menschen deren Har-
 monie gestört, werden träumen. Nur leise und
 wenig träumten die Alten; ein starker, gewaltiger
 Traum war bei ihnen wie ein Ereigniß und
 wurde in die Geschichtsbücher eingetragen. Das
 rechte Träumen beginnt erst bei den Juden, dem
 Volke des Geistes und erreichte seine höchste

Blüthe bei den Christen, dem Geistervolk. Unsere
 Nachkommen werden schauen, wenn sie auch
 lesen, welch ein geistiges Dasein wir geführt,
 wie der Mensch in uns gespalten war und nur
 die eine Hälfte ein eigentliches Leben geführt.
 Unsere Zeit — und sie beginnt am besten Comen
 wird als eine große Krankheitsperiode der
 Menschheit betrachtet werden.

Und dann welche tolle Träume haben wir
 träumen können! Unsere gesunden Nachkommen
 werden es kaum begreifen. Aber uns hat vor-

schwanden alle Herrlichkeiten der Welt und wir fanden sie wieder in unserer inneren Seele — in unsere Seele flüchtete sich der Duft der zertretenen Rosen und der lieblichste Gesang der verschleuchten Nachtigallen.

Ich weiß das Alles und sterbe an den unbeimlichen Aengsten und grauenhaften Süßigkeiten unserer Zeit. Wenn ich des Abends mich anfleide und zu Bette lege und die Beine lang ausstrecke und mich bedecke mit dem weißen Laken, dann schauere ich manchmal unwillkürlich und mir kommt in den Sinn, ich sei eine Leiche und ich begräbe mich selbst. Dann schließe ich hastig die Augen um diesen schauerlichen Gedanken zu entkommen, um mich zu retten in das Land der Träume.

Es war ein süßer lieber sonniger Traum. Der Himmel himmelblau und wolkenlos das Meer meergrün und still. Unabsehbar weite Wasserfläche, und darauf schwamm ein bunt gewimpeltes Schiff und auf dem Verdeck sah ich kosend zu den Füßen Jadviga's. Schwärmerische Liebeslieder, die ich selber auf rothge Papierstreifen geschrieben las ich ihr vor, heiter leuchtend und sie horchte mit unglaublich gereiztem Ohr und sehnsüchtigem Lächeln, und riß mir zuweilen hastig die Blätter aus der Hand und warf sie in's Meer. Aber die schönen Tugen, mit ihren schneeweißen Hüften und Armen tauchten jedesmal aus dem Wasser empor und erhaschten die flatternden Lieder der Liebe. Als ich mich über Bord beugte, konnte ich ganz klar bis in die Tiefe des Meeres hinab schauen, und da saßen, wie in einem gesellschafftlichen Kreise, die schönen Tugen, und in ihrer Mitte stand ein junger Uig, der mit gefühlvoll belebtem Angesicht meine Liebeslieder declamirte. Ein stürmischer Beifall erscholl bei jeder Strophe; die grünlockigten Schönen applaudirten so leidenschaftlich, daß Brust und Nacken errötheten, und sie lobten mit einer freudigen, aber doch zugleich mitleidigen Begeisterung: „Welche sonderbare Wesen sind diese Menschen! Wie sonderbar ist ihr Leben! wie tragisch ihr ganzes Schicksal! Sie lieben sich und dürfen es meistens nicht sagen, und dürfen sie es einmal sagen, so können sie doch einander selten verstehen! Und dabei leben sie nicht ewig wie wir, sie sind sterblich, nur eine kurze Spanne Zeit ist ihnen vergönnt, das Glück zu suchen, sie müssen es schnell erhaschen, hastig an's Herz

drücken, ehe es entflieht — deshalb sind ihre Liebeslieder auch so zart, so innig, so süß ängstlich, so verzweiflungsvoll lustig, ein so seltsames Gemisch von Freude und Schmerz. Der Gedanke des Todes wirft seinen melancholischen Schatten über ihre glücklichsten Stunden und tröstet sie lieblich im Unglück. Sie können weinen. Welche Poesie in so einer Menschenthräne!“

Hörst du sagte ich zu Jadviga, wie die da unten über uns urtheilen? — Wir wollen uns umarmen, damit sie uns nicht mehr bemitleiden, damit sie sogar neidisch werden! Sie aber, die Geliebte, sah mich an mit unendlicher Liebe und ohne ein Wort zu reden. Ich hatte sie stumm geküßt. Sie erblickt, und ein kalter Schauer überflog die holde Gestalt. Sie lag endlich starr wie weißer Marmor in meinen Armen, und ich hätte sie für todt gehalten wenn ich nicht zwei große Thränenströme unaufhaltsam aus ihren Augen ergossen — und diese Thränen überfluteten mich während ich das holde Bild immer gewaltiger mit meinen Armen umschlang. —

Da hörte ich plötzlich die keifende Stimme meiner Hauswirthin und erwachte aus meinem Traum. Sie stand vor meinem Bette, mit der Blendlaterne in der Hand, und bat mich, schnell aufzustehen und sie zu begleiten. Wie hatte ich sie so häßlich gesehen. Sie war im Hemde, und ihren verwitterten Lab vergoldete der Mondschein, der eben durch's Fenster fiel; er sah theilweise aus wie getrocknete Früchte. Ohne zu wissen, was sie begehrte, fast noch schlummertrunken, folgte ich ihr nach dem Schlafgemache ihres Gatten, und da lag der arme Mann, die Nachtmütze über die Augen gezogen, und schien heftig zu träumen. Manchmal zuckte sichtbar sein Leib unter der Bettdecke, seine Lippen lächelten vor überschwänglichster Wonne, spitzten sich manchmal krampfhaft wie zu einem Kusse, und er röchelte und stammelte: Vasthi! Königin Vasthi! Majestät! fürchte keinen Uhasveros! Geliebte Vasthi!

Mit zornglühenden Augen beugte sich nun das Weib über den schlafenden Gatten, legte ihr Ohr an sein Haupt, als ob sie seine Gedanken erlauschen könne, und flüsterte mir zu: Haben Sie sich nun überzeugt, Myrtheer Schnabelewopski? Er hat jetzt eine Liebshafft mit der Königin Vasthie! Der schändliche Ehebrecher! Ich habe dieses unzuchtige Verhältniß schon gestern Nacht

entdeckt. Sogar eine Herdin hat er nun vorgezogen! Aber ich bin Weib und Christin und Sie sollen sehen, wie ich mich räche.

Bei diesen Worten riß sie erst die Verdeckte von dem Leibe des armen Sünders — er lag im Schweiß — alsdann ergriff sie ein hübschedernes Bindband und schlug damit gottlästerlich los auf die dünnen Gliedmaßen des armen Sünders. Dieser, also unangenehm geweckt aus seinem biblischen Traum, schrie so laut, als ob die Hauptstadt Sufa in Feuer und Holland in Wasser stünde, und brachte mit seinem Geschrei die Nachbarschaft in Aufruhr.

Den andern Tag hieß es in ganz Leyden mein Hauswirth habe solch großes Geschrei erhoben weil er mich des Nachts in der Gesellschaft seiner Gattin gesehen. Man hatte Letztere halbnackt am Fenster erblickt; und unsere Hausmagd, die mir gram war und von der Wirthin zur rothen Kuh über dies Ereigniß befragt worden erzählte daß sie selber gesehen wie Myron nur in meinem Schlafzimmer einen nachtlieben Besuch abgestattet.

Ich kann nicht ohne gewaltigen Kummer an dieses Ereigniß denken. Welche rüchterliche Folgen!

Capitel XIII.

Wäre die Wirthin zur rothen Kuh eine Italienerin gewesen, so hätte sie vielleicht mein Essen veragstet; da sie aber eine Holländerin war, so schickte sie mir sehr schlechtes Essen. Schon des andern Mittags erduldeten wir die Folgen ihres weiblichen Unwillens. Das erste Gericht war: keine Suppe. Das war schrecklich besonders für einen wohlgezogenen Menschen wie ich — der von Jugend auf alle Tage Suppe gegessen, der sich bis jetzt gar keine Welt denken konnte, wo nicht des Morgens die Sonne aufgeht und des Mittags die Suppe aufgetragen wird. Das zweite Gericht bestand aus Rindfleisch, welches kalt und hart war wie Myron's Kuh. Drittens kam ein Schellfisch, der aus dem Halse roch wie ein Mensch. Viertens kam ein großes Huhn, das, weit entfernt, unsern Hunger stillen zu wollen, so mager und abgezehrt ansah, als ob es selber Hunger hätte, so daß man fast vor Mitleid nichts davon essen konnte.

Und nun, kleiner Simson, rief der dicke Dricksen, glaubst du noch an Gott? Ist das Gerednagst? Die Frau Vandagistin besucht den Schnabele wopski in der dunkeln Nacht, und wir müssen dafür schlecht essen am hellen, lichten Tag!

O Gott! Gott! seufzte der Kleine, gar verdrießlich wegen solcher arbeitslicher Ausbrüche und vielleicht auch wegen des sbladten Eüens. Seine Verdrießlichkeit stieg, als auch der lange

Van Pitter seine Witze gegen die Anthropomorphisten losließ und die Egyptianer lobte, die einst Oabten und Zwiebeln verehrten, denn erstere wenn sie gebraten, und letztere, wenn sie gestoß, schmeckten ganz zottlich.

Des kleinen Simson's Gemüth wurde aber durch solche Spöttereien immer bitterer gestimmt, und er schloß endlich folgendermaßen seine Apologie des Deismus: Was die Sonne für die Blumen ist das in Gott für die Menschen. Wenn die Strahlen jenes himmlischen Gestirns die Blumen berühren, dann wachsen sie heiter empor und öffnen ihre Kelche und entfalten ihren buntesten Farbenschmuck. Des Nachts wenn ihre Sonne ervernet ist heben sie traurig mit geschlossenen Kelchen und schlafen oder träumen von den goldenen Strahlenkränzen der Vergangenen. Diejenigen Blumen, die immer im Schatten stehen, verlieren Farbe und Wuchs verkrüppeln und erbleichen und welken mißmüthig, glücklos. Die Blumen aber, die ganz im Dunkeln wachen in alten Burgkellern, unter Klosterruinen, die werden häßlich und giftig, sie ringeln am Boden wie Schlangen, schon ihr Duft ist unheilbringend, boshaft betäubend, tödtlich. —

O du brauchst deine biblische Parabel nicht weiter auszuwickeln. Ichre der dicke Dricksen indem er sich ein großes Glas Schiedammer Gewerwe in den Schand gab, du kleiner Sim-

son, bist eine fromme Blume, die im Sonnenchein Gottes die heiligen Strahlen der Tugend und Liebe so trunken einfaßt, daß deine Seele wie ein Regenbogen blüht während die unrige abgewendet von der Gottheit, farblos und häßlich verwelkt, wo nicht gar pestilentialische Dünste verbreitet —

Ich habe einmal zu Frankfurt, sagte der kleine Simson, eine Uhr gesehen, die an keinen Uhrmacher glaubte; sie war von Tombak und ging sehr schlecht —

Ich will dir wenigstens zeigen, daß so eine Uhr wenigstens gut schlagen kann, versetzte Dricksen, indem er plötzlich ganz rubig wurde und den Kleinen nicht weiter molestarzte.

Da Letzterer trotz seiner schwachen Nerven ganz vortrefflich stieß, so ward beschlossen daß sich die Beiden noch denselben Tag auf Parisiens schlagen sollten. Sie stachen auf einander los mit großer Erbitterung. Die schwarzen Augen des kleinen Simson glänzten feurig groß und contrastirten um so wunderbarer mit seinen Aermchen, die aus den aufgeschürzten Hemdärmeln gar kläglich dünn hervortraten. Er wurde immer heftiger; er schlug sich ja für die Existenz Gottes, des alten Jehovah, des Königs der Könige. Dieser aber gewährte seinem Champion nicht die mindeste Unterstützung, und im sechsten Gang bekam der Kleine einen Stich in die Lunge.

O Gott! seufzte er und stürzte zu Boden.

Capitel XIV.

Diese Scene hatte mich furchtbar erschüttert. Gegen das Weib aber, das mittelbar solches Unglück verursacht, wandte sich der ganze Angethüm meiner Empfindungen; das Herz voll Hohn und Kummer stürmte ich nach dem rothen Ochsen.

Angeheuer, warum hast du keine Suppe geschickt? Dieses waren die Worte, womit ich die erblickende Wirthin anredete, als ich sie in der Küche antraf. Das Porzellan auf dem Kamine zitterte bei dem Ton meiner Stimme. Ich war so entsetzt, wie der Mensch es nur immer sein kann, wenn er keine Suppe gegessen und sein bester Freund einen Stich in die Lunge bekommen.

Angeheuer, warum hast du keine Suppe geschickt? Diese Worte wiederholte ich, während das schuldbewusste Weib starr und sprachlos vor mir stand. Endlich aber, wie aus geöffneten Schleusen, stürzten aus ihren Augen die Thränen. Sie überschwenkten ihr ganzes Antlitz und tröpfelten bis in die Tiefe ihres Busens. Dieser Anblick konnte jedoch meinen Hohn nicht erweichen, und mit verstärkter Bitterkeit sprach ich: O ihr Weiber, ich weiß, daß ihr weinen könnt; aber Thränen sind keine Suppe. Ihr seid erschaffen zu unserem Unheil. Euer Blick ist Lug, und euer Hand ist Trug. Wer hat zuerst vom Apfel der Sünde gegessen? Gänse haben das Capitol ge-

rettet, aber durch ein Weib ging Troja zu Grunde. O Troja, Troja, des Priamos heilige Veste, du bist gefallen durch die Schuld eines Weibes! Wer hat den Marcus Antonius in's Verderben gestürzt? Wer ließ den Marcus Tullius Cicero ermorden? Wer verlangte den Kopf Johanns des Täufers? Wer war Ursache von Abälard's Verstümmelung? Ein Weib! Die Geschichte ist voll Beispiele, wie wir durch euch zu Grunde gehn. All euer Thun ist Thorheit, und all euer Denken ist Undank. Wir geben euch das Höchste, die heiligste Flamme des Herzens, unsere Liebe — was gebt ihr uns als Ersatz? Fleisch, schlechtes Rindfleisch, noch schlechteres Hühnerfleisch — Angeheuer, warum hast du keine Suppe geschickt!

Vergebens begann Mivrow jetzt eine Reihe von Entschuldigungen herzustellen und mich bei allen Seligkeiten unserer gemeinsamen Liebe zu beschwören, ihr diesmal zu verzeihen. Sie wollte mir von nun an noch besseres Essen schicken als früher und noch immer nur sechs Gulden die Portion anrechnen, obgleich der groote Dohsenwirth für sein ordinäres Essen sich acht Gulden bezahlen läßt. Sie ging so weit, mir für den folgenden Tag Austerpastete zu versprechen; ja, in dem weichen Ton ihrer Stimme dufteten sogar Trüffel. Aber ich blieb standhaft, ich war ent-



schlossen auf immer zu brechen und wirklich die Tücher mit den magischen Worten: Widen um dieses Leben haben wir ausgeschreit!

Am Fortacht horte ich Etwas zu Beden fallen. War es irgend ein Unbentort oder Wyrum selber? Ich nahm mir nicht einmal die Mühe nachzusehen und ging direct nach der großen Doblen um jedes Person Eien im den nächsten Tag zu bestellen.

Nach diesem unglücklichen Gesbart elte ich nach der Wohnung des kleinen Simon den ich in einem sehr abledten Zustand fand. Er lag in einem großen alttrachtlichen Bette das keine Vorhänge hatte und an dessen Ecken vier große marmorirte Holzsäulen befindlich waren, die oben einen reich verarbeiteten Verbummel hingen. Das Antlitz des Kleinen war leidend blaß, und in dem Blick den er mir zuwand lag so viel Wehmuth, Güte und Elend, daß ich davon bis in die Tiere meiner Seele gerührt wurde. Der Arzt hatte ihn eben verlassen und seine Wunde für bedenklich erklärt. Van Moenten, der allein dort geblieben, um die Nacht bei ihm zu wachen, saß vor seinem Bette und las ihm vor aus der Bibel.

Schnabelewopski, seufzte der Kleine, es ist gut, daß du kommst. Kannst zuhören, und es wird dir wohlthun. Das ist ein neues Vind Mein Ver-

ahren haben es in der letzten Zeit mit sich herumgetragen und gar viel Kummer und Unglück und Schimpf und Haß dafür erduldet oder sich gar dafür todtschlagen lassen. Jedes Blatt darin hat Thranen und Blut gekostet es ist das angeerbte Vaterland der Kinder Gottes es ist das heilige Erbe Jehovah's.

Nede nicht zu viel, rief Van Moenten, es bekommt dir schlecht.

Und gar, setzte ich hinzu, nede nicht von Jehovah, dem undankbarsten der Götter, für dessen Erben du dich heute gehalten.

O Gott! seufzte der Kleine und Thranen fielen aus seinen Augen. O Gott du prüfst unseren Feinden!

Nede nicht so viel, wiederholte Van Moenten. Und du, Schnabelewopski, flüsterete er mir zu, entzändige wenn ich dich langweile, der Kleine wollte durchaus, daß ich ihm die Geschichte jenes Namenswärters des Simon vorlese. wir sind am vierzehnten Capitel, hör' an.

Simon ging hinaus zum Thranen und rief am Wand in Thranen unter dem Thranen der Dörner.

Nein, rief der Kleine mit geschlossenen Augen, wir sind schon am vierzehnten Capitel. Ich will dich aus dem Lande mit das Land mit was du da vor-

ließ, als hörte ich die Schaaf blöcken die am Jordan weiden, als hätte ich selber den Küchlein die Schwänze angezündet und sie in die Felder der Philister gesagt, als hätte ich mit einem Felskümbacken taußend Philister erschlagen. O, die Philister! sie hatten uns unterjocht und verportet und ließen uns wie Schweine Toll bezahlen und haben mich zum Tausaal hinaus geschmissen auf dem Roß und zu Vockenheim mit Füßen getreten — hinausgeschmissen, mit Füßen getreten, auf dem Roß! O Gott, das ist nicht erlaubt!

Er liegt im Wundfieber und phantastirt, bemerkte leise Van Moehlen und begann das sechzehnte Capitel:

„Simson ging hin gen Gaza, und sahe daselbst eine . . . , und blieb bei ihr.

„Da ward den Gazitern gesagt: Simson ist herein gekommen. Und sie umgaben ihn und ließen auf ihn lauern die ganze Nacht in der Stadt Thor und waren die ganze Nacht stille und sprachen: Harre; morgen, wenn es Licht wird, wollen wir ihn erwürgen.

„Simson aber blieb bis zu Mitternacht. Da stund er auf zu Mitternacht und ergriff beide Thüren an der Stadt Thor, sammt den beiden Pfosten, und hub sie aus mit den Riegeln und legte sie auf seine Schultern und trug sie hinauf auf die Höhe des Berges von Hebron.

„Danach gewann er ein Weib lieb am Vach Sorek, die hieß Delila.

„Zu der kamen der Philister Fürsten hinauf und sprachen zu ihr: Ueberrede ihn und besiehe, worin er so große Kraft hat, und womit wir ihn übermögen, daß wir ihn binden und zwingen, so wollen wir dir geben ein jeglicher tausend und hundert Silberlinge.

„Und Delila sprach zu Simson: Lieber, sage mir, worinnen deine große Kraft sei, und womit man dich binden möge, daß man dich zwingen.

„Simson sprach zu ihr: Wenn man mich bünde mit sieben Seilen von frischem Bast, die noch nicht verdorret sind; so würde ich schwach und wäre wie ein anderer Mensch.

„Da brachten der Philister Fürsten zu ihr hinauf sieben Seile von frischem Bast, die noch nicht verdorret waren; und sie band ihn damit.

„Man hielt aber auf ihn bei ihr in der Kammer. Und sie sprach zu ihm: Die Philister über dir, Simson! Er aber zerriß die Seile, wie

eine flächserne Schnur zerreißen, wenn sie aus Feuer reucht; und ward nicht kund, wo seine Kraft wäre.“

O dumme Philister! rief jetzt der Kleine, und lächelte vergnügt; wollten mich auch auf die Constablerwacht setzen.

Van Moehlen aber las weiter:

„Da sprach Delila zu Simson: Siehe, du hast mich getäuschet und mir gelogen; nun, so sage mir doch, womit kann man dich binden?

„Er antwortete ihr: Wenn sie mich bünden mit neuen Stricken, damit nie keine Arbeit geschehen ist; so würde ich schwach und wie ein anderer Mensch.

„Da nahm Delila neue Stricke und band ihn damit und sprach: Philister über dir, Simson! man hielt aber auf ihn in der Kammer, und er zerriß sie von seinen Armen wie einen Faden.“

O dumme Philister! rief der Kleine im Bette.

„Delila aber sprach zu ihm: Noch hast du mich getäuschet und mir gelogen. Lieber, sage mir doch, womit kann man dich binden? Er antwortete ihr: Wenn du sieben Locken meines Hauptes flöchtest mit einem Flechtbande und heftetest sie mit einem Nagel ein.

„Und sie sprach zu ihm: Philister über dir, Simson! Er aber wachte auf von seinem Schlaf und zog die geflochtenen Locken mit Nagel und Flechtband heraus.“

Der Kleine lachte: Das war auf der Eschenheimer Gasse. Van Moehlen aber fuhr fort:

„Da sprach sie zu ihm: Wie kannst du sagen, du habest mich lieb, so dein Herz doch nicht mit mir ist? Dreimal hast du mich getäuschet und mir nicht gesaget, worinnen deine große Kraft sei.

„Da sie ihn aber trieb mit ihren Worten alle Tage und zerplagte ihn, ward seine Seele matt bis an den Tod.

„Und sagte ihr sein ganzes Herz, und sprach zu ihr: Es ist nie kein Scheermesser auf mein Haupt kommen; denn ich bin ein Verlobter Gottes von Mutterleib an. Wenn du mich beschörest, so wiche meine Kraft von mir, daß ich schwach würde und wie alle anderen Menschen.“

Welch eine Dummheit! senzte der Kleine. Van Moehlen fuhr fort:

„Da nun Delila sahe daß er ihr alle sein Herz offenbaret hatte, sandte sie hin und ließ der Philister Fürsten rufen und sagen: Kommet noch einmal heraus; denn er hat mir alle sein

Herz offenbaret. Da kamen der Philister Fürsten zu ihr herauf und brachten das Geld mit sich in ihrer Hand.

„Und sie ließ ihn entblafen auf ihrem Schoß und rief Einem, der ihm die sieben Locken seines Hauptes abschüre. Und sie fing an ihn zu zwingen. Da war seine Kraft von ihm gewichen.“

„Und sie sprach zu ihm: Philister über dir, Simson! Da er nun von seinem Schlafe erwachte, gedachte er: Ich will ausgehen, wie ich mehrmals gethan habe, ich will mich ausreißen und wußte nicht, daß der Herr von ihm gewichen war.“

„Aber die Philister griffen ihn und stachen ihm die Augen aus, und führten ihn gen Gaza hinab und bunden ihn mit zwei ehernen Ketten, und er mußte mahlen im Gefängniß.“

O Gott! Gott! wimmerte und weinte beständig der Kranke. Sei still, sagte Van Moenten und las weiter:

„Aber das Haar seines Hauptes fing wieder an zu wachsen, wo es beschoren war.“

„Da aber der Philister Fürsten sich versammelten, ihrem Gott Dagon ein groß Opfer zu thun und sich zu freuen, sprachen sie: Unser Gott hat uns unsern Feind Simson in unsere Hände gegeben.“

„Deselbigengleichen, als ihn das Volk sahe, lobeten sie ihren Gott; denn sie sprachen: Unser Gott hat uns unsern Feind in unsere Hände gegeben, der unser Land verderbete und unser viele erlöbte.“

„Da nun ihr Herz guter Dinge war, sprachen sie: Laßt Simson holen, daß er vor uns spiele. Da holeten sie Simson aus dem Gefängniß, und

er spielte vor ihnen, und sie stellten ihn zwischen zwei Säulen.

„Simson aber sprach zu dem Knaben, der ihn bei der Hand leitete: Laß mich, daß ich die Säulen taste, auf welchen das Haus ruhet, daß ich mich daran lehne.“

„Das Haus aber war voll Männer und Weiber. Es waren auch der Philister Fürsten alle da, und auf dem Dach bei Dreitausend Mann und Weib, die da zusahen, wie Simson spielte.“

Simson aber rief den Herrn an und sprach: Herr, Herr, gedenke mein und habe mich doch, Gott, diesmal, daß ich für meine beiden Augen mich erlöbe an den Philistern!

„Und er faßete die zwei Mittelsäulen, auf welchen das Haus gesetzt war und darauf sich bückte eine in seine rechte und die andere in seine linke Hand.“

Und sprach: Meine Seele sterbe mit den Philistern! und neigte sich kräftiglich. Da fiel das Haus auf die Fürsten und auf alles Volk, das darinnen war, daß der Todten mehr waren, die in seinem Tode starben, denn die bei seinem Leben starben.“

Bei dieser Stelle öffnete der kleine Simson seine Augen gemeinlich; weit hob er kampfbar in die Höhe, ergriff mit seinen dünnen Armen die beiden Säulen, die zu Füßen seines Bettes, und rüttelte daran, während er zornig stammelte: Es sterbe meine Seele mit den Philistern! Aber die starken Bettsäulen blieben unbeweglich, ermattet und wehmüthig lächelnd fiel der Kleine zurück auf seine Kissen, und aus seiner Wunde, deren Verband ich verstanden, wußt ein vorher Verschieden.

Florentinische Nächte.

(1836.)





Erste Nacht.



im Vorzimmer fand Maximilian den Arzt wie er eben seine schwarzen Handschuhe anzog. Ich bin sehr erfreut über ihm dreier häufig entgegen. Signora Maria hat den ganzen Tag nicht geschlafen und nun in diesem Augenblick ist sie ein wenig eingeschlummert. Ich brauche

ihnen nicht zu empfehlen, sie durch kein Geräusch zu wecken; und wenn sie erwacht, darf sie bei Leibe nicht reden. Sie muß ruhig liegen, darf sich nicht rühren, nicht im mindesten bewegen, darf nicht reden, und nur geistige Bewegung ist ihr heilsam. Bitte, erzählen Sie ihr wieder allerlei närrische Geschichten, so daß sie ruhig zubereit muß.

Sie sind unbefähigt, Doctor, erwiderte Maximilian mit einem wehmüthigen Lächeln. Ich habe mich schon ganz zum Schwarzer ansaeublet und lasse sie nicht zu Worte kommen. Und ich will ihr schon genug phantastisches Zeug erzählen, so viel Sie nur begehren. . . . Aber wie lange wird sie noch leben können?

Ich bin sehr erfreut, antwortete der Arzt und entwischte.

Die schwarze Deborah reinobrig wie sie ist, hatte schon am Tische den Ankommenden erkannt und öffnete ihm leise die Thüre. Auf seinen Wink verließ sie eben so leise das Gemach, und Maximilian befand sich allein bei seiner Freundin. Nur dämmernd war das Zimmer von einer einzigen Lampe erhellt. Diese war dann und wann halb furchtsame, halb neugierige Lichter über das Antlitz der Kranken starr, welche ganz angekleidet in weißem Musselin auf einem grün seidenen Sofa hingestreckt lag und ruhig schlief.

Schweigend, mit verschränkten Armen, stand Maximilian einige Zeit vor der Schlafenden und betrachtete die schönen Glieder, die das leichte Gewand mehr offenbarte als verhüllte, und jedesmal, wenn die Lampe einen Lichtstreif über das blasse Antlitz warf, erbebte sein Herz. Um Gott!

sprach er leise vor sich hin, was ist das? Welche Entzückung wird in mir wach? Ja, jetzt weiß ich's. Dieses weiße Bild auf dem grünen Grunde, ja jetzt. . .

In diesem Augenblick erwachte die Kranke, und wie aus der Tiefe eines Traumes hervor-schauend, blickten auf den Freund die sanften dunkelblauen Augen, fragend, bittend. . . . An was dachten Sie eben, Maximilian? sprach sie mit seiner schauerlich weichen Stimme, wie sie bei Sinnenkranken gefunden wird, und worin war zugleich das Fallen eines Kindes, das Schwärmen eines Vogels und das Geräusch eines Sterbenden zu vernehmen glauben. An was dachten Sie eben, Maximilian? wiederholte sie nochmals und erhob sich so häufig in die Höhe, daß die langen Locken wie aufgestreckte Goldschlangen ihr Haupt um-ringelten.

Um Gott! rief Maximilian, indem er sie sanft wieder auf's Sopha niederdrückte, bleiben Sie ruhig liegen, sprechen Sie nicht, ich will Ihnen Alles sagen, Alles was ich denke, was ich empfinde, ja was ich nicht einmal selber weiß!

In der That, fuhr er fort, ich weiß nicht genau, was ich eben dachte und fühlte. Bilder aus der Kindheit zogen mir dämmernd durch den Sinn, ich dachte an das Schloß meiner Mutter, an den weißen Garten dort, an die schöne Marmorstatue, die im grünen Grase lag. . . . Ich habe „das Schloß meiner Mutter“ gesagt, aber ich bitte Sie, bei Leibe, denken Sie sich darunter nichts Prächtiges und Herrliches! An diese Benennung habe ich mich nun einmal gewöhnt; mein Vater legte immer einen ganz besonderen Ausdruck auf die Worte „das Schloß!“ und er lächelte dabei immer so eigenthümlich. Die Bedeutung dieses Lächelns begriff ich erst später, als ich, ein etwa zwölfjähriges Fübchen, mit meiner Mutter nach dem Schloße reiste. Es war meine erste Reise. Wir fuhren den ganzen Tag durch einen dicken Wald, dessen dunkle Schauer mir immer unvergeßlich bleiben, und erst gegen Abend hielten



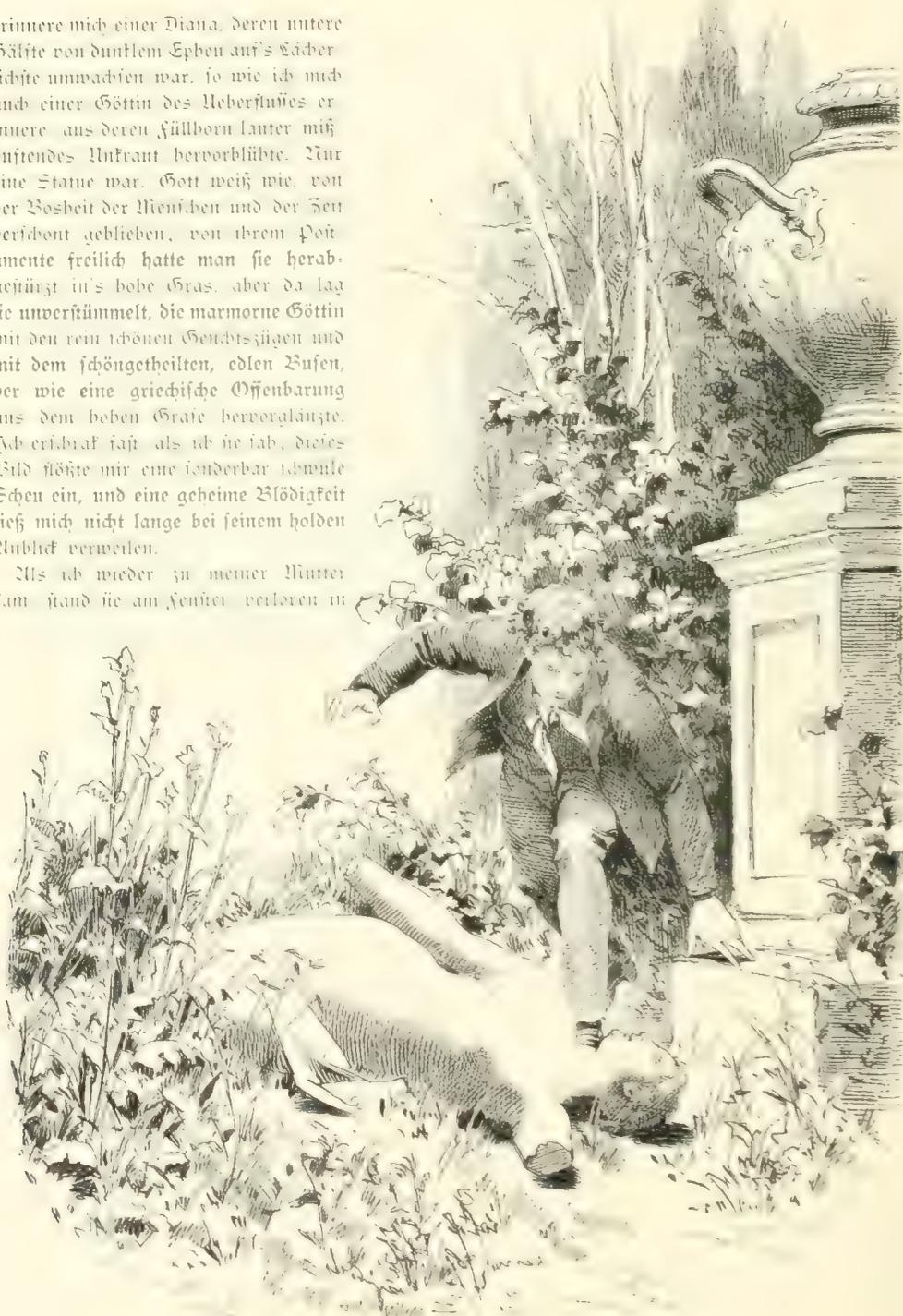
wir still vor einer langen Querstange, die uns von einer großen Wiese trennte. Wir mußten fast eine halbe Stunde warten, ehe aus der nahe gelegenen Lehmbütte der Junge kam, der die Sperre wegschob und uns einließ. Ich sage „der Junge“, weil die alte Marthe ihren vierzigjährigen Neffen noch immer den Jungen nannte. Dieser hatte, um die gnädige Herrschaft würdig zu empfangen, das alte Sirocckleid seines verstorbenen Oheims angezogen, und da er es vorher ein Wischen austauben mußte, ließ er uns so lange warten. Hätte man ihm Zeit gelassen, würde er auch Strümpfe angezogen haben; die langen nackten rothen Beine stachen aber nicht sehr ab von dem grellen Scharlabrock. Ob er darunter eine Hose trug, weiß ich nicht mehr. Unser Bedienter, der Johann, der ebenfalls die Benennung „Schloß“ oft vernommen, machte ein sehr verwundertes Gesicht, als der Junge uns zu dem kleinen gebrochenen Gebäude führte, wo der selige Herr gewohnt. Er ward aber schier bestürzt, als meine Mutter ihm befahl, die Betten hineinzubringen. Wie konnte er ahnen, daß auf dem „Schlosse“ keine Betten befindlich! und die

Ordnung meiner Mutter, daß er Bettung für uns mitnehmen solle, hatte er entweder ganz überhört oder als überflüssige Mühe unbeachtet gelassen.

Das kleine Haus, das, nur eine Etage hoch, in seinen besten Zeiten höchstens fünf bewohnbare Zimmer enthalten, war ein kummervolles Bild der Veräglichkeit. Zerfallene Möbel, zeretzte Tapeten, keine einzige Fensterleibe ganz verschont, hie und da der Fußboden aufgerissen, überall die häßlichen Spuren der übermüthigsten Soldatenwirthschaft. „Die Einquartierung hat sich immer bei uns sehr amüßirt,“ sagte der Junge mit einem blödsinnigen Lächeln. Die Mutter aber winkte, daß wir sie allein lassen möchten, und während der Junge mit Johann sich beschäftigte, ging ich den Garten besehen. Dieser bot ebenfalls den trostlosesten Anblick der Zerstückung. Die großen Bäume waren zum Theil verstümmelt zum Theil niedergebrochen, und höhnische Wucherpflanzen erhoben sich über die gefallen Stämme. Hie und da, an den aufgeschossenen Taxusbüschen, konnte man die ehemaligen Wege erkennen. Hie und da standen auch Statuen, denen meistens die Köpfe, wenigstens die Nasen fehlten. Ich

erinnere mich einer Diana, deren mitere Hälfte von dunklem Eiben auf's Lächerlichste umwachsen war, so wie ich mich auch einer Göttin des Ueberflusses erinnere aus deren Füllhorn lauter mit dufzendes Unkraut hervorblühte. Nur eine Statue war. Gott weiß wie, von der Bosheit der Menschen und der Zeit verlohren geblieben, von ihrem Postamente freilich hatte man sie herabgehängt in's hohe Gras, aber da lag sie unverstümmelt, die marmorne Göttin mit den rein schönen Genusziagen und mit dem schöngetheilten, edlen Busen, der wie eine griechische Offenbarung aus dem hohen Grase hervorglänzte. Ich erichraf fast als ich sie sah, dieses Bild stöhte mir eine sonderbar schwüle Schem ein, und eine geheime Blödigkeit ließ mich nicht lange bei seinem holden Anblich verweilen.

Als ich wieder zu meiner Mutter kam stand sie am Fenster verloren in



Gedanken, das Haupt gestützt auf ihrem rechten Arm, und die Thränen flossen ihr unaufhörlich über die Wangen. So hatte ich sie noch nie weinen sehen. Sie umarmte mich mit hastiger Zärtlichkeit und bat mich um Verzeihung, daß ich durch Johanns Nachlässigkeit kein ordentliches Bett bekommen werde. „Die alte Martbe,“ sagte sie, „ist schwer krank und kann dir, liebes Kind, ihr Bett nicht abtreten. Johann soll dir aber die Kissen aus dem Wagen so zurecht legen, daß du darauf schlafen kannst, und er mag dir auch seinen Mantel zur Decke geben. Ich selber schlafe hier auf Stroß; es ist das Schlafzimmer meines seligen Vaters; es ist sonst hier viel besser aus. Laß mich allein!“ Und die Thränen sabossen ihr noch bestiger aus den Augen.

War es nun das ungewohnte Lager oder das aufgeregte Herz, es ließ mich nicht schlafen. Der Mondschein drang so unmittelbar durch die gebrochenen Fensterscheiben, und es war mir, als wolle er mich hinauslocken in die belle Sommernacht. Ich mochte mich rechts oder links wenden auf meinem Lager, ich mochte die Augen schließen oder wieder ungeduldig öffnen, immer mußte ich an die schöne Marmorstatue denken, die ich im Grase liegen sehen. Ich konnte mir die Blödigkeit nicht erklären, die mich bei ihrem Anblick erfaßt hatte; ich ward verdrießlich ob dieses kindischen Gefühls, und „morgen“, sagte ich leise zu mir selber, „morgen küssen wir dich, du schönes Marmorgeficht, wir küssen dich eben auf die schönen Mundwinkel, wo die Lippen in ein so holdseliges Grübchen zusammenschmelzen!“ Eine Ungebuld, wie ich sie noch nie gefühlt, rieselte dabei durch alle meine Glieder, ich konnte dem wunderbaren Drange nicht länger gebieten, und endlich sprang ich auf mit kekem Muthe und sprach: „Was gilt's, und ich küsse dich noch heute, du liebes Bildniß!“ Leise, damit die Mutter meine Tritte nicht höre, verließ ich das Haus, was um so leichter, da das Portal zwar noch mit einem großen Wappenschild, aber mit keinen Thüren mehr versehen war: und hastig arbeitete ich mich durch das Laubwerk des wüsten Gartens. Auch kein Laub regte sich, und Alles ruhte stumm und ernst im stillen Mondschein. Die Schatten der Bäume waren wie angenagelt auf der Erde. Im grünen Grase lag die schöne Göttin ebenfalls regungslos, aber kein steinerer Tod, sondern nur ein stiller Schlaf schien ihre lieblichen Glieder

gefeßelt zu halten, und als ich ihr nahe, sürbete ich schier, daß ich sie durch das geringste Geräusch aus ihrem Schlummer erwecken könnte. Ich hielt den Athem zurück, als ich mich über sie hinbeugte, um die schönen Gesichtszüge zu betrachten; eine schauerliche Beängstigung stieß mich von ihr ab, eine knabenhafte Küsternheit zog mich wieder zu ihr hin, mein Herz pochte, als wollte ich eine Mordthat begehen, und endlich küßte ich die schöne Göttin mit einer Inbrunst, mit einer Zärtlichkeit, mit einer Verzweiflung, wie ich nie mehr geküßt habe in diesem Leben. Auch nie habe ich diese grauenhaft süße Empfindung ver-
gessen können, die meine Seele durchstutete, als die beseligende Kälte jener Marmorlippen meinen Mund berührte. . . . Und sehen Sie, Maria, als ich eben vor Ihnen stand und ich Sie in Ihrem weißen Musselinkleide auf dem grünen Sofa liegen sah, da mahnte mich Ihr Anblick an das weiße Marmorbild im grünen Grase. Hätten Sie länger geschlafen, meine Lippen würden nicht widerstanden haben. . . .

Mag! Mag! schrie das Weib aus der Tiefe ihrer Seele. — Entsetzlich! Sie wissen, daß ein Kuß von Ihrem Munde. . . .

O, schweigen Sie nur, ich weiß, das wäre für Sie etwas Entsetzliches! Sehen Sie mich nur nicht so lebend an. Ich mißdeute nicht Ihre Empfindungen, obgleich die letzten Gründe derselben mir verborgen bleiben. Ich habe nie meinen Mund auf Ihre Lippen drücken dürfen. . . .

Aber Maria ließ ihn nicht ausreden, sie hatte seine Hand erfaßt, bedeckte diese Hand mit den heftigsten Küßten, und sagte dann lächelnd: Bitte, bitte, erzählen Sie mir noch mehr von ihren Liebshäften. Wie lange liebten Sie die marmorne Schöne, die Sie im Schloßgarten Ihrer Mutter geküßt?

Wir reisten den andern Tag ab, antwortete Maximilian, und ich habe das holde Bildniß nie wieder gesehen. Aber fast vier Jahre beschäftigte es mein Herz. Eine wunderbare Leidenschaft für marmorne Statuen hat sich seitdem in meiner Seele entwickelt, und noch diesen Morgen empfand ich ihre hinreißende Gewalt. Ich kam aus der Laurentiana, der Bibliothek der Medicäer und gerieth, ich weiß nicht mehr wie, in die Kapelle, wo jenes prachtvollste Geschlecht Italiens sich eine Schlafstelle von Edelsteinen gebaut hat und ruhig schlummert. Eine ganze Stunde blieb ich

dort versunken in dem Anblick eines marmornen Frauenbildes dessen gewaltiger Weibsbau von der köstlichen Kraft des Michel Angelo zeugt während doch die ganze Gestalt von einer überreichen Süßigkeit umflossen ist die man bei jenem Meister eben nicht zu finden pflegt. In diesen Marmor ist das ganze Traumreich gebannt mit allen seinen stillen Seligkeiten, eine zärtliche Ruhe wohnt in diesen schönen Gliedern, ein besänftigendes Mondlicht scheint durch ihre Adern zu rinnen. . . es ist die Nacht des Michel Angelo Buonarroti. O wie gern möchte ich schlafen des ewigen Schlafes in den Armen dieser Nacht. . .

Gemalte Frauenbilder inbr Marimilian fort nach einer Pause, haben mich immer minder heftig interessiert als Statuen. Nur einmal war ich in ein Gemälde verliebt. Es war eine wunderschöne Madonna die ich in einer Kirche zu Köln am Rhein kennen lernte. Ich wurde damals ein sehr eifriger Kirchengänger, und mein Gemüth versenkte sich in die Mystik des Katholicismus. Ich hätte damals gern, wie ein spanischer Ritter, alle Tage auf Leben und Tod gekämpft für die immaculirte Empfängniß Mariä, der Königin der Engel, der schönsten Dame des Himmels und der Erde! Für die ganze heilige Familie interessirte ich mich damals, und ganz besonders freundlich zog ich jedesmal den Hut ab, wenn ich einem Bilde des heiligen Josephs vorbeikam. Dieser Zustand dauerte jedoch nicht lange, und sah ohne Umstände verließ ich die Mutter Gottes, als ich in einer Antiken-Galerie mit einer griechischen Nymphe bekannt wurde die mich lange Zeit in ihren Marmorfesseln gefangen hielt.

Und sie liebten immer nur gemeißelte oder gemalte Frauen? liebte Maria.

Nein, ich habe auch todte Frauen geliebt, antwortete Magimilian, über dessen Gesicht sich wieder ein großer Ernst verbreitete. Er bemerkte nicht daß bei diesen Worten Maria erbrochend zusammenrubi und ruhig sprach er weiter:

Ja, es ist höchst sonderbar, daß ich mich einst in ein Mädchen verliebte, nachdem sie schon seit sieben Jahren verstorben war. Als ich die Kleine Vervy kennen lernte, gefiel sie mir ganz außerordentlich gut. Drei Tage lang beschäftigte ich mich mit dieser jungen Person und fand das höchste Ergötzen an Allem was sie that und sprach an allen Aeußerungen ihres reizend wunderlichen Wetens, jedoch ohne daß mein Gemüth dabei in

überhitzende Bewegung gereth. Und wurde ich einige Monate darauf nicht allzu tief ergriffen, als ich die Nachricht empfing daß sie in Folge eines Nervenfiebers plötzlich gestorben sei. Ich vergaß sie ganz gründlich, und ich bin überzeugt, daß ich jahrelang auch nicht ein einziges Mal an sie gedacht habe. Ganze sieben Jahre waren seit dem verstrichen, und ich befand mich in Potsdam, um in ungestörter Einsamkeit den schönen Sommer zu genießen. Ich kam dort mit keinem einzigen Menschen in Berührung, und mein ganzer Umgang beschränkte sich auf die Statuen die sich im Garten von Sanssouci befinden. Da geschah es eines Tages daß mir Gedächtniszüge und eine seltsam lebenswürdige Art des Sprechens und Bewegens ins Gedächtniß traten ohne daß ich mich dessen entsinnen konnte welcher Person dergleichen angehörten. Nichts ist qualender als solches Verumhöbern in alten Erinnerungen und ich war deshalb wie freudig überrascht, als ich nach einigen Tagen mich auf einmal der kleinen Vervy erinnerte und jetzt merkte, daß es ihr liebes, vergessenes Bild war was mir so beunruhigend vorgekreucht hatte. Ja ich freute mich dieser Entdeckung wie Einer, der seinen intimsten Freund ganz unerwartet wiedergefunden; die verblichenen Farben belebten sich allmählig, und endlich stand die süße kleine Person wieder leibhaftig vor mir, lächelnd, schmolzend mirig und ebener noch als jemals. Von nun an wollte mich dieses holde Bild nimmermehr verlassen, es füllte meine ganze Seele; wo ich ging und stand, stand und ging es an meiner Seite, sprach mit mir, lachte mit mir, jedoch harmlos und ohne große Sarcasmen. Ich aber wurde taglich mehr und mehr bezaubert von diesem Bilde, das taglich mehr und mehr Realität für mich gewann. Es ist leicht, Geister zu beschwören, doch ist es schwer, sie wieder zurück zu ziehen in ihr dunkles Nichts: sie sehen uns dann so stehend an, unser eigenes Herz leiht ihnen so mächtige Kräfte. Ich konnte mich nicht mehr losreißen und ich verliebte mich in die Kleine Vervy, nachdem sie schon seit sieben Jahren verstorben. So lebte ich sechs Monate in Potsdam, ganz versunken in dieser Liebe. Ich hätte mich noch vorzuziehen als vorher vor jeder Beirathung mit der Außenwelt und wenn irgend Jemand an der Statue etwas nahe an mir vorbeigekommen, empfand ich die wohlbehagliche Beklemmung. Ja bogte vor allen Begegnungen eine neue Seite

wie solche vielleicht die nachwandelnden Geister der Todten empfinden; denn diese, wie man sagt wenn sie einen lebenden Menschen begegnen erschrecken sie eben so sehr, wie der Lebende erschrickt, wenn er einem Gespenste begegnet. Zufällig kam damals ein Reisender durch Potsdam dem ich nicht ausweichen konnte, nämlich mein Bruder. Bei seinem Anblick und bei seinen Er-

zählungen von den letzten Vorfällen der Tagesgeschichte erwachte ich wie aus einem tiefen Traume, und zusammenbrechend fühlte ich plötzlich in welcher grauenhaften Einsamkeit ich so lange für mich hingelebt. Ich hatte in diesem Zustande nicht einmal den Wechsel der Jahreszeiten gemerkt und mit Verwunderung betrachtete ich jetzt die Bäume, die längst entblättert, mit herb-



lichem Kerse bedeckt standen. Ich verließ alsbald Potsdam und die kleine Vergy, und in einer andern Stadt, wo mich wichtige Geschäfte erwarteten, wurde ich durch sehr eckige Verhältnisse und Beziehungen sehr bald wieder in die rohe Wirklichkeit hineingequält.

Lieber Himmel! fuhr Maximilian fort, indem ein schmerzliches Lächeln um seine Oberlippe zuckte, — lieber Himmel! die lebendigen Weiber, mit denen ich damals in unabweisliche Berührung kam, wie haben sie mich zärtlich gequält, mit ihren Schmollen, Eifersüchteln und heinändigem Inatembhalten! Mit wie vielen Vällen mußte ich mit ihnen herumtraben, in wie viele Klatschereien mußte ich mich mischen! Welche ränlose Stiefel! welche Frende an der Lüge, welche küßende Ver-rätherel, welche giftige Blumen! Jene Damen wußten mir alle Lust und Liebe zu verleiden, und

ich wurde auf einige Zeit ein Weiberfeind, der das ganze Geschlecht verdammt. Es erging mir fast wie dem französischen Officier, der im russischen Feldzuge sich nur mit Mühe aus den Eisgruben der Beresina gerettet hatte, aber seitdem gegen alles Gefrorene eine solche Antipathie bekommen, daß er jetzt sogar die süßesten und angenehmsten Eisforten von Tortoni mit Abscheu von sich wies. Ja die Erinnerung an die Beresina der Liebe, die ich damals passirte, verleidete mir einige Zeit sogar die köstlichsten Damen, Frauen wie Engel, Mädchen wie Vanillensorbet.

Ich bitte Sie, rief Maria, schmähen Sie nicht die Weiber! Das sind abgedroschene Redensarten der Männer. Am Ende, um glücklich zu sein, bedürft ihr dennoch der Weiber.

O, seufzte Maximilian, das ist freilich wahr. Aber die Weiber haben leider nur eine einzige Art,

wie sie uns glücklich machen konnten, während sie uns auf dreißigtausend Arten unglücklich zu machen wußten.

„Theurer Freund“ erwiderte Maria, indem sie ein leises Lächeln verhiß, ich spreche von dem Einklange zweier gleichgestimmten Seelen. Haben sie dieses Glück nie empfunden? . . . Aber ich sehe eine ungewohnte Röthe über ihre Wangen ziehen . . . Sprechen Sie . . . Maria?

Es ist wahr, Maria, ich fühle mich fast knabenhaft befangen, da ich Ihnen die glückliche Liebe gesehen soll die mich ewig unendlich beschäftigt hat! Diese Erinnerung ist mir noch nicht verloren, und in ihren hübschen Schatteln flüchtet mir noch oft meine Seele, wenn der brennende Staub und die Tageshitze des Lebens unerträglich wird. Ich bin aber nicht im Stande Ihnen von dieser Selbsten einen richtigen Begriff zu geben. Sie war so überhöhet Natur, daß sie mir nur im Traume offenbaren konnte. Ich denke, Maria, sie hegen kein banales Vorurtheil gegen Träume; diese nächtlichen Erdemüngen haben wahrlich eben so viel Realität wie jene roheren Gebilde des Tages, die wir mit Händen antasten können und woran wir uns nicht selten bedürmen. Ja es war im Traume, wo ich sie sah jenes holde Wesen, das mich am meisten auf dieser Welt beglückt hat. Ueber ihre Aemlichkeit weiß ich wenig zu sagen. Ich bin nicht im Stande die Form ihrer Gesichtszüge ganz genau anzugeben. Es war ein Gesicht, das ich nie vorher gesehen, und das ich nachher nie wieder im Leben erblickte. So viel erinnere ich mich, es war nicht weiß und rosig, sondern ganz einfarbig, ein sanft angeröthetes Blafgelb und durchsichtig wie Kry stall. Die Reize dieses Gesichtes bestanden weder im strengen Schönheitsmaß, noch in der interessanten Beweglichkeit; sein Charakter bestand vielmehr in einer bezaubernden, entzückenden, fast erschreckenden Wahrhaftigkeit. Es war ein Gemüth von bewußter Liebe und gratioser Güte, es war mehr eine Seele als ein Gemüth und deshalb habe ich die andere Form mir nie ganz vergegenwärtigen können. Die Augen waren sanft wie Blumen, die Lippen etwas bleich, aber anmuthig gewölbt. Sie trug ein seidnes Peignoir von kornblauer Farbe, aber hierin bestand auch ihre ganze Bekleidung, Hals und Füße waren nackt und durch das weiche, dünne Gewand lautete manchmal wie vernehmlich die abtante Sauberkeit der

Glieder. Die Worte drömen miteinander getrieben, kann ich mir ebenfalls nicht mehr redbildlichen, so viel weiß ich, daß wir uns verlobten, und daß wir heiter und glücklich, offenherzig und traulich, wie Bräutigam und Braut, ja fast wie Bruder und Schwester, mit einander kosteten. Manchmal aber sprachen wir gar nicht mehr und sahen uns anstands an. Upp in Upp und in diesem beseligenden Anschauen verharreten wir ganze Ewigkeiten . . . Wodurch ich erwacht bin, kann ich ebenfalls nicht sagen, aber ich schwelgte noch lange Zeit in dem Nachgeföhle dieses Liebesglücks. Ja, war lange mit einem von unerböten Wonne, die schmerzende Tiefe meines Herzens war wie gefüllt mit Seligkeit, eine mir unbekannte Freude schien über alle meine Empfindungen ausgegossen, und ich blieb froh und heiter, obgleich ich die Geliebte in meinen Träumen niemals widersah. Aber hatte ich nicht in ihrem Anblich ganze Ewigkeiten genossen? Und konnte sie mich so gut mir nicht zu wissen, daß ich keine Wiederholungen liebe.

Wahrhaftig, rief Maria, sie sind ein homme. Aber sagen Sie mir, war Mademoiselle Laurence eine Märchenfrau oder ein Gemüth? eine Tode oder ein Traum?

Vielleicht alles dieses zusammen, antwortete Maximilian sehr ernsthaft.

Ich konnte mir's vorstellen, theurer Freund, daß diese Geliebte von sehr unerhötem Glorise sein mußte. Und wann werden Sie mir diese Geschichte erzählen?

Morgen. Sie ist lang, und ich bin heute müde. Ich komme aus der Oper und habe zu viel Mühe in den Ohren.

Sie gehen jetzt oft in die Oper, und sie glaube, Maria, Sie gehen darüber mehr um zu sehen als um zu hören.

Sie waren gar nicht, Maria, ich gehe wirklich in die Oper, um die Gesichter der schönen Nattenerinnen zu betrachten. Freilich sie sind schon außerhalb dem Theater schön genug, und ein Gesichtsbildner konnte an der Identität ihrer Züge sehr leicht den Einfluß der bildenden Künste auf die Leiblichkeit des italienischen Volkes nachweisen. Die Natur hat hier den Künstlern das Capital zurückgenommen, das sie ihnen einst gegeben und hebt es hat mir auf's Entschendete verweigert. Die Natur wollte auch den leuchtenden ihre Modelle herbeizie, sie stand keine überaus

die Meisterwerke die dadurch entstanden. Der Sinn für das Schöne hat das ganze Volk durchdrungen, und wie einst das Fleisch auf den Geist so wirkt jetzt der Geist auf das Fleisch. Und nicht fruchtlos ist die Andacht vor jenen schönen Madonnen, den lieblichen Altarbildern die sich dem Gemüthe des Bräutigams einprägen während die Braut einen schönen Heiligen im bräutigamen Sinne trägt. Durch solche Wählerwanderschaft ist hier ein Menschengeißelrecht entstanden, das noch schöner ist als der holde Boden, worauf es blüht und der sonnige Himmel, der es wie ein goldener Rahmen umrahmt. Die Männer unterrichten mich nie viel wenn sie nicht entweder gemalt oder gemeißelt sind und Jhnen Maria überlasse ich allen möglichen Enthusiasmus in Betreff jener schönen geschmeidigen Italiener, die so wild schwarze Backenbärte und so kühn edle Nasen und so sanft kluge Augen haben. Man sagt, die Lombarden seien die schönsten Männer. Ich habe nie darüber Untersuchungen angestellt, nur über die Lombardinnen habe ich ernsthaft nachgedacht und diese das habe ich wohl gemerkt sind wirklich so schön wie der Ruhm meldet. Aber auch schon im Mittelalter müssen sie ziemlich schön gewesen sein. Sagt man doch von Franz I. daß das Gerücht von der Schönheit der Mailänderinnen ein heimlicher Antrieb gewesen, der ihn zu seinem italienischen Feldzuge bewogen habe; der ritterliche König war gewiß neugierig, ob seine geistlichen Nützlichen, die Sippschaft seines Taufpathen, so hübsch seien, wie er rühmend hörte. . . . Armer Schelm! zu Parma mußte er für diese Neugier sehr theuer büßen!

Aber wie schön sind sie erst, diese Italienerinnen, wenn die Musik ihre Gesichter beleuchtet. Ich sage: beleuchtet denn die Wirkung der Musik, die ich in der Oper auf den Gesichtern der schönen Frauen bemerke gleicht ganz jenen Licht- und Schatteneffekten, die uns in Erstaunen setzen, wenn wir Statuen in der Nacht bei Fackelschein betrachten. Diese Marmorbilder offenbaren uns dann mit erschreckender Wahrheit ihren inwohnenden Geist und ihre schauerlichen stummen Geheimnisse. In derselben Weise gibt sich uns auch das ganze Leben der schönen Italienerinnen kund, wenn wir sie in der Oper sehen; die wechselnden Melodien wecken alsdann in ihrer Seele eine Reihe von Gefühlen, Erinnerungen, Wünschen und Aergernissen, die sich alle augen-

blicklich in den Bewegungen ihrer Züge, in ihrem Erröthen, in ihrem Erblichen und gar in ihren Augen ausdrücken. Wer zu lesen versteht, kann alsdann auf ihren schönen Gesichtern sehr viel süße und interessante Dinge lesen, Geschichten, die so merkwürdig wie die Novellen des Boccaccio, Gefühle, die so zart wie die Sonette des Petrarca, Launen, die so abenteuerlich wie die Ottaverime des Ariosto, manchmal auch furchtbare Verrätherei und erhabene Bosheit, die so poetisch wie die Hölle des großen Dante. Da ist es der Mühe werth hinauszukommen nach den Logen. Wenn nur die Männer unterdessen ihre Begeisterung nicht mit so fürchterlichem Lärm aussprechen! Dreeses allzu tolle Geräusch in einem italienischen Theater wird mir manchmal lästig. Aber die Musik ist die Seele dieser Menschen, ihr Leben, ihre Nationalsache. In andern Ländern gibt es gewiß Musiker, die den größten italienischen Renommeen gleichstehen, aber es gibt dort kein martialisches Volk. Die Musik wird hier in Italien nicht durch Individuen repräsentirt, sondern sie offenbart sich in der ganzen Bevölkerung die Musik ist Volk geworden. Bei uns im Norden ist es ganz anders; da ist die Musik nur Mensch geworden und heißt Mozart oder Meyerbeer; und obendrein, wenn man das Beste, was solche nordische Musiker uns bieten, genau untersucht, so findet sich darin italienischer Sonnenschein und Orantendunst und viel eher als unserem Deutschland gehören sie dem schönen Italien, der Heimat der Musik. Ja, Italien wird immer die Heimat der Musik sein, wenn auch seine großen Maestri frühe in's Grab steigen oder verstummen, wenn auch Bellini stirbt und Rossini schweigt.

Wahrlich, bemerkte Maria, Rossini behauptet ein sehr strenges Stillschweigen. Wenn ich nicht irre, schweigt er schon seit zehn Jahren.

Das ist vielleicht ein Witz von ihm antwortete Mariamulan. Er hat zeigen wollen daß der Name „Schwan von Pesaro“, den man ihm ertheilt, ganz unpassend sei. Die Schwäne singen am Ende ihres Lebens, Rossini aber hat in der Mitte des Lebens zu singen aufgehört. Und ich glaube, er hat wohl daran gethan und eben dadurch gezeigt daß er ein Gemeiner ist. Ein Künstler welcher nur Talent hat behält bis an sein Lebensende den Trieb, dieses Talent auszuüben; der Ehrgeiz stackelt ihn, er fühlt, daß er sich beständig vervollkommenet, und es drängt ihn,



das Boot zu erreichen. Der Genius aber hat das Boot bereits geleitet er ist zufrieden er verachtet die Welt und den Heuten Ehrgeiz und geht nach Hause nach Stratford am Avon wie William Shakespeare oder promeniert sich lachend und witzelnd auf dem Boulevard des Italiens in Paris wie Joachim Romm. Hat der Genius keine ganz schlechte Leibeskonstitution so lebt er in solcher Weise noch eine gute Weile fort nachdem er seine Meisterwerke geleitet oder wie man sich auszudrücken pflegt, nachdem er seine Mission erfüllt hat. Es ist ein Vorurtheil, wenn man meint, das Genie müsse früh sterben, ich glaube man hat das dreißigste bis zum vierunddreißigsten Jahr als die gefährliche Zeit für die Genies bezeichnet. Wie oft habe ich den armen Volkmann damit geknackt und ihm aus Scherz prophezeit, daß er, in seiner Eigenschaft als Genie, bald sterben müsse.

indem er das gefährliche Alter erreichte. Sonderbar! noch des sterbenden Tones anpflügte er sich doch ab dieser Prophezeiung er nannte mich seinen Jettator und machte immer das Jettatorenzeichen . . . Er wollte so gern leben bleiben er hatte eine fast leidenschaftliche Abneigung gegen den Tod er wollte nichts vom Sterben hören, er fürchtete sich davor wie ein Kind, das sich fürchtet, im Dunkeln zu schlafen . . . Er war ein gutes, liebes Kind, manchmal etwas unartig, aber dann brauchte man ihm nur mit einem kaltdigen Tode zu drohen und er ward denn gleich kleinlaut und bittend und machte mit den zwei ich beneue Jüngern das Jettatorenzeichen. (Nimm Vellein!)

Sie haben ihn also persönlich gekannt? War er hübsch?

Er war nicht häßlich. Sie haben mich wie Platonius kennen nicht verabschiedet, wenn man mich über Jemand von unserem Geschlechte eine solche Frage vorlegt. Es war eine hoch aufgeblühene schlanke Gestalt die mir immer ich möchte sagen kokett bewegte; immer à quatre ein vornehmliches Genie, langem dunkeln, heublonnes, fast goldiges Haar in dünnen Locken, nicht hohe aber sehr edle Stirn, gerade Nase, blaue blaue Augen, schmelzender Mund, mildes Lächeln. Seine Sprache hatte etwas Pöges Charakteristisches etwas wie Wohl und in diesem Milchgesichte quirlte manchmal süßsaurelich ein Ausdruck von Schmerz. Dieser Ausdruck von Schmerz erstarrte in Volkmanns Ohren die den mancher den Gehör, aber es war ein Schmerz ohne Tiefe; er stimmerte poesieflos in den Augen, er nicht leidet, nutzlos und die Lippen des Mannes. Dicht an seinen matten Schmeiz waren der junge Macenas in seiner ganzen Gestalt vor mich hin zu stehen. So wunderbarlich wehmüthig waren seine Haare frisiert, die Kleider saßen ihm so schmeierend an dem zerren Besize er mich sehr spanisches Köcheren so idyllisch daß er mich immer an die jungen Schäfer erinnerte, die wir in unseren Schäferpielen mit behänderten Stäben und hellfarbigen Jäckchen und Höschen minaudiren sehen. Und sein Gang war so jungfräulich, so elegisch, so ätherisch. Der ganze Mensch sah aus wie ein Seufzer en escarpins. Er hat bei den Frauen einen Verrath gemeldet aber ich zweifle, ob er irgendwo eine starke Leidenschaft geweckt hat. Für mich selber hatte seine Sprache

nung immer etwas spaßhaft Ungemeßbares dessen Grund wohl zunächst in seinem französisch-sprechen zu finden war. Obgleich Bellini schon mehrere Jahre in Frankreich gelebt sprach er doch das Französische so schlecht, wie es vielleicht kaum in England gesprochen werden kann. Ich sollte dieses Sprechen nicht mit dem Beiwort „schlecht“ bezeichnen; schlecht ist hier viel zu gut. Man muß entsetzlich sagen, blutbänderisch weinuntergangsmäßig. Ja, wenn man mit ihm in Gesellschaft war und er die armen französischen Worte wie ein Henker radebrach und unerschütterlich seine kolossalen *conspicue* ausstrahlte, so meinte man manchmal, die Welt müsse mit einem Donnergekrache untergehen. . . Eine Leichenstille herrschte dann im ganzen Saale; Todesstreck malte sich auf allen Gesichtern, mit Kreidefarbe oder mit Zimmober; die Frauen wußten nicht, ob sie in Ohnmacht fallen oder entfliehen sollten; die Männer sahen bestürzt nach ihren Beinkleidern, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich dergleichen trugen; und was das Furchtbare war dieser Streck erregte zu gleicher Zeit eine convulsive Lachlust, die sich kaum verbeißen ließ. Wenn man daher mit Bellini in Gesellschaft war, mußte seine Nähe immer eine gewisse Angst einflößen, die durch einen grauenhaften Reiz zugleich abstoßend und anziehend war. Manchmal waren seine unwillkürlichen *Calembours* blos belustigender Art, und in ihrer possirlichen Abgeschmacktheit erinnerten sie an das Schloß seines Landmannes des Prinzen von Pallagonien, welches Goethe in seiner italienischen Reise als ein Museum von barocken Verzerrheiten und ungeheurt zusammengewinkelten Mißgehaltnen schildert. Da Bellini bei solchen Gelegenheiten immer etwas ganz Harmloses und ganz Einträgliches gesagt zu haben glaubte, so bildete sein Gesicht mit seinem Worte eben den allertollsten Contrast. Das, was mir an seinem Gesichte mißfallen konnte, trat dann um so schneidender hervor. Das, was mir da mißfiel, war aber nicht von der Art, daß es nur als ein Mangel bezeichnet werden könnte, und am wenigsten mag es wohl den Damen ebenfalls unerfreulich gewesen sein. Bellini's Gesicht, wie seine ganze Erscheinung, hatte jene physische Frißbe, jene Fleischblütbe, jene Rosenfarbe, die auf mich einen unangenehmen Eindruck macht, auf mich, der ich vielmehr das Todtenhafte und das Marmorne liebe. Erst späterhin,

als ich Bellini schon lange kannte, empfand ich für ihn einige Neigung. Dieses entstand namentlich, als ich bemerkte, daß sein Charakter durchaus edel und gut war. Seine Seele ist gewiß rein und unbedeckt geblieben von allen häßlichen Verührungen. Auch fehlte ihm nicht die harmlose Gemüthigkeit das Kindliche das wir bei genialen Menschen nie vermissen, wenn sie auch dergleichen nicht für Jedermann zur Schau tragen.

Ja, ich erinnere mich — fuhr Maximilian fort, indem er sich auf den Sessel niederließ, an dessen Lehne er sich bis jetzt aufrecht gestützt hatte — ich erinnere mich eines Augenblickes, wo mir Bellini in einem so lebenswürdigen Lichte erschien, daß ich ihn mit Vergnügen betrachtete und mir vornahm ihn näher kennen zu lernen. Aber es war leider der letzte Augenblick, wo ich ihn in diesem Leben sehen sollte. Dieses war eines Abends, nachdem wir im Hause einer großen Dame, die den kleinsten Fuß in Paris hat, mit einander gespeist und sehr heiter geworden, und am Fortepiano die süßesten Melodien erklangen. . . Ich sehe ihn noch immer, den guten Bellini, wie er endlich, erschöpft von den vielen tollen Bellinismen, die er geschwätzt, sich auf einen Sessel niederließ. . . Dieser Sessel war sehr niedrig, fast wie ein Bänkchen, so daß Bellini dadurch gleichsam zu den Füßen einer schonen Dame zu sitzen kam, die sich ihm gegenüber auf ein Sofa hingestreckt hatte und mit süßer Schadenfreude auf Bellini hinabsah, während dieser sich abarbeitete, sie mit einigen französischen Redensarten zu unterhalten, und er immer in die Nothwendigkeit gerieth das was er eben gesagt hatte, in seinem sicilianischen Jargon zu commentiren, um zu beweisen, daß es keine Sottise, sondern im Gegentheil die feinste Schmeichelei gewesen sei. Ich glaube, daß die schöne Dame auf Bellini's Redensarten gar nicht viel hinhörte; sie hatte ihm sein spanisches Röhrchen, womit er seiner schwachen Aporistik manchmal zu Hilfe kommen wollte, aus den Händen genommen und bediente sich dessen, um den zierlichen Lockenbau an den beiden Schläfen des jungen Maestro ganz ruhig zu zerstören. Diesem muthwilligen Geschäfte galt wohl jenes Lächeln, das ihrem Gesichte einen Ausdruck gab, wie ich ihn nie auf einem lebenden Menschenantlig gesehen. Nie kommt mir dieses Gesicht aus dem Gedächtnisse! Es war eines jener Gesichter, die mehr dem

Traumreich der Poesie als der rohen Wirklichkeit des Lebens zu gehören scheinen Contouren, die an Da Vinci erinnern, jenes edle Oval mit den naiven Wangenröthchen und dem sentimental spitzzulaufernden Kinn der lombardischen Schule. Die Färbung mehr römisch lautt, matter Perlen glanz, vornehme Blässe, Morbidezza. Kurz, es war ein Gesicht, wie es nur auf irgend einem altitalienischen Porträte gefunden wird, das etwa eine von jenen großen Damen vorstellt worin die italienischen Künstler des sechzehnten Jahr hunderts verliebt waren, wenn sie ihre Meister werke schufen, woran die Dichter jener Zeit dachten, wenn sie sich unsterblich fangen, und wonach die deutschen und französischen Kriegshelden Verlangen trugen, wenn sie sich das Schwert umgürteten und thatensüchtig über die Alpen führten. . . Ja ja, so ein Gesicht war es, worauf ein Lächeln der süßesten Schaden freude und des vornehmsten Mißwillens spielte während sie, die schöne Dame, mit der Spitze des spanischen Rohrs den blonden Lockenbau des guten Bellini zerstörte. In diesem Augenblick erschien mir Bellini wie berührt von einem Hammerstaben wie umgewandelt zu einer du b aus befreundeten Erscheinung, und er wurde meinem Herzen auf einmal verwandt. Sein Gesicht erglänzte im Widerschein jenes Lächeln, es war vielleicht der blühendste Moment seines Lebens. . . Ich werde ihn nie vergessen. . . Vierzehn Tage nachher las ich in der Zeitung, daß Italien einen seiner rühmlichsten Söhne verloren!

Sonderbar! Zu gleicher Zeit wurde auch der Tod Paganini's angezeigt. An diesem Todesfall zweifelte ich keinen Augenblick, da der alte taube Paganini immer wie ein Sterbender ausah; doch der Tod des jungen, roßigen Bellini kam mir unglaublich vor. Und doch war die Nachricht vom Tode des Ersteren nur ein Zeitungs-Irrthum, Paganini befindet sich frisch und gesund zu Genua, und Bellini liegt im Grabe zu Paris!

Lieben Sie Paganini? frug Maria.

Dieser Mann, antwortete Maximilian, ist eine Hiede seines Vaterlandes und verdient gewiß die ausgezeichnete Erwähnung wenn man von den mittelaltlichen Notabilitäten Italiens sprechen will.

Ich habe ihn nie gesehen, bemerkte Maria, aber dem Rufe nach soll sein Neuferes den Schönheitsinn und vollkommen befriedigen. Ich habe Porträte von ihm gesehen. . .

Die alle nicht ähnlich sind, sel ihr Maximilian in die Rede; sie verhäßlichen oder verschönern ihn, nie geben sie seinen wirklichen Charakter. Ich glaube, es ist nur einem einzigen Menschen gelungen, die wahre Physiognomie Paganini's auf's Papier zu bringen; es ist ein tauber Maler, Namens Seier der in seiner geistreichen Tollheit mit wenigen Pinselstrichen den Kopf Paganini's so gut getroffen hat, daß man ob der Wahrheit des Bildes zugleich lacht und erbebt. Der Teufel hat mir die Hand geführt, sagte mir der taube Maler, geheimnißvoll sickernd und gutmüthig ironisch mit dem Kopfe nickend, wie er bei seinen genialen Eulenspiegelereien zu thun pflegte. Dieser Maler war immer ein wunderlicher Kauz; trotz seiner Taubheit liebte er enthusiastisch die Musik und er soll es verstanden haben wenn er sich nahe genug am Orchester befand den Musikern die Musik auf dem Gesichte zu lesen und an ihren Fingerbewegungen die mehr oder minder gelungene Execution zu beurtheilen; auch schrieb er die Operkritiken in einem schätzbaren Journale zu Hamburg. Was ist eigentlich da zu verwundern? In der sichtbaren Stimmung des Spieles konnte der taube Maler die Töne sehen. Gibt es doch Menschen, denen die Töne selber mit unerkennbarem Stimmton und wenn sie Farben und Gestalten hören.

Ein solcher Mensch sind Sie, wie Maria.

Es ist mir leid, daß ich die Heine Beschreibung von Sie nicht mehr besitze; sie würde Ihnen vielleicht von Paganini's Neuferem einen Begriff verleihen. Nur in grell schwarzen, flüchtigen Strichen konnten jene fabelhaften Töne ersicht werden, die mehr dem schweflichten Schattenreich als der sonnigen Lebenswelt zu gehören scheinen. „Wahrhaftig, der Teufel hat mir die Hand geführt,“ betheuerte mir der taube Maler, als wir zu Hamburg vor dem Aßterparillon standen, an dem Tage, wo Paganini dort sein erstes Concert gab. „Ja, mein Freund,“ fuhr er fort, „es ist wahr, was die ganze Welt behauptet, daß er sich dem Teufel verschrieben hat, Leib und Seele, um der beste Violinist zu werden, um Millionen zu erheben und unathem um von der verdammten Galeere loszukommen; wo er schon viele Jahre geschmachtet. Denn sehen Sie Freund, als er in Lucia Capellmeister war, verlor er sich in eine Theaterpenne und ward erkrankt; nur irgend einem Namen Abbate ward vielleicht — ermach

auf gut italiensisch seine ungerene Amata kam auf die Galerie zu Gemma und wie gelagt vor schrieb sich endlich dem Teufel um loszukommen um der beste Violinspieler zu werden und am Jedem von uns dreien Abend eine Brandstrahlung von zwei Thalern auferlegen zu können . . . Aber, sehen Sie! alle guten Geister loben Gott! sehen Sie, dort in der Allee kommt er selber mit seinem zweideutigen Famulo!

In der That es war Paganini selber den ich alsbald zu Gesicht bekam. Er trug einen dunkel grauen Oberrock der ihm bis zu den Knien reichte wodurch seine Gestalt sehr hoch zu sein schien. Das lange schwarze Haar fiel in verzerren Locken auf seine Schultern herab und bildete wie einen dunklen Rahmen um das blasse, leichenartige Gesicht worauf Kummer, Genuß und Hölle ihre unheimlich von Seiden eingegraben hatten. Neben



ihm tänzelte eine niedrige, behagliche Figur, pudig profaisch: — roth verrunzeltes Gesicht; hellgraues Röckchen mit Stahlknöpfen, unausstehlich freundlich nach allen Seiten hingrühend, mitunter aber voll besorglicher Scheu nach der düsteren Gestalt hinaufschielend, die ihm ernst und nachdenklich zur Seite wandelte. Man glaubte das Bild von Rejsch zu sehen wo Faust mit Wagner vor den Thoren von Leipzig spazieren geht. Der taube Maler commentirte mir aber die beiden Gestalten in seiner tollen Weise und machte mich besonders aufmerksam auf den gemessenen, breiten Gang des Paganini. „Ist es nicht,“ sagte er, „als trüge er noch immer die eiserne Querstange zwischen den Beinen? Er hat sich nun einmal diesen Gang auf immer angewöhnt. Sehen Sie auch, wie verächtlich ironisch er auf seinen Begleiter manchmal hinabschaut wenn dieser ihm mit seinen profaischen Fragen lästig wird; er kann ihn aber nicht out-

behren, ein blutiger Contract bindet ihn an diesen Diener, der eben kein Anderer ist als Satan. Das unwissende Volk meint freilich, dieser Begleiter sei der Comödien- und Anekdotenschreiber Harrys aus Hannover, den Paganini auf Reisen mitgenommen habe, um die Geldgeschäfte bei seinen Concerten zu verwalten. Das Volk weiß nicht daß der Teufel dem Herrn Georg Harrys bloß seine Gestalt abgeborgt hat, und daß die arme Seele dieses armen Menschen unterdessen neben anderem Lumpenkram in einem Kasten zu Hannover so lange eingesperrt sitzt, bis der Teufel ihr wieder ihre fleisch-Envelope zurückgibt und er vielleicht seinen Meister Paganini in einer würdigeren Gestalt, nämlich als schwarzer Pudel, durch die Welt begleiten wird.“

War mir aber Paganini, als ich ihn am hellen Mittage unter den grünen Bäumen des Hamburger Jungfernstiegs einherwandeln sah, schon hinläng-

lich fabelhaft und abentheuerlich erschienen: wie mußte mich ein des Abends im Concerte seine schauerlich bizarre Erscheinung überfallen. Das Hamburger Comodienhaus war der Schauplatz dieses Concertes, und das kunstliebende Publicum hatte sich schon frühe und in solcher Anzahl eingefunden daß ich kaum noch ein Plätzchen um mich am Orchester erkämpfte. Obwohl es Freitag war erblickte ich doch in den ersten Ranglogen die ganze gebildete Handelswelt: einen ganzen Haufen von Bankiers und sonstigen Millionaire die Owner des Kaffees und des Zuckers, nicht deren dicken Ehegattinnen Junonen vom Wandtadel und Aphroditen vom Dreckswall. Und bestiehe eine relative Stille im ganzen Saal. Jedes Auge war nach der Bühne gerichtet. Jedes Ohr rüstete sich zum Hören. Mein Nachbar ein alter Polymatiker nahm seine schmutzige Baumwolle aus den Ohren um bald die kostbaren Töne die zwei Chaler Einregeld kosteten besser einzunehmen zu können. Endlich aber, auf der Bühne, kam eine dunkle Gestalt zum Vorschein, die der Unterwelt entstriegen zu sein schien. Das war Paganini in seiner schwarzen Gala: der schwarze Frack und die schwarze Woge von einem antikenen Substantiv wie es meistens am Vore Proverbiens von der höllischen Etikette vorgeschrieben ist; die schwarzen Hosen angulig blöthend um die dünnen Beine. Die langen Arme strichen sich verlängert, indem er in der einen Hand die Violine und in der andern den Bogen gesenkt hielt und damit fast die Erde berührte, als er vor dem Publicum seine überborten Verbenungen ausstammte. In den edrigen Kinnwunden seines Leibes lag eine schauerliche Holzsehnen und zugleich etwas nährisch Thierisches, daß uns bei diesen Verbenungen eine sonderbare Sachlust anwandeln mußte, aber sein Gesicht das durch die erliche Mißverbeleuchtung noch leichenartig weißer erschien, hatte alsdann so etwas flehendes, so etwas blöthig Demüthiges, daß ein grauenhaftes Mitleid unsere Sachlust widerdunkte. Hat er diese Complimente einem Antemaren abgelehnt oder einem Hunde? Ist dieser blöthende Vieh der eines Todthianen oder lautet dabunter der Spott eines schänen Herrschabtes? Ist das ein Lebender der im Vercheiden begriffen ist und der das Publicum in der Kunst Arena, wie ein sterbender Kechter, mit seinen Sündigen ergötzen soll? Oder ist es ein Todter, der aus dem Grabe geistigen, ein Vampyr

mit der Violine, der uns, wo nicht das Blut aus dem Herzen doch auf jeden Fall das Geld aus den Taschen saugt?

Solche Fragen kreuzten sich in meinem Kopfe, während Paganini seine unaufhörlichen Complimente abgab, aber alle dergleichen Gedanken mußten stracks verworren als der wunderbare Meister seine Violine an's Kinn setzte und zu spielen begann. Was mich betrifft, so kennen Sie ja mein unthaltendes zweites Gebot: meine Vergabniß, bei jedem Tone, den ich erklingen höre, aus die adonate Wangen zu rücken, und so kam es, daß mir Paganini mit jedem Striche seines Bogens auch schöne Gestalten und Situationen vor die Augen brachte: daß er mir in sonderer Bilderschrift allerlei grelle Geschichten erzählte, daß er vor mir gleichsam ein farbiges Schattenspiel hingauckeln ließ, worin er selber immer mit seinem Violinspiel als die Hauptperson agierte. Schon bei seinem ersten Vogenstrich hatten sich die Coullissen um ihn her verändert; er stand mit seinem Musikpult plötzlich in einem heitern Zimmer, welches lustig unordentlich decorirt mit verschönerkelten Möbeln im Pompadourgeschmack: überall kleine Spiegel, vergoldete Amoretten, chinesisches Porzellan, ein allerliebtes Chaos von Wandern, Blumenquirlanden, weißen Handschuhen, zerrißenen Blondten, falschen Perlen, Diademten von Goldblech und sonstigem Götterfitterkram, wie man dergleichen im Studierzimmer einer Primadonna zu finden pflegt. Paganini's Aeußeres hatte sich ebenfalls, und zwar auf's Allervortheilhafteste verändert: er trug kurze Feinkleider von lilafarbigem Atlas, eine silbergesichtete weiße Weste, einen Rock von hellblauem Sammet mit goldumspinnenen Knöpfen, und die sorgsam in kleinen Löckchen freistruten Haare umspielten sein Gesicht, das ganz jung und rosig blühte und von süßer Härtslichkeit erglänzte, wenn er nach dem hübschen Dämchen hinängelte, das neben ihm am Notentisch stand während er spielte.

In der That, an seiner Seite erblickte ich ein hübsches junges Gesicht, altmodisch gekleidet, der weiße Atlas ausgebauscht unterhalb den Hüften, die Taille um so reizender schmal, die gepuderten Haare hoch aufgeführt, das hübsch runde Gesicht um so freier hervorglänzend mit seinen bligenden Augen, mit seinen geschminkten Wanglein, Schönpraktischen und unpraktischen kleinen Nasen. In der Hand trug sie eine weiße Papierrolle, und

sowohl nach ihren Lippenbewegungen als nach dem fokettrenden Hin und Herwiegen ihres Oberleibchens zu schließen, schien sie zu singen; aber vernehmlich ward mir kein einziger ihrer Triller und nur aus dem Violinspiel, womit der junge Paganini das holde Kind begleitete, errieth ich was sie sang und was er selber während ihres Singens in der Seele fühlte.

O, das waren Melodien wie die Nachtgall sie flöhet in der Abenddämmerung, wenn der Duft der Rose ihr das ahnende Frühlingsherz mit Sehnsucht berauscht! O, das war eine schmelzende, wollüstig hinabmachende Seligkeit! Das waren Töne die sich küßten, dann schmolend einander flohen und endlich wieder lachend sich umschlangen und eins wurden und in trunkenen Eubert dahinstarben. Ja die Töne



trieben ein heiteres Spiel, wie Schmetterlinge, wenn einer dem andern neckend ausweicht, sich hinter eine Blume verbirgt, endlich erhascht wird und dann mit dem andern, leichtsinnig beglückt, im goldenen Sonnenlichte hinaufflattert. Aber eine Spinne, eine Spinne kann solchen verliebten Schmetterlingen mal plötzlich ein tragisches Schicksal bereiten. Ahnte dergleichen das junge Herz? Ein wehmüthig feurzender Ton, wie Vorgefühl eines heranschleichenden Unglücks, glitt leise durch die entzücktesten Melodien, die aus Paganini's Violine hervorstrahlten . . . Seine Augen werden feucht . . . Anberend kniet er nieder vor seiner Amata . . . Aber ach! indem er sich beugt, um ihre Füße zu küssen, erblickt er unvermuthet einen kleinen Abtate! Ich weiß

nicht, was er gegen den armen Menschen haben mochte, aber der Genußer wurde blaß wie der Tod, er erfaßt den Kleinen mit wüthenden Händen, gibt ihm diverse Ohrreigen, sowie auch eine beträchtliche Anzahl Fußtritte, schmeißt ihn gar zur Thür hinaus, zieht alsdann ein langes Stilet aus der Tasche und stößt es in die Brust der jungen Schönen . . .

In diesem Augenblick aber erscholl von allen Seiten: Bravo! Bravo! Hamburgs begeisterte Männer und Frauen zollten ihren rauschendsten Beifall dem großen Künstler, welcher eben die erste Abtheilung seines Concertes beendet hatte und sich mit noch mehr Ecken und Krümmungen als vorher verbeugte. Und seinem Gebächte, wollte mich bedünken, winselte ebenfalls eine noch seh-

samere Demuth als vorher. In seinen Augen starrte eine grauenhafte Angstlichkeit, wie die eines armen Sünders.

Höllisch! rief mein Nachbar, der Pelzmaker, indem er sich in den Ohren kratzte, dieses Stück war allein schon zwei Thaler werth.

Als Paganini auf's Neue zu spielen begann ward es mir düster vor den Augen. Die Töne verwandelten sich nicht in helle Formen und Farben; die Gestalt des Meisters umbüllte sich vielmehr in finstere Schatten, aus deren Dunkel seine Musik mit den schneidendsten Jammertönen hervorklagte. Nur manchmal, wenn eine kleine Lampe, die über ihm hing, ihr kümmerliches Licht auf ihn warf erblickte ich sein erbleichtes Antlitz, worauf aber die Jugend noch immer nicht erloschen war. Sonderbar war sein Anzug gespalten in zwei Farben, wovon die eine gelb und die andere roth. An den Füßen lasteten ihm schwere Ketten. Hinter ihm bewegte sich ein Geächt, dessen Physiognomie auf eine lustige Vocks-natur hindeutete, und lange, haarichte Hände die wie es schien dazu gehörten sah ich zuweilen hilfreich in die Saiten der Violine greifen, worauf Paganini spielte. Sie führten ihm auch manchmal die Hand, womit er den Bogen hielt, und ein meckerndes Vertall-Lachen accom-pagnirte dann die Töne, die immer schmerzlicher und blutender aus der Violine hervorquollen. Das waren Töne gleich dem Gesang der gefallenen Engel, die mit den Töchtern der Erde geschwelgt hatten und aus dem Kreibe der Seligen verwiesen, mit schamglühenden Gesichtern in die Unterwelt hinabstiegen. Das waren Töne, in deren bodenloser Unnote weder Trost noch Hoffnung glimmte. Wenn die Heiligen im Himmel solche Töne hören ersucht das Lob Gottes auf ihren verbleichenden Lippen, und sie verhüllen weinend ihre frommen Häupter! Zuweilen, wenn in die melodischen Qualnisse dieses Spiels das obligate Vockslachen hineinmeckerte, erblickte ich auch im Hintergrunde eine Menge kleiner Weibsbilder, die boshaft lüftig mit den häßlichen Köpfen nickten und mit den gekreuzten Fingern in neckender Schwadenfreude ihre Anbaben abgaben. Aus der Violine drangen alsdann Angstlaute und ein entsetzliches Schreien und ein Schluchzen wie man es noch nie gehört auf Erden und wie man es vielleicht nie wieder auf Erden hören wird, es sei denn im Thale Josaphat wenn die kolossalen Posaunen des Gerichts erklingen und die nackten

Leichen aus ihren Gräbern hervorkriechen und ihres Schicksals harren. . . . Aber der geaulte Violinist that plötzlich einen Strich einen so wahnsinnig verzweifelten Strich, daß seine Ketten rasselnd entzweispangen und sein unheimlicher Gehilfe, mit sammt den verhöhnenden Unholden, verschwanden.

In diesem Augenblicke sagte mein Nachbar, der Pelzmaker: Schade, schade eine Saite ist ihm gesprungen, das kommt von dem beständigen Pizzicato!

War wirklich die Saite auf der Violine gesprungen? Ich weiß nicht. Ich bemerkte nur die Transfiguration der Töne und da schrien mir Paganini und seine Umgebung plötzlich wieder ganz verändert. Jenen konnte ich kaum wieder erkennen in der brauen Mönchsstracht, die ihn mehr verdeckte als belebete. Das verwilderte Antlitz halb verhüllt von der Mäpse einen Strich um die Hüfte, barfüßig, eine einsam trogige Gestalt, stand Paganini auf einem felsigen Vorsprunge am Meere und spielte Violine. Es war, wie mich dünkte, die Zeit der Dämmerung, das Abendroth überflöß die weiten Meeresfluten die immer röther sich färbten und immer feierlicher rauschten im geheimnißvollen Einklang mit den Tönen der Violine. Je rother aber das Meer wurde, desto fahler erbleichte der Himmel, und als endlich die wogenden Wäfler wie laute, scharlachrothes Blut ansahen da ward droben der Himmel ganz gespenstischhell ganz lodenweiß, und groß und drohend traten daraus hervor die Sterne. . . . und diese Sterne waren schwarz, schwarz wie glänzende Steinkohlen. Aber die Töne der Violine wurden immer stürmischer und fester in den Augen des orientalischen Spielmanns funkelte eine so spottische Verstorrenngsahn und seine dünnen Lippen bewegten sich so grauenhaft hastig, daß es ausah, als murmelte er uralte verruchte Zaubersprüche, womit man den Sturm holdwärt und jene bösen Geister entzweien die in den Abgrunden des Meeres gerangen liegen. Manchmal, wenn er, den nackten Arm aus dem weiten Mönchsarme, lang mager hervorreckend mit dem Fiedelbogen in den Lüften setzte, dann erschien er erst recht wie ein Hegenmeister, der mit dem Zauberstabe den Elementen gebietet, und es heulte dann wie wahnwunnig in der Meeresnere und die entsetzten Blutwellen sprangen dann so gewaltig in die Höhe, daß sie fast die bleiche

Himmelsdecke und die schwarzen Sterne dort mit ihrem rothen Schaume bespritzten. Das heulte, das kreischte, das krachte, als ob die Welt in Trümmer zusammenbrechen wollte, und der Mönch strich immer hartnäckiger seine Violine. Er wollte durch die Gewalt seines rasenden Willens die sieben Siegel brechen, womit Salomon die eisernen Töpfe versiegelt, nachdem er darin die überwundenen Dämonen vergeschlossen. Jene Töpfe hat

der weise König in's Meer versenkt, und eben die Stimmen der darin verflochtenen Geister glaubte ich zu vernehmen während Paganini's Violine ihre zornigsten Bassöne grollte. Aber endlich glaubte ich gar wie Jubel der Beirung zu vernehmen, und aus den rothen Blutwellen sah ich hervortauschen die Häupter der entfesselten Dämonen: Ungeheime von fabelhafter Häßlichkeit, Krokodile mit Fledermausflügeln, Schlangen mit



Hirschgeweihe, Affen, bemüht mit Trichtermuscheln, Seehunde mit patriarchalisch langen Bärten, Weibergesichter mit Brüsten an der Stelle der Wangen, grüne Kameelsköpfe. Swirrgeschöpfe von unbegreiflicher Zusammensetzung, alle mit kaltflugen Augen hinglohend und mit langen Flostaken hingreifend nach dem siedelnden Mönche . . . Diesem aber, in dem rasenden Beschwörungseifer, fiel die Kapuze zurück, und die lockigen Haare, im Winde dahinflatternd, umringelten sein Haupt wie schwarze Schlangen.

Diese Erscheinung war so sinnerverwirrend, daß ich, um nicht wahnsinnig zu werden, die Ohren mir zuhielt und die Augen schloß. Da war nun der Spuk verschwunden, und als ich wieder aufblickte, sah ich den armen Genuefer in seiner gewöhnlichen Gestalt seine gewöhnlichen Complimente schneiden, während das Publicum auf's Entzückteste applaudirte.

„Das ist also das berühmte Spiel auf der G-Saite,“ bemerkte mein Nachbar; „ich spiele selber die Violine und weiß, was es heißt, dieses Instrument so zu bemastern!“ Zum Glück war die Pause nicht groß, sonst hätte mich der musikalische Pelzkennner gewiß in ein langes Kunstgespräch eingemufft. Paganini setzte wieder ruhig seine Violine an's Kinn, und mit dem ersten Strich seines Bogens begann auch wieder die wunderbare Transfiguration der Töne. Nur gestaltete sie sich nicht mehr so grellfarbig und leiblich bestimmt. Diese Töne entfalteten sich ruhig, majestätisch wogend und anschwellend, wie die eines Orgelchorals in einem Dome; und Alles umher hatte sich immer weiter und höher ausgedehnt zu einem kolossalen Raume, wie nicht das körperliche Auge, sondern nur das Auge des Geistes ihn fassen kann. In der Mitte dieses Raumes schwebte eine leuchtende Kugel, worauf

riesengroß und stolzerhaben ein Mann stand, der die Violine spielte. Diese Angel war sie die Sonne? Ich weiß nicht. Aber in den Zügen des Mannes erkannte ich Paganini, nur idealisch veredelter, himmlisch verklärt, veröhnungsvoll lächelnd. Sein Leib blühte in kräftiger Männlichkeit ein hellblaues Gewand umschloß die veredelten Glieder, um seine Schultern wallte in glänzenden Locken das schwarze Haar; und wie er da fest und überstand, ein erhabenes Götterbild, und die Violine hinhob da war es als ob die ganze Schöpfung seinen Tönen gehorchte. Er war der Mensch-Planet um den sich das Weltall bewegte mit gemessener Feierlichkeit und in seligen Rhythmen erklingend. Diese großen Lichter, die so ruhig glänzend um ihn her schwebten, waren es die Sterne des Himmels — und jene tonende Harmonie, die aus ihren Bewegungen entstand, war es der Sphärengefang, wovon Poeten und Seher so viel Verückendes berichtet haben? Zuweilen, wenn ich angestrengt weit hinanschaute in die dämmernde Ferne, da glaubte ich lauter wie wallende Gewänder zu sehen, worin kolossale Pilgrime vermunnt einher wandelten, mit weißen Stäben in den Händen, und sonderbar! die goldenen Knöpfe jener Stäbe waren eben jene großen Lichter, die ich für Sterne gehalten hatte. Die Pilgrime zogen in weiter Kreisbahn um den großen Spielmann umher, von den Tönen seiner Violine erglänzten immer heller die goldenen Knöpfe ihrer Stäbe, und die Choräle, die von ihren Lippen erschollen und die ich für Sphärengefang halten konnte, waren eigentlich nur das verhallende Echo jener Violinentöne. Eine unmeßbare heilige Jubelwelt wohnte in diesen Klängen, die manchmal kaum hörbar erzitterten wie geheimnisvolles Kluttern auf dem Wasser, dann wieder süßschauerlich anschwellen wie Waldbrunnens im Ni und dem und dann endlich mit unausgesetztem Jubel dahinstranden, als griffen tausend Varden in die Saiten ihrer Harfen und erhüben ihre Stimmen zu einem Siegeslied. Das waren Klänge, die nie das Ohr hört, sondern nur das Herz träumen kann, wenn es des Nachts am Herzen der Götter ruht. Denn nicht auch begreift sie das Herz am hellen hellen Tage, wenn es sich jauchzend versenkt in die Schönheitslinien und Orale eines griechischen Kunstwerks . . .

„Oder wenn man eine Bouteille Champagner zuviel getrunken hat“ ließ sich plötzlich eine lachende Stimme vernehmen, die unseren Erzähler wie aus einem Traume weckte. Als er sich umdrehte, erblickte er den Doctor, der in Begleitung der schwarzen Deborah ganz leise in's Sommergetreide war um sich zu erkundigen wie seine Medizin auf die Kranke gewirkt habe.

„Dieser Schlaf gefällt mir nicht,“ sprach der Doctor, indem er nach dem Sofa zeigte.

Maximilian welcher verfunken in den Phantasmen seiner eignen Rede gar nicht gemerkt hatte, daß Maria schon lange eingeschlafen war, biß sich verdrießlich in die Lippen.

„Dieser Schlaf,“ fuhr der Doctor fort, „verleiht ihrem Unlutz schon ganz den Charakter des Todes. Sieht es nicht schon aus wie jene weißen Masken jene Gypsabgüsse, worin wir die Hüge der Verstorbenen zu bewahren suchen?“

„Ich möchte wohl,“ flüsterte ihm Maximilian in's Ohr, „von dem Gelehrte unserer Freunde einen solchen Abguß aufbewahren. Sie wird auch als Leiche noch sehr leben sein.“

Ich rathe Ihnen nicht dazu“ entgegnete der Doctor. „Solche Masken verkleiden uns die Erinnerung an unsere Lieben. Wir glauben, in diesem Gypse sei noch etwas von ihrem Leben enthalten, und was wir darin aufbewahrt haben, ist doch ganz eigentlich der Tod selbst. Regelmäßig schöne Hüge bekommen hier etwas grauenhaft Starres, Verböhnendes, Fatales, wodurch sie uns mehr erschrecken als erfreuen. Wahre Caricaturen aber sind die Gypsabgüsse von Gelehrten, deren Wert mehr von geistiger Art war, deren Tugde weniger reachbar als unheimlich gewisser, denn sobald die Grazien des Lebens darin erloschen sind, werden die wirklichen Abweichungen von den idealen Schönheitslinien nicht mehr durch geistige Reize ausgeglichen. Gemeinam ist aber allen diesen Gypsge Gesichtern ein gewisser räthselhafter Zug, der uns bei langem Betrachtung auf's Unleidlichste die Seele durchdröhst; sie sehen Alle aus wie Menschen, die im Begriffe sind, einen schweren Gang zu gehen.“

„Wohin?“ frag Maximilian nun als der Doctor seinen Nam ergriff und ihn aus dem Sommer entwarf.

Zweite Nacht.



Und warum wollen Sie mich noch mit dieser häßlichen Medicin quälen, da ich ja doch so bald sterbe!

Es war Maria, welche eben, als Maximilian in's Zimmer trat, diese Worte gesprochen. Vor ihr stand der Arzt, in der einen Hand eine Medicinflasche, in der anderen einen kleinen Becher, worin ein bräunlicher Saft widerwärtig schäumte. Ueber-

ster Freund rief er, indem er sich zu dem Eintretenden wandte: Ihre Anwesenheit ist mir jetzt sehr lieb. Suchen Sie doch Signora dahin zu bewegen, daß sie mir diese wenigen Tropfen ein schlürft; ich habe Eile.

Ich bitte Sie, Maria! flüsterte Maximilian mit jener weichen Stimme, die man nicht sehr oft an ihm bemerkt hat, und die aus einem so wunden

Herzen zu kommen schien daß die Kranke sonderbar gerührt sah ihres eigenen Leides vergessend den Weiber in die Hand nahm; ehe sie ihn aber zum Munde führte sprach sie lächelnd: Nicht wahr zur Belohnung erzählen Sie mir dann auch die Geschichte von der Laurencia?

Alles was Sie wünschen soll geschehen! riefte Maximilian

Die blasse Frau rief alsbald den Inhalt des Webers halb lächelnd halb schauernd.

Ich habe Eile sprach der Arzt indem er seine schwarzen Handschuhe anzog. Legen Sie sich ruhig nieder Signora und bewegen Sie sich so wenig als möglich. Ich habe Eile.

Begleitet von der schwarzen Deborah, die ihm leuchtete, verließ er das Gemach. — Als nun die beiden Freunde allein waren, sahen sie sich lange schweigend an. In Weider Seele wurden Gedanken laut, die Eins dem Andern zu verhehlen suchte. Das Weib aber ergriff plötzlich die Hand des Mannes und bedeckte sie mit glühenden Küßen.

Um Gotteswillen sprach Maximilian bewegen Sie sich nicht so gewalttham und legen Sie sich wieder ruhig an's Sofa.

Als Maria diesen Wunsch erfüllte, bedeckte er ihre Hände sehr langsam mit dem Scham, den er vorher mit seinen Lippen berührt hatte. Sie mochte es wohl bemerkt haben, den sie zwinkte vergnügt mit den Augen wie ein glückliches Kind.

War Mademoiselle Laurence sehr schön?

Wenn Sie mich nie unterbrechen wollen, theure Freundin, und mir angeloben, ganz schweigend und ruhig zuzuhören so will ich Alles was Sie zu wissen begehren unendlich berichten.

Dem behagenden Wack' Manns mit Freundlichkeit zulächelnd, setzte sich Maximilian auf den Sessel, der vor dem Sofa stand, und begann folgendermaßen seine Erzählung:

Es sind nun acht Jahre daß ich nach London reiste um die Sprache und das Volk dort kennen zu lernen. Hol' der Teufel das Volk mit samt seiner Sprache! Da nehmen sie ein Duzend an süßiger Worte in's Maul, hauchen sie hin, wenn sie spucken sie wieder aus, und das nennen sie Sprechen. Zum Glück und sie ihrer Mann nach zumeist schweigend, und obgleich sie uns immer mit aufgesperrtem Munde ansehen, so verschonen sie uns jedoch mit langen Conversationen. Aber wehe uns, wenn wir einem Sobne Albions in die Hände fallen, der die große Tour gemacht und auf dem

Compte französisch gelernt hat. Dieser will dann die Gelegenheit benutzen, die erlangten Sprachkenntnisse zu üben, und überschüttet uns mit Fragen über alle möglichen Gegenstände, und kaum hat man die eine Frage beantwortet, so kommt er mit einer neuen herangezogen, entweder über Alter oder Heimat oder Dauer unseres Aufenthalts, und mit diesem unaufhörlichen Inzornen glaubt er uns an's Allerlei zu unterhalten. Einer meiner Freunde in Paris hatte vielleicht Recht, als er behauptete, daß die Engländer ihre französische Conversation auf dem Compten des Compten erlernen. Am nützlichsten ist ihre Unterhaltung bei Tische, wenn sie ihre kolossalen Roßbeefe tranchiren und mit den ernsthaftesten Mienen uns abfragen, welch ein Stück wir verlangen, ob stark oder schwach gebraten, ob aus der Mitte oder aus der braunen Rinde, ob fett oder mager. Diese Roßbeefe und ihre Hammelbraten sind aber auch Alles, was sie Gutes haben. Der Himmel bewahre jeden Christenmenschen vor ihrem Samen die aus Milch und Butter oder, je nachdem die Mischung eine Abwechslung beweist, aus Butter und Mehl bestehen. Der Himmel bewahre auch Jedem vor ihrem warmen Gemüthe die sie in Wasser abgekocht ganz wie Gott sie erschaffen hat, auf den Tisch bringen. Entsetzlicher noch als die Unge der Engländer sind ihre Coaste und ihre obligaten Standreden, wenn das Tisch Tuch aufgehoben wird und die Damen sich von der Tafel wegbegeben und statt ihrer eben so viele Bouteillen Portwein aufgetragen werden . . . denn durch letztere glauben sie die Abwesenheit des schönen Geschlechtes, auf's Beste zu ersetzen. Ich sage des schönen Geschlechtes, denn die Engländerinnen verdienen diesen Namen. Es sind schöne weiße schlanke Leiber. Nur der allzu breite Raum zwischen der Nase und dem Munde, der bei ihnen eben so häufig wie bei den englischen Männern gefunden wird, hat mir oft in England die schönsten Gesichter verleidet. Diese Abwendung von dem Tonus des Schönen wirkt auf mich noch stärker, wenn ich die Engländer hier in Triest sehe wo ihre langem gemessenen Nasen und die breite fleischflache, die sich darunter bis zum Munde erstreckt, einen desto schrofferen Contrast bildet mit den Gesichtern der Italiener, deren Züge mehr von antiker Regelmäßigkeit sind, und deren Nasen, entweder römisch gebogen oder gerade geteilt, nicht selten in's Unerwartete

liche ausarten. Sehr richtig ist die Bemerkung eines deutschen Reisenden, daß die Engländer wenn sie hier unter den Italienern wandeln Alle wie Statuen aussehen denen man die Nasen-spitze abgeschlagen hat.

Ja wenn man den Engländern in einem fremden Lande begegnet kann man durch den Contrast ihre Mängel erst recht wohl hervortreten sehen. Es sind die Götter der Langeweile die in blank lackirten Wagen mit Strapass durch alle Länder jagen und überall eine graue Staubwolke von Traurigkeit hinter sich lassen. Dazu kommt ihre Neugier ohne Interesse ihre gepuzte Plumpheit, ihre freche Blödigkeit, ihr eckiger Egoismus und ihre Idee Freude an allen melan-cholischen Gegenständen. Schon seit drei Wochen sieht man hier auf der Piazza del Gran Duca alle Tage einen Engländer welcher hundertlang mit offenem Munde jenem Charlatane zuschaut, der dort zu Pferde sitzend den Leuten die Sabne ausreißt. Dieses Schauspiel soll den edlen Sohn Albions vielleicht schadlos halten für die Erektionen, die er in seinem theuern Vaterlande versäumt. . . Denn nächst Bogen und Hahnenkampf gibt es für einen Briten keinen köstlicheren Anblick als die Agonie eines armen Teufels, der ein Schaf gehohlen oder eine Handschrift nachgeahmt hat und vor der Façade von Old Bayly eine Stunde lang mit einem Strick um den Hals ausgestellt wird, ehe man ihn in die Ewigkeit schleudert. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage daß Scharodiebstahl und Fälschung in jenem häßlich grausamen Lande gleich den abscheulichsten Verbrechen gleich Vatermord und Blutschande bestraft werden. Ich selber den ein rother Zufall vorbeiführte, ich sah in London einen Menschen hängen, weil er ein Schaf gestohlen, und seitdem verlor ich alle Freude an Hammelbraten; das Fett erinnert mich immer an die weiße Mütze des armen Sünders. Neben ihm ward ein Ir-länder gehenkt, der die Handschrift eines reichen Bankiers nachgeahmt; noch immer sehe ich die naive Todesangst des armen Paddy, welcher vor den Wölfen nicht begreifen konnte daß man ihn einer nachgeahmten Handschrift wegen so hart bestrafe, ihn der doch jedem Menschenkind erlaube seine eigene Handschrift nachzuahmen! Und dieses Volk spricht beständig von Christenthum und versäumt des Sonntags keine Kirche und überschwemmt die ganze Welt mit Bibeln.

Ich will es Ihnen gestehen, Maria, wenn mir in England nichts munden wollte weder Menschen noch Küche, so lag auch wohl zum Theile der Grund in mir selber. Ich hatte einen guten Vorrath von Mißlaune mit hinübergebracht aus der Heimat und ich suchte Erleichterung bei einem Volke das selber nur im Strudel der politischen und mercantilschen Thätigkeit seine Langeweile zu tödten weiß. Die Vollkommenheit der Maschinen die hier überall angewendet werden, und so viele menschliche Verrichtungen übernommen, hatte ebenfalls für mich etwas Unheimliches; dieses künstliche Gemische von Nadern Stangen Cylindern und tausenderlei kleinen Häkchen, Stiften und Sabnen die sich so leidenschaftlich bewegen, erfüllte mich mit Grauen. Das Bestimmte, das Genaue, das Ausgemessene und die Pünktlichkeit im Leben der Engländer beangigte mich nicht minder, denn gleichwie die Maschinen in England uns wie Menschen vorkommen, so erscheinen uns dort die Menschen wie Maschinen. Ja, Holz, Eisen und Messing scheinen dort den Geist des Menschen anzupir zu haben und vor Gottesmilde sich wahrnehmung geworden zu sein während der entgeistete Mensch als ein hohles Geipenst ganz maschinenmäßig seine Gewohnheitsgeschäfte verrichtet, zur bestimmten Minute Beefstake frißt, Parlamentsreden hält, seine Nägel bürschet, in die Stage-Coach steigt oder sich aufhängt.

Wie mein Mißbehagen in diesem Lande sich täglich steigerte, können Sie sich wohl vorstellen. Nichts aber gleicht der schwarzen Stimmung, die mich einst befiel, als ich gegen Abendzeit auf der Waterloo-Brücke stand und in die Wasser der Themse hineinblickte. Mir war, als spiegelte sich darin meine Seele, als schaute sie mir aus dem Wasser entgegen mit allen ihren Wundenmalen. . . Dabei kamen mir die kummervollsten Geschichten in's Gedächtniß. . . Ich dachte an die Rose, die immer mit Essig begossen worden und dadurch ihre süßesten Düfte einbüßte und frühzeitig verwelkte. . . Ich dachte an den verirren Schmetterling, den ein Naturforscher, der den Montblanc bestieg, dort ganz einsam zwischen den Eiswänden umherflattern sah. . . Ich dachte an die zahme Aesfin, die mit den Menschen so vertraut war, mit ihnen spielte, mit ihnen speiße, aber einst bei Tische in dem Braten, der in der Schüssel lag, ihr eigenes junges Aesfinchen erkannte, es härtig ergriff, damit in den Wald eilte und

sich nie mehr unter ihren Freunden den Menschen leben ließ. . . . Mir nie ward so weh zu Muth das mir gewaltiam die heißen Tropfen aus den Naaen stürzten. . . . Sie hielten mich in die Themie und schwammen fort ins große Meer das schon so manche Menschenbräue ver schluckt hat ohne es zu merken!

In diesem Augenblick geschah es, daß eine sonderbare Musik mich aus meinen dritten Traum weckte und als ich mich umab bemerkte ich am Ufer einen Haaren Menschen die un irgend ein engelisches Schautpiel einem Lires gebildet zu haben schienen. Ich trat näher und erblickte eine Künstlertruppe welche aus tauzen den vier Personen bestand.

Erstens eine Kleine untersekte Frau die ganz schwarz gekleidet war, einen sehr kleinen Kopf und einen mächtig dick hervorragenden Bauch hatte. Ueber diesen Bauch hing ihr eine ungeheuer große Trommel worauf sie ganz unbarmherzig lostrommelte.

Zweitens ein Zwerg der wie ein alter Mann oder Marquis ein brodirtes Kleid trug, einen großen gepuderten Kopf, aber übrigens sehr dünne winzige Gliedmassen hatte und hin und her tänzelnd den Triangel schlug.

Drittens ein etwa fünfzehnjähriges junges Mädchen welches eine kurze organischeade Jacke von blaugestreifter Seide und weine ebenfalls blaugestreifte Pantalons trug. Es war eine lustig gebaute anmuthige Genait. Das Oberthe gerundet schon. Edel grade Nase lieblich gebogene Lippen träumerisch weich gerundetes Kinn, die Farbe sonnig gelb die Haare glänzend schwarz um die Schläfen gewunden: so stand sie, schlank und ernsthaft, ja mißlaunig, und schaute auf die vierte Person der Gestellbahn welche eben ihre Kunststücke producirt.

Diese vierte Person war ein gelehrter Hund, ein sehr hoffnungsvoller Pudel, und er hatte eben zur höchsten Freude des englischen Publicums aus den Holzbuchstaben, die man ihm vorgelegt, den Namen des Lord Wellington zusammen gesetzt und ein sehr schmeichelhaftes Beiwort, nämlich Heros, hinzugefügt. Da der Hund, was man schon seinem geistreichen Aeußern anmerken konnte, kein englisches Vieh war, sondern nebst den anderen drei Personen aus Frankreich kommen gekommen, so freuten sich Albions Söhne, daß ihr großer Feldherr wenigstens bei französischen

Hunden jene Anerkennung erlangt habe, die ihm von den übrigen Creaturen Frankreichs so schmählich versagt wird.

In der That, diese Gesellschaft bestand aus Franzosen, und der Zwerg welcher ich hiernächst als Monsieur Türklütü ankündigte, fing an in französischer Sprache und mit so leidenschaftlichen Gesten zu bramarbasiren, daß die armen Engländer noch weiter als jevorhin ihre Männen und Naren aufsperrten. Manchmal nach einer langen Phrase krächte er wie ein Hahn, und diese Kiferikis, sowie auch die Namen von vielen kleinen Königen und Fürsten, die er seiner Rede einmischte, waren wohl das Einzige was die armen Zuschauer verstanden. Jene Kaiser, Könige und Fürsten rühmte er nämlich als seine Gönner und Freunde. Schon als Knabe von acht Jahren wie er vernahmte hatte er eine lange Unterredung mit der höchstseligen Marianne Ludwig XVI. welcher auch späterhin bei wichtigen Gelegenheiten ihn immer um Rath fragte. Den Stürmen der Revolution war er wie so viele Andere durch die Noth entgangen, und erst unter dem Kaiserthum war er in's geliebte Vaterland zurückgekehrt, um theilzunehmen an dem Ruhme der großen Nation. Napoleon, sagte er, habe ihn nie geliebt, dagegen von Seiner Heiligkeit dem Papsie Pius VII. sei er fast vergöttert worden. Der Kaiser Alexander gab ihm Vorlesung und die Prinzessin Wilhelm von Kyritz nahm ihn immer auf den Schooß. Seine Durchlaucht der Herzog Carl von Braunschweig ließ ihn manchmal auf seinen Hunden umherreiten, und Seine Majestät der König Ludwig von Bayern hatte ihm seine erhabenen Gedichte vorgelesen. Die Fürsten von Reuß-Schleiz-Kreuz und von Schwarzburg-Sondershausen liebten ihn wie einen Bruder und hatten immer aus derselben Pfeife mit ihm geraucht. Ja, von Kindheit auf, sagte er, habe er unter lauter Souveränen gelebt, die jetzigen Monarchen seien gleichsam mit ihm anzuwachsen und er betrachte sie wie Feinesgleichen, und er lege auch jedes Mal Trauer an, wenn Einer von ihnen das Heilliche segne. Nach diesen gravitätischen Worten krächte er wie ein Hahn.

Monsieur Türklütü war in der That einer der emporsten Zwerge die wir je gesehen, sein verzunzelt altes Gesicht bildete einen so putzigen Contrast mit seinem kindisch schmalen Leibchen, und seine ganze Person contrastirte wieder so putzig mit den Kunststücken, die er producirt.



Er warf sich nämlich in die fechten Positionen und mit einem unmenfchlich langen Rappee durchstach er die Luft die Kreuz und die Quer während er beständig bei seiner Ehre schwur daß diese Quarte oder jene Terze von Niemandem zu pariren sei daß hingegen seine Parade von keinem verbliebenen Menschen durchgeschlagen werden könne, und daß er Jeden im Publicum auffordere, sich mit ihm in der edlen Fechtkunst zu messen. Nachdem der Zwerg dieses Spiel einige Zeit getrieben und Niemanden gefunden hatte der sich zu einem öffentlichen Zweikampfe mit ihm entschließen wollte, verheiratete er sich mit altfranzösischer Grazie dankte für den Beistand den man ihm gespendet, und nahm sich die Freiheit, einem hochzuverehrenden Publico das außerordentlichste Schauspiel anzukündigen: das jemals auf engliſchem Boden bewundert worden. Sehen Sie diese Person! — rief er, nachdem er schmuzige Glacéhandschuhe angezogen und das junge Mädchen das zur Gesellschaft gehörte, mit ehrfurchtsvoller Galanterie bis in die Mitte des Kreises geführt — „diese Person ist Mademoiselle Laurence, die einzige Tochter der ehrbaren und brüthchen Dame die Sie dort mit der großen Trommel sehen, und die jetzt noch Trauer trägt wegen des Verlustes ihres innigstgeliebten Gatten, des größten Vauchredners Europas! Mademoiselle Laurence wird jetzt tanzen! Verwundern Sie jetzt den Tanz von Mademoiselle Laurence!“ Nach diesen Worten krabte er wieder wie ein Hahn.

Das junge Mädchen schien weder auf diese Reden, noch auf die Blicke der Zuschauer im mindesten zu achten, verdrücklich in sich selbst versinken hatte sie bis der Zwerg einen großen Teppich zu ihren Füßen ausgebreitet und wieder in Begleitung der großen Trommel seinen Triangel zu spielen begann. Es war eine sonderbare Musik, eine Mischung von läppischer Brummigkeit und wollüstigem Getöse, und ich vernahm eine pathetisch närrische, wehmüthig freche, bizarre Melodie, die dennoch von der sonderbarsten Einfachheit. Dieser Musik aber vergaß ich bald als das junge Mädchen zu tanzen begann.

Tanz und Tänzerin nahmen fast gewaltiam meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Das war nicht das classische Tanzen das wir noch in unseren großen Balletten finden, wo, ebenso wie in der classischen Tragödie, nur gespreizte Einheiten und Künstlichkeiten herrschen; das waren

nicht jene getanzten Alexandriner, jene declamatorischen Sprünge, jene antithetischen Entrechats, jene edle Leidenschaft, die so wirbelnd auf einem Fuße herumpirouettirt, daß man nichts sieht als Himmel und Tricot, nichts als Idealität und Lüge! Es ist mir wahrlich nichts so sehr zuwider wie das Ballett in der großen Oper in Paris wo sich die Tradition jenes classischen Tanzens am reinsten erhalten hat, während die Franzosen in den übrigen Künsten, in der Poesie, in der Musik und in der Malerei, das classische System umgestürzt haben. Es wird ihnen aber schwer werden, eine ähnliche Revolution in der Tanzkunst zu vollbringen; es sei denn, daß sie hier wieder, wie in ihrer politischen Revolution, zum Terrorismus ihre Anhnicht nehmen und den verachteten Tänzern und Tänzerinnen des alten Regimes die Beine guillotiniren. Mademoiselle Laurence war keine große Tänzerin ihre Fußspitzen waren nicht sehr biegsam, ihre Beine waren nicht geübt zu allen möglichen Verrenkungen, sie verstand nichts von der Tanzkunst, wie sie Vestris lehrt, aber sie tanzte, wie die Natur den Monchen zu tanzen gebietet: ihr ganzes Wesen war im Einklange mit ihren Pas nicht bloß ihre Füße sondern ihr ganzer Leib tanzte ihr Gesicht tanzte . . . sie wurde manchmal blaß, fast todtensblaß, ihre Augen öffneten sich gespenstisch weit, um ihre Lippen zuckten Peger und Sämerz und ihre schwarzen Haare die in glatten Ovalen ihre Schläfen umschlossen, bewegten sich wie zwei flatternde Narbenflügel. Das war in der That kein classischer Tanz, aber auch kein romantischer Tanz, in dem Sinne wie ein junger Franzose von der Engländerin Kondnelſen Schule saßen wurde. Dieser Tanz hatte weder etwas Mittelalterliches noch etwas Veneztianisches, noch etwas Sucklichtes, noch etwas Matabuliches es war weder Mond noch dann noch Nachtlande . . . Es war ein Tanz welcher nicht durch äufere Bewegungsformen zu amüfieren strebte, sondern die äußeren Bewegungsformen schienen Worte einer besonderen Sprache, die etwas Besonderes sagen wollte. Was aber sagt dieser Tanz? Ich konnte es nicht verstehen, so leidenschaftlich auch diese Sprache sich geberdete. Ich ahnte nur manchmal, daß von etwas grauenhaft Schmerzlichen die Rede war. Ja der sonst die Signatur aller Erscheinungen so leicht begreift, ich konnte dennoch dieses getanzte Räthsel nicht lösen, und daß ich immer vergeblich nach dem

Sinne desselben tappte. daran war auch wohl die Musik Schuld, die mich gewiß absichtlich auf falsche Fährten leitete, mich listig zu verwirren suchte und mich immer störte. Monsieur Türklütü's Triangel kicherte manchmal so hämisch! Madame Mutter aber schlug auf ihre große Trommel so zornig, daß ihr Gesicht ans dem Gewölke der schwarzen Mütze wie ein blutrothes Nordlicht hervorglühete.

Als die Truppe sich wieder entfernt hatte, blieb ich noch lange auf demselben Platze stehen und dachte darüber nach, was dieser Tanz bedeuten mochte. War es ein südfranzösischer oder spanischer Nationaltanz? An dergleichen mahnte wohl der Ungeheim, womit die Tänzerin ihr Leibchen hin und her schlenkerte, und die Wildheit, womit sie manchmal ihr Haupt rückwärts warf in der frevelhaft fühligen Weise jener Bacchantinnen, die wir auf den Reliefs der antiken Vasen mit Erstaunen betrachten. Ihr Tanz hatte dann etwas trunken Willenloses, etwas finster Unabwendbares, etwas fatalistisches, sie tanzte dann wie das Schicksal. Oder waren es Fragmente einer uralten verschollenen Pantomime? Oder war es getanzte Privatgeschichte? Manchmal beugte sich das Mädchen zur Erde wie mit lauerndem Ohre, als hörte sie eine Stimme, die zu ihr heraufspräche . . . sie zitterte dann wie Espenlaub, bog rasch nach einer andern Seite, entlud sich dort ihrer tollsten, ausgelassensten Sprünge, beugte dann wieder das Ohr zur Erde, horchte noch ängstlicher als zuvor, nickte mit dem Kopfe, ward roth, ward blaß, schanderte, blieb eine Weile kerzengerade stehen wie erstarrt, und machte endlich eine Bewegung wie Jemand, der sich die Hände wäscht. War es Blut, was sie so sorgfältig lange, so grauenhaft sorgfältig von ihren Händen abwusch? Sie warf dabei seitwärts einen Blick, der so bittend, so flehend, so seelenschmelzend . . . und dieser Blick fiel zufällig auf mich.

Die ganze folgende Nacht dachte ich an diesen Blick, an diesen Tanz, an das abenteuerliche Accompagnement; und als ich des andern Tages, wie gewöhnlich, durch die Straßen von London schleuderte, empfand ich den sehnlichsten Wunsch, der hübschen Tänzerin wieder zu begegnen, und ich spitzte immer die Ohren, ob ich nicht irgend eine Trommel- und Triangelmusik hörte. Ich hatte endlich in London etwas gefunden, wofür ich mich interessirte, und ich wanderte nicht mehr zwecklos einher in seinen gähnenden Straßen.

Ich kam eben aus dem Tower und hatte mir dort die Art, womit Anna Bullen geköpft worden, genau betrachtet sowie auch die Diamanten der englischen Krone und die Löwen, als ich auf dem Towerplatze inmitten eines großen Menschenkreises wieder Madame Mutter mit der großen Trommel erblickte und Monsieur Türklütü wie einen Babu krähen hörte. Der gelehrte Hund scharrte wieder das Heldenthum des Lord Wellington zusammen, der Zwerg zeigte wieder seine unparirbaren Terzen und Quarten, und Mademoiselle Laurence begann wieder ihren wunderbaren Tanz. Es waren wieder dieselben räthselhaften Bewegungen, dieselbe Sprache, die etwas sagte, was ich nicht verstand, dasselbe ungestüme Zurückwerfen des schönen Kopfes, dasselbe Krauschen nach der Erde, die Angst, die sich durch immer tollere Sprünge beschwichtigen will, und wieder das Horchen mit nach dem Boden geneigtem Ohr, das Zittern, das Erblaffen, das Erstarren, dann auch das furchtbar geheimnißvolle Händewaschen, und endlich der bittende, flehentliche Seitenblick, der diesmal noch länger auf mir verweilte.

Ja, die Weiber, die jungen Mädchen eben so gut wie die Frauen, merken es gleich, sobald sie die Aufmerksamkeit eines Mannes erregen. Obgleich Mademoiselle Laurence, wenn sie nicht tanzte, immer regungslos verdrießlich vor sich hinsah und, während sie tanzte, manchmal nur einen einzigen Blick auf das Publikum warf, so war es von jetzt an doch nie mehr bloßer Zufall, daß dieser Blick immer auf mich fiel, und je öfter ich sie tanzen sah, desto bedeutungsvoller strahlte er, aber auch desto unbegreiflicher. Ich war wie verzaubert von diesem Blicke, und drei Wochen lang von Morgen bis Abend trieb ich mich umher in den Straßen von London, überall verweilend, wo Mademoiselle Laurence tanzte. Trotz des größten Volksgeräusches konnte ich schon in der weitesten Entfernung die Töne der Trommel und des Triangels vernehmen, und Monsieur Türklütü, sobald er mich heraneilen sah, erhob sein freundlichstes Krähen. Ohne daß ich mit ihm, noch mit Mademoiselle Laurence, noch mit Madame Mutter, noch mit dem gelehrten Hund jemals ein Wort sprach, so schien ich doch am Ende ganz zu ihrer Gesellschaft zu gehören. Wenn Monsieur Türklütü Geld einsammelte, betrug er sich immer mit dem feinsten Takte, sobald er mir nabete, und er schaute immer nach der

entgegengelesenen Seite, wenn ich in sein dreieckiges Hütchen ein kleines Geldstück warf. Er besaß wirklich einen vornehmen Anstand, er erinnerte an die guten Manieren der Vergangenheit, man konnte es dem kleinen Manne anmerken, daß er mit Monarchen aufgewachsen, und um so bemerklicher war es, wenn er zuweilen ganz und gar seiner Würde vergessend, wie ein Hahn kraberte.

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr ich verdrießlich wurde, als ich einst drei Tage lang vergebens die kleine Gesellschaft in allen Straßen Londons gesucht und endlich wohl merkte, daß sie die Stadt verlassen habe. Die Langeweile nahm mich wieder in ihre bleiernen Arme und presste mir wieder das Herz zusammen. Ich konnte es endlich nicht länger anhalten, sagte ein Lebe wohl dem Mob, den Backshaws, den Gentlemen und den Fashionables von England, den vier Ständen des Reichs, und reiste zurück nach dem civilisirten festen Lande, wo ich vor der weißen Spitze des ersten Kocks dem ich dort habe mich anbetend niederkniete. Drei Monate lang einmal wie ein Mann, ein Mann, ja Miller, essen und an der Gemüthlichkeit ungenüthiger Gentleman. In dem Jahre 1837, moislle Laurence konnte ich nimmermehr vergessen, sie tanzte lange Zeit in meinem Gedächtnisse, in einsamen Stunden mußte ich noch oft nachdenken an die ...

des schönen Kindes, besonders über das Lauschen mit nach der Erde gebeugtem Ohre. Es dauerte auch eine gute Weile, ehe die abenteuerlichen Triangel und Trommelmelodien in meiner Erinnerung verhallten.

Und das ist die ganze Geschichte? schrie auf einmal Maria, indem sie sich leidenschaftlich emporrichtete.

Magimilian aber drückte sie wieder sanft nieder, legte bedeutungsvoll den Zeigefinger auf seinen Mund und flüsterte: Still! still! nur kein Wort gesprochen! liegen Sie wieder hübsch ruhig, und ich werde Ihnen den Schwanz der Geschichte erzählen. Nur bei Leibe unterbrechen Sie mich nicht.

Indem er sich noch etwas gemächlicher in seinen Sessel zurücklehnte, fuhr Magimilian folgendermaßen fort in seiner Erzählung:

Fünf Jahre nach diesem Begebniß kam ich zum ersten Male nach Paris, und zwar in einer sehr merkwürdigen Periode. Die Franzosen hatten soeben ihre Juliusrevolution aufgeführt, und im ganzen Welt angeklungene Dines Stück war ... die wilderen Tragödien der Republik und des Kaiserreichs. Nur einige tausend ... die politischen Romantiker nicht sehr zufrieden ... Blut fließen würde, und wo der Henker mehr ...



Paris ergötzte mich sehr durch die Heiterkeit, die sich in allen Erscheinungen dort kundgibt und auch auf ganz verdüsterte Gemüther ihren Einfluß ausübt. Sonderbar! Paris ist der Schauplatz wo die größten Tragödien der Weltgeschichte aufgeführt werden Tragödien bei deren Erinnerung sogar in den entferntesten Ländern die Herzen zittern und die Augen naß werden; aber dem Zuschauer dieser großen Tragödien ergeht es hier in Paris wie es mir einst an der Porte Saint-Martin erging als ich die Tour de Nesle aufzuführen sah. Ich kam nämlich hinter eine Dame zu sitzen, die einen Hut von rosarother Gaze trug, und dieser Hut war so breit, daß er mir die ganze Aussicht auf die Bühne versperrte, daß ich Alles, was dort tragirt wurde nur durch die rothe Gaze dieses Hutes sah und daß mir also alle Grenel der Tour de Nesle im hintersten Rosenlichte ersahienen. Ja es gibt in Paris ein solches Rosenlicht welches alle Tragödien im den nahen Zuschauer erheitert damit ihm dort der Lebensgenuß nicht verleidet wird. Sogar die Schrecknisse, die man im eignen Herzen mitgebracht hat nach Paris, verlieren dort ihre beängstigenden Schauer. Die Schmerzen werden sonderbar gesänftigt. In dieser Luft von Paris heilen alle Wunden viel schneller als irgend anderswo, es ist in dieser Luft etwas so Großmüthiges so Mildreiches, so Liebenswürdigenes wie im Volke selbst.

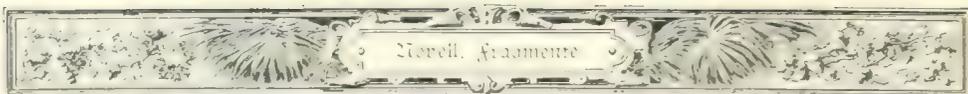
Was mir am besten an diesem Pariser Volke gefiel, das war sein höfliches Wesen und sein vornehmes Ansehen. Süßer Ananasduft der Höflichkeit! wie wohlthätig erquicktest du meine kranke Seele, die in Deutschland so viel Tabaksanalm, Sanerkrantsgeruch und Grobheit eingeathmet! Wie Rossini'sche Melodien erklangen in meinem Ohr die artigen Entschuldigungsreden eines Franzosen, der am Tage meiner Ankunft mich auf der Straße nur leise gestoßen hatte. Ich erblinfast vor solcher süßen Höflichkeit, ich, der ich an deutsch-flegelhafte Rippenstöße ohne Entschuldigung gewöhnt war. Während der ersten Woche meines Aufenthaltes in Paris suchte ich vorläufig einmal gestoßen zu werden, bloß um mich an dieser Musik der Entschuldigungsreden zu erfreuen. Aber nicht bloß wegen dieser Höflichkeit, sondern auch schon seiner Sprache wegen hatte für mich das französische Volk einen gewissen Anreiz von Vornehmheit. Denn, wie Sie wissen, bei uns im Norden gehört die französische Sprache zu den

Attributen des hohen Adels mit französisch sprechen hatte ich von Kindheit an die Idee der Vornehmheit verbunden. Und so eine Pariser Dame de la Halle sprach besser französisch als eine deutsche Stiftsdame von vierundsechzig Ahnen.

Wegen dieser Sprache, die ihm ein vornehmes Ansehen verleiht, hatte das französische Volk in meinen Augen etwas allerliebste fabelhaftes. Dieses entsprang aus einer anderen Reminiscenz meiner Kindheit. Das erste Buch nämlich worin ich französisch lesen lernte, waren die fabeln von Lafontaine; die naïv vernünftigen Redensarten derselben hatten sich meinem Gedächtnisse am unauslöschlichsten eingeprägt, und als ich nun nach Paris kam und überall französisch sprechen hörte erinnerte ich mich beständig der Lafontaine'schen fabeln, ich glaubte immer die wohlbekannten Thierstimmen zu hören; jetzt sprach der Löwe, dann wieder sprach der Wolf, dann das Lamm oder der Storch oder die Taube, nicht selten vermeinte ich auch den Fuchs zu vernehmen, und in meiner Erinnerung erwachten manchmal die Worte: Eh! bonjour, monsieur du Corbeau!

Qu'en vous en s'agit que vous ne sachiez rien!

Solche fabelhafte Reminiscenzen erwachten aber in meiner Seele noch viel öfter wenn ich zu Paris in jene höhere Region gerieth welche man die Welt nennt. Dieses war ja eben jene Welt, die dem seligen Lafontaine die Typen seiner Thiercharaktere geliefert hatte. Die Winter-saison begann bald nach meiner Ankunft in Paris, und ich nahm Theil an dem Salontreiben, worin sich jene Welt mehr oder minder lustig herumwehrt. Als das Interessanteste dieser Welt frap-pirte mich nicht sowohl die Gleichheit der feinen Sitten, die dort herrscht, sondern vielmehr die Verschiedenheit ihrer Bestandtheile. Manchmal, wenn ich mir in einem großen Salon die Menschen betrachtete, die sich dort friedlich versammelt, glaubte ich mich in jenen Paritätenbontiken zu befinden, wo die Reliquien aller Zeiten kunterbunt neben einander ruhen; ein griechischer Apollo neben einer chinesischen Pagode, ein mexikanischer Vixlipuzli neben einem gothischen Ecce-homo, ägyptische Götzen mit Hundeköpfchen, heilige Franken von Holz von Elfenbein von Metall u. s. w. Da sah ich alte Mousquetairs, die einst mit Marie Antoinette getanzt, Republikaner von der gelinden Obfervanz, die in der Assemblée Nationale vergöttert wurden, Montagnards ohne Barmherzigkeit



und ohne Flecken ehemalige Directorialmänner, die im Luxemburg getront, Großwürdenträger des Empires, vor denen ganz Europa gezittert herrschende Jesuiten der Restauration, kurz lauter abgefärbte verümmelte Gottbeuten aus allen Zeitaltern und woran Niemand mehr glaubt. Die Namen heulen wenn sie sich berühren, aber die Menschen sieht man friedsam und freundlich neben einander stehen wie die Antiquitäten in den erwähnten Boutiques des Quai Voltaire. In germanischen Ländern wo die Leidensharten weniger disciplinbar sind wäre ein gesellschaftliches Zusammenleben so heterogener Personen etwas ganz Unmögliches. Auch ist bei uns im kalten Norden das Bedürfnis des Sprechens nicht so stark wie im wärmeren Frankreich, wo die größten Feinde wenn sie sich in einem Salon begegnen, nicht lange ein finsternes Stillschweigen beobachten können. Auch ist in Frankreich die Gefallsucht so groß, daß man eifrig dahin strebt, nicht bloß den Freunden sondern auch den Feinden zu gefallen. Da ist ein beständiges Drapieren und Minaudiren, und die Weiber haben hier ihre liebe Mühe die Männer in der Toiletterie zu übertreffen; aber es gelingt ihnen dennoch.

Ich will mit dieser Bemerkung nichts Böses gemeint haben, bei Leibe nichts Böses in Betreff der französischen Frauen und am allerwenigsten in Betreff der Pariserinnen. Bin ich doch der größte Verehrer derselben, und ich verehere sie ihrer Fehler wegen noch weit mehr als wegen ihrer Tugenden. Ich kenne nichts Treffenderes als die Legende, daß die Pariserinnen mit allen möglichen Fehlern zur Welt kommen, daß aber eine holde Fee sich ihrer erbarmt und jedem ihrer Fehler einen Zauber verleiht, wodurch er sogar als ein neuer Liebreiz wirkt. Diese holde Fee ist die Grazie. Sind die Pariserinnen schön? Wer kann das wissen? Wer kann alle Intriquen der Toilette durchschauen, wer kann entziffern, ob das echt ist, was der Cüill verräth, oder ob das falsch ist, was das hauchige Seidengzeug vorprahlt! Und ist es dem Auge gelungen, durch die Schale zu dringen, und sind wir eben im Begriff, den Kern zu erforschen, dann hüllt er sich gleich in eine neue Schale, und nachher wieder in eine neue, und durch diesen unaufhörlichen Modewechsel spotten sie des männlichen Scharfblicks. Sind ihre Geheiter schon? Auch dieses wäre schwierig zu ermitteln. Denn alle ihre Gesichtszüge sind in be-

ständiger Bewegung, jede Pariserin hat tausend Gesichter, eins lachender, geistreicher, holdseliger als das andere, und setzt Denjenigen in Verlegenheit, der darunter das schönste Gesicht auswählen oder gar das wahre Gesicht errathen will. Sind ihre Augen groß? Was weiß ich! Wir untersuchen nicht lange das Kaliber der Kanone, wenn ihre Kugel uns den Kopf entführt. Und wen sie nicht treffen, diese Augen, den blenden sie wenigstens durch ihr Feuer und er ist wohl genug sich in höherer Schwärze zu halten. Ist der Raum zwischen Nase und Mund bei ihnen breit oder schmal? Manchmal ist er breit, wenn sie die Nase rümpfen; manchmal ist er schmal, wenn ihre Oberlippe sich übermüthig bäumt. Ist der Mund groß oder klein? Wer kann wissen wo der Mund aufhört und das Lächeln beginnt? Damit ein richtiges Urtheil gefällt werde, muß der Beurtheilende und der Gegenstand der Beurtheilung sich im Zustande der Ruhe befinden. Aber wer kann ruhig bei einer Pariserin sein, und welche Pariserin ist jemals ruhig? Es gibt Leute, welche glauben, sie könnten den Schmetterling ganz genau betrachten, wenn sie ihn mit einer Nadel auf's Papier festgestochen haben. Das ist eben so thöricht wie grausam. Der angeheftete, ruhige Schmetterling ist kein Schmetterling mehr. Den Schmetterling muß man betrachten wenn er um die Blumen gaukelt . . . und die Pariserin muß man betrachten, nicht in ihrer Häuslichkeit, wo sie mit der Nadel in der Brust befestigt ist, sondern im Salon, bei Soirées und Bällen, wenn sie mit den gestickten Gaze- und Seidenflügeln dahinflattert unter den blitzenden Krystallkronen der Freunde! Dann offenbart sich bei ihnen eine hastige Lebensucht, eine Begier nach süßer Verabingung ein Leders nach Tintenherb, wodurch sie fast grauenhaft verschönert werden und einen Reiz geminnen, der unsere Seele jugendlich ansucht und erschütteret.

Dieser Durst das Leben zu genießen als wenn in der nächsten Stunde der Tod sie schon abriefe von der sprudelnden Quelle des Genusses, oder als wenn diese Quelle in der nächsten Stunde schon versiegt sein würde, diese Hast, diese Wuth, dieser Wahnsinn der Pariserinnen wie er sich besonders auf Bällen zeigt, mahnt mich immer an die Sage von den todtten Tänzerinnen die man bei uns die Willis nennt. Diese sind nämlich junge Waive die vor dem Hochzeittag ge-

storben sind, aber die unberriedigte Tanzlust so gewaltig im Herzen bewahrt haben, daß sie nächtlieh aus ihren Gräbern hervorsteigen sich schaarenweis an den Landstraßen versammeln und sich dort während der Mitternachtsstunde den wildesten Tänzen überlassen. Geschmückt mit ihren Hochzeitkleidern, Blumenkränze auf den Häuptern, mit

felnde Ringe an den bleichen Händen, schauerlich lachend unwiderstehlich schön, tanzen die Willis im Mondschim und sie tanzen immer um so tobfrühtiger und ungestümrer je mehr sie fühlen daß die vergönnnte Tanzstunde zu Ende rinnt und sie wider hinabsteigen müssen in die Eiskälte des Grabes.



Es war auf einer Soirée in der Chaussée d'Antin, wo mir diese Betrachtung recht tief die Seele bewegte. Es war eine glänzende Soirée, und nichts fehlte an den herkömmlichen Ingredienzen des gesellschaftlichen Vergnügens: genug Licht, um beleuchtet zu werden, genug Spiegel, um sich betrachten zu können, genug Menschen, um sich heiß zu drängen, genug Zuckerwasser und Eis, um sich abzukühlen. Man begann mit Musik. Franz Liszt hatte sich an's Fortepiano drängen lassen, strich seine Haare aufwärts über die geniale Stirn und lieferte eine seiner brillantesten Schlachten. Die Tasten schienen zu bluten. Wenn ich nicht irre, spielte er eine Passage aus den Paltingenosen von Bal-

laube, dessen Ideen er in Musik überlegte, was sehr nützlich für diejenigen, welche die Werke dieses berühmten Schriftstellers nicht im Originale lesen können. Nachher spielte er den Gang nach der Hinrichtung *la marche au supplice*, von Verlioz, das treffliche Stück, welches dieser junge Musiker, wenn ich nicht irre, am Morgen seines Hochzeitstages componirt hat. Im ganzen Saale erblassende Gesichter, wogende Busen, leises Athmen während der Pausen, endlich tobender Beifall. Die Weiber sind immer wie berauscht, wenn Liszt ihnen etwas vorgespielt hat. Mit tollerer Freude überließen sie ihr jetzt dem Tanz, die Willis des Salon, und ich hatte Mühe mich aus dem

Getümmel in ein Nebenzimmer zu retten. Hier wurde gespielt, und auf großen Sesseln ruheten einige Damen, die den Spielenden zuschauten oder sich wenigstens das Ansehen gaben, als interessirten sie sich für das Spiel. Als ich an einer dieser Damen vorbeispreifte und ihre Robe meinen Arm berührte, fühlte ich von der Hand bis zur Schulter ein leichtes Zucken, wie von einem sehr schwachen elektrischen Schlag. Ein solcher Schlag durchfuhr aber mit der größten Stärke mein ganzes Herz, als ich das Antlitz der Dame betrachtete. Ist sie es, oder ist sie es nicht? Es war das selbe Gesicht, das an Form und sonniger Färbung einer Antike gleich; mir war es nicht mehr so marmorein und marmorglatt wie ehemals. Dem geschärften Blicke waren auf Stirn und Wange einige kleine Brüche, vielleicht Pockennarben, bemerkbar, die hier ganz an jene feinen Witterungsstellen mahnten, wie man sie auf dem Gesichte von Statuen, die einige Zeit dem Regen ausgelegt standen, zu finden pflegt. Es waren auch dieselben schwarzen Haare, die in glatten Ovalen wie Rabenflügel die Schläfen bedeckten. Als aber ihr Auge dem meinigen begegnete, und zwar mit jenem wohlbekannten Seitenblick, dessen rascher Witz mir immer so Rathselhaft durch die Seele schob, da zweifelte ich nicht länger — es war Mademoiselle Laurence.

Vornehm hingestreckt in ihrem Sessel, in der einen Hand einen Blumenstrauß, mit der anderen genützt auf der Armlehne, saß Mademoiselle Laurence unfern eines Spieltisches und schien dort dem Wurf der Karten ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Vornehm und zerklüftet war ihr Anzug, aber dennoch ganz einfach von weissem Atlas. Außer Armbandern und Brustnadeln von Perlen trug sie keinen Schmuck. Ein Kälte von Spitzen bedeckte den jugendlichen Busen, bedeckte ihn fast puritanisch bis am Halse, und in dieser Einfachheit und Sacht der Bekleidung bildete sie einen rührend lieblichen Contrast mit einigen älteren Damen, die hirt gepuht und diamantbesitzend neben ihr saßen und die Ruinen ihrer ehemaligen Herrlichkeit, die Stelle, wo einst Troja stand, melancholisch nach zur Schau trugen. Sie sah noch immer wunderlich und entsetzend verdriehlich aus, und es zog mich unwiderstehlich zu ihr hin, und endlich stand ich hinter ihrem Sessel, brennend vor Begier, mit ihr zu sprechen, jedoch zurückgehalten von zögernder Delicatsse.

Ich machte wohl schon einige Zeit schweigend hinter ihr gestanden, als sie plötzlich aus ihrem Bouquet eine Blume zog und ohne sich nach mir umzusehen, über ihre Schulter hinweg mir diese Blume hinreichte. Sonderbar war der Duft dieser Blume, und er übte auf mich eine eigentümliche Veräberung. Ich fühlte mich entrückt aller gesellschaftlichen Förmlichkeit, und mir war wie in einem Traume, wo man Alles that und spricht, worüber man sich selber wundert, und wo unsere Worte einen gar kindisch traulichen und enträuben Charakter tragen. Nüchtern, gleichgiltig, nachlässig, wie man es bei alten Freunden zu thun pflegt, benutzte ich mich über die Lehne des Sessels und flüsterte der jungen Dame in's Ohr:

Mademoiselle Laurence, wo ist denn die Mutter mit der Trommel?

Sie ist todt, antwortete sie in demselben Tone ebenso ruhig, gleichgiltig, nachlässig.

Nach einer kurzen Pause beugte ich mich wieder über die Lehne des Sessels und flüsterte der jungen Dame in's Ohr: Mademoiselle Laurence, wo ist denn der gelehrte Hund?

Er ist vergegangen in die weite Welt, antwortete sie wieder in demselben ruhigen gleichgiltigen nachlässigen Tone.

Und wieder nach einer kurzen Pause beugte ich mich über die Lehne des Sessels und flüsterte der jungen Dame in's Ohr: Mademoiselle Laurence, wo ist denn der Markon, Carlus der Zweite?

„Er ist bei den Niesen auf dem Boulevard du Temple,“ antwortete sie. Sie hatte aber kaum diese Worte gesprochen, und zwar wieder in demselben ruhigen, gleichgiltigen, nachlässigen Tone, als ein erster alter Mann von behermännlicher Gestalt zu ihr hintrat und ihr meldete, daß ihr Wagen vorgefahren sei. Langsam von ihrem Sitze sich erhebend, hing sie sich Jenem an den Arm, und ohne auch nur einen Blick auf mich zurückzuwerfen, verließ sie mit ihm die Gesellschaft.

Als ich die Dame des Hauses, die den ganzen Abend am Eingange des Hauptsaales stand und den Ankommenden und Fortgehenden ihr Sakon präsentirte, um den Namen der jungen Person befragte, die soeben mit dem alten Manne fortgegangen, laute sie mir houter in's Geheiß und rief: Wenn Gott, wer kann alle Menschen kennen, ich kenne ihn eben so wenig. . .“ Sie stockte, denn sie wollte gewiß sagen, eben so wenig wie

mich selber, den sie ebenfalls an jenem Abende zum ersten Male gesehen. Vielleicht bemerkte ich ihr, kam mir Ihr Herr Gemahl einige Auskunft geben; wo finde ich ihn?

„Auf der Jagd bei Saint-Germain“ antwortete die Dame mit noch stärkerem Lachen. „er ist heute in der Frühe abgereist und kehrt erst morgen Abend zurück. . . . Aber warten Sie ich kenne Jemanden, der mit der Dame wonach Sie sich erkundigen, viel gesprochen hat, ich weiß nicht

seinen Namen, aber Sie können ihn leicht erfragen, wenn Sie sich nach dem jungen Menschen erkundigen, dem Herr Casimir Perrier einen Fußtritt gegeben hat, ich weiß nicht wo.“

So schwer es auch ist, einen Menschen daran zu erkennen, daß er vom Minister einen Fußtritt erhalten, so hatte ich doch meinen Mann bald ansündig gemacht und ich verlangte von ihm nähere Aufklärung über das sonderbare Geschöpf, das mich so sehr interessirte und das ich ihm deutlich genug



zu bezeichnen wußte. „Ja,“ sagte der junge Mensch, „ich kenne sie ganz genau, ich habe auf mehreren Soiréen mit ihr gesprochen“ — und er wiederholte mir eine Menge nichtsagender Dinge, womit er sie unterhalten. Was ihm besonders aufgefallen, war ihr ernsthafter Blick, jedesmal wenn er ihr eine Artigkeit sagte. Auch wunderte er sich nicht wenig, daß sie seine Einladung zu einer Contredanse immer abgelehnt, und zwar mit der Versicherung, sie verstehe nicht zu tanzen. Namen und Verhältnisse kannte er nicht. Und Niemand, so viel ich mich auch erkundigte, wußte mir hierüber etwas Näheres mitzutheilen. Vergebens rannte ich durch alle möglichen Soiréen, nirgends konnte ich Mademoiselle Laurence wieder finden.

Und das ist die ganze Geschichte? — rief Maria, indem sie sich langsam umdrehte und schläfrig gähnte. — Das ist die ganze merkwürdige Geschichte? Und Sie haben weder Mademoiselle Laurence, noch die Mutter mit der Trommel,

noch den Zwerg Tillittii und auch nicht den gelehrten Hund jemals wiedergesehen?

Bleiben Sie ruhig liegen, versetzte Maximilian. Ich habe sie Alle wieder gesehen, sogar den gelehrten Hund. Er befand sich freilich in einer sehr schlimmen Noth, der arme Schelm, als ich ihm zu Paris begegnete. Es war im Quartier Latin. Ich kam eben der Sorbonne vorbei, und aus den Pforten derselben stürzte ein Hund und hinter ihm drein mit Stöcken ein Duzend Studenten, zu denen sich bald zwei Duzend alte Weiber gesellten, die Alle im Chorus schrien: Der Hund ist toll! Fast menschlich sah das unglückliche Thier aus in seiner Todesangst, wie Thränen floß das Wasser aus seinen Augen, und als er feuchend an mir vorbeirannte und sein feuchter Blick an mich hinstreifte, erkannte ich meinen alten Freund, den gelehrten Hund, den Lobredner von Lord Wellington, der einst das Volk von England mit Bewunderung erfüllt. War er vielleicht wirklich toll? War er vielleicht vor lauter Gelehrsamkeit

übergeschnappt, als er im Quartier Latin seine Studien fortsetzte? Oder hat er vielleicht in der Sorbonne durch sein Scharren und Knurren seine Mißbilligung zu erkennen gegeben über die pausbäckigen Charlatanerien irgend eines Professors, der sich seines ungünstigen Zuhörers dadurch zu entledigen suchte, daß er ihn für toll erklärte? Und ach! die Jugend unterucht nicht lange ob es verletzter Gelehrtehdünkel oder gar Brotneid war, welcher zuerst ausrief: Der Hund ist toll! und sie schlägt zu mit ihren gedankenlosen Stöcken, und auch die alten Weiber sind dann bereit mit ihrem Scheule, und sie überschreien die Stimme der Unschuld und der Vernunft. Mein armer Freund mußte unterliegen, vor meinen Augen wurde er erbärmlich todtgeschlagen, verhöhnt und endlich auf einen Mühlbänken geworfen! Armer Märtyrer der Gelehrsamkeit.

Nicht viel besserer war der Zustand des Zwergs Monsieur Türklütli, als ich ihn auf dem Boulevard du Temple wiederfand. Mademoiselle Laurence hatte mir zwar gesagt, er habe sich dort hin begeben, aber sei es, daß ich nicht daran dachte ihn im Ernste dort zu suchen, oder daß das Menschengewühl mich dort daran verhinderte, genug, erst spät bemerkte ich die Boutique, wo die Riesen zu sehen sind. Als ich hineintrat, fand ich zwei lange Schlingel, die müßig auf der Pritsche lagen und rasch aufsprangen und sich in Riesenpostur vor mich hinstellten. Sie waren wahrhaftig nicht so groß, wie sie auf ihrem Aushängezettel prahlten. Es waren zwei lange Schlingel, welche in Rosatricot gekleidet gingen, sehr schwarze, vielleicht falsche Wackebärte trugen und ausgebohlte Holzkeulen über ihre Köpfe schwangen. Als ich sie nach dem Zwerg befragte, wovon ihr Aushängezettel ebenfalls Meldung thue, erwiderten sie, daß er seit vier Wochen wegen seiner zunehmenden Unpäßlichkeit nicht mehr gezeigt werde, daß ich ihn aber dennoch sehen könne wenn ich das doppelte Entreegeld bezahlen wolle. Wie gern bezahlt man, um einen Freund wieder zu sehen, das doppelte Entreegeld! Und ach! es war ein Freund, den ich an dem Sterbebette fand. Dieses Sterbebett war eigentlich eine Kinderwiege, und darin lag der arme Zwerg mit seinem gelb verschrumpten Greisengesicht. Ein etwa vierjähriges kleines Mädchen saß neben ihm und bewegte mit dem Fuße die Wiege und sang in lachendem, scherzendem Tone:

Schlafe, Türklütli, schlafe!

Als der Kleine mich erblickte, öffnete er so weit als möglich seine gläsernen blaffen Augen, und ein wehmüthiges Lächeln zuckte um seine weißen Lippen; er schien mich gleich wieder zu erkennen, reichte mir sein vertrocknetes Händchen und redelte leise: „Mein Freund!“

Es war in der That ein betrüblicher Zustand, wovon ich den Mann fand, der schon im achtzigsten Jahre mit Ludwig XVI. eine lange Unterredung gehalten, den der Zar Alexander mit Bonbons gefüttert, den die Prinzessin von Kyritz auf dem Schooße getragen, der auf den Händen des Herzogs von Braunschweig umhergeritten, dem der König von Bayern seine Gedichte vorgelesen, der mit deutschen Fürsten aus derselben Preise geraucht, den der Papst vergöttert, und den Napoleon nie geliebt hatte! Dieser letztere Umstand bekümmerte den Unlücklichen noch auf seinem Todtbette oder wie gesagt, in seiner Todeswiege, und er weinte über das tragische Schicksal des großen Kaisers, der ihn nie geliebt, der aber in einem so kläglichen Surande auf Sauer Helena geendet — ganz wie ich jetzt endige setzte er hinzu: „Ich verfaßt verlassen von allen Königen und Fürsten ein Vorbild ebemaliger Herrscher!“

Obgleich ich nicht recht begriff, wie ein Zwerg, der unter Riesen stirbt, sich mit diesen Riesen, der unter Zwergen gestorben verstanden konnte so ruhren noch daß die Worte des armen Türklütli und gar sein verlassener Zustand in der Sterbestunde. Ich konnte nicht umhin, meine Verwunderung zu bezeigen, daß Mademoiselle Laurence, die jetzt so vornehm geworden, sich nicht um ihn bekümmere. Kaum hatte ich aber diesen Namen genannt, so bekam der Zwerg in der Wiege die furchtbarsten Krämpfe, und mit seinen weißen Lippen wimmerte er: „Undankbares Kind! das ich auferzogen, das ich zu meiner Gattin erheben wollte, denn ich gelebt wie man sich unter den Großen dieser Welt bewegen und gebarden muß wie man lächelt, wie man sich bei Hof verbeugt, wie man repräsentirt. . . du hast meinen Unterricht gut benutzt und bist jetzt eine große Dame und hast jetzt eine Kutsche und Lakaien und viel Geld und viel Stolz und kein Herz. Du lächelst mich hier sterben, einsam und elend sterben, wie Napoleon auf Sauer Helena! O Napoleon du hast mich nie geliebt. . .“ Was er hinzusetzte, konnte ich nicht verstehen. Er hob sein Haupt

machte einige Bewegungen mit der Hand, als ob er gegen Jemanden fechte, vielleicht gegen den Tod. Aber der Sense dieses Gegners widersteht kein Mensch, weder ein Napoleon noch ein Türktü. Hier hilft keine Parade. Matt wie überwunden, ließ der Zwerg sein Haupt wieder

senken, sah mich lange an mit einem unbeschreibbar geisterhaften Blick, krühte plötzlich wie ein Hahn, und verschied.

Dieser Todesfall betrübt mich um so mehr, da mir der Verstorbene keine nähere Auskunft über Mademoiselle Laurence gegeben hatte. Wo



sollte ich sie jetzt wiederfinden? Ich war weder verliebt in sie, noch fühlte ich sonstig große Zuneigung zu ihr, und doch stachelte mich eine geheimnißvolle Begier, sie überall zu suchen; wenn ich in irgend einen Salon getreten und die Gesellschaft gemustert, und das wohlbekannte Gesicht nicht fand, dann verlor ich bald alle Ruhe, und es trieb mich wieder von hinnen. Ueber dieses Gefühl nachdenkend, stand ich einst um Mitternacht an einem entlegenen Eingang der großen Oper, auf einen Wagen wartend und sehr verdrießlich wartend, da es eben stark regnete. Aber es kam kein Wagen, oder vielmehr es kamen nur Wagen, welche anderen Leuten gehörten, die sich vergnügt hineinsetzten, und es wurde

allmählig sehr einsam um mich her. „So müssen Sie denn mit mir fahren,“ sprach endlich eine Dame die tief verhüllt in ihrer schwarzen Mantille, ebenfalls harrend einige Zeit neben mir gestanden und jetzt im Begriffe war, in einen Wagen zu steigen. Die Stimme zuckte mir durch's Herz, der wohlbekannte Seitenblick übte wieder seinen Zauber, und ich war wieder wie im Traume, als ich mich neben Mademoiselle Laurence in einem weichen, warmen Wagen befand. Wir sprachen kein Wort, hätten auch einander nicht verstehen können, da der Wagen mit dröhnendem Geräusche durch die Straßen von Paris dahirrasselte, sehr lange, bis er endlich vor einem großen Thorwege stillhielt.

Vediente in hellauer Sprache leuchteten uns die Treppe hinauf und durch eine Reihe Gemälder. Eine Kammerfrau die mit schlafigem Gesichte uns entgegenkam stotterte unter vielen Entschuldigungen, daß nur im rothen Zimmer eingeeheizt sei. Zudem sie der Frau einen Wink gab

sich zu entfernen sprach Laurence mit Lachen: „Der Zufall führt Sie heute weit, nur in meinem Schlafzimmer ist eingeeheizt . . .“

In diesem Schlafzimmer waren wir uns bald allein befanden, loderte ein gutes Kaminsfeuer, welches um so erquicklicher da das Zimmer un-



gehener groß und hoch war. Dieses große Schlafzimmer dem vielmehr der Name Schlafsaal geblüht hatte auch etwas sonderbar Modes Möbel und Decoration, Alles trug dort das Gepräge einer Zeit deren Glanz uns jetzt so kühnlich und deren Erhabenheit uns jetzt so nüchtern erscheint, daß ihre Reliquien bei uns ein gewisses Unbehagen, wo nicht gar ein geheimes Lächeln erregen. Ich spreche nämlich von der Zeit des Empires von der Zeit der goldenen Ähre der hochfliegenden Federbusche der prächtigen Coiffüren, der Gloire, der großen Tambourmajors der militärischen Mäffen der ornathen Umher-

schleift die der Montour decorierte des Continentalaffees welchen man aus Canton vorfertigte und des schlichten Sackens den man aus Nuremberghen fertigte und der Perücken und Hösche die man aus ganz weis machte. Sie hatte aber immer ihren Reiz. Dort seit des pathetischen Materialismus . . . Calma declamirte, Gros malte, die Vigottini tanzte, Grassini sang. Maury predigte, Rovigo hatte die Polizei, der Kaiser las den Ossian, Pauline Borgese ließ sich nennen als Venus und man sang nicht denn das Sommer man gut gehort wie das Schlafzimmer worin ich mich mit Mademoiselle Laurence befand.

Wir saßen am Kamin, vertraulich schwägend, und seufzend erzählte sie mir, daß sie verheiratet sei an einen bonapartistischen Helden, der sie alle Abende vor dem Zubettgehen mit der Schilderung einer seiner Schlachten erauichte; er habe ihr vor einigen Tagen, ehe er abgereist, die Schlacht bei Jena geliefert; er sei sehr kränklich und werde schwerlich den russischen Feldzug überleben. Als ich sie frag, wie lange ihr Vater todt sei, lachte sie und gestand, daß sie nie einen Vater gekannt habe, und daß ihre sogenannte Mutter niemals verheiratet gewesen sei.

Nicht verheiratet! rief ich, ich habe sie ja selber zu London wegen dem Tod ihres Mannes in tiefster Trauer gesehen!

„O,“ erwiderte Laurence, „sie hat während zwölf Jahren sich immer schwarz gekleidet, um bei den Leuten Mitleid zu erregen als unglückliche Witwe, nebenbei auch, um einen heiratslustigen Simpel anzulocken, und sie hoffte unter schwarzer Flagge desto schneller in den Haren der Ehe zu gelangen. Aber nur der Tod erbarmte sich ihrer, und sie starb an einem Blutsturz. Ich habe sie nie geliebt, denn sie hat mir immer viel Schläge und wenig zu essen gegeben. Ich wäre verhungert, wenn mir nicht manchmal Monsieur Türklütü ein Stückchen Brot insgeheim zusteckte; aber der Zwerg verlangte dafür, daß ich ihn heirate, und als seine Hoffnungen scheiterten, verband er sich mit meiner Mutter, ich sage „Mutter“ aus Gewohnheit, und Beide anälten mich gemeinschaftlich. Da sagten sie immer, ich sei ein überflüssiges Geschöpf, der gelehrte Hund sei tausendmal mehr werth als ich mit meinem schlechten Tanzen. Und sie lobten dann den Hund auf meine Kosten, rühmten ihn bis in den Himmel, streichelten ihn, fütterten ihn mit Kuchen und warfen mir die Krumen zu. Der Hund, sagten sie, sei ihre beste Stütze, er entzücke das Publicum, das sich für mich nicht im mindesten interessire, der Hund müsse mich ernähren mit seiner Arbeit, ich fräße das Gnadenbrot des Hundes. Der verdammte Hund!“

O, verwünschen Sie ihn nicht mehr, unterbrach ich die Jänrende, er ist jetzt todt, ich habe ihn sterben sehen . . .

„Ist die Bestie verreckt?“ rief Laurence, indem sie aufsprang, erröthende Freude im ganzen Gesichte.

Und auch der Zwerg ist todt, setzte ich hinzu.

„Monsieur Türklütü?“ rief Laurence, ebenfalls mit Freude. Aber diese Freude schwand allmählig aus ihrem Gesichte, und mit einem milderen, fast wehmüthigen Tone sprach sie endlich: „Armer Türklütü!“

Als ich ihr nicht verhehlte, daß sich der Zwerg in seiner Sterbestunde sehr bitter über sie beklagt, gerieth sie in die leidenschaftlichste Bewegung und versicherte mir unter vielen Betheuerungen, daß sie die Absicht hatte, den Zwerg auf's Beste zu versorgen, daß sie ihm ein Jahrgehalt angeboten, wenn er still und bescheiden irgendwo in der Provinz leben wolle. „Aber ehrgeizig, wie er ist,“ fuhr Laurence fort, „verlangte er, in Paris zu bleiben und sogar in meinem Hotel zu wohnen; er könne alsdann, meinte er, durch meine Vermittlung seine ehemaligen Verbindungen im faubourg Saint-Germain wieder anknüpfen und seine frühere glänzende Stellung in der Gesellschaft wieder einnehmen. Als ich ihm dieses rund abschlug, ließ er mir sagen, ich sei ein verfluchtes Gespenst, ein Vampyr, ein Todtenkind . . .“

Laurence hielt plötzlich inne, schauderte heftig zusammen und seufzte endlich aus tiefster Brust: „Ach, ich wollte, sie hätten mich bei meiner Mutter im Grabe gelassen!“ Als ich in sie drang, mir diese geheimnißvollen Worte zu erklären, ergoß sich ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und zitternd und schluchzend gestand sie mir, daß die schwarze Trommelfrau, die sich für ihre Mutter ausgegeben, ihr einst selbst erklärt habe, das Gerücht, womit man sich über ihre Geburt herumtrage, sei kein bloßes Märchen. „In der Stadt nämlich, wo wir wohnten,“ fuhr Laurence fort, „hieß man mich immer das Todtenkind! Die alten Spinneweiber behaupteten, ich sei eigentlich die Tochter eines dortigen Grafen, der seine Frau beständig mißhandelte und, als sie starb, sehr prachtwoll begraben ließ; sie sei aber hochschwanger und nur scheinotdt gewesen, und als einige Kirchhofsdiebe, um die reichgeschmückte Leiche zu bestehlen, ihr Grab öffneten, hätten sie die Gräfin ganz lebendig und in Kindesnöthen gefunden; und als sie nach der Entbindung gleich verschied, hätten die Diebe sie wieder ruhig in's Grab gelegt und das Kind mitgenommen und ihrer Hehlerin, der Geliebten des großen Bauchredners, zur Erziehung übergeben. Dieses arme Kind, das begraben gewesen, noch ehe es geboren worden, nannte man nun überall das Todtenkind . . . Ach! Sie begreifen

nicht wie viel Kummer ich schon als kleines Mädchen empfand wenn man mich bei diesem Namen nannte. Als der große Vauvredner noch lebte und nicht selten mit mir unzufrieden war rief er immer: Verwundenes Todtentind ich wolt' ich hätte dich nie aus dem Grabe geholt! Ein geschickter Vauvredner, wie er war konnte er seine Stimme so moduliren daß man glauben mußte sie came aus der Erde hervor und er machte mir dann weiß, das sei die Stimme meiner verstorbenen Mutter, die mir ihre Schicksale erzähle. Er konnte sie wohl kennen, diese furchtbaren Schicksale, denn er war einst Kammerdiener des Grafen. Sein grausames Vergnügen war es, wenn ich armes kleines Mädchen über die Worte, die aus der Erde hervorzusteigen schienen, das furchtbarste Entsetzen empfand. Diese Worte, die aus der Erde hervorzusteigen schienen, meldeten gar schreckliche Geschichten, Geschichten, die ich in ihrem Zusammenhange nie begriff, die ich auch späterhin allmählig vergaß, die mir aber, wenn ich tanzte, recht lebendig wieder in den Sinn kamen. Ja, wenn ich tanzte, ergriff mich immer eine sonderbare Erinnerung, ich vergaß meiner selbst und kam mir vor, als sei ich eine ganz andere Person und als quälten mich alle Qualen und Geheimnisse dieser Person . . . und sobald ich aufhörte zu tanzen, erlosch wieder Alles in meinem Gedächtniß."

Während Laurence dieses sprach, langsam und wie fragend, stand sie vor mir am Kamine, worin das Feuer immer angenehmer loderte, und ich sah in dem Schein des Lichts, welcher wahrhaftig der Sitz ihres Gatten, wenn er des Abends vor Schlafengehen seine Schlachten erzählte. Laurence sah mich an mit ihren großen Augen als ruge sie mich um Rath; sie wiegte ihren Kopf so wehmüthig sinnend; sie stößte mir ein so edles, süßes Mitleid ein; sie war so schlank so jung so schön diese Elise, die aus dem Grabe gewachsen, diese Tochter des Todes, dieses Gespenst mit dem Gesichte eines Engels und dem Leibe einer Bajadere! Ich weiß nicht, wie es kam, es war vielleicht die Influx des Sessels, worauf ich saß, aber mir ward plötzlich zu Sinne, als sei ich der alte General, der gestern auf dieser Stelle die Schlacht bei Jena geschildert, als müsse ich fortfahren in meiner Erzählung, und ich sprach: Nach der Schlacht bei Jena ergaben sich binnen wenigen Wochen, fast ohne Schwertstreich alle preussischen Festungen. Inerit ergab sich Magdeburg; es war die stärkste Festung, und

sie hatte dreihundert Kanonen. Ist das nicht schmähhlich?

Mademoiselle Laurence ließ mich aber nicht weiter reden, alle trübe Stimmung war von ihrem schönen Antlitz verfliegen, sie lachte wie ein Kind und rief: „Ja, das ist schmähhlich, mehr als schmähhlich! Wenn ich eine Festung wärd und dreihundert Kanonen hätte, würde ich mich nimmermehr ergeben!“

Da nun Mademoiselle Laurence keine Festung war und keine dreihundert Kanonen hatte . . .

Bei diesen Worten hielt Maximilian plötzlich ein in seiner Erzählung, und nach einer kurzen Pause frug er leise: Schlafen Sie, Maria?

Ich schlafe, antwortete Maria.

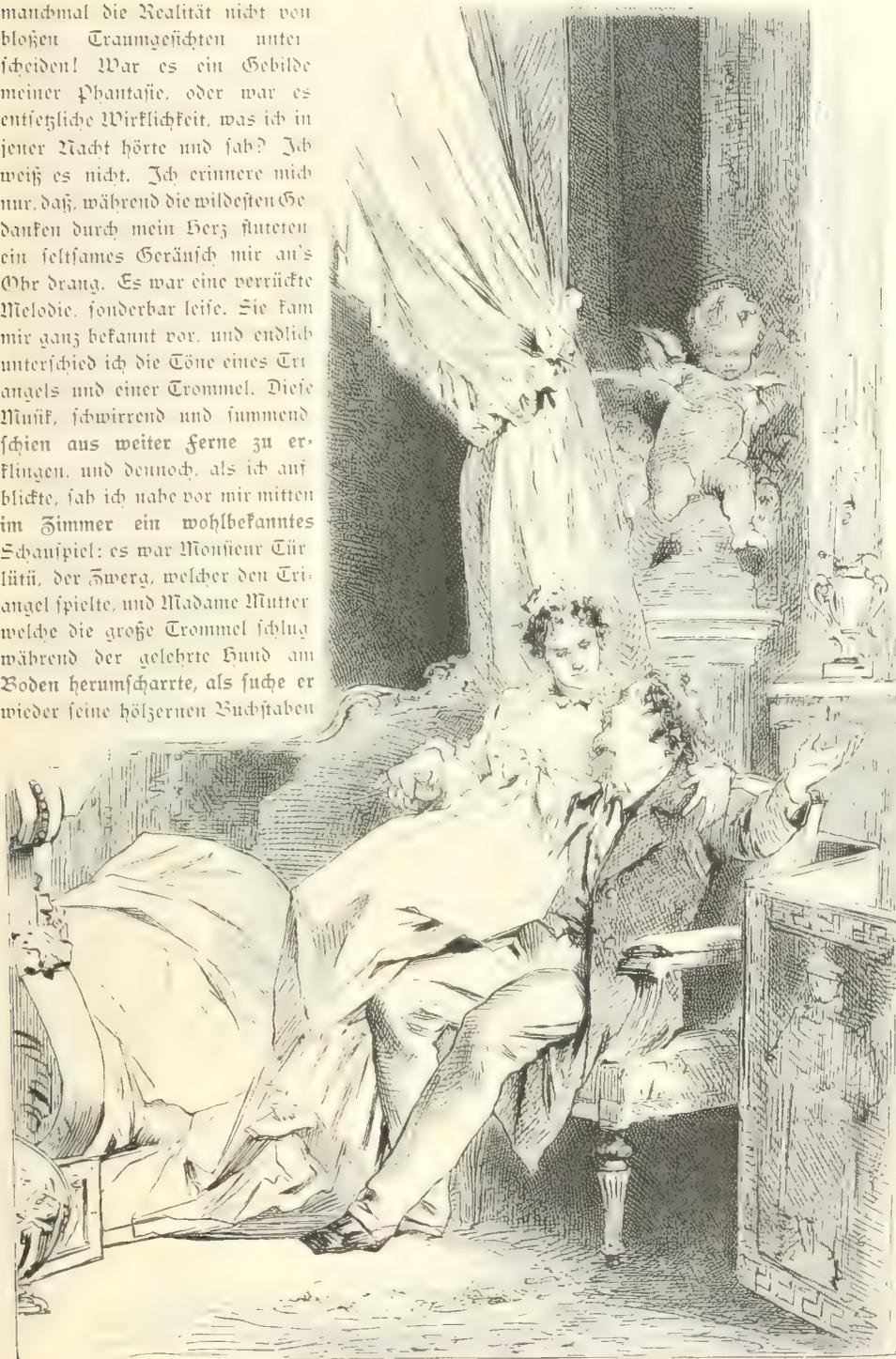
Doch ich, Maria Maximilian vor einem so reinen Lächeln, ich brauche also nicht zu fürchten, daß ich Sie langweile, wenn ich die Möbel des Zimmers, worin ich mich befand, wie heutige Novellisten pflegen, etwas ausführlich beschreibe.

Vergessen Sie nur nicht das Bett, theurer Freund!

Es war in der That, erwiderte Maximilian, ein sehr prächtiges Bett. Da Juno war bei allen Betten des Empires, bestanden aus Karyatiden und Sphingen, es strahlte von reichen Vergoldungen, namentlich von goldenen Adlern, die sich wie Turteltauben schnäbelten, vielleicht ein Sinnbild der Liebe unter dem Empire. Die Vorhänge des Bettes waren von rother Seide, und da die flammen des Kamins sehr stark hindurchschienen, so befand sich Laurence in einer ganz feuerrothen Beleuchtung, und ich kam mir vor wie der Gott Pluto, der, von Höllengluten umlodert, die schlafende Proserpine an seiner Seite sieht. Sie schlief, und ich betrachtete in diesem Zustand ihr holdes Gesicht und suchte in ihren Zügen ein Verständniß jener Sympathie, die meine Seele für sie empfand. Was bedeutet dieses Weib? Welcher Sinn lauert unter der Symbolik dieser schönen Frauen? Ist das dies anmuthige Räthsel jetzt als mein Eigenthum neben mir, und doch fand ich nicht seine Lösung.

Aber ist es nicht Thorheit, den inneren Sinn einer fremden Erscheinung ergründen zu wollen, während wir nicht einmal das Räthsel unserer eigenen Seele zu lösen vermögen! Wissen wir doch nicht einmal genau, ob die fremden Erscheinungen wirklich existiren! Können wir doch

manchmal die Realität nicht von bloßen Traumgesichten unterscheiden! War es ein Gebilde meiner Phantasie, oder war es entsetzliche Wirklichkeit, was ich in jener Nacht hörte und sah? Ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nur, daß, während die wildesten Gedanken durch mein Herz fluteten ein seltsames Geräusch mir an's Ohr drang. Es war eine verrückte Melodie, sonderbar leise. Sie kam mir ganz bekannt vor, und endlich unterschied ich die Töne eines Triangels und einer Trommel. Diese Musik, schwirrend und summend schien aus weiter Ferne zu erklingen, und dennoch, als ich aufblickte, sah ich nahe vor mir mitten im Zimmer ein wohlbekanntes Schauspiel: es war Monsieur Tür-lütü, der Zwerg, welcher den Triangel spielte, und Madame Mutter welche die große Trommel schlug während der gelehrte Hund am Boden herumscharrte, als suche er wieder seine hölzernen Buchstaben



zusammen. Der Blind schien nur mühsam sich zu bewegen und sein Fell war von Blut bedeckt. Madame Mutter trug noch immer ihre schwarze Trauerkleidung aber ihr Band war nicht mehr so spasshaft hervorstechend sondern vielmehr widerwärtig herabhängend; auch ihr Gesicht war nicht mehr roth sondern blaß. Der Zwerg welcher noch immer die modiste Kleidung eines altfranzösischen Marquis und ein gepudertes Coupet trug schien etwas gemächten zu sein vielleicht weil er so graßlich abgemagert war. Er zeigte wieder seine Fieberhitze und schien auch seine alten Pralereien wieder abzuspülen; er sprach jedoch so leise daß ich kein Wort verstand und nur an seiner Lippenbewegung konnte ich manchmal merken daß er wieder wie ein Vahn krächte.

Während diese lächerlich grünenhaften Scenbilder wie ein Schattenspiel mit unheimlicher Dast sich vor meinen Augen bewegten rührte ich wie Mademoiselle Laurence immer unruhiger athmete. Ein kalter Schauer überfröstelte ihren ganzen Leib und wie von unerträglichen Schmerzen zuckten ihre holden Glieder. Endlich aber gewaltthätig wie ein Mal erhob sie sich rasch stand plötzlich mitten im Zimmer und begann zu tanzen während die Mutter mit der Trommel und der Zwerg mit dem Triangel ihre gedämpfte, leise Musik ertönen ließen. Sie tanzte ganz wie ehemals an der Waterloostraße und auf den Carrours von London. Es waren dieselben geheimnißvollen Pantomimen, dieselben Ausbrüche der leidenschaftlichsten Sprünge, dasselbe bacchantische Zurückwerfen des Hauptes man einmal auch dasselbe Umbiegen nach der Erde als wolle sie herabsehen was man unten spräche, dann auch das Zittern, das Erbleiben das Erstarren und wieder aufsteigend das Hörschen mit nach dem Boden gebeugtem Ohr. Auch sah sie wieder ihre Hände als ob sie sich wühlte. Endlich sank sie auch wieder

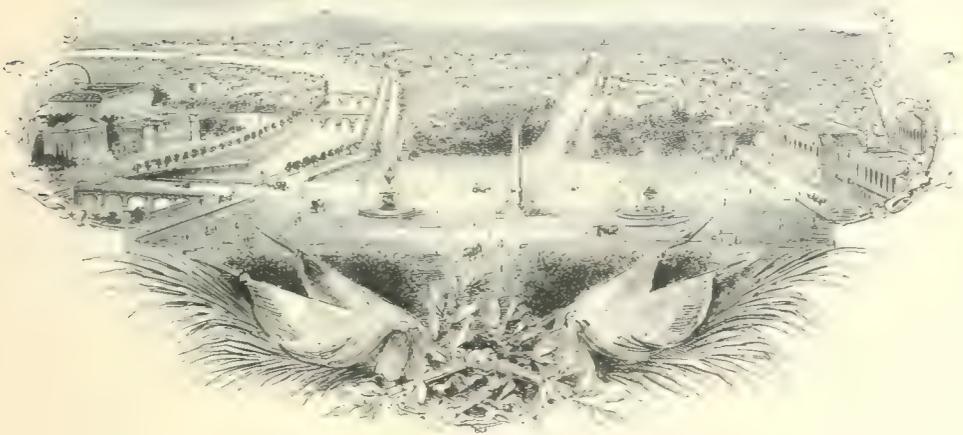
ihren tiefen, schmerzlichen, bittenden Blick auf mich zu werfen . . . aber nur in den Augen ihres todtblaffen Antlitzes erkannte ich diesen Blick, nicht in ihren Augen, denn diese waren geschlossen. In immer tieferen Klängen verhallte die Musik; die Trommelmutter und der Zwerg allmählig verbleichend und wie Nebel zerfließend verschwanden endlich ganz, aber Mademoiselle Laurence stand noch immer und tanzte mit verschlossenen Augen. Dieses Tanzen mit verschlossenen Augen im nachtsich stillen Zimmer gab diesen holden Wesen ein so gespenstisches Aussehen, daß mir sehr unheimlich zu Muth wurde daß ich manchmal schauderte, und ich war herzlich froh, als sie ihren Tanz beendigt hatte und wieder ebenso geschmeidig, wie sie fortgehücht war, zur Ruhe ging.

Wahrhaftig, der Anblick dieser Scene hatte für mich nichts Angenehmes. Aber der Mensch gewohnt sich an Alles. Und es ist sogar möglich, daß das Unheimliche diesem Weibe einen noch besonderen Reiz weckte, daß sie meinen Empfindungen eine romanische Färbung beigemischte . . . genug, nach einigen Wochen wunderte ich mich nicht mehr im mindesten, wenn des Nachts die leisen Klänge von Trommel und Triangel ertönten und meine theure Laurence plötzlich aufstand und mit verschlossenen Augen ein Solo tanzte. Ihr Gemahl, der alte Vonsavonni commandirte in der Gegend von Paris, und seine Dienstpflicht erlaubte ihm nur wenige Tage in der Stadt zu verbringen. Wie ich vor sechs Jahren er wurde mein intimster Freund, und er weinte helle Thränen als er von mir im Jahre 1807 von mir Abschied nahm. Er reiste nämlich mit seiner Gemahlin nach Sicilien, und Beide habe ich seitdem nicht wiedergesehen.

Als Maximilian diese Erzählung beendet hatte, faßte er rasch seinen Hut und schlüpfte aus dem Zimmer.



Fransöjische Zustände





Das Bürgerkönigthum

im Jahr 1832.

Vive la France! quand même. —



Vorrede zur Vorrede.

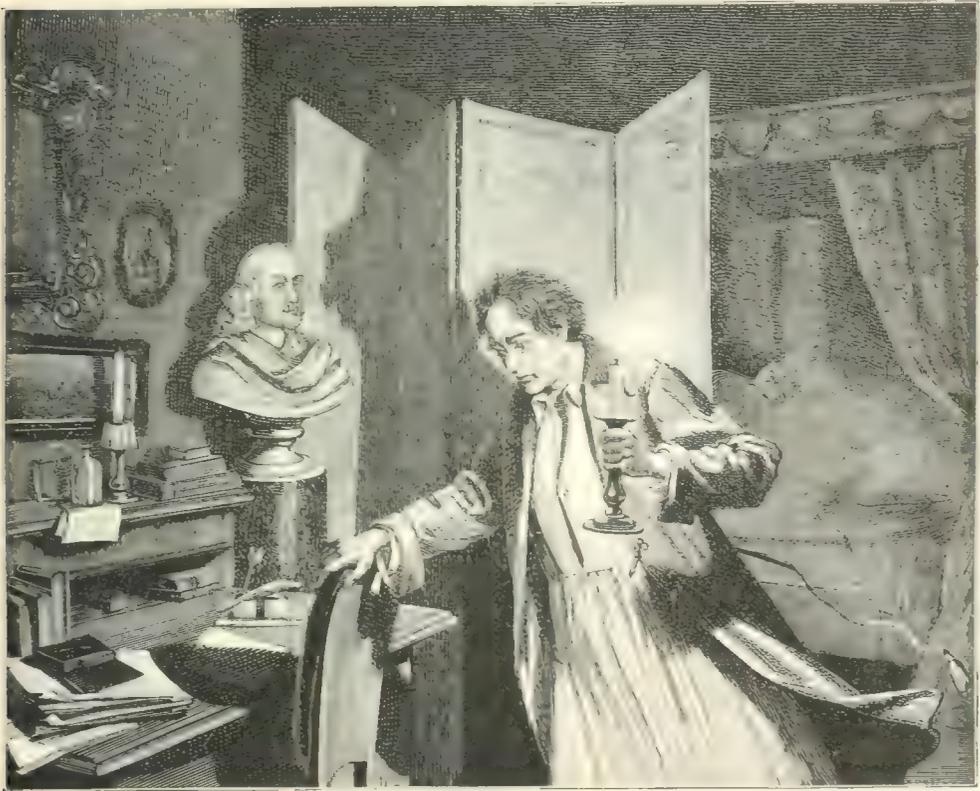
Wie ich vernehme ist die Vorrede zu den französischen Zuständen in einer so versammelten Genart erschienen, daß mir wohl die Pflicht obliegt, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt herauszugeben. Indem ich nun hier einen besondern Abdruck davon herbeibringe, bitte ich mir keineswegs die Absicht beizumessen, als wüßte ich die jetzigen Mischhaber in Deutschland ganz besonders weise, der gar heuchelige. Ich habe vielmehr meine Ausdrücke so viel, es die Wahrheit erlaube, zu mildern getracht. Ich war deshalb nicht wenig verwundert, als ich merkte, daß man jene Vorrede in Deutschland noch immer für zu herbe gehalten. Lieber Gott! was soll das erst geben, wenn ich mal dem freien Herzen erlaube, in entfeßelter Rede sich ganz frei auszusprechen! Und es kam dazu kommen. Die widerwärtigen Nachbarn die taglich über den Rhein zu uns herüberseufzen, dürften mich wohl dazu bewegen. Vergebens sucht ihr die Freunde des Vaterlands und ihre Grundzüge in der öffentlichen Meinung herabzumündigen, indem ihr dies als „französische Revolutionslehre“ und jene als „französische Partei in Deutschland“ verachtet; denn ihr spekulirt immer auf Alles, was in der deutschen Volks- und Nationalität verpörrt und politischen Uberglauben und Dummheit überhandt. Aber ihr wißt nicht, daß auch Deutschland nicht mehr durch die alten Hüfte getauscht werden kann, daß sogar die Deutschen gemerkt, wie der Nationalhaß nur ein Mittel ist, eine Nation durch die andere zu knechten, und wie es überhaupt in Europa keine Nationen mehr gibt, sondern nur zwei Parteien, wovon die eine, Aristokratie genannt, sich durch Geburt bevorrechtet dünkt und alle Herrlichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft usurpirt, während die andere, Demokratie genannt, ihre unveräußerlichen Menschenrechte vindicirt und jedes Geburtsprivilegium abgeschafft haben will, im Namen der Vernunft. Wahrlich, ihr solltet uns die himmlische Partei nennen, nicht die französische; denn jene Erklärung der Menschenrechte, worauf unsere ganze Staatsweisheit baut, ist nämlich nicht aus Frankreich, wo sie zuerst am glorreichsten proclamiert worden, nicht einmal aus Amerika, woher sie Karavatte geholt hat, sondern sie stammt aus dem Himmel, dem ewigen Vaterland der Vernunft.

Wie muß euch doch das Wort „Vernunft“ fatal sein! Gewiß ebenso fatal wie den Erbfeinden derselben, den Fremdlingen, deren Recht sie ebenfalls am Ende macht, und die in der gemein-schaftlichen Noth sich mit euch verbünden.

Der Ausdruck „französische Partei in Deutschland“ schwebt mir heute vorherrschend im Sinn, weil er mir diesen Morgen in dem neuesten Hefte des Edinburgh Review besonders auffiel. Es war bei Gelegenheit einer Charakteristik der Gedichte des Herrn Abland, des guten Hundes und der merigen des bösen Hundes, das als ein Hauptling „der französischen Partei in Deutschland“ dargestellt wird. Wie ich merkte, ist dergleichen nur ein Ears deutscher Schriftstellers, die ich weder hier nicht sehe, kann ich sie aber jetzt nicht besonders würdigen, getruht es aber ein andermal.



zum allgemeinen Beifall. Seit zehn Jahren ein beständiger Gegenstand der Tageskritik die entweder pro oder contra, aber immer mit Leidenschaft meine Schriften besprochen. Darf man mir wohl eine hinlängliche Indifferenz in Verreß gedruckter Urtheile über mich zutrauen; wenn ich daher, was ich bisher nie gethan habe, solche Besprechungen jetzt manchmal erwähnen werde, so wird man



hoffentlich wohl einsehen daß nicht die persönlichen Empfindlichkeiten des Schriftstellers sondern die allgemeinen Interessen des Bürgers das Wort hervorrufen. Leider sind jetzt wie gesagt außer den politischen Blättern, sehr wenig deutsche Tageserzeugnisse in Paris sichtbar. Ich vermisse sie ungern, in jeder Hinsicht. Wahrlich, in dieser grandiosen Stadt wo alle Tage ein Stück Weltgeschichte tragirt wird, wäre es pikant sich manchmal gegenständig mit unserer heimlichen Misere zu beschäftigen. Ein junger Mann hat mir jüngst geschrieben daß er voriges Jahr einige Schmähungen gegen mich drucken lassen welches ich ihm nicht übel nehmen möchte da ihn meine antimationale Gesinnung in Leidenschaft gesetzt und er im patriotischen Tone seiner Worte nicht mächtig war; dieser junge Mann hätte auch so artig sein sollen mir ein Exemplärchen seines Opus mitzuschicken. Er scheint zu der bösnischen Partei in Deutschland zu gehören deren Unmuth gegen die „französische Partei“ sehr verzeihlich ist: ich verzeihe ihm von Herzen. Es wäre mir aber

dazu daß man mich in jüngster Zeit der antiliberalen Tendenzen bezichtigte und der Sache der Freiheit abtrünnig glaubte? Eine gedruckte Neußerung über diese angeschuldete Abtrünnigkeit fand ich dieser Tage in einem Buche, betitelt: „Briefe eines Narren an eine Narrin.“ Ob des vielen Guten und Geistreichen das darin enthalten ist, ob der edlen Gesinnung des Verfassers überhaupt, verzeih' ich diesem gern die mich betreffenden bösen Neußerungen; ich weiß, von welcher Himmelsgegend ihm dergleichen zugeblasen worden, ich weiß woher der Wind pfeift. Da gibt es nämlich unter unseren jakobinischen Enragés die seit den Julustagen so laut gewordenen einige



Nachahmer jener Polemik, die ich während der Restaurationsperiode mit fester Rücksichtslosigkeit und zugleich mit besonnener Selbstüberung geführt habe. Jene aber haben ihre Sache sehr schlecht gemacht, und statt die persönlichen Bedrängnisse, die ihnen daraus entständen, nur ihrer eigenen Ungeheißlichkeit heizumeissen, setz ich ihr Unmuth auf den Schreiber dieser Blätter, denn sie unbeschädigt sahen. Es ging ihnen wie dem Affen, der zugelehen hatte, wie sich ein Mensch rührte. Als dieser nun das Zimmer verließ, kam der Affe und nahm das Barbierzeug wieder aus der Schublade hervor und seifte sich ein und schnitt sich dann die Kehle ab. Ich weiß nicht, inwiefern jene deutschen Jakobiner sich die Kehle abgeschnitten; aber ich sehe daß sie stark bluten. Auf mich schelten sie jetzt. Seht, rufen sie, wir haben uns ehrlich eingeseift und bluten für die gute Sache, der Heine meint es aber nicht ehrlich mit dem Barbieren, ihm fehlt der wahre Ernst beim Gebrauche des Messers, er schneidet sich nie, er wischt sich ruhig die Seife ab und pfeift sorglos dabei, und lacht über die blutigen Wunden der Kehlabschneider, die es ehrlich meinen.

Gebt euch zufrieden; ich habe mich diesmal geschnitten.

Paris Ende November 1852.

Heinrich Heine.

Vorrede.



Diejenigen welche lesen können werden in diesem Buche von selbst merken daß die größten Gebrechen desselben nicht meiner Schuld beigemessen werden dürfen und diejenigen welche nicht lesen können werden gar nichts merken. Mit diesen einfachen Vermuthschlüssen die der alte Scarron seinem komischen Romane voraussetzt, kann ich auch diese ernüchterten Blätter bevorzugen.

Ich gebe hier eine Reihe Artikel und Tagesberichte die ich nach dem Begehre des Augenblicks in ähnlichen Verhältnissen aller Art zu leicht errathbaren Zwecken unter noch leichter errathbaren Beschränkungen in die „Ingsburger Allgemeine Zeitung“ geschrieben habe. Diese anonymen Andringen Blätter soll ich nun unter meinem Namen als festes Buch herausgeben damit kein Andern; wie ich bedroht worden bin, sie nach eigener Laune zusammenstellt und nach Willkür umgehaltert oder gar jene fremden Erzeugnisse hineinmischt, die man mir irrtümlich zuschreibt.

Ich benutze diese Gelegenheit um auch's Bestimmtere zu erklären daß es seit zwei Jahren in keinem politischen Journal Deutschlands außer der „Allgemeinen Zeitung“ eine Seite denken lassen. Letztere die ihre weltberühmte Autorität so sehr verdient und die man wohl die Allgemeine Zeitung von ganz Europa nennen dürfte, schien mir eben wegen ihres Ansehens und ihres unerhört großen Ablasses das geeignete Blatt für Verhandlungen die nur das Verständnis der Gegenwart beabsichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Schwindelweibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verbeugen das große Völkerbündniß, die heilige Alliance der Nationen, kommt zustande, wir brauchen aus wechselseitigem Mißtrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Männern mehr zu führen wir benutzen zum Pflanz ihre Schwerter und Rosse und wir erlangen Friede und Wohlstand und Freiheit. Dieser Wirksamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es ist mein Amt. Der Haß meiner Feinde darf als Bürgschaft gelten daß ich dieses Amt bisber recht rein und ehrlieh verwalte. Ich werde mich jenes Hasses immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen wenn auch die Freunde im Taumel der aufgeregten Leidenschaften meine besonnene Ruhe für Lauheit halten möchten. Jetzt freilich, in dieser Zeit, werden sie mich weniger verkennen als damals, wo sie am Ziel ihrer Wünsche zu stehen glaubten und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken schwellte; an ihrer Chorheit nahm ich keinen Theil, aber ich werde immer Theil nehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimat zurückkehren, so lange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzu großer Begeisterung keine Vernunft Gehör geben konnten in der Fremde im Elend weilen muß. Ich würde lieber bei dem ärmsten Franzosen um eine Kruste Brod betteln, als daß ich Dienst nehmen möchte bei jenen vornehmen Leuten im deutschen Vaterland die jede Mäßigung der Kraft für Feigheit halten oder gar nur präladnenden Uebergang zum Feindthum und die

unsere beste Tugend den Glauben an die ehrliche Gesinnung des Gegners mit plebejische Ehdummheit ansehen. Ich werde mich nie schamen betrogen worden zu sein von Jenen, die uns so schöne Hoffnungen in's Herz lächelten: wie Alles auf's Friedlichste zugehoben werden sollte, wie wir hübsch gemächlich bleiben müßten, damit die Zugeständnisse nicht erzwungen und dadurch ungedenklieh würden, wie sie wohl selbst einsehen, daß man die Freiheit uns nicht ohne Gefahr länger vorenthalten könne. . . . Ja, wir sind wieder Düppes geworden und wir müssen eingestehen, daß die Lüge wieder einen großen Triumph erfochten und neue Lorbeeren eingeerntet. In der That, wir sind die Besiegten und, seit die heroische Ueberlistung auch offiziell beaufundet worden, seit der Promulgation der deplorabeln Bundestagsbeschlüsse vom 28. Junius, erkrankt uns das Herz in der Brust vor Kummer und Horn.

Armes, unglückliches Vaterland! welche Schande steht dir bevor, wenn du sie erträgt! diese Schmach! welche Schmerzen, wenn du sie nicht erträgt!

Nie ist ein Volk von seinen Machthabern grausamer verhöhnt worden. Nicht blos, daß jene Bundestagsordenmanzen voransetzten, wir heißen uns Alles gefallen — man mochte uns dabei noch einreden, es geschehe uns ja eigentlich gar kein Leid oder Unrecht. Wenn ihr aber auch mit Zuversicht auf knechtische Unterwürfigkeit rechnen durftet, so hattet ihr doch kein Recht, uns für Dummköpfe zu halten. Eine Hand voll Junker, die nichts gelernt haben als ein Wischen Kofttäuscherei, Volteschlagen, Vecherspiel oder sonstige plumpe Schelmenkünste womit man höchstens nur Bauern auf Jahrmärkten übertölpeln kann — diese wähen damit ein ganzes Volk bethören zu können, und zwar ein Volk, welches das Pulver erfunden hat und die Buchdruckerei und die Kritik der reinen Vernunft. Diese unverdiente Beleidigung, daß ihr uns für noch dümmere gehalten als ihr selber seid, und euch einbildet, uns täuschen zu können, das ist die schlimmere Beleidigung, die ihr uns zugefügt in Gegenwart der umstehenden Völker, die noch mit Erstaunen warten, was wir thun werden. Es handelt sich jetzt nicht mehr, sagen sie, um die Freiheit, sondern um die Ehre.

Ich will nicht die constitutionellen deutschen Fürsten anklagen; ich kenne ihre Nothen, ich weiß, sie schwachen in den Ketten ihrer kleinen Camarillen und sind nicht verantwortlich. Dann sind sie auch durch Zwang aller Art von Oesterreich und Preußen embanckert worden. Wir wollen sie nicht schmähen, wir wollen sie bedauern. Früh oder spät ernten sie die bitteren Früchte der bösen Saat. Die Thoren, sie sind noch eifersüchtig auf einander, und während jedes klare Auge einsieht, daß sie am Ende von Oesterreich und Preußen mediatisirt werden, ist all ihr Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet, wie man dem Nachbar ein Stück seines Ländchens abgewinnt. Wahrlich, sie gleichen jenen Verurtheilten die, während man sie nach der Hängsträte führt, sich noch unter einander die Taschen betasten.

Wir können ob der Großthaten des Bundestags nur die beiden absoluten Mächte, Oesterreich und Preußen, unbedingt anklagen. Wie weit sie gemeinlichlich unsere Erkenntlichkeit in Anspruch nehmen, kann ich nicht bestimmen. Nur will es mich bedünken, als habe Oesterreich wieder das Gebäßige jener Großthaten auf die Schulter seines weisen Bundesgenossen zu wälzen gewußt.

In der That, wir können gegen Oesterreich kämpfen, und todeskühn kämpfen, mit dem Schwert in der Hand; aber wir fühlen in tiefer Brust, daß wir nicht berechtigt sind, mit Scheltworten diese Macht zu schmähen. Oesterreich war immer ein offener ehrlicher Feind, der nie seinen Anfang



gegen den Liberalismus gelangnet oder auf eine kurze Zeit emgehellt hatte. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebhängelt er hat nie in der Uugst des Herzens den Demagogen geliebt er hat nie Arndt's Lieder gefungen und dabei Weisbier getrunken er hat nie auf der Bafenerbe geturnt, er hat nie pietistifch gefrömmelt, er hat nie mit den Festungsarrestanten geweint, geweint, während er fie an der Kette festhielt; — man wußte immer wie man mit ihm dran war man wußte, daß man fich vor ihm zu hüten hatte, und man hütete fich vor ihm. Er war immer ein ficherer Mann der uns weder durch gnädige Blicke täufchte noch durch Privatmaliceu empörte. Man wußte daß er weder aus Liebe noch aus heimlichem Haße sondern profarig im Geifte eines Systems handelte, welchem Oesterreich seit drei Jabrhundertem treu geblieben. Es ist daselbe System für welches Oesterreich gegen die Reformation gestritten; es ist daselbe System, wofür es mit der Revolution in den Kampf getreten. Für dieses System rochten nicht blos die Männer sondern auch die Töchter vom Hause Habsburg. Für die Erhaltung dieses Systems hatte Marie Antonette in den Tuilerien zum kühnsten Kampfe die Waffen ergrißen, für die Erhaltung dieses Systems hatte Marie Luise, die als erklärte Regentin für Mann und Kind streiten sollte, in denselben Tuilerien den Kampf unterlassen und die Waffen niedergelegt. Kaiser Franz hat für die Erhaltung dieses Systems den theuersten Gefühlen entsagt und unsägliches Herzleid erduldet, eben jetzt trägt er Trauer um den geliebten blühenden Enkel, welcher jenem Systeme geopfert er scheint, dieser neue Kummer hat tief gebohrt das greite Haupt, welches einst die deutsche Kaiserkrone getragen — dieser arme Kaiser ist noch immer der wahre Repräsentant des unglücklichen Deutschlands!

Von Preußen dürfen wir in einem anderen Tone sprechen. Hier hemmt uns wenigstens keine Pietät ob der Heiligkeit eines deutschen Kaiserhaupts. Mögen immerhin die gelehrten Knechte an der Spree von einem großen Imperator des Vornemereichs nennen und die Hegemonie und Schutzherrlichkeit Preußens proclamiren. Aber bis jetzt ist es trotz allen Bemühungen noch nicht gelungen, die Krone Carls des Großen zu erfassen und zu dem Gewinn so vieler polnifcher und sächfifcher Kleinodien in den Sack zu stecken. Noch hängt die Krone Carls des Großen viel zu hoch, und ich zweifle sehr, ob sie je herabsinkt auf das witzige Haupt jenes goldgespornten Prinzen, dem seine Barone schon jetzt, als dem künftigen Restaurator des Ritterthums, ihre Huldigungen darbringen. Ich glaube vielmehr, er wird statt eines Nachfolgers Carls des Großen mit ein Nachfolger Carls X. und Carls von Braunschweig.

Es ist wahr, noch vor Kurzem haben viele Freunde des Vaterlands die Vergrößerung Preußens gewünscht und in seinen Königen die Oberherren eines vereinigten Deutschlands zu sehen gehofft, und man hat die Vaterlandsiebe zu fördern gemüht und es gab einen preußifchen Liberalismus und die Freunde der Freiheit blickten eben vernunftsroll nach den Günden von Berlin. Was mich betrifft, ich habe mich nie zu solchem Vertrauen verstehen wollen. Ich betrachtete vielmehr mit Besorgniß diesen preußifchen Adler, und während Andere rühmten, wie kühn er in die Sonne schau, war ich desto aufmerksamer auf seine Krallen. Ich traute ihm nicht, diesem langen frömmelnden Kamaschenheld mit dem weiten Magen und mit dem großen Maule und mit dem Korporalstöck, den er ein in Weiswasser taucht ehe er damit zuschlägt. Mir mißfiel dieses abentheuerlich frivole Soldatenthum dieses Gemengsel von Weisheit, Scharn und Sand. Widerwärtig mir widerwärtig war mir dieses Gebahren, dieses freife, heuchlerifche, scheinheilige Auftreten, dieser Carrüffe unter den Staaten.

Endlich, als Warichan fiel, fiel auch der weiche, fromme Mantel, worin sich das Land so schön zu drapiren gewußt und selbst der Blödsinnigste erblickte die eiserne Rüstung des Despotismus, die darunter verborgen war. Diese heilsame Enttäuſchung verdankt Deutschland dem Unglück der Polen.



Die Polen! Das Blut zittert mir in den Adern, wenn ich das Wort niederſchreibe, wenn ich daran denke, wie man gegen diese edelsten Kinder des Unglücks gehandelt hat, wie hart und wie ſchrecklich. Der Geſchichtſchreiber wird vor innerem Grauen kaum Worte finden können, wenn er etwa erzählen ſoll, was ſich zu Glichaſen begeben hat; jene ruhmloſen Heldenthaten wird vielmehr der Scharfrichter beſchreiben müſſen — ich höre das rothe Eiſen ſchon zittern auf des Pennings magerem Rücken.

Unlängſt las ich in der „Allgemeinen Zeitung“, daß der Geheime Regierungsrath Friedrich von Raumer, welcher ſich unlängſt das Renomme eines preußiſchen Revolutionärs erworben, indem er als Mitglied der Cenſurcommiſſion gegen deren allzu unterdrückungsſüchtige Strenge ſich aufgelehnt, jetzt den Auftrag erhalten hat, das Verfahren der preußiſchen Regierung gegen Polen zu rechtfertigen. Die Schrift iſt vollendet, und der Verfaſſer hat bereits ſeine 200 Thaler preußiſch Courant dafür in Empfang genommen. Indem ich wie ich höre, iſt ſie nach der Meinung der nfermärkiſchen Samarilla noch immer nicht ſeruil genug geſchrieben. — So geringfügig auch dieſes kleine Begebniß ausſieht, ſo iſt es eben groß genug, den Geiſt der Gewalthaber und ihrer Untergebenen zu charakteriſiren. Ich kenne zufällig den armen Friedrich von Raumer, ich habe ihn zuweiſen in ſeinem blangraunen Röckchen und grau-blauen Militärmützchen unter den Länden ſpazieren ſehen; ich ſah ihn mal auf dem Katheder, als er den Tod Ludwigs XVI. vortrug



und dabei bittere preussische Amtstränen vergoß; dann habe ich in einem Damenalmanach seine Geschichte der Hohennanien gelesen; ich kenne ebenfalls seine „Briefe aus Paris“ worin er der Madame Crelinger und ihrem Gatten über die hiesige Politik und das hiesige Theater seine Ansichten mittheilt. Es ist durchaus ein friedliebiger Mann der ruhig Quenee macht. Von allen mittelmäßigen Schriftstellern ist er noch der beste, und dabei ist er nicht ganz ohne Salz, und er hat eine gewisse äußere Gelehrsamkeit und gleicht daher einem alten trockenen Hering, der mit gelehrter Maculatur umwickelt ist. Ich wiederhole, es ist das friedliebige, geduldiamte Geschöpf, das sich immer ruhig von seinen Vorgesetzten die Sacke aufladen ließ und gehorsam damit zur Amtsmühle trachte, und nur hie und da still stand, wo Mehl gemacht wurde. Wie schände muß sich nun eine Regierung in ihrer Unterdrückungslust gezeigt haben wenn sogar ein Friedrich von Raumer die Geduld verlor und rappelköpfig wurde und nicht weiter traben wollte und sogar in menschlicher Sprache zu sprechen begann! Hat er vielleicht den Engel mit dem Schwerte gesehen der im Wege steht, und den die Bileame von Berlin, die Verblendeten, noch nicht sehen? Ach! sie gaben dem armen Geschöpfe die wohlgemeintesten Tritte und stracht es mit ihren goldenen Sporen und haben es schon zum dritten Male geschlagen. Das Volk der Verworfenen aber — und daraus kann man seinen Zustand ermessen — pries seinen Friedrich von Raumer als einen Ujag der Freiheit.

Dieser preussische Revolutionär wird nun dazu benutzt eine Apologie des Verfahrens gegen Polen zu schreiben und das Berliner Cabinet in der öffentlichen Meinung wieder zu rechtfertigen.

Dieses Preußen, wie es versteht seine Leute zu gebrauchen! Es weiß sogar von seinen Revolutionären Vortheil zu ziehen. Zu seinen Staatsactionen bedarf es Comparfen von jeder Farbe. Es weiß sogar tricolor gestreifte Zebras zu benutzen. So hat es in den letzten Jahren seine wüthendsten Demagogen dazu gebraucht überall herum zu predigen, daß ganz Deutschland preussisch werden müsse. Hegel mußte die Knechtschaft, das Bestehende als vernünftig rechtfertigen. Schleiermacher mußte gegen die Freirei protestiren und christliche Ergebung in den Willen der Obrigkeit empfehlen. Empörend und verächtlich ist diese Benutzung von Philosophen und Theologen durch deren Einfluß man auf das gemeine Volk wirken will und die man zwingt durch Verrath an Vernunft sich öffentlich zu entehren. Wie manch schöner Name wie manch hübsches Talent wird da zu Grunde gerichtet für die nichtswürdigsten Zwecke! Wie schön war der Name Arndt's ehe er auf höheres Geheiß jenes schäbige Büchlein geschrieben worin er wie ein Hund wedelt und händelt wie ein wendischer Hund die Sonne des Julius anbellt. Stagemann, ein Name besten Klanges, wie tief ist er gesunken, seit er Ansehlieder gedichtet! Mag es ihm die Mühe verzeihen die einst mit heiligem Kuß zu besseren Liedern seine Lippen geweiht hat. Was soll ich von Schleiermacher sagen dem Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe! Er war einst ein besserer Ritter und war selbst ein Adler und gehörte zur ersten Classe. Aber nicht bloß die Großen sondern auch die Kleinen werden ruiniert. Da ist der arme Ranke, den die preussische Regierung einige Zeit auf ihre Kosten reisen lassen, ein hübsches Talent, kleine historische Figürchen auszuschnitzeln und pittoresk neben einander zu kleben, eine harmlose gute Seele gemüthlich wie Hammelfleisch mit Teltower Anker; ein unschuldiger Mensch den ich, wenn ich mal heirate zu meinem Hausfreund wähle und der gewiß auch liberal. — Dieser mußte jüngst in der Staatszeitung eine Apologie der Bundestagsbeschlüsse drucken lassen. Andere Stipendiaten die ich nicht nennen will haben Aehnliches thun müssen und sind doch ganz liberale Leute.

O, ich kenne sie, diese Jesuiten des Nordens! Wer nun jemals aus Noth oder Leidtsinn das Mindeste von ihnen angenommen hat, ist ihnen auf immer verfallen. Wie die Hölle Proserpinen nicht losgibt, weil sie den Kern eines Granatapfels dort genossen, so geben jene Jesuiten keinen Menschen los, der nur das Mindeste von ihnen genossen hat, und sei es auch nur einen einzigen Kern des goldenen Apfels oder um profanisch zu sprechen, einen einzigen Louisd'or; kaum erlauben sie ihm, wie die Hölle der Proserpine, die eine Hälfte des Jabros im oberweltlichen Lichte zuzubringen; — in solcher Periode erscheinen diese Leute wie Lichtmücken, und sie nehmen Platz unter uns anderen Olympiern und sprechen und schreiben ambrosisch liberal; doch zur gebührenden Zeit findet man sie wieder im höllischen Dunkel, im Reiche des Obscurantismus, und sie schreiben preussische Apologien, Erklärungen gegen den Messias, Censurengegentwürfe, oder gar eine Rechtfertigung der Bundestagsbeschlüsse.

Letztere, die Bundestagsbeschlüsse kann ich nicht unbesprochen lassen. Ich werde ihre amtlichen Verteidiger nicht zu widerlegen, noch viel weniger wie vielfach geüben, ihre Illegalität zu erweisen suchen. Da ich wohl weiß, von welchen Leuten die Urkunde, worauf sich jene Beschlüsse berufen, verfertigt worden ist, so zweifle ich keineswegs, daß diese Urkunde, nämlich die Wiener Bundesacte, zu jedem despotischen Gelüste die legalsten Befugnisse enthält. Bis jetzt hat man von jenem Meisterwerk der edlen Junkerschaft wenig Gebrauch gemacht, und sein Inhalt konnte dem Volke gleichgiltig sein. Nun es aber in's rechte Tageslicht gestellt wird, dieses Meisterstück, nun die eigentlichen Schönheiten des Werks, die geheimen Springfedern, die verborgenen Ringe, woran jede Kette befestigt werden kann, die Fußangeln, die versteckten Halseisen, Daumenstrrauben, kurz nun die ganze künstliche, durchdachte Arbeit allgemein sichtbar wird; jetzt sieht Jeder, daß das deutsche Volk, als es für seine Fürsten Gut und Blut geopfert und den versprochenen Lohn der Dankbarkeit empfangen sollte, anstatt der zugelobten Magna Charta der Freiheit, nur eine verbriefte Gefangenschaft erlangt hat.

Kraft meiner akademischen Befugniß als Doctor beider Rechte erkläre ich feierlichst, daß eine solche, von ungetreuen Mandatarien angefertigte Urkunde null und nichtig ist; kraft meiner Pflicht als Bürger protestire ich gegen alle Folgerungen, welche die Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni aus dieser nichtigen Urkunde geschöpft haben; kraft meiner Machtvollkommenheit als öffentlicher Sprecher erhebe ich gegen die Verfertiger dieser Urkunde meine Anklage, und klage sie an des gemißbrauchten Volksvertrauens, ich klage sie an der beleidigten Volksmajestät, ich klage sie an der Maßregelung des deutschen Volkes — ich klage sie an!

Armes Volk der Deutschen! Damals, während ihr euch ausruhet von dem Kampfe für eure Fürsten, und die Brüder begrubet, die in diesem Kampfe gefallen, und euch einander die treuen Wunden verbandet, und lächelnd euer Blut noch rinnen saht aus der vollen Brust, die so voll Freude und Vertrauen war, so voll Freude wegen der Rettung der geliebten Fürsten, so voll Vertrauen auf die menschlich heiligen Gefühle der Dankbarkeit — damals, dort unten zu Wien, in den alten Werkstätten der Aristokratie, schmiedete man die Bundesacte!

Sonderbar! Eben der Herrscher, der seinem Volke am meisten Dank schuldig war, der deshalb seinem Volke eine repräsentative Verfassung, eine volkstümliche Constitution, wie andere freie Völker sie besitzen, in jener Zeit der Noth versprochen hat, schwarz auf weiß versprochen und mit den bestimmtesten Worten versprochen hat, dieser Fürst hat jetzt jene anderen deutschen Potentaten, die



und verprätet gehalten ihren Unterthanen eine freie Verfassung zu ertheilen ebenfalls zu anderen Umbildungen zu bringen gewillt und er stützt sich jetzt auf die Wiener Bundesacte um die kaum emporgeblühten deutschen Constitutionen zu vermindern — er welcher ohne zu erheben das Wort „Constitution“ nicht einmal aussprechen dürfte!

Monarchobd gemüth, wie ich es immer war und auch wohl immer bleibe widersteht es meinen Grundsätzen und Gefühlen daß ich die Person der Fürsten selber einer allzu harten Rüge unterwürfe. Es liegt vielmehr in meinen Neigungen sie ob ihrer guten Eigenthatten zu rühmen. Ich rühme daher gern die persönlichen Tugenden des Monarchen dessen Regierungssystem oder vielmehr dessen Cabinet ich eben so unumwunden besprochen. Ich bestärke mit Vergnügen daß dieser Fürst als Mensch die hohe Verehrung und Liebe verdient die ihm der größte Theil des preussischen Volkes so reich spendet. Er ist gut und tapfer. Er hat sich handhart im Unglück und was viel seltener ist, milde im Glücke gezeigt. Er ist von feinschem Herzen rührend bescheidenem Wesen, bürgerlicher Prunklosigkeit, häuslich guten Sitten, ein zärtlicher Vater, besonders zärtlich für die schöne Sarewna, welcher Zärtlichkeit wir vielleicht die Cholera und ein noch größeres Uebel womit erst unsere Nachkommen kämpfen werden schenkens verdanken. Außerdem ist der König von Preußen ein sehr religiöser Mann, er hält streng auf Religion, er ist ein guter Christ, er hängt fest am evangelischen Bekenntnisse, er hat selbst eine Liturgie geschrieben, er glaubt an die Symbole — ah! ich wollte er glaubte an Jupiter den Vater der Götter der Alles raubt und er gäbe uns endlich die versprochene Constitution.

Oder ist das Wort eines Königs nicht so heilig wie ein Eid?

Von allen fürstlichen Tugenden rühmt man jedoch am meisten seine Gerechtigkeitsliebe. Man erzählt davon die rührendsten Geschichten. Noch jüngst hat er 11027 Thaler 15 gute Groschen aus seiner Privataasse geopfert um den Rechtsansprüchen eines Kvriger Bürgers zu genügen. Man



erzählt, der Sohn des Müllers von Sanssouci habe aus Geldnoth die berühmte Windmühle verkaufen wollen, worüber sein Vater mit Friedrich dem Großen processirt hat. Der jetzige König ließ aber dem benötigten Mann eine große Geldsumme vorstrecken, damit die berühmte Windmühle in dem alten Zustande stehen bleibe, als ein Denkmal preussischer Gerechtigkeitssiebe. Das ist Alles sehr hübsch und löblich — aber wo bleibt die versprochene Constitution, worauf das preussische Volk nach göttlichem und weltlichem Rechte die eigenthümlichsten Ansprüche machen kann? So lange der König von Preußen diese heiligste „Obligation“ nicht erfüllt so lange er die wohlverdiente freie Verfassung seinem Volke vorenthält, kann ich ihn nicht gerecht nennen, und sehe ich die Windmühle von Sanssouci, so denke ich nicht an preussische Gerechtigkeitssiebe sondern an

Ich weiß sehr gut, die literarischen Kohlsakaien behaupten, der König von Preußen habe jene Constitution nur der eigenen Laune halber versprochen ein Versprechen welches ganz unabhängig von den Zeitumständen gewesen sei. Die Thoren! ohne Gemüth wie sie sind fühlen sie nicht, daß die Menschen, wenn man ihnen vorenthält, was man ihnen von Rechtswegen schuldig ist weit weniger beleidigt werden, als wenn man ihnen das versagt, was man ihnen aus bloßer Liebe versprochen hat; denn in solchem Falle wird auch unsere Eitelkeit gekränkt indem wir sehen, daß wir denjenigen, der uns aus freiem Willen etwas versprochen, nicht mehr so viel werth sind.

Oder war es wirklich nur eigene Laune ganz unabhängig von den Zeitumständen was den König von Preußen einst bewogen hätte, seinem Volke eine freie Constitution zu versprechen? Er hatte also auch nicht einmal damals die Absicht, dankbar zu sein? Und er hatte doch so viel Grund dazu; denn nie befand sich ein Fürst in einer kläglicheren Lage als die, worin der König von Preußen nach der Schlacht bei Jena gerathen war und woraus ihn sein Volk gerettet. Standen ihm damals nicht die Tröstungen der Religion zu Gebote, er mußte verzweifeln ob der Insolenz, womit der Kaiser Napoleon ihn behandelte. Aber, wie gesagt er fand Trost im Christenthum welches wahrlich die beste Religion ist nach einer verlorenen Schlacht. Ihn stärkte das Beispiel seines Heilandes; auch er konnte damals sagen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“, und er vergab seinen Feinden, welche mit vierhunderttausend Mann ganz Preußen besetzt hielten. Wäre Napoleon damals nicht mit weit wichtigeren Dingen beschäftigt gewesen als daß er an Se. Majestät Friedrich Wilhelm III. allzu viel denken konnte, er hätte diesen gewiß gänzlich in Ruhestand gesetzt. Späterhin, als alle Könige von Europa sich gegen Napoleon zusammenschloßen und der Mann des Volkes in diesem Fürstendrange unterlag und der sterbende Löwe die letzten Fußstritte erhielt, da bereute er zu spät die Unterlassungssünde. Wenn er in seinem hölzernen Käfig zu St. Helena auf und ab ging und es ihm in den Sinn kam, daß er den Papst cajolirt und vergessen hatte, Preußen zu zertreten, dann knirschte er mit den Zähnen, und wenn ihm dann eine Ratte in den Weg lief, dann zertrat er die arme Ratte.

Napoleon ist jetzt todt und liegt wohlverschlossen in seinem bleiernen Sarg unter dem Sand von Longwood, auf der Insel St. Helena. Rund herum ist Meer. Den braucht ihr also nicht mehr zu fürchten. Auch die letzten Drei, die noch im Himmel übrig geblieben, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, braucht ihr nicht zu fürchten; denn ihr steht gut mit ihrer heiligen Dienerschaft. Ihr braucht euch nicht zu fürchten, denn ihr seid mächtig und weise. Ihr habt Gold und Flinten, und was feil ist, könnt ihr kaufen, und was sterblich ist, könnt ihr tödten. Eurer Weisheit kann man eben so wenig widerstehen. Jeder von euch ist ein Salomo und es ist Schade.

daß die Königin von Saba, die schöne Frau, nicht mehr lebt — ihr hättet sie bis auf's Hemd ent-räthelt. Dann habt ihr auch eiserne Töpfe worin ihr diejenigen einsperren könnt, die euch etwas zu rathen aufgeben, wovon ihr nichts wissen wollt, und ihr könnt sie verriegeln und in's Meer der Vergessenheit versenken — Alles wie König Salomo. Gleich diesem, verübt ihr auch die Sprache der Vögel. Ihr wißt Alles, was im Lande gezuschert und gepflüßet wird — und mißthalt euch der Gesang eines Vogels — so habt ihr eine große Scheere, womit ihr ihm den Schnabel zurecht schneidet



und, wie ich höre, wollt ihr euch eine noch größere Scheere anschaffen für die welche über zwanzig Vögel singen. Dabei habt ihr die flügsten Vögel in eurem Dienste alle Edelfalken alle Raben nämlich die schwarzen, alle Pfauen, alle Eulen. Und lebt noch der alte Simurgh, und er ist euer Großvezier, und er ist der geschickteste Vogel der Welt. Er will das Reich wieder ganz so herstellen wie es unter den präadamitischen Sultanen bestanden, und er legt deshalb unermüdet Eier Tag und Nacht, und in Frankfurt werden sie ausgebrütet. Hut Hut, der accreditede Wiedehopf läßt unterdessen über den märkischen Sand, mit den pfühfigsten Depeschchen im Schnabel. Ihr braunt euch nicht zu fürchten.

Nur vor eins möchte ich warnen, nämlich vor dem Moniteur von 1795. Das ist ein Höllenzwang, den man nicht an die Kette legen kann und es sind Verdammungsworte darin, die viel mächtiger sind als Gold und glühende Worte, womit man die Todten aus den Gräbern ruft und die Lebenden in den Tod schießt. Worte, womit man die Hölle zu Hölle macht und die Hölle zertrümmert, Worte, die jede Macht zerschneiden, wie das Fallbeil einen Hals.

Ich will euch die Wahrheit gestehen. Es gibt Leute die Muth genug besitzen jene Worte anzusprechen, und die sich nicht gefürchtet hätten vor den grauenhaftesten Gemeinverleumdungen; aber

sie wußten eben nicht das rechte Wort im Buche zu finden und hätten es auch mit ihren dicken Lippen nicht aussprechen können; sie sind keine Hergenmeister. Andere, die, vertraut mit der geheimnißvollen Wünschelruth, das rechte Wort wohl aufzufinden wüßten und auch mit zauberkundiger Zunge es auszusprechen vermöchten, diese waren zagen Herzens und fürchteten sich vor den Geistern, die sie beschwören sollten; denn ach! wir wissen nicht das Sprüchlein, womit man die Geister wieder zähmt, wenn der Spuk allzu toll wird; wir wissen nicht, wie man die begeisterten Besenstiele wieder in ihre hölzerne Ruhe zurückbannt, wenn sie mit allzu viel rothem Wasser das Haus überschwemmen; wir wissen nicht, wie man das Feuer wieder bespricht, wenn es allzu rasend umherleckt; wir fürchteten uns.

Verlaßt euch aber nicht auf Obnmacht und Furcht von unserer Seite. Der verbüllte Mann der Zeit, der eben so kühnen Herzens wie kundiger Zunge ist, und der das große Beschwörungswort weiß und es auch auszusprechen vermag, er steht vielleicht schon in eurer Nähe. Vielleicht ist er in knechtischer Livrée oder gar in Harlekinstracht verummumt, und ihr ahnet nicht, daß es euer Verderber ist, welcher euch unterthänig die Stiefel ansieht oder durch seine Schnurren euer Zwerchfell erschütteret. Graut euch nicht manchmal, wenn euch die ferverilen Gestalten mit fast ironischer Demuth umwedeln und euch plötzlich in den Sinn kommt: Das ist vielleicht eine List; dieser Elende der sich so blödsinnig absolutistisch, so viehisch gehorsam geberdet, der ist vielleicht ein geheimer Brutus? Habt ihr nicht Nachts zuweilen Träume, die euch vor den kleinsten, windigsten Würmern warnen, die ihr des Tags zufällig kriechen gesehen? Ungastig euch nicht? Ich scherze nur, ihr seid ganz sicher. Unsere dummen Teufel von Servilen verstellen sich durchaus nicht. Sogar der Jarke ist nicht gefährlich. Seid auch außer Sorge in Betreff der kleinen Narren, die euch zuweilen mit bedenklichen Späßen umganzeln. Der große Narr schützt euch vor den kleinen. Der große Narr ist ein sehr großer Narr, riesengroß, und er nennt sich das Volk.

O, das ist ein sehr großer Narr! Seine buntscheckige Jacke besteht aus vielfachen Flickern. An seiner Kappe hängen, statt der Schellen, lauter centnerschwere große Glocken, und in der Hand trägt er eine ungeheure Pritsche von Eisen. Seine Brust aber ist voll Schmerzen. Nur will er an diese Schmerzen nicht denken, und er reißt deshalb um so lustigere Possen, und er lacht manchmal, um nicht zu weinen. Treten ihm seine Schmerzen allzu brennend in den Sinn, dann schüttelt er wie toll den Kopf und betäubt sich selber mit dem christlich frommen Glockengeläute seiner Kappe. Kommt ein guter Freund zu ihm, der theilnehmend über seine Schmerzen mit ihm reden will oder gar ihm ein Hausmittelchen dagegen anrät. Dann wird er rein wüthend und schlägt nach ihm mit der eisernen Pritsche. Er ist überhaupt wüthend gegen Jeden, der es gut mit ihm meint. Er ist der schlimmste Feind seiner Freunde und der beste Freund seiner Feinde. O! der große Narr wird euch immer treu und unterwürfig bleiben, mit seinen Riesenspäßen wird er immer eure Junkerlein ergötzen, er wird täglich zu ihrem Vergnügen seine alten Kunststücke machen und unzählige Lasten auf der Nase balanciren und viele hunderttausend Soldaten auf seinem Bauche herumtrampeln lassen. Aber habt ihr gar keine Furcht, daß dem Narren mal all die Dinge zu schwer werden, und daß er diese Lasten von sich abschüttelt, und euch selber, aus Ueberipaf, mit dem kleinen Finger auf den Kopf drückt, so daß dessen Inhalt in alle Höhen fährt?

Fürchtet euch nicht, ich scherze nur. Der große Narr bleibt euch unterthänigst gehorsam, und wollen euch die kleinen Narren ein Leid zufügen, der große schlägt sie todt.

Geschrieben zu Paris, den 18. October 1852.

Heinrich Heine.

I.

Paris, den 28. December 1851.



Die erblichen Pairs haben jetzt ihre lastiges gehalten und waren geistlich genug sich selber für todt zu erklären, um nicht vom Volke umgebracht zu werden. Dieser Bewegungsgrund ist ihnen von Casimir Perier ganz besonders an's Herz gelegt worden. Von solcher Seite ist also kein Vorwand zu Emeuten mehr vorhanden. Der Zustand des niedern Volks von Paris ist indessen, wie man sagt, so trostlos daß bei dem geringsten Anlaße der von außen her gegeben würde eine mehr als sonst bedrohliche Emeute stattfinden kann. Ich glaube aber dennoch nicht daß wir solchen Ausbrüchen so nahe sind, wie man in diesem Augenblicke behauptet. Nicht als ob ich die Regierung für gar zu mächtig hielte, oder die Gegenparteien für gar zu kraftlos — im Gegentheil die Regierung bekundet ihre Schwäche bei jeder Gelegenheit; namentlich geschah dies zur Zeit der Lyoner Unruhen und

was die Gegenparteien betrifft so sind sie hurenbend erbittert und dürften obendrein bei Tausenden, die vor Elend sterben, die tollkühnste Unterstützung finden — aber es ist jetzt kaltes, neblisches Winterwetter.

„Sie werden heute Abend nicht kommen, denn es regnet,“ sagte Pethion, nachdem er das Fenster geöffnet und wieder ruhig geschlossen, während seine Freunde, die Girondisten, von dem Volke, welches die Bergpartei verheute einen Ueberfall erwarteten. Man erzählt diese Anekdote in den Revolutionsgeschichten um Pethion's Pöbelgama zu zeigen. Aber seit ich mit eigenen Augen die Natur der Pariser Volkszustände studirt sehe ich ein wie sehr man jene Worte mißverstand. Zu guten Emeuten gehört wirklich gutes Wetter, behaglicher Sonnenschein, ein angenehm warmer Tag, und daher geriethen sie im Junius, Juli und August immer am besten. Es darf dann auch nicht regnen, denn die Pariser fürchten nichts mehr als den Regen, und dieser verhebt die Hunderdtausende von Männern, Weibern und Kindern, die meistens gepuzt und lachend nach den Wahlstätten ziehen und durch ihre Anzahl den Muth der Agitatoren heben. Auch darf die Luft nicht neblig sein, sonst kann man ja die großen Placate, die das Gouvernement an die Straßenecken anschlägt, nicht lesen; und doch muß diese Lectüre dazu dienen die Menschenmassen nach bestimmten Orten zusammenzuziehen, wo sie sich am besten drängen, stoßen und tumultuarisch aufregen können. Guizot, ein fast deutscher Pedant, hat, als er Convector von Frankreich war, auf solchen Placaten auch all sein philoso-

phisch-historisches Wissen austramen wollen, und man versichert, eben weil die Volkshaufen mit dieser Lectüre nicht so leicht fernig werden konnten und sich daher an den Straßenecken um so drängender vermehrten sei die Emeute so bedenklich geworden, daß der arme Doctormar ein Opfer seiner eigenen Gelschsamkeit, sein Amt niederlegen mußte. Was aber vielleicht die Hauptsache ist bei kaltem Wetter können in Palais Royal keine Zeitungen gelesen werden und, doch ist es hier wo unter den hübschen Bäumen sich die eifrigsten Politiker versammeln, die Blätter vorlesen in wüthenden Gruppen debattiren und ihre Inspirationen nach allen Richtungen verbreiten.

Es hat sich jetzt gezeigt wie sehr man dem vorigen Orleans dem Philipp Egalité Unrecht



that, als man ihn der Oberleitung der meisten Volksaufstände beschuldigte, weil man damals entdeckt hatte, daß das Palais Royal, wo er wohnte, der Mittelpunkt derselben sei. In diesem Jahre zeigte sich das Palais Royal noch immer als ein solcher Mittelpunkt; es war noch immer der Versammlungsort aller unruhigen Köpfe; es war noch immer das Hauptquartier der Unzufriedenen, und doch hatte sein jetziger Eigenthümer dergleichen Volk gewiß nicht berufen und befoldet. Der Geist der Revolution wollte das Palais Royal nicht verlassen, obgleich sein Eigenthümer König geworden, und dieser war deshalb gezwungen, seine alte Wohnung anzugeben. Man sprach von besonderen Besorgnissen, die jene Wohnungsveränderung veranlaßt hätten, namentlich sprach man von der Furcht vor einer französischen Pulververschwörung. Freilich, da von einem Theile des Palastes, den oben der König bewohnte, das rez-de-chaussée für Boutiften vermietet ist, so wäre es leicht gewesen, die Pulverfässer dorthin zu bringen und Se. Majestät mit aller Bequemlichkeit in die Luft zu sprengen. Andere meinten, es sei nicht anständig gewesen, daß Ludwig Philipp oben regierte, während unten Herr Chevet seine Würste verkaufe. Letzteres ist aber doch ein eben so honnettes Geschäft, und ein Bürgerkönig hätte darum just nicht auszugehen gebraucht, zumal Ludwig Philipp, der sich noch voriges Jahr über alles feudalistische und cäsarhümliche Herkommen und Costümwesen moquirt, und gegen einige junge Republikaner geäußert hatte, „die goldene Krone sei zu kalt im Winter und zu heiß im Sommer, ein Scepter sei zu stumpf, um es als Waffe, und zu kurz, um es als Stütze zu gebrauchen, und ein runder Filzbut und ein guter Regenschirm sei in jetziger Zeit viel nützlicher.

Ich weiß nicht, ob Ludwig Philipp sich dieser Aeußerungen noch zu besinnen weiß, denn es ist schon lange her, seit er das letzte Mal mit rundem Hut und Regenschirm durch die Straßen von Paris wanderte und mit größter Treuherzigkeit die Rolle eines biedern, schlichten Hausvaters spielte, ein wahrer Jesuit der Bürgerlichkeit, ein Bürgerjesuit. Er drückte damals jedem Spezeihändler und Handwerker die Hand und trug dazu, wie man sagt, einen besondern schmutzigen Handschuh, den er jedesmal wieder auszog und mit einem reinen Glacéhandschuh vertauschte,

wenn er in seine höhere Region, zu seinen alten Edelleuten, Bankierministern, Intriganten und amaranthrothen Lakaien wieder hinaufstieg. Als ich ihn das letzte Mal sah, wandelte er auf und nieder zwischen den goldenen Thürmchen, Marmorvase und Blumen auf dem Dache der Galerie Orleans. Er trug einen schwarzen Rock, und auf seinem breiten Gesichte spazierte eine Sorglosigkeit, worüber wir fast ein Grauen empfinden, wenn wir die schwindelnde Stellung des Mannes bedenken. Man sagt jedoch, sein Gemüth sei gar nicht so sorglos wie sein Gesicht.

Es ist gewiß tadelnswerth daß man das arme Gesicht des Königs zum Gegenstande der meisten Witzeleien erwählt, und daß er in allen Caricaturläden als Zielscheibe des Spottes ausgehängt ist. Wollen die Gerichte diesem Frevel Einhalt thun, dann wird gewöhnlich das Uebel noch vermehrt. So sahen wir jüngst, wie aus einem Proceffe der Art sich ein anderer entspann, wobei der König nur noch desto mehr compromittirt wurde. Nämlich Philippon, der Herausgeber eines Caricaturjournals, vertheidigte sich folgendermaßen: „Wolle man in irgend einer Caricaturfrage eine Aehnlichkeit mit dem Gesichte des Königs finden, so fände man diese auch, sobald man nur wolle, in jedem beliebigen, noch so heterogenen Bildnisse, so daß am Ende Niemand vor einer Anklage beleidigter Majestät sichergestellt sei.“ Um den Vorderatz zu beweisen, zeichnete er auf ein Stück Papier mehrere Caricaturengesichter, wovon das erste dem Könige frappant glich, das zweite aber dem ersten glich, ohne daß jene königliche Aehnlichkeit allzu bemerkbar blieb, in solcher Weise glich wieder das dritte dem zweiten, und das vierte dem dritten Gesicht, dergestalt aber, daß jenes vierte Gesicht ganz wie eine Birne aussah und dennoch eine leise, jedoch desto spasshaftere Aehnlichkeit mit den Zügen des geliebten Monarchen darbot. Da nun Philippon trotzdem von der Jury verurtheilt wurde, druckte er in seinem Journale seine Vertheidigungsrede, und zu den Beweisstücken gab er lithographirt das Blatt mit den vier Caricaturgesichtern. Wegen dieser Lithographie, die unter dem Namen „die Birne“ bekannt ist, wurde der geistreiche Künstler nun wieder verklagt, und die eigentlichen Verwicklungen erwartet man von diesem Proceffe. Mehr aber als durch Caricaturen und Caricaturproceffe wird der König jetzt durch den famosen Erbschafts-

proceß, den die familie Koban wegen der Bourbon-
Conde'schen Verlassenheit anhängig gemacht,
auf's Schmerzlichste compromittirt. Dieser Gegen-
stand ist so entsetzlich, daß selbst die heftigsten
Oppositionsjournale sich scheuen, ihn in seiner
ganzen grauenhaften Wahrheit zu besprechen.
Das Publicum wird davon auf's Peinlichste affi-
cirt, die leise, verhöhlene Art, wie man in den
Salons darüber flüstert, ist beängstigend und das

Schweigen Derjenigen, die sonst immer das könig-
liche Haus vertreten, ist noch bedenklicher als das
laute Verdammnisurtheil der Menge. Es ist die
Halsbandgeschichte der jüngeren Linie nur daß
hier statt Hofgalanterie und Falsum etwas noch
Gemeineres, nämlich Erbkleberei und von
einer Theilnehmerin verübter Mordmord in
Rede stehen. Der Name Koban, der auch hier
zum Vordrein kommt erinnert leider zu sehr



an die alten Geschichten. Es ist, als hörte man
die Schlangen der Eumeniden sischen und als
wollten die strengen Göttinnen keinen Unterschied
machen zwischen der ältern und jüngern Linie
des verächtlichen Geschlechts. Es wäre aber un-
gerecht, wenn die Menschen diesen Unterschied
nicht anerkannten.

Ich glaube, Ludwig Philipp ist kein unedler
Mann der auch genug mit dem Schlecten will
und der nur den Fehler hat den angeborenen
Neigungen seiner Geburtsgenossen nachzugeben
und sein eigenstes Lebensprincip zu verkennen.
Dadurch kann er zu Grunde gehen. Denn wie
Sallust tiefstimmig ausdrückt die Regierungen
können sich nur durch Dasjenige erhalten, wo-
durch sie entstanden sind so z. B. daß eine Regie-
rung die durch Gewalt gestiftet worden ist auch
nur durch Gewalt erhält nicht durch Eiz und
so umgekehrt. Ludwig Philipp hat vergessen daß
seine Regierung durch das Princip der Volks-
souveränität entstanden ist, und in trübseligster

Verblendung möchte er sie jetzt durch eine Quasi-
legitimität, durch Verbindung mit absoluten Fürsten
und durch Fortsetzung der Restaurationsperiode,
zu erhalten suchen. Dadurch geschieht es daß
jetzt die Geister der Revolution ihm grollen ihn
sah noch mehr verachten, als sie ihn haben und
unter allen Gehalten ihn beifenden. Diese Fehde
ist jedenfalls noch gerechter als die Fehde gegen
die vorige Regierung, welche dem Volke nichts
verdankte und sich ihm gleich Vorwangs offen
feindlich entgegensetzte. Ludwig Philipp der dem
Volke und den Pfaffensternen des Julius seine
Krone verdankte, ist ein Undankbarer, dessen Ab-
fall um so verdrießlicher, da man täglich mehr
und mehr die Einsicht gewinnt, daß man sich
groblich täuschen lassen. Ja täglich gehoben
offenbare Rückbrutte und wie man die Pfaffen
heme die man in den Juliusstagen als Waffe
gebrauchte, und die an einigen Orten noch seitdem
aufgehäuft lagen, jetzt wieder ruhig einsetzt, damit
keine andere Spur der Revolution übrig bleibe



so wird auch jetzt das Volk wieder an seine vorige Stelle, wie Pflastersteine, in die Erde zurückgestampft und nach wie vor darauf getreten.

Ich habe vergessen oben zu erwähnen: unter den Beweggründen, die dem Könige zugeschrieben worden, als er das Palais Royal verließ und die Tuileries bezog, gehörte das Gerücht, daß er die Krone nur zum Scheine angenommen, daß er im Herzen seinem legitimen Herrn, Carl X., ergeben geblieben, daß er dessen Rückkehr vorbereite und deshalb auch nicht die Tuileries besetze. Die Carlisten hatten dieses Gerücht ausgeheckt, und es war absurd genug, um beim Volke Eingang zu finden. Nun, diesem Gerüchte ist durch die That widersprochen, der Sohn Egalité's ist endlich als Sieger eingezogen durch die Triumphpforte des Carouffels und spaziert jetzt mit seinem sorglosen Gesichte und mit Hut und Regenschirm durch die weltgeschichtlichen Gemäcker der Tuileries. Man sagt, die Königin habe sich sehr gestraubt, dieses „Haus des Unglücks“ zu bewohnen. Vom Könige will man wissen, er habe dort in der ersten Nacht nicht so gut wie gewöhnlich schlafen können und sei von allerlei Visionen heimgesucht worden; z. B. Marie Antoinette habe er mit zornsprühenden Blicken, wie einst am 10. August, umherrennen sehen; dann habe er das hämische Gelächter jenes rothen Männleins gehört, das sogar manchmal hinter Napoleons Rücken vernehmlich lachte, wenn dieser eben seine stolze Befehle im Audienzsaale erteilte; endlich aber sei St. Denis zu ihm gekommen und habe ihn im Namen Ludwigs XVI. auf Guillotinen heraufgefordert. St. Denis ist, wie männiglich weiß, der Schutzpatron der Könige von Frankreich, bekanntlich ein Heiliger, der mit seinem eigenen Kopfe in der Hand dargestellt wird.

Bedenklicher als alle Gespenster, die im Innern des Schlosses lauern mögen, sind die Thorheiten, die sich bei seinen Außenwerken offenbaren. Ich rede von den famösen fossés des Tuileries. Diese waren lange Zeit ein Hauptgegenstand der Unterhaltung, sowohl in Salons als in Carrefours, und noch immer liegen sie im Bereiche der bittersten und feindseligsten Besprechung. Als noch vor der Gartenfaçade der Tuileries die hohen Bretterwände standen, die den Augen des Publicums jene Arbeiten ver-
hüllten, hörte man darüber die absurdesten Hypo-

thesen. Die Meisten meinten, der König wolle das Schloß befestigen, und zwar von der Gartenseite, wo einst am 10. August das Volk so leicht eindringen konnte. Es hieß sogar, der Pont Royal würde deshalb abgebrochen. Andere meinten, der König wolle nur eine lange Mauer aufrichten, um sich selbst die Aussicht nach der Place de la Concorde zu verdecken; dieses gehebe jedoch nicht aus kindischer Furcht, sondern aus Zartgefühl; denn sein Vater starb auf der Place de Grève, die Place de la Concorde aber war der Hinrichtungsplatz für die ältere Linie. Indessen, wie dem armen Ludwig Philipp so oft Unrecht geschieht, so auch hier. Als man jene mythischen Bretterwände vor dem Schlosse wieder niederriß, sah man weder Befestigungswerke noch Schutzmauern, weder Schanzgräben noch Bastionen, sondern eitel Dummheit und Blumen. Der König hatte nämlich, haufüchtig wie er ist, den Einfall gehabt, vor dem Schlosse einen kleinen Garten für sich und seine Familie von dem größern öffentlichen Garten abzuschneiden, diese Abschneidung war nur durch einen gewöhnlichen Graben und ein Drahtgitterwerk von einigen Fuß Höhe ausgeführt worden, und in den ausgestochenen Beeten standen schon Blumen, eben so unschuldig wie jene Gartenidee des Königs selbst.

Casimir Perier soll aber über diese unschuldige Idee, die ohne sein Vorwissen ausgeführt worden, sehr ärgerlich gewesen sein. Denn jedenfalls verursacht sie den gerechten Unmuth des Publicums über die Verunstaltung des Gartens, eines Meisterstücks von Le Nôtre, das eben durch sein großartiges Ensemble so sehr imponirt. Es ist gerade, als wollte man einige Scenen aus einer Racine'schen Tragödie ausschneiden. Englische Gärten und romantische Dramen mag man immerhin ohne Schaden, oft sogar mit Vortheil verkürzen; Racine's poetische Gärten aber mit ihren sublim langweiligen Einheiten, pathetischen Marmorgestalten, gemessenen Abgängen und sonstig strengem Zuschnitt, eben so wenig wie Le Nôtre's grüne Tragödie, die mit der breiten Tuileries-Exposition so großartig beginnt und mit der erhabenen Terrasse, wo man die Katastrophe des Concordeplatzes schaut, so großartig endigt, kann man nicht im mindesten verändern, ohne ihre Symmetrie, und also ihre eigentliche Schönheit, zu zerstören. Außerdem ist jener unzeitige Gartenbau noch wegen anderer Gründe



dem König schädlich. Erstens kommt er dadurch um so öfter in's Gerede, was ihm doch jetzt nicht sonderlich nützlich ist; zweitens versammelt sich dadurch in seiner persönlichen Nähe beständig viel Gaffervolk, das allerlei bedenkliche Glosse macht, das vielleicht seinen Hunger durch Schaulust zu vergessen sucht, für jeden Fall aber lange müßige Hände hat. Da hört man bitter scharfe Bemerkungen und rothe Witzeleien, die an die Neunzigerjahre erinnern. An der einen Eingangsseite des neuen Gartens steht ein metallener Abguss des Messerschleifers, dessen Original in der Tribune zu Florenz zu sehen ist, und über dessen Bedeutungen verschiedene Meinungen herrschen. Hier aber, im Tuileriengarten, hörte ich über den Sinn dieses Bildes einige moderne Auslegungen worüber manche Antiquare mit leidig lächeln und manche Aristokraten beunruhigt erzittern würden.

Gewiß, dieser Gartenbau ist eine kolossale Thorheit und gibt den König den gehässigsten Anschuldigungen preis. Man kann ihn sogar als eine symbolische Handlung interpretiren. Ludwig Philipp zieht einen Graben zwischen sich und dem Volke er trennt sich von demselben auch sichtbar. Oder hat er das Wesen des constitu-

nellen Königthums so Kleinmüthig aufgefaßt und so kurzsinzig begriffen, daß er meint, wenn er dem Volke den größern Theil des Gartens überlasse, so dürfe er den kleinern Theil desto ansichtsreicher als Privatgärtchen heigen? Nein, das absolute Königthum mit seinem großartig egoistischen Ludwig XIV., der statt des *L'etat c'est moi*, auch sagen konnte *Les tuileries c'est moi*, erschiene alsdann viel herrlicher als die constitutionelle Volksouveränität mit ihrem Ludwig I., der angstvoll sein Privatgärtchen abgrenzt und ein kümmerliches *Chacun chez soi* in Anspruch nimmt. Man sagt, daß der ganze Bau im Frühjahr vollendet werde. Alsdann wird auch das neue Königthum, das jetzt noch so wenig ausgehauet und noch so kalkfrisch ist, etwas fertiger aussehen. Seine gegenwärtige Erscheinung ist im höchsten Grade unwehlich. In der That wenn man jetzt die Tuileries von der Gartenseite betrachtet und all jenes Graben und Umgraben, das Versetzen der Statuen, das Pflanzen der laublosen Bäume, den alten Steinschutt, die neuen Baumaterialien, und all die Reparaturen sieht, wobei so viel gehämmert, geschrien, gelacht und getobt wird, dann glaubt man ein Sinnbild des neuen unvollendeten Königthums selbst vor Augen zu haben.



II.

Paris, den 19. Januar 1852.

Der „Tems“ bemerkt heute, daß die „Allgemeine Zeitung“ jetzt Artikel liefere, die feindselig gegen die königliche Familie gerichtet seien, und daß die deutsche Censur, die nicht die geringste Aeußerung gegen absolute Könige erlaube, gegen einen Bürgerkönig nicht die mindeste Schonung ausübe. Der „Tems“ ist doch die geistreichste Zeitschrift der Welt! Mit wenigen milden Worten erreicht er seine Zwecke viel schneller als Andere mit ihrer lautesten Polemik. Sein schlauer Wink ist hinreichend verstanden worden, und ich weiß wenigstens einen liberalen Schriftsteller, der es jetzt seiner Ehre nicht angemessen hält, unter Censurerlaubnis gegen einen Bürgerkönig die feindliche Sprache zu führen, die man ihm gegen einen absoluten König nicht gestatten würde. Aber dafür thue uns Ludwig Philipp auch den einzigen Gefallen, ein Bürgerkönig zu bleiben. Eben weil er den absoluten Königen täglich ähnlicher wird, müssen wir ihm grollen. Er ist gewiß als Mensch ganz ehrenfest und ein achtungswerther Familienvater, zärtlicher Gatte und guter Oekonom; aber es ist verdrießlich, daß er alle Freiheitsbäume abschlagen läßt und sie ihres hübschen Laubwerks entkleidet, um daraus Stützbalken zu zimmern für das wackelnde Haus Orleans. Deshalb nur deshalb zürnt ihm die liberale Presse, und die Geister der Wahrheit verschmähen sogar die Liebe nicht, um ihn damit zu befehlen. Es ist traurig, bejammernswerth, daß durch diese Taktik sogar die Familie des Königs leiden muß, die ebenso schuldlos wie liebenswürdig ist. Von dieser Seite wird die deutsche liberale Presse, minder geistreich, aber gemüthvoller als ihre französische ältere Schwester, sich keine Grausamkeiten zu Schulden kommen lassen. „Ihr solltet wenigstens mit dem Könige Mitleid haben!“ rief jüngst das sanftlebende „Journal des Debats“. „Mitleid mit Ludwig Philipp!“ entgegnete die „Tribüne.“ — „dieser Mann verlangt fünfzehn Millionen und unser Mitleid! Hat er Mitleid gehabt mit Italien,

mit Polen u. s. w.?” — Ich sah diese Tage die unmündige Waise des Menotti, der in Modena gehängt worden. Auch sah ich unlängst Signora Luisa de Corrijos, eine arme todtblasse Dame, die schnell wieder nach Paris zurückgekehrt ist, als sie an der spanischen Grenze die Nachricht von der Hinrichtung ihres Gatten und seiner zweiundfünfzig Unglücksgefährten erfuhr. Ach, ich habe wirklich Mitleid mit Ludwig Philipp!

Die „Tribüne“, das Organ der offen republikanischen Partei, ist unerbittlich gegen ihren königlichen Feind und predigt täglich die Republik. Der „National“, das rücksichtsloseste und unabhängigeste Journal Frankreichs, hat unlängst auf eine befremdende Art in diesen Ton eingestimmt. Fürchtbar, wie ein Echo aus den blutigsten Tagen der Convention, klangen die Reden jener Häuptlinge der Société des amis du peuple, die vorige Woche vor den Assisen standen, angeklagt, „gegen die bestehende Regierung conspirirt zu haben, um dieselbe zu stürzen und eine Republik zu errichten. Sie wurden von der Jury freigesprochen, weil sie bewiesen, daß sie keineswegs conspirirt, sondern ihre Gesinnungen im Angesichte des ganzen Publicums ausgesprochen hätten. „Ja, wir wünschen den Umsturz dieser schwachen Regierung, wir wollen eine Republik,“ war der Refrain aller ihrer Reden vor Gericht.

Während auf der einen Seite die ernsthaften Republikaner das Schwert ziehen und mit Dornenworten grollen, blüht und lacht „figaro“ und schwingt am wirksamsten seine leichte Geißel. Er ist unerschöpflich in Wigen über „die beste Republik“, ein Ausdruck, wodurch zugleich der arme Lafayette geneckt wird, weil er bekanntlich einst vor dem Hôtel de Ville den Ludwig Philipp umarmt und ausgerufen: Vous êtes la meilleure république! Dieser Tage bemerkte „figaro“, man verlange keine Republik, seit man die beste gesehen. Ebenso sanglant sagte er bei Gelegenheit der Debatten über die Civilliste: La meilleure république coûte quinze millions.

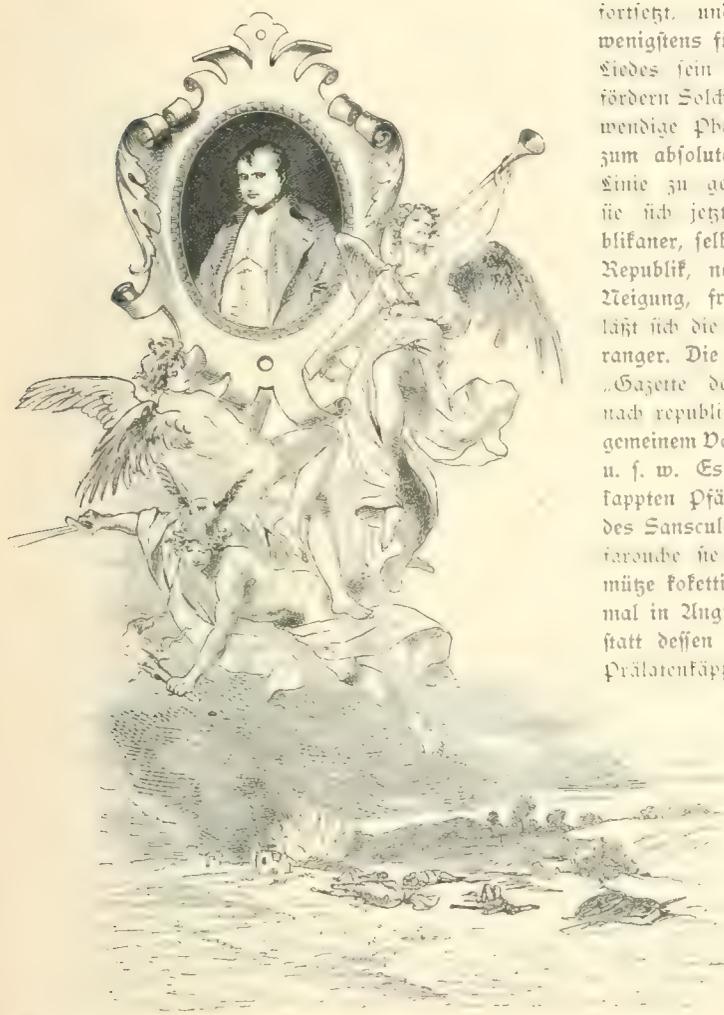
Die Partei der Republikaner will dem Lafayette seinen Mißgriff in Betreff des empfohlenen Königs nimmermehr verzeihen. Sie wirft ihm vor, daß er den Ludwig Philipp lange genug gekannt habe, um voraus wissen zu können, was von ihm zu erwarten sei. Lafayette ist jetzt krank, kummerkrank! Ach! das größte Herz beider Welten, wie schmerzlich muß es jene königliche Täuschung empfinden! Vergebens, in der ersten Zeit, mahnte Lafayette beständig an das Programme de l'hôtel de ville, an die republikanischen Institutionen, womit das Königthum umgeben werden sollte, und um ähnliche Versprechungen. Aber ihn überschrien jene doctrinären Schwäger, die aus der englischen Geschichte von 1688 beweisen, daß man sich im Julius 1830 nur für die Aufrechthaltung der Charte in Paris geschlagen, und alle Aufopferungen und Kämpfe nur die Einsetzung der jüngern Linie der Bourbonen an die Stelle der ältern bezweckt habe, ebenso wie einst in England mit der Einsetzung des Hauses Oranien an die Stelle der Stwarts Alles abgethan war. Thiers, welcher zwar nicht wie die Doctrinäre denkt, aber jetzt im Sinne dieser Partei spricht, hat ihr in der letzten Zeit nicht geringen Vorschub geleistet. Dieser Indifferentist von der tiefsten Art, der so wunderbar Maß zu halten weiß in der Klarheit, Verständigkeit und Verantwortlichkeit seiner Schreibweise, dieser Goethe der Politik, ist gewiß in diesem Augenblicke der mächtigste Verfechter des Perier'schen Systems, und wahrlich, mit seiner Broschüre gegen Chateaubriand vernichtete er fast jenen Don Quixote der Legitimität, der auf seiner geflügelten Rosinante so pathetisch saß, dessen Schwert mehr glänzend als scharf war, und der nur mit kostbaren Perlen schoß, statt mit guten, eindringlichen Bleikugeln.

In ihrem Unmuth über die klägliche Wendung der Ereignisse lassen sich viele Freiheitsenthusiasten sogar zur Verlästerung des Lafayette verleiten. Wie weit man in dieser Hinsicht sich vergehen kann, ergibt sich aus der Schrift des Belmontet, die ebenfalls gegen die bekannte Broschüre des Chateaubriand gerichtet ist, und worin mit ehrenwerther Offenheit die Republik gepredigt wird. Ich würde die bittern Urtheile, die in dieser Schrift über Lafayette vorkommen, hier ganz hersetzen, wären sie nicht einestheils gar zu gehässig, und ständen sie nicht andertheils in Verbindung mit einer für diese Blätter unstat-

haften Apologie der Republik. Ich verweise aber in dieser Hinsicht auf die Schrift selbst und namentlich auf einen Abschnitt derselben, der „Die Republik“ überschrieben ist. Man sieht da, wie Menschen, die edelsten sogar, ungerecht werden durch das Unglück.

Den glänzenden Wahn von der Möglichkeit einer Republik in Frankreich will ich hier nicht bekämpfen. Royalist aus angeborener Neigung, werde ich es in Frankreich auch aus Ueberzeugung. Ich bin überzeugt, daß die Franzosen keine Republik, weder die Verfassung von Athen, noch die von Sparta, und am allerwenigsten die von Nordamerika ertragen können. Die Athener waren die studirende Jugend der Menschheit, die Verfassung von Athen war eine Art akademischer Freiheit, und es wäre thöricht, diese in unserer erwachsenen Zeit, in unserem greisen Europa, wieder einführen zu wollen. Und gar wie ertragen wir die Verfassung von Sparta, dieser großen langweiligen Patriotismusfabrik, dieser Caserne der republikanischen Tugend, dieser erblichen schlechten Gleichheitsküche, worin die schwarzen Suppen so schlecht gekocht wurden, daß attische Wüthlinge behaupteten, die Lacedämonier seien deshalb Verächter des Lebens und todesmuthige Helden in der Schlacht. Wie könnte solche Verfassung gedeihen im Foyer der Gourmands, im Vaterlande des Verv der Vefour des Carême! Dieser Letztere würde sich gewiß wie Vatel in sein Schwert stürzen, als ein Brutus der Kochkunst, als der letzte Gastronom! Wahrlich, hätte Robespierre nur die spartanische Küche eingeführt, so wäre die Guillotine ganz überflüssig gewesen; denn die letzten Aristokraten wären alsdann vor Schrecken gestorben oder schnelligst emigrirt. Armer Robespierre! du wolltest republikanische Strenge einführen in Paris, in einer Stadt, worin 150.000 Putzmacherinnen und 150.000 Perruquiers und Parfümeurs ihr lächelndes, fristrendes und duftendes Gewerbe treiben!

Die amerikanische Lebensmonotonie, farblosigkeit und Spießbürgerei wäre noch unerträglicher in der Heimat der Schaulust, der Eitelkeit, der Moden und Novitäten. Wahrlich, nirgends grassirt die Krankheit der Auszeichnungssucht so sehr wie in Frankreich. Vielleicht mit Ausnahme von August Wilhelm Schlegel gibt es keine Frau in Deutschland, die sich so gern durch ein buntes



Bändchen auszeichnete, wie die Franzosen; sogar die Juliushelden, die doch für Freiheit und Gleichheit gekämpft, ließen sich hernach dafür mit einem blauen Bändchen decoriren, um sich dadurch von dem übrigen Volke zu unterscheiden. Wenn ich aber deshalb das Gedeihen einer Republik in Frankreich bezweifle, so läßt sich darum doch nicht leugnen, daß Alles zu einer Republik abzurufen, daß die republikanische Ehrfurcht für das Gesetz an die Stelle der royalistischen Personenverehrung getreten ist bei den Besseren, und daß die Opposition eben so wie sie einst fünfzehn Jahre lang mit einem Könige Comödie gespielt, jetzt dieselbe Comödie mit dem Königthume selber

fortsetzt, und daß also die Republik wenigstens für kurze Zeit das Ende des Liedes sein könnte. Die Carlisten befördern Solches, da sie es als eine notwendige Phase betrachten, um wieder zum absoluten Königthume der älteren Linie zu gelangen. Deshalb geberden sie sich jetzt als die eifrigsten Republikaner, selbst Chateaubriand preist die Republik, nennt sich Republikaner aus Neigung, fraternisirt mit Marrast, und läßt sich die Accolade ertheilen von Verringer. Die „Gazette“, die heuchlerische „Gazette de France“ schmachtet jetzt nach republikanischen Staatsformen, allgemeinem Votum, Primärversammlungen u. s. w. Es ist spasshaft, wie die verkappten Pfäffchen jetzt in der Sprache des Sansculottismus bramabastiren, wie tarouche sie mit der rothen Jakobinermütze kokettiren, wie sie dennoch manchmal in Angst gerathen, sie hätten etwa statt dessen aus Zerstreung das rothe Prälaentkappchen angelegt, wie sie dann die erborarte Bedeckung einen Augenblick vom Haupte nehmen und alle Welt die Conjur bemerkt. Solche Leute glauben jetzt ebenfalls den Lafayette schmähen zu dürfen, und dieses dient ihnen dann als süße Erholung für den sauren Republikanismus, den Freiheitszwang, den sie sich auferlegen müssen.

Aber was auch die verblendeten Freunde und die heuchlerischen Feinde sagen mögen, Lafayette ist nächst Robespierre der reinsten Charakter der französischen Revolution, und nächst Napoleon ist er ihr populärster Held. Napoleon und Lafayette sind die beiden Namen, die jetzt in Frankreich am schönsten blühen. Freilich, ihr Ruhm ist verschiedener Art; dieser kämpfte mehr für den Frieden als für den Sieg, und Jener kämpfte mehr um den Lorbeer als um den Eidenkranz. Freilich, es wäre lächerlich, wenn man die Größe beider Helden messen wollte mit demselben Maßstabe, und den Einen hinstellen wollte auf das Postament des Andern. Es wäre lächerlich, wenn

man das Standbild des Lafayette auf die Vendomesäule setzen wollte, auf jene Säule, die aus den erbeuteten Kanonen so vieler Schlachten gegossen worden, und deren Anblick, wie Barbier singt, keine französische Mutter ertragen kann. Auf diese eiserne Säule stellt den Napoleon, den eisernen Mann, hier wie im Leben stehend auf seinem Kanonenruhm und schauerlich isolirt emporragend in den Wolken, so daß jedem ehrgeizigen Soldaten, wenn er ihn dort oben, den Unerreichbaren, erblickt, das gedemüthigte Herz geheilt wird von der eiteln Ruhmucht, und solchermaßen diese kolossale Metallsäule, als ein Gewitterableiter des erobernden Heldenthums, den friedlichsten Nutzen stifte in Europa.

Lafayette gründete sich eine bessere Säule als die des Vendomeplatzes, und ein besseres Standbild als von Metall oder Marmor. Wo gibt es Marmor so rein wie das Herz, wo gibt es Metall so fest wie die Treue des alten Lafayette? Freilich, er war immer einseitig, aber einseitig wie die Magnetnadel, die immer nach Norden zeigt, niemals zur Abwechslung einmal nach Süden oder Osten. So sagt Lafayette seit vierzig Jahren täglich dasselbe und zeigt beständig nach Nordamerika; er ist es, der die Revolution eröffnete mit der Erklärung der Menschenrechte; noch zu dieser Stunde beharrt er auf dieser Erklärung, ohne welche kein Heil zu erwarten sei der einseitige Mann mit seiner einseitigen Himmelsgegend der Freiheit! Freilich er ist kein Genie, wie Napoleon war, in dessen Haupte die Adler der Begeisterung horsteten, während in seinem Herzen die Schlangen des Calculs sich ringelten; aber er hat sich doch nie von Adlern einschüchtern oder von Schlangen verführen lassen. Als Jüngling weise wie ein Greis, als Greis feurig wie ein Jüngling, ein Schützer des Volkes gegen die List der Großen, ein Schützer der Großen gegen die Wuth des Volkes, mitleidend und mitkämpfend, nie übermüthig und nie verzagend, ebenmäßig streng und milde, so blieb Lafayette sich immer gleich; und so in seiner Einseitigkeit und Gleichmäßigkeit blieb er auch immer stehen auf demselben Platze, seit den Tagen Maria Antoinettens bis auf heutige Stunde; ein getreuer Eckart der Freiheit, steht er noch immer, auf seinem Schwerte gestützt und warnend, vor dem Eingange der Tuilerien, dem verführerischen Venusberge, dessen Zaubertöne so verlockend klingen, und aus dessen

süßen Netzen die armen Verstrickten sich niemals wieder losreißen können.

Es ist freilich wahr, daß dennoch der todte Napoleon noch mehr von den Franzosen geliebt wird, als der lebende Lafayette. Vielleicht eben weil er todt ist, was wenigstens mir das Liebste an Napoleon ist; denn lebte er noch, so müßte ich ihn ja bekämpfen helfen. Man hat außer Frankreich keinen Begriff davon, wie sehr noch das französische Volk an Napoleon hängt. Deshalb werden auch die Mißvergnügten, wenn sie einmal etwas Entscheidendes wagen, damit anfangen, daß sie den jungen Napoleon proclamiren, um sich der Sympathie der Massen zu verichern. „Napoleon“ ist für die Franzosen ein Zauberwort, das sie elektrisirt und betäubt. Es schlafen tausend Kanonen in diesem Namen, eben so wie in der Säule des Vendomeplatzes, und die Tuilerien werden zittern, wenn einmal diese Kanonen erwachen. Wie die Juden den Namen ihres Gottes nicht eitel aussprachen, so wird hier Napoleon selten bei seinem Namen genannt, und er heißt immer „der Mann“, l'homme. Aber sein Bild sieht man überall, in Kupferstich und Gyps, in Metall und Holz, und in allen Situationen. Auf allen Boulevards und Carrefours stehen Redner, die ihn preisen, den Mann, Volksfänger, die seine Thaten besingen. Als ich gestern Abends beim Nachhausegehen in ein einsam dunkles Gäßchen gerieth stand dort ein Kind von höchstens drei Jahren vor einem Talalichtchen das in die Erde gesteckt war, und lallte ein Lied zum Ruhme des großen Kaisers. Als ich ihm einen Sou auf das ausgebreitete Taschentuch hinwarf, rutschte etwas neben mir, welches ebenfalls um einen Sou bat. Es war ein alter Soldat der ebenfalls von dem Ruhme des großen Kaisers ein Liedchen singen konnte, denn dieser Ruhm hatte ihm beide Beine gekostet. Der arme Krüppel bat mich nicht im Namen Gottes sondern mit gläubigster Innigkeit sagte er: Au nom de Napoleon, donnez-moi un sou. So dient dieser Name auch als das höchste Beschwörungswort des Volkes, Napoleon ist sein Gott, sein Cultus, seine Religion; und diese Religion wird am Ende langweilig wie jede andere. Dagegen wird Lafayette mehr als Mensch verehrt oder als Schutzengel. Auch er lebt in Bildern und Liedern, aber minder heroisch, und ehrlich gestanden, es hat sogar einen komischen Effect auf mich gemacht, als ich voriges Jahr den

28. Julius im Gesange der Parisienne die Worte hörte: „Lafayette aux cheveux blancs“, während ich ihn selbst mit seiner braunen Perücke neben mir stehen sah. Es war auf dem Bastilleplatz, der Mann war auf seinem rechten Platze, und dennoch mußte ich heimlich lachen. Vielleicht eben solche komische Vermischung bringt ihn unsern Herzen menschlich näher. Seine Bonhommie wirkt sogar auf Kinder, und diese verstehen seine Größe vielleicht noch besser als die Großen. Hierüber weiß ich wieder eine kleine Vettelgeschichte zu erzählen die aber den Charakter des Lafayette'schen Ruhmes, in seiner Unterscheidung von dem Napoleon'schen, bezeichnet. Als ich nämlich jüngst an einer Straßenecke vor dem Pantheon stillstand und, wie gewöhnlich, dieses schöne Gebäude betrachtend in Nachdenken versank, bat mich ein kleiner Unvergnate um einen Sou, und ich gab ihm ein Sou-fousstück, um seiner mir gleich los zu werden. Aber da näherte er sich mir desto zutraulicher mit den Worten: Est-ce que vous connaissez le général Lafayette? und als ich diese wunderliche Frage bejahte, malte sich das stolzeste Vergnügen auf dem naiv-schmutzigen Gesicht des hübschen Bubens, und mit drolligem Ernste sagte er: Il est de mon pays. Er glaubte gewiß, ein Mann, der ihm zehn Sous gegeben, müsse auch ein Verehrer von Lafayette sein, und da hielt er mich zugleich für würdig, sich mir als Landsmann desselben zu präsentieren.

So hegt auch das Landvolf die heberollste Ehrfurcht gegen Lafayette, um so mehr da er selbst die Landwirthschaft zu seiner Hauptbeschäftigung macht. Diese erhält ihm die Einfachheit und Frische, die in beständigem Stadttreiben verloren gehen könnten. Hierin gleicht er auch jenen großen Republikanern der Vorzeit, die ebenfalls ihren eigenen Kohl bauten, in Zeiten der Noth vom Pfluge zur Schlacht oder zur Tribüne eilten und nach erfolgten Siegen wieder zu ihren ländlichen Arbeiten zurückkehrten. Auf dem Lande, wo Lafayette die mildere Jahreszeit zu bringt, ist er gewöhnlich umringt von strebenden Jünglingen und schönen Mädchen, da herrscht Gastlichkeit der Tafel und des Herzens, da wird viel gelacht und getanzt, da ist der Hof des souveränen Volkes, da ist Jeder hoffähig, der ein Sohn seiner Thaten ist und keine Mesalliance geschlossen hat mit der Lüge, und da ist Lafayette der Ceremonienmeister. Lagrange heißt jener Landstiz, und es ist äußerst reizend, wenn dort

der Held beider Welten dem jungen Volke seine Geschichten erzählt, und er erscheint dann wie ein Epos, das von den Gairlanden einer Joylle umgeben ist.

Mehr aber noch als unter jeder andern Volksclasse herrscht die Verehrung Lafayette's unter dem eigentlichen Mittelstande, unter Gewerbsleuten und Kleinhändlern. Diese vergötterten ihn. Lafayette, der Ordnungsstiftende, ist der Abgott dieser Leute. Sie verehren ihn als eine Art Vorsehung zu Pferde, als einen bewaffneten Schutzpatron der öffentlichen Sicherheit, als einen Genius der Freiheit, der zugleich sorgt, daß beim Freiheitskampfe nichts gestohlen wird und Jeder das liebe Seinige behält! Die große Armee der öffentlichen Ordnung, wie Casimir Perier die Nationalgarde genannt hat, die wohlgenährten Helden mit großen Varenmützen, worin Krämerköpfe stecken, sind außer sich vor Entzücken, wenn sie von Lafayette sprechen, ihrem alten General, ihrem friedens Napoleon. Ja, er ist der Napoleon der petite bourgeoisie, jener braven zahlungsfähigen Leute, jener Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die zwar des Tages über zu sehr behärrigt sind um an Lafayette denken zu können, die ihn aber nachher des Abends mit verdoppeltem Enthusiasmus preisen, so daß man wohl behaupten kann, daß um elf Uhr, wenn die meisten Boutiken geschlossen sind, der Ruhm des Lafayette seine höchste Blüthe erreicht.

Ich habe oben das Wort „Ceremonienmeister“ gebraucht. Es fällt mir ein, daß Wolfgang Menzel in seiner geistreichen Frivolität den Lafayette einen Ceremonienmeister der Freiheit genannt hat, als er einst dessen Triumphzug durch die Vereinigten Staaten, und die Deputationen, Adressen und feierlichen Reden, die dabei zum Vorschein kamen, im „Literaturblatte“ besprach. Auch andere, milder witzige Leute begen den Irrthum, der Lafayette sei nur ein alter Mann, der zur Schau hingestellt oder als Maschine gebraucht werde. Indessen, wenn diese Leute ihn nur ein einziges Mal auf der Rednerbühne sähen, so würden sie leicht erkennen, daß er nicht eine bloße Fahne ist, der man folgt oder wobei man schwört, sondern daß er selbst noch immer der Gonfaloniere ist, in dessen Händen das gute Banner die Urflamme der Völker. Lafayette ist vielleicht der bedeutendste Sprecher in der jetzigen Deputirtenkammer. Wenn er

spricht, trifft er immer den Nagel auf den Kopf | Wenn es gilt, wenn eine der großen Fragen der
und seine vernagelten Feinde auf die Köpfe. | Menschheit zur Sprache kommt, dann erhebt sich



jedesmal der Lafayette kampflustig wie ein
Jüngling. Nur der Leib ist schwach und schlaf-
ternd, von Zeit und Zeitkämpfen zusammen-
gebrochen, wie eine zerhackte und zerblagene
alte Eisenrüstung, und es ist rührend, wie er

sich damit zur Tribüne schleppt, und wenn er
diese den alten Posten erreicht hat tief Athem
schöpft und labelt. Dieses Labeln der Vortag
und das ganze Wesen des Mannes während er
auf der Tribüne spricht ist unbeschreibbar. Es



liegt darin so viel Holdseligkeit und zugleich so viel feine Ironie, daß man wie von einer wunderbaren Neugier gefesselt wird, wie von einem süßen Räthsel. Man weiß nicht, sind das die feinen Manieren eines französischen Marquis, oder ist das die offene Gradheit eines amerikanischen Bürgers? Das Bene des alten Regimes, das Cheralereske, die Höflichkeit, der Takt, ist hier wunderbar verschmolzen mit dem Besten des neuen Bürgerthums, der Gleichheitsliebe, der Prunklosigkeit und der Ehrlichkeit. Nichts ist interessanter, als wenn in der Kammer von den ersten Zeiten der Revolution gesprochen wird und irgend Jemand in doctrinärer Weise eine historische Thatfache aus ihrem wahren Zusammenhange reißt und zu seinem Raisonnement benugt. Dann zerstört Lafayette mit wenigen Worten die irrthümlichen folgerungen, indem er den wahren Sinn einer solchen Thatfache durch Anführung der dazu gehörigen Umstände illustriert oder berichtet. Selbst Thiers muß in einem solchen Falle die Segel streichen, und der große Historiograph der Revolution beugt sich vor dem Ausspruch ihres großen lebenden Denkmals, ihres Generals Lafayette.

In der Kammer sitzt, der Rednerbühne gegenüber, ein steinalter Mann mit glänzenden Silber-

haaren, die über seine schwarze Kleidung lang herabhängen. sein Leib ist von einer sehr breiten dreifarbigten Schärpe umwickelt, und das ist jener alte Messager, der schon im Anfang der Revolution ein solches Amt in der Kammer verwaltet und seitdem in dieser Stellung der ganzen Weltgeschichte heigewohnt hat, von der Zeit der ersten Nationalversammlung bis zum juste milieu. Man sagt mir, er spreche noch oft von Robespierre, den er le bon Monsieur de Robespierre nenne. Während der Restaurationsperiode litt der alte Mann an der Kolik; aber seit er wieder die dreifarbigte Schärpe um den Leib hat, befindet er sich wieder wohl. Nur an Schläfrigkeit leidet er in dieser langweiligen juste milieu-Zeit. Sogar einmal, während Mauguin sprach, sah ich ihn einschlafen. Der Mann hat gewiß schon Bessere gehört als Mauguin, der doch einer der besten Redner der Opposition, und er findet ihn vielleicht gar nicht heutig, er, qui a beaucoup connu ce bon Monsieur de Robespierre. Aber wenn Lafayette spricht, dann erwacht der alte Messager aus seiner dämmernden Schläfrigkeit, er wird aufgemuntert wie ein alter Husarenschimmel, der eine Trompete hört, und es kommt über ihn wie süße Jugenderinnerung, und er nickt dann vergnügt mit dem silberweißen Kopfe.



III.

Paris, den 10. Februar 1852.



Der Verfasser des vorigen Artikels leitete ein richtiger Takt als er, die Auszeichnungssucht rügend, die bei den Franzosen mehr als bei deutschen Frauen grassirt, unter den letzteren einen deutschen Schriftsteller, der als Kunstkritiker und Uebersetzer berühmt ist, ausnahmsweise erwählte. Dieser Ausgenommene, welcher, der deutschen Unruben halber, die er selbst durch einige Almanachenien veranlaßt, voriges Jahr hieher emigrierte und seitdem von Sr. Majestät dem König Ludwig Philipp I. den Orden der Ehrenlegion erhielt, in weagen seines rühmlichen Eifers nach Decorationen von vielen Franzosen leider gar zu sehr bemerkt worden, als daß sie nicht durch Vundeutung auf ihn jeden überrheinischen Vorwurf der Eitelkeit entkräften könnten. Persönlich, wie sie sind, haben sie diese Ordensverleihung nicht einmal in den französischen Journalen angezeigt; und da die Deutschen in ihrem Landsmanne sich selbst geehrt fühlen mußten und aus Bescheidenheit nicht gern davon sprachen, so ist dieses für beide Länder gleich wichtige Ereigniß bis jetzt wenig bekannt worden. Solche

Unterlassung und Verschweigung war für den neuen Ritter um so verdrießlicher, da man in seiner Gegenwart laut flüsterte, der neue Orden halten habe, sei durchaus ohne Geltung, so lange solche Verleihung nicht im Moniteur angezeigt siehe. Der neue Ritter wünschte diesem Mißstande abgeholfen zu sehen, aber leider ergab sich jetzt ein noch bedenklicherer Einspruch, nämlich daß das Patent eines Ordens, den der König verleiht, ganz ohne Giltigkeit sei, solange solches nicht von einem Minister contrasignirt worden. Unser Ritter hatte durch die Vermittlung der doctrinären Verwandten einer berühmten Dame, bei welcher er einst Kaptaun im Korbe war, seinen Orden vom Könige erhalten, und man sagt, Dieser habe in seinem ganzen Wesen eine frappante Aehnlichkeit mit seiner verstorbenen Erzieherin, der Frau von Genlis, erkannt und Letztere noch nach ihrem Tode in ihrem Ebenbilde ehren wollen. Die Minister aber, die beim Anblick des Ritters keine solche gemüthliche Reanungen verspüren und ihn verächtlich für einen deutschen Liberalen halten, fürchten durch Contrasignirung des Patents die absoluten Regierungen zu beleidigen. Indessen wird bald eine verständigende Ausgleichung erwartet, und um der Billigung der Continentalmächte ganz ver-

wenn er ihn auch aus den Händen der Königin sichert zu sein, sind Unterhandlungen angeknüpft, die das Cabinet von St. James zu einer ähnlichen Ordensverleihung bewegen müssen, und Supplicant wird sich deshalb mit einem Sr. Majestät dem König Wilhelm IV. dedicirten altindischen Epos persönlich nach England begeben. Für die hiesigen Deutschen ist es jedoch ein betrübendes Schauspiel, ihren hochverehrten schwächlichen Landsmann derlei Verzögernisse halber von Pontius zu Pilatus rennen zu sehen, in Hoch und Kälte und in bestürmender Ungeduld, die um so unbegründlicher, da ihm doch alle Beispiele indischer Gelassenheit, der ganze Ramayana und der ganze Mahabharata allerträöstlichst zu Gebote stehen.

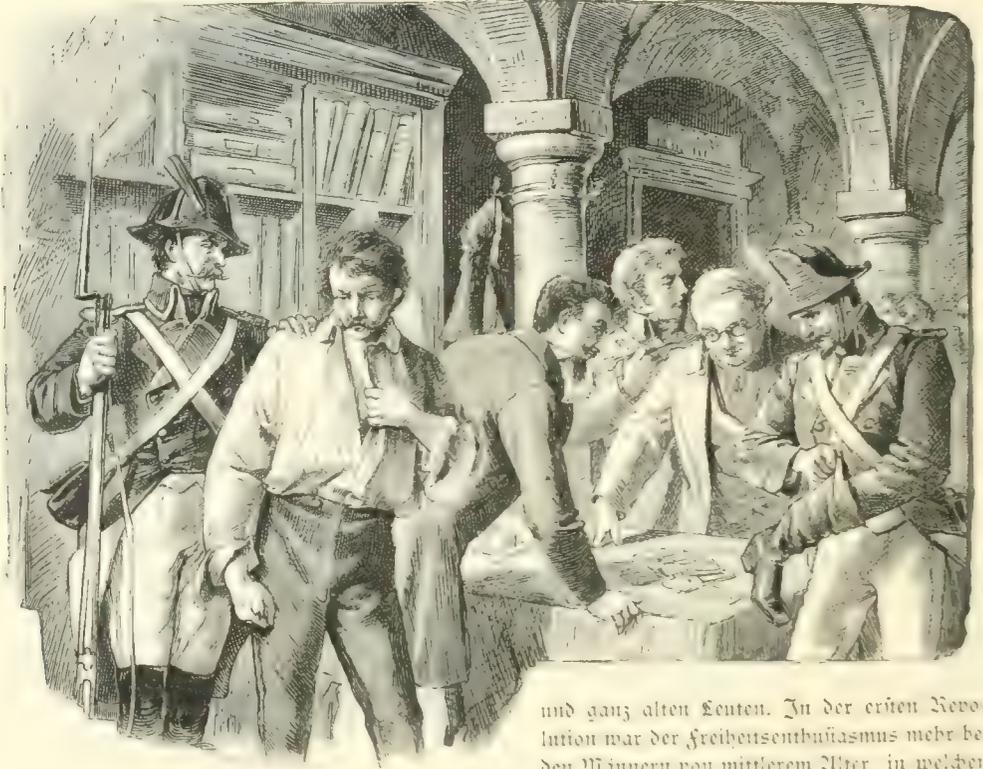
Die Art, wie die Franzosen die wichtigsten Gegenstände mit spöttelndem Leichtsinne behandeln, zeigt sich auch bei den Gesprächen über die letzten Conspirationen. Die, welche auf den Thürmen von Notre Dame nagirt wurde, sieht sich ganz als Polaise Intrigue auszuweisen. Man äußerte scherzend, es seien Classiker gewesen, die aus Haß gegen Victor Hugo's romantischen Roman Notre Dame de Paris, die Kirche selbst in Brand stecken wollten. Nabelais' Wige über die Glocken

derselben kamen wieder zum Vorschein. Auch das bekannte Wort: „Si l'on m'accusait d'avoir volé les cloches de Notre Dame. je commencerais par prendre la fuite“ wurde scherzend variirt, als einige Carlisten in Folge dieser Begebenheit die Flucht ergriffen. Die letzte Conspiration von der Nacht des zweiten Februars will man ebenfalls zum größten Theile den Machinationen der Polizei zuschreiben. Man sagt, sie haben sich in einer Restauration der Rue des Prouvaires eine splendide Verschwörung zu zweihundert Couverts bestellt und einige blödsinnige Carlisten zu Gäste geladen, die natürlich die Zechen bezahlen mußten. Letztere hatten kein Geld dabei gespart, und in den Stiefeln eines arretirten Verschwornen fand man 27.000 francs. Mit dieser Summe hätte man schon etwas ausrichten können. In den Memoiren von Marmontel las ich einmal eine Aeußerung von Chamfort, daß man mit tausend Louisd'or schon einen ordentlichen Lärm in Paris anzetteln könne; und bei den letzten Emeuten ist mir diese Aeußerung immer wieder in's Gedächtniß gekommen. Ich darf aus wichtigen Gründen nicht verschweigen, daß zu einer Revolution immer Geld nothwendig ist. Selbst die herrliche Juliusrevolution ist nicht so ganz gratis aufgeführt worden, wie man wohl glaubt. Dieses Schauspiel für Götter hat dennoch einige Millionen gekostet, obgleich die eigentlichen Acteure, das Volk von Paris, in Heroismus und Uneigennützigkeit gewetteifert. Die Sachen geschehen nicht des Geldes wegen, aber es gehört Geld dazu, um sie in Gang zu bringen. Die thörichten Carlisten meinen aber, sie gingen von selbst, wenn sie nur Geld in den Stiefeln haben. Die Republikaner sind gewiß bei den Vorgängen der Nacht vom zweiten Februar ganz unschuldig; denn wie mir jüngst einer derselben sagte: „Wenn du hörst, daß bei einer Verschwörung Geld vertheilt worden, so kannst du darauf rechnen, daß kein Republikaner dabei gewesen.“ In der That, diese Partei hat wenig Geld, da sie meistens aus ehrlichen und uneigennütigen Menschen besteht. Sie werden, wenn sie zur Macht gelangen, ihre Hände mit Blut bes Flecken, aber nicht mit Geld. Man weiß das und hegt daher weniger Scheu vor den Intriganten, denen mehr nach Geld als nach Blut gelüftet.

Jene Guillotinomanie, die wir bei den Republikanern finden, ist vielleicht durch die Schriftsteller

und Redner veranlaßt worden, die zuerst das Wort „Schreckenssystem“ gebraucht haben, um die Regierung, welche 1793 zur Rettung Frankreichs die äußersten Mittel aufbot, zu bezeichnen. Der Terrorismus, der sich damals entfaltete, war aber mehr eine Erscheinung als ein System, und der Schrecken war ebenso sehr in den Gemüthern der Gewalthaber als des Volkes. Es ist thöricht, wenn man jetzt, zur Nachweisung aufreizend, den Gesichtsabguß des Robespierre herumträgt. Thöricht ist es, wenn man die Sprache von 1793 wieder heraufbeschwört, wie die Amis du peuple es thun, die dadurch, ohne es zu ahnen, ebenso retrograde handeln wie die eifrigsten Kämpen des alten Regimes. Wer die rothen Blüthen, die im Frühlinge von den Bäumen gefallen, nachher mit Wachs wieder anklebt, handelt ebenso thöricht wie derjenige, welcher abgeschnittene welke Lilien in den Sand pflanzt. Republikaner und Carlisten sind Plagiarien der Vergangenheit, und wenn sie sich vereinigen, so mahnt das an die lächerlichsten Collhausbündnisse, wo der gemeinsame Zwang oft die heterogensten Narren in ein freundschaftliches Verhältniß bringt, obgleich der Eine, der sich selbst für den Jehoda hält, den Andern, der sich für den Jupiter ausgibt, im tiefsten Herzen verachtet. So sahen wir diese Woche Genouze und Thouret, den Redacteur der „Gazette“ und den Redacteur der „Revolution“, als Verbündete vor den Affisen stehen, und als Chorus standen hinter ihnen Fitz-James mit seinen Carlisten und Cavaignac mit seinen Republikanern. Gibt es widerwärtigere Contraste! Trotzdem, daß ich dem Republikwesen sehr abhold bin, so schmerzt es mich doch in der Seele, wenn ich die Republikaner in einer so unwürdigen Gemeinschaft sehe. Nur auf demselben Schafotte dürften sie zusammentreffen mit jenen Freunden des Absolutismus und des Jesuitismus, aber nimmermehr vor denselben Affisen. Und wie lächerlich werden sie durch solche Bündnisse! Es gibt nichts Lächerlicheres, als daß die Journale unter den Verschwornen des zweiten Februars vier ehemalige Köche von Carl X. und vier Republikaner von der Gesellschaft der Amis du peuple zusammen erwähnten.

Ich glaube wirklich nicht, daß Letztere in dieser dummen Geschichte verwickelt sind. Ich selbst befand mich denselben Abend zufällig in der Versammlung der Amis du peuple und glaube aus



vielen Umständen schließen zu können, daß man eher an Gegenwehr als an Anariff dachte. Es waren dort über fünfzehnhundert Menschen in einem engen Saale, der wie ein Theater ansah, gehörig zusammengedrängt. Der Citoyen Manani, Sohn eines Conventiionels, hielt eine lange Rede voll von Spott gegen die Bourgeoisse, die Vou-tigniers, die einen Louis Philipp, la boutique incarnée, zum Könige gewählt, und zwar in ihrem eigenen Interesse, nicht im Interesse des Volkes — du peuple, qui n'était pas complice d'une si indigne usurpation. Es war eine Rede voll Geist, Redlichkeit und Grimm; doch der vorgetragenen Freiheit fehlte der freie Vortrag. Trotz aller republikanischen Strenge verlegnete sich doch nicht die alte Galanterie, und den Damen, den Citoyennes, wurden mit echt französischer Aufmerksamkeit die besten Plätze neben der Rednerbühne angewiesen. Die Versammlung roch ganz wie ein zerlesenes, klebrichtes Exemplar des Moniteurs von 1793. Sie bestand meistens aus sehr jungen

und ganz alten Leuten. In der ersten Revolution war der Freiheitsenthusiasmus mehr bei den Männern von mittlerem Alter, in welchen der noch jugendliche Unwille über Heuchlertrug und Adelsinsolenz mit einer männlich klaren Einsicht zusammentraf; die jüngern Leute und die ganz alten waren Anhänger des verjährten Regimes; Letztere, die überbaarrigen Greise aus Gewohnheit, Erstere, die Jeunesse dorée, aus Mißmuth über die bürgerliche Prunklosigkeit der republikanischen Sitten. Jetzt ist es umgekehrt, die eigentlichen Freiheitsenthusiasten bestehen aus ganz jungen und ganz alten Leuten. Diese kennen noch aus eigener Erfahrung die Abscheulichkeiten des alten Regimes, und sie denken mit Entzücken zurück an die Zeiten der ersten Revolution, wo sie selber so kräftig gewesen und so groß. Jene die Jugend liebt diese Zeiten, weil sie überhaupt aufopferungsfüchtig und bereit ist geimunt in und nach großen Thaten lechzt und den knickerigen Kleinmuth und die krämerhafte Selbstsucht der jetzigen Gewalthaber verachtet. Die Männer mittlern Alters sind meistens ermüdet von dem harschelwenden Oppositionsgetriebe während der Restauration oder verdorben durch die Kaiserzeit.



deren rauschende Ruhmsucht und glänzendes Soldatenthum alle bürgerliche Einfaht und Freiheitsliebe ertödtete. Außerdem hat diese imperiale Heldenperiode gar Vielen das Leben gekostet, die jetzt Männer wären, so daß überhaupt unter diesen Lesern von manchen Jahrgängen nur wenige complete Exemplare vorhanden sind.

Bei Jung und Alt aber im Saale der Amis du peuple herrschte der würdige Ernst, den man immer bei Menschen findet, die sich stark fühlen. Nur ihre Augen blitzten, und nur manchmal riefen sie: C'est vrai! c'est vrai! wenn der Redner eine Thatsache erwähnte. Als der Citoyen Cavaignac in einer Rede, die ich nicht genau verstehen konnte, weil er in kurzen, nablätzig hervorgestoßenen Sätzen spricht, die Gerichtsverfolgungen erwähnte, denen die Schriftsteller noch immer ausgesetzt sind, da sah ich, daß mein Nachbar sich an mir festhielt vor innerer Bewegung, und daß er sich die Lippen wund biß, um nicht mitzusprechen. Es war ein junger Brausekopf, mit Augen wie zornige Sterne, und er trug den niedrigen breitrandigen Hut von schwarzem Wachsleinen, der die Republikaner auszeichnet. „Aber nicht wahr,“ sagte er endlich zu mir, „diese Schriftstellerverfolgung ist ja eine mittelbare Censur? Man darf drucken, was man sagen darf, und man darf Alles sagen. Marat behauptete, daß es eine Ungerechtigkeit sei, wenn ein Bürger wegen einer Meinung vor Gericht geladen wird, und daß man wegen einer Meinung nur dem Publicum Rechenschaft schuldig sei. (Toute citation devant un tribunal pour une opinion est une injustice; on ne peut citer, en ce cas, un citoyen que devant le public.) Alles, was man sagt, ist nur eine Meinung. Camille Desmoulins bemerkt ebenfalls mit Recht: Sobald die Decemviren in die Gesetzsammlung, die sie aus Griechenland mitgebracht, auch ein Gesetz gegen die Verleumdung eingeschwärzt hatten, so entdeckte man gleich, daß sie die Absicht hegten, die Freiheit zu vernichten und ihr Decemvirat permanent zu machen. Ebenfalls sobald Octavius vierhundert Jahre nachher, jenes Gesetz der Decemviren gegen Schriften und Reden wieder in's Leben rief und der Lex Julia laesae majestatis noch einen Artikel hinzufügte, konnte man sagen, daß die römische Freiheit ihren letzten Seufzer verhauchte.“

Ich habe diese Citate hierher gesetzt, um anzuzeigen, welche Autoren bei den Amis du peuple

citirt werden. Robespierre's letzte Rede vom achten Thermidor ist ihr Evangelium. Komisch war es jedoch, daß diese Leute über Unterdrückung klagten, während man ihnen erlaubt, sich so offen gegen die Regierung zu verbinden und Dinge zu sagen, deren zehnter Theil hinlänglich wäre, um in Norddeutschland zu lebenslänglicher Untersuchung verurtheilt zu werden. Denselben Abend hieß es jedoch, man würde dieser Ungebühr ein Ende machen und den Saal der Amis du peuple schließen. „Ich glaube, die Nationalgarde und die Linie werden uns heute cerniren,“ bemerkte mein Nachbar, „haben Sie auch für diesen Fall Ihre Pistolen bei sich?“ Ich will sie holen, gab ich zur Antwort, verließ den Saal und fuhr nach einer Soirée im faubourg St. Germain. Nichts als Lichter, Spiegel, Blumen, nackte Schultern, Zuckerwasser gelbe Glaschaudibube und Kadaiten. Außerdem lag eine so triumphirende Freude auf allen Gesichtern, als sei der Sieg des alten Regimes ganz entschieden, und während mir noch das Vive la République der Rue Grenelle in den Ohren nachdröhnte, mußte ich die bestimmte Versicherung anhören, daß die Rückkehr des Mirakelkinds mit der ganzen Mirakelsippchaft so gut wie gewiß sei. Ich kann nicht umhin, zu verrathen, daß ich dort zwei Doctrinäre eine Anglaise tanzten sehen; sie tanzten nur Anglaises. Eine Dame mit einem weißen Kleide, worin grüne Bienen, die wie Lilien aussahen, fragte mich, ob man des Beistandes der Deutschen und Kosaken gewiß sei. Wir werden es uns wieder zur höchsten Ehre anrechnen, betheuerte ich, für die Wiedereinsetzung der ältern Bourbonen unser Gut und Blut zu opfern. Wissen Sie auch, fügte die Dame hinzu, daß heute der Tag ist, wo Heinrich V. als Herzog von Bordeaux zuerst communicirte? Welch ein wichtiger Tag für die Freunde des Thrones und Altars, erwiderte ich, ein heiliger Tag, werth von De Lamartine besungen zu werden!

Die Nacht dieses schönen Tages sollte roth angestrichen werden im Kalender von Frankreich, und die Gerüchte darüber waren des folgenden Morgens das Gespräch von ganz Paris. Widersprüche der tollsten Art liefen herum, und noch jetzt liegt, wie schon oben angedeutet, ein geheimnißvoller Schleier über jener Verschwörungsgeschichte. Es hieß, man habe die ganze königliche Familie, mitsammt der großen Gesellschaft, die in den Tuileries versammelt gewesen, er-

morden wollen, man habe den Concierge des Louvre gewonnen, um durch die große Galerie desselben unmittelbar in den Tanzsaal der Tuilerien eindringen zu können, ein Schuß sei dort gefallen, der dem Könige gegolten, ihn aber nicht getroffen, mehrere hundert Individuen seien arretirt worden u. s. w. Den Nachmittag fand ich vor der Gartenseite der Tuilerien noch eine große Menge Menschen, die nach den Fenstern hinaufschauten, als wollten sie den Schuß sehen der dort gefallen. Einer erzählte, Perier sei die vorige Nacht zu Pferde gestiegen und gleich nach der Rue des Prévôtés geritten, als dort die Verschwornen verhaftet und ein Polizeiagent getödtet worden. Man habe den Pavillon de Flore in Brand stecken und von außen den Pavillon Mariani angreifen wollen. Der König, hieß es, sei sehr betrübt. Die Weiber bedauerten ihn, die Männer schüttelten unwillig den Kopf. Die Franzosen verabscheuen allen nächtlichen Mord. In den stürmischen Revolutionszeiten wurden die schrecklichsten Thaten offenkundig und bei Tageslicht ausgeübt. Was die Gruel der Bartholomäusnacht betrifft, so waren sie vielmehr von römisch-katholischen Priestern angeführt.

Wie weit der Concierge des Louvre in der Verschwörung vom zweiten Gebinau verwickelt ist, habe ich noch nicht bestimmt erfahren können. Die Einen sagen, er habe der Polizei gleich Anzeige gemacht als man ihm Geld anbot damit er die Schlüssel des Louvre anstehere. Andere meinen, er habe sie wirklich ausgeliefert und sei jetzt emigriert. Auf jeden Fall zeigt sich bei solchen Verbrechen wie die wichtigsten

Posten in Paris ohne sonderliche Sicherheitsmaßregeln den unzulänglichsten Personen anvertraut sind. So war der Schatz selbst lange Zeit in den Händen eines Papierspeculanten des Herrn Kefner den der Staat mit einer Eichenkrone dafür belohnen sollte, daß er nur sechs Millionen und nicht hundert Millionen auf der Vorie verpielt hat. So hätte die Gemädegalerie des Louvre, die mehr ein Eigenthum der Menschheit als der Franzosen ist der Schauplatz



nächtlicher Frevel und dabei zu Grunde gerichtet werden konnten. So ist das Medaillencabinet eine Wette von Dreien geworden

die dessen Schatz gewiß nicht aus numismatischer Liebhaberei gehoben haben sondern um sie direct in den Schmelzofen wandern zu lassen. Welch ein Verlust für die Wissenschaften da unter den

gehoblenen Antiquitäten nicht bloß die seltensten Stücke sondern vielleicht auch die einzigen Exemplare waren, die davon übrig geblieben! Der Untergang dieser alten Münzen ist unersehbar; denn die Alten können sich doch nicht noch einmal niedersetzen und neue fabriciren. Aber es ist nicht bloß ein Verlust für die Wissenschaften sondern durch den Untergang solcher heiligen Denkmäler von Gold und Silber verliert das Leben selbst den Ausdruck seiner Realität. Die alte Geschichte klinge wie ein Märchen waren nicht die damaligen Gedächtnisse das Rechte von Seiten, übrig geblieben, um uns zu überzeugen, daß die alten Völker und Könige wovon wir so Wunderbares lesen wirklich existirt haben; daß sie keine müßigen Phantasiegebilde, keine Erfindungen der Dichter und wie manche Sammler

behaupten, die uns überreden möchten, die ganze Geschichte des Alterthums, alle geschriebenen Urkunden desselben seien im Mittelalter von den Mönchen geschmiedet worden. Gegen solche Behauptungen enthielt das hiesige Medaillencabinet die klingendsten Gegenbeweise. Aber diese sind jetzt unwiederbringlich verloren, ein Theil der alten Weltgeschichte wurde eingesteckt und eingeschmolzen, und die mächtigsten Völker und Könige des Alterthums sind jetzt nur Fabeln, an die man nicht zu glauben braucht.

Es ist ergötzlich, daß man die Fenster des Medaillencabinet's jetzt mit eisernen Gitterstangen versieht, obgleich es gar nicht zu erwarten steht, daß die Diebe das Gestohlene wieder nächtlicherweise zurückbringen werden. Besagte eiserne Stangen werden roth angestrichen, welches sehr gut aussieht. Jeder Vorübergehende schaut hinauf und lacht. Monsieur Naoul Rochette, der Aufseher der gestohlenen Medaillen, le conservateur des exmédailles, soll sich wundern, daß die Diebe nicht ihn gestohlen, da er sich selbst immer für wichtiger als die Medaillen gehalten hat und letztere jedenfalls für unbenuhbar hielt, wenn man seiner mündlichen Erklärungen dabei entbehren würde. Er geht müßig herum und lächelt wie unsere Köchin, als die Kaze ein Stück robes Fleisch aus der Küche gestohlen: sie weiß ja doch nicht, wie das Fleisch gekocht wird, sagte unsere Köchin und lächelte.

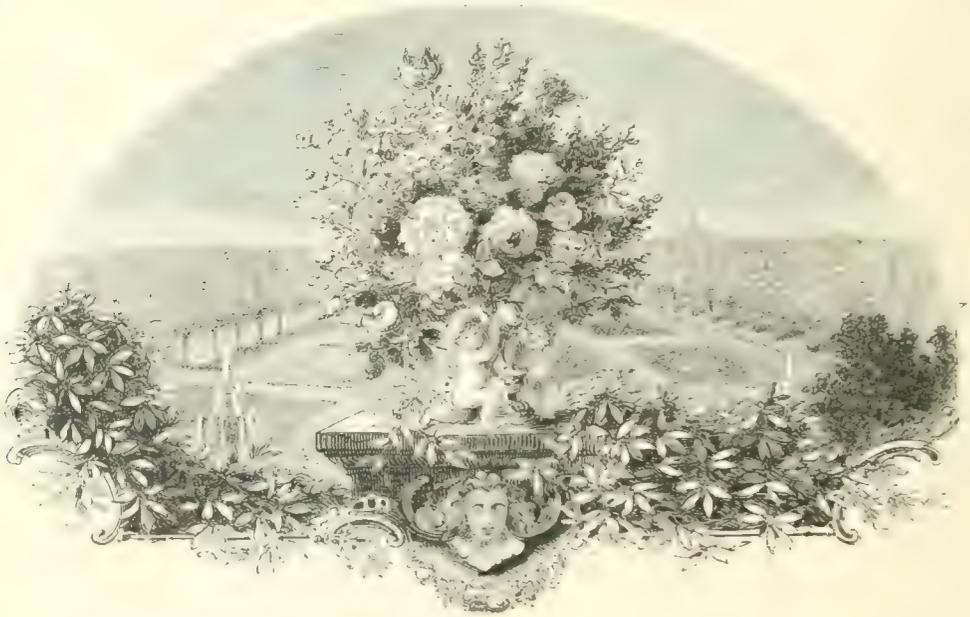
Indessen, wie sehr auch jener Medaillendiebstahl ein Verlust für die alte Geschichte ist, so scheint der Kefner'sche Cassendefect die Geister doch noch mehr zu irritiren. Dieser ist wichtiger für die Tagesgeschichte. Während ich dieses schreibe, vernimmt man, daß er nicht sechs, sondern zehn Millionen betrage. Man glaubt sogar, er werde sich am Ende als eine Summe von zwölf Millionen ausweisen. Das schmälert freilich das Verdienst des Mannes, und ich kann ihm keine Eichenkrone mehr zuerkennen. Durch diesen Cassendefect wobei es an Island'schen Nährungsarten nicht fehlte, geräth zunächst der Baron Louis in große Verlegenheit. Er wird wohl am Ende das Cautionnement, das von Kefner nicht gefordert worden, selbst bezahlen müssen. Er kann diesen Schaden leicht tragen; denn er ist enorm reich, zieht jährlich über 200.000 franken baare Revenuen und ist ein alter Abbé, der keine familie hat. Perier ärgert sich mehr als man glaubt über

diese Geschichte, da sie Geld welches seine force und seine Schwäche betrifft; wie wenig Schonung ihm die Opposition bei dieser Gelegenheit angedeihen lassen, ist aus den Blättern bekannt. Diese referiren hinlänglich die Unwürdigkeiten, die in der Kammer vorkamen, und es bedarf ihrer hier keiner besonderen Erwähnung. Wahrlich, die Opposition trägt sich eben so kläglich wie das Ministerium und gewährt einen eben so widerwärtigen Anblick. Unter den Vessern herrscht Uneinigkeit. — Odillon-Barrot, der Schlangkopf mit dem düster geschmeidigen Blick, will sich nicht zu weit von dem ererbten Portefeuille entfernen und bleibt hinter seiner Partei zurück. Dagegen ist Mauguin seinen Collegen gar zu sehr vorausgeeilt. Sie meinen, er habe sich verirrt, weil sie ihn nicht mehr sehen. Auch er sieht sie nicht mehr, und zwar im wirklichen Sinne des Wortes. Mauguin gibt nämlich alle Dienstag eine Demagogensoirée, und einer meiner Freunde, der sie diese Woche besuchte, fand dort keinen einzigen Deputirten. Ein alter Conventional, welcher anwesend war, lobte Mauguin ob der Energie seines Fortstrebens; Mauguin aber erwiderte mit Bescheidenheit, daß er in dieser Hinsicht keine Vergleichung aushalte mit den Kraftmännern der alten Conventio, daß er jedoch politisch weiter gegangen sei als seine Collegen von der Opposition, und daß diese, wie man sähe, ihn verlassen.

Während aber Bedrängnisse und Nöthen aller Art das Innere des Staates durchwühlen und die äußern Angelegenheiten seit den Ereignissen in Italien und Don Pedro's Expedition bedenklich verwickelter werden; während alle Institutionen, selbst die königlich höchste, gefährdet sind; während der politische Wirrwarr alle Existenzen bedroht, ist Paris diesen Winter noch immer das alte Paris, die schöne Zauberstadt, die dem Jüngling so holdselig lächelt, den Mann so gewaltig begeistert und den Greis so sanft tröstet. Hier kann man das Glück entbehren, sagte einst Frau von Staël — ein treffendes Wort, das aber in ihrem Munde seine Wirkung verlor, da sie sich lange Zeit nur deshalb unglücklich fühlte, weil sie nicht in Paris leben durfte, und da also Paris ihr Glück war. So liegt in dem Patriotismus der Franzosen größtentheils die Vorliebe für Paris, und wenn Danton nicht stob, weil man das Vaterland nicht an den Schuhsohlen mitschleppen

kann“, so hieß das wohl auch, daß man im Auslande die Herrlichkeiten des schönen Paris entbehren würde. Aber Paris ist eigentlich Frankreich: dieses ist nur die umliegende Gegend von Paris. Abgerechnet die schönen Landschaften und den liebenswürdigen Sinn des Volkes im Allgemeinen.

so ist Frankreich ganz öde, auf jeden Fall ist es geistig öde; Alles, was sich in der Provinz auszeichnet, wandert früh nach der Hauptstadt, dem Foyer alles Lichtes und alles Glanzes. Frankreich sieht aus wie ein Garten, wo man alle schönen Blumen gepflückt hat, um sie zu einem Strauße



zu verbinden, und dieser Strauß heißt Paris. Es ist wahr, er duftet jetzt nicht mehr so gewaltig wie nach jenen Blüthetagen des Julius als die Völker von diesem Dufte betäubt wurden. Er ist jedoch noch immer schön genug, um bräutlich zu prangen an dem Busen Europas. Paris ist nicht bloß die Hauptstadt von Frankreich, sondern der ganzen civilisirten Welt und ist ein Sammelplatz ihrer geistigen Notabilitäten. Versammelt ist hier Alles, was groß ist durch Liebe oder Haß durch fühlen oder Denken, durch Wissen oder Können, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit. Betrachtet man den Verein von berühmten oder ausgezeichneten Männern, die hier zusammentreffen, so hält man Paris für ein

Pantheon der Lebenden. Eine neue Kunst, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geschaffen, und lustig tummeln sich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Gewaltthaber geberden sich kleinlich aber das Volk ist groß und rüblt seine schauerlich erhabene Bestimmung. Die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die so ruhmvoll und heilig in's Grab gestiegen. Es dämmern gewaltige Thaten und unbekannte Götter wollen sich offenbaren. Und dabei lacht und tanzt man überall, überall blüht der leichte Scherz, die heitere Moterie und da jetzt Carneral ist so maskiren sich Viele als Doctrinäre und schneiden possierlich pedantische Gesichter und behaupten, sie hätten Furcht vor den Preußen.

IV.



Paris, den 1. März 1852.

Die Vorgänge in England nehmen seit einiger Zeit mehr als jemals unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir müssen es uns endlich gefallen lassen, daß die offene Feindschaft der absoluten Kö-

nige uns minder gefährlich ist als des constitutionellen John Bull's zweideutige Freundschaft. Die völker-menschelnden Antriebe der englischen Aristokratie treten bedrohlich genug an's officiële Tageslicht, und der Nebel von London verbüllt nur noch spärlich die feinen Schlingen und Knoten, die das conferenzliche Protokollgespinnst mit den parlamentarischen Fangfäden verknüpfen. Die Diplomatie hat dort thätiger als jemals ihre geburts-thümlichen Interessen wahrgenommen und emfiger als jemals das verderblichste Gewebe gesponnen, und Herr von Talleyrand scheint zugleich Spinne und Fliege zu sein. In der alte Diplomat nicht mehr so schlau wie weiland, als er, ein zweiter Hephaistos, den gewaltigen Kriegsgott selbst in seinem feingeschmiedeten

Netzwerk gefangen? Oder erging's ihm diesmal wie dem überklugen Meister Merlin, der sich in dem eigenen Zauber verstrickt und wortgefesselt und selbstgebannt im Grabe liegt? Aber warum hat man eben Herrn von Talleyrand auf einen Posten gestellt, der für die Interessen der Juliusrevolution der wichtigste, und wo vielmehr die unbeugsame Gradheit eines unbescholtenen Bürgers nöthig war? Ich will damit nicht ausdrücklich sagen, der alte glatte ehemalige Bischof von Autun sei nicht ehrlich. Im Gegentheil, den Eid, den er jetzt geschworen hat, den hält er

gewiß; denn er ist der dreizehnte. Wir haben freilich keine andere Garantie seiner Ehrlichkeit, aber sie ist hinreichend; denn noch nie hat ein ehrlicher Mann zum dreizehnten Mal seinen Eid gebrochen. Außerdem versichert man, daß Ludwig Philipp in der Abschiedsaudienz noch aus Vorsorge zu ihm gesagt habe: „Herr von Talleyrand, was man Ihnen auch bieten mag, ich gebe Ihnen immer das Doppelte.“ Indessen, bei treulosen Menschen gäbe das dennoch keine Sicherheit; denn im Charakter der Treulosigkeit

liegt es, daß sie sich selbst nicht treu bleibt, und daß man auch nicht einmal durch Befriedigung des Eigennuzes auf sie rechnen kann.

Das Schlimmste ist, daß die Franzosen sich London als ein anderes Paris, das West-End als ein anderes St. Germainviertel denken, daß sie britische Reformer für verbrüderete Liberale



und die Parlamente für eine Pairs- und Deputirtenkammer ansehen, kurz, daß sie alle englischen Vorhandenheiten nach französischem Maßstabe messen und beurtheilen. Dadurch entstehen Irrthümer, wofür sie vielleicht in der Folge schwer büßen müssen. Beide Völker haben einen allzu schroff entgegengesetzten Charakter, als daß sie sich einander verstehen könnten, und die Verhältnisse in beiden Ländern sind zu ursprünglich verschieden, als daß sie sich mit einander vergleichen ließen. Und vollends in politischer Beziehung! Die Nachträge zu den „Reisebildern“ enthalten hierüber manche Belehrungen, die aus der unmittelbaren Anschauung geschöpft sind, und auf diese muß ich hier verweisen, um Wiederholungen zu vermeiden. Auch auf die trefflichen „Briefe eines Verstorbenen“ will ich hier nochmals hindenten, obgleich das poetische Gemüth des Verfassers in das starre Brittenthum mehr geistige Bewegung hineingeschaut, als wohl grundwirklich darin zu finden sein möchte. England müßte man eigentlich im Style eines Handbuchs der höheren Mechanik beschreiben, ungefähr wie eine ungeheuer complicirte Fabrik, wie ein saufendes, brausendes, stoßendes, stampfendes und verdrießlich schurrendes Maschinenwesen, wo die blankgeschuerten Axtkittelsräder sich um alte verrosthete historische Jahrsablen drehen. Mit Recht sagen die St. Simonisten, England sei die Hand und Frankreich das Herz der Welt. Ach! dieses große Welt Herz müßte verbluten, wenn es auf britische Generosität rechnend, einmal Hilfe verlangte von der kalten hölzernen Nachbarhand. Ich denke mir das egoistische England nicht als einen fetten, wohlhabenden Bierwanst, wie man ihn auf Caricaturen sieht, sondern nach der Beschreibung eines Satirikers, in der Gestalt eines langen, mageren, knöchernen Hagestolzes, der sich einen abgerissenen Knopf an die Hosensieder annäht, und zwar mit einem Zwirnfaden, an dessen Ende als Knäuel die Weltkugel hängt — er schneidet aber ruhig den Faden ab, wo er ihn nicht mehr braucht und läßt ruhig die ganze Welt in den Abgrund fallen.

Die Franzosen meinen, das englische Volk hege Freiheitswünsche gleich den ihrigen, es ringe ebenso wie sie gegen die Usurpationen einer Aristokratie und daher gäben nicht bloß viele äußere, sondern auch viele innere Interessen die Würksamkeit einer engen Alliance. Aber sie wissen

nicht, daß das englische Volk selbst durchaus aristokratisch ist, daß es nur in englischer Corporationsweise seine Freiheit oder vielmehr seine verbrieften vorrechtlichen Freiheiten verlangt, und daß die französische, allgemein menschenthümliche Freiheit, deren die ganze Welt nach den Urkunden der Vernunft theilhaftig werden soll, ihrem tiefsten Wesen nach den Engländern verhaßt ist. Sie kennen nur eine englische Freiheit, eine historisch-englische Freiheit, die entweder den königlich-großbritannischen Unterthanen patentirt wird, oder auf ein altes Gesetz, etwa aus der Zeit der Königin Anna, basiert ist.

Burke, der die Geister zu burken suchte und das Leben selbst an die Anatomie der Geschichte verhandelte, dieser machte der französischen Revolution zum hauptsächlichsten Vorwurfe, daß sie sich nicht wie die englische aus alten Institutionen herausgebildet, und er kann nicht begreifen, daß ein Staat ohne Nobility bestehen könne. Englands Nobility ist aber auch etwas ganz Anderes als die französische Noblesse, und sie verdient, daß ich ihr unterscheidendes Lob ausspreche. Der englische Adel stellte sich dem Absolutismus der Könige immer entgegen, in Gemeinschaft mit dem Volke, um dessen Rechte nebst den seinigen zu behaupten; der französische Adel hingegen ergab sich den Königen auf Gnade und Ungnade; seit Mazarin widerstrebe er nicht mehr ihrer Gewalt, er suchte nur daran Theil zu gewinnen durch geschmeichelten Hofdienst und in unterthänigster Handlungergemeinschaft mit den Königen drückte und verrieth er das Volk. Unbewußt hat sich der französische Adel für die frühere Unterdrückung an den Königen gerächt, indem er sie zu entnervender Sittenlosigkeit verführte und sie fast blödsinnig schmeichelte. Freilich er selber, geschwächt und entgeistet, mußte dadurch zugleich mit dem ältern Königthume zu Grunde gehen, der zehnte August fand in den Tuilerien nur ein greisenhaft abgelebtes Volk mit gebrechlichen Galanteriedegen, und nicht einmal ein Mann nur eine Frau war es die nur Muth und Kraft zur Gegenwehr aufforderte; — aber auch diese letzte Dame des französischen Ritterthums, die letzte Repräsentantin des hinfierbenden alten Regimes auch sie sollte nicht in so holdher Jugendgeitalt in's Grab sinken und eine einzige Nacht hat schneeweiß gefärbt die blonden Locken der schönen Antoinette.



Anders erging es dem englischen Adel. Dieser hatte seine Kraft erhalten, er wurzelt im Volke, dem gesunden Boden, der die jüngern Söhne der Nobility als edle Schößlinge annimmt und durch diese, die eigentliche Gentry, mit dem Adel selbst, der Nobility, verbunden bleibt. Dabei ist der englische Adel voll Patriotismus, er hat bisher mit unerlogem Eifer das alte England wahrhaft repräsentirt, und jene Lords, die so viel kosten, haben auch, wenn es noth that, dem Vaterlande Opfer gebracht. Es ist wahr, sie sind hochmüthig, mehr noch als der Adel auf dem Continente, der seinen Hochmuth zur Schau trägt und sich äußerlich vom Volke auszeichnet durch Costüme, Bänder, schlechtes französisch. Wappen, Sterne und sonstige Spielereien; der englische Adel

verachtet den Bürgerstand zu sehr, als daß er es für nöthig hielt, ihm durch äußere Mittel zu imponiren, die bunten Zeichen der Macht öffentlich zur Schau zu tragen; im Gegentheile, wie Götter incognito sieht man den englischen Adel, schlicht bürgerlich gekleidet, und daher unbemerkt in den Straßen, Routs und Theatern Londons; mit seinen feudalistischen Decorationen und sonstigem Prachtflitterstaate bekleidet er sich nur bei Hofeisen und altberkömmlichen Hofceremonien. Daber bewahrt er auch bei dem Volke mehr Ehrfurcht als unsere Continentalgötter, die so wohlbekannt mit allen ihren Attributen umherlaufen. Auf der Waterloobrücke zu London hörte ich einft, wie ein Knabe zu dem andern sagte: Have you ever seen a nobleman? Hast du je einen Edelmann gesehen?, worauf der Andere antwortete: No, but I have seen the coach of the Lord Mayor. Nein, aber ich habe die Kutsche der Lord Mayors gesehen. Diese Kutsche ist nämlich ein abenteuerlich großer Kasten, überreich vergoldet, fabelhaft bunt bemalt, mit einem rothsamtnen, steifgoldenen Haarbeutelkutscher auf dem Bock und drei duo Haarbeutelkutschen hinten auf dem Schlage. Wenn das englische Volk jetzt mit seinem Adel hadert, so geschieht das nicht der bürgerlichen Gleichheit wegen, woran es nicht denkt, am wenigsten der bürgerlichen Freiheit wegen, deren es vollant genießt sondern wegen harer Geldinteressen; indem der Adel, im Besitze aller Sinecuren, geistlichen Pfründen und übereinträglicher Aemter, frech und üppig schwelgt, während der größte Theil des Volks, überlastet mit Abgaben, im tiefsten Elende schmachtet und verhungert. Daher verlangt es eine Parlamentsreform, und die adeligen Beförderer derselben haben wahrlich nicht im Sinne, sie zu etwas Anderem zu benutzen als zu materiellen Verbesserungen.

Ja, der Adel von England ist noch immer mit dem Volke verbundener als mit den Königen, von denen er sich immer unabhängig zu erhalten gewußt, im Gegensatze zu dem französischen Adel. Er sieht den Königen nur sein Schwert und sein Wort, jedoch an dem Privatleben derselben, in Lust und Lüste, nahm er nur gleichgiltig vertraulichen Antheil. Dies gilt sogar von den verdorbensten Zeiten. Hamilton in seinen Memoiren des Duc de Grammont gibt ein anschauliches Bild dieses Verhältnisses. Solcherweise, bis auf die letzte Zeit blieb der englische Adel zwar der

Etikette nach handküssend und küssend, jedoch factisch auf gleichberechtigtem Fuße mit den Königen, denen er sich ernsthaft genug widersetzte, sobald sie seine Vorrechte antasteten oder sich seinem Einflusse entziehen wollten. Dieses letztere geschah vor einigen Jahren am offenkundigsten, als Canning Minister wurde; zur Zeit des Mittelalters wären die englischen Barone in einem solchen Falle behelmt und gepanzert, mit dem Schwerte in der Faust und im Geleite ihrer Lebensmänner, auf's Schloß des Königs gestiegen und hätten mit ironischer Demuth, mit bewaffneter Courtoisie ihren Willen ertrugt. In unserm Jahrhunderte mußten sie zu minder ritterthümlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, und wie männiglich bekannt, suchten die Edelleute, die damals das Ministerium bildeten, dem Könige dadurch zu imponiren, daß sie unermüdet und in peröd abgekarteter Weise sämmtlich ihre Demissionen gaben. Die Folgen sind ebenfalls hinlänglich bekannt. Georg IV. stützte sich alsdann auf George Canning, den heiligen Georg von England, der nahe daran war, den mächtigsten Lindwurm der Erde niederzuschlagen. Nach ihm kam Lord Goderich mit seinem rothbäckig behaglichen Gesichte und affectirt bestigen Advocatentone und ließ bald die überlieferte Lanze aus den schwachen Händen fallen, so daß der arme König sich wieder auf Gnade und Ungnade seinen alten Baronen übergeben mußte und der Feldherr der heiligen Alliance wieder den Commandostab erhielt. Ich habe an einem andern Orte nachgewiesen, warum kein liberaler Minister in England etwas besonders Gutes bewirken kann und deshalb abtreten muß, um jenen Hochtorries Platz zu machen, die eine große Verbesserungsbill natürlicherweise um so leichter durchsetzen, da sie den parlamentarischen Widerstand ihrer eigenen Halsstarrigkeit nicht zu besiegen brauchen. Der Teufel hat von jeher die besten Kirchen gebaut. Wellington erkocht jene Emancipation, wosfür Canning vergebens kämpfte, und vielleicht ist er auch der Mann, der dazu bestimmt ist, jene Reformbill durchzusetzen, woran Lord Grey wahrscheinlich scheitert. Ich glaube an dessen baldigen Sturz, und dann gelangen wieder an's Regiment jene unversöhnlichen Aristokraten, die seit vierzig Jahren das französische Volk, als den Repräsentanten der demokratischen Ideen, auf Tod und Leben beschden. Diesmal wird freilich der alte Groll den materiellen Unter-

essen nachgestellt werden, und den gefährlicheren Feind im Osten und seine Anhänger wird man gern von französischen Waffen bekämpft sehen. Um so mehr, da sich die Feinde alsdann wechselseitig schwächen. Ja, die Engländer werden den gallischen Hahn noch besonders anspornen zum Kampfe mit den absoluten Adlern, und sie werden schaubegierig mit ihren langen Hälsen über den Canal herüberschauen und applaudiren wie im Cock-pit und ob des Ausgangs des Kampfes viele tausend Guineen verwetten.

Werden die Götter dort oben im blauen Zelte ebenso gleichgiltig dieses Schauspiel betrachten? werden sie, Engländer des Himmels, unbekümmert ob unseres Hilferufs und unseres Verblutens, herzlos und mit bleiernem Blick auf den Todeskampf der Völker herabschauen? Oder hat der Dichter Noth, welcher behauptet hat, so wie wir die Affen haben weil sie von allen Säugethieren uns selber am ähnlichsten schauen und dadurch unseren Stolz kränken, so seien den Göttern auch die Menschen verhaßt die nach ihrem eigenen Bildnisse erschaffen, mit ihnen selber so viel beleidigende Aehnlichkeit haben; so daß die Götter, je größer, schöner, gottgleicher die Menschen sind, sie desto grimmiger durch Mißgeschick verfolgen und zu Grunde richten, während sie die kleinen, häßlichen säugethierlicheren Menschen gnädig verzeihen und im Glücke gedeihen lassen. Wenn diese letzte traurige Ansicht wahr ist so sind freilich die Franzosen ihrem Untergange näher als Andere! Ah möge das Ende ihres Kaiserthums noch frühzeitig die Franzosen belehren, was von dem Großhimm Englands zu erwarten ist! Hat der Vellerophon diese Chimäre nicht längst entführt? Möge Frankreich sich niemals auf England verlassen wie Polen auf Frankreich!

Sollte sich jedoch das Entsetzliche begeben, und Frankreich, das Mutterland der Civilisation und der Freiheit, ginge verloren durch Leichtsinn und Verrath, und die fremdländische Junkersprache schnarrte wieder durch die Straßen von Paris, und schmutzige Tentonementiere bedeckten wieder den heiligen Boden der Boulevards, und der Palais Royal rückte wieder nach Juchten — dann gäbe es einen Mann in der Welt, der elender wäre, als jemals ein Mensch gewesen, einen Mann, der durch seinen kläglichen, krämerhaften Kleinsinn das Verderben des Vaterlandes verschuldet hätte und alle Schlangen der Reue im Herzen und

alle Flüche der Menschheit auf dem Haupte trüge. Die Verdammten in der Hölle würden sich alsdann um sich einander zu trösten, die Qualen dieses Mannes erzählen, die Qualen des Casimir Perier.

Welch eine schauerliche Verantwortlichkeit lastet auf diesem einzigen Manne! Ein Grauen erfaßt mich jedesmal, wenn ich in seine Nähe trete. Wie gebannt von einem unheimlichen Zauber, stand ich jüngst eine Stunde lang neben ihm und betrachtete diese trübe Gestalt, die sich zwischen den

Völkern und der Sonne des Julius so kühn gestellt hat. Wenn dieser Mann fällt, dachte ich hat die große Sonnenfinsterniß ein Ende, und die dreifarbigte Fahne auf dem Pantheon erglänzt wieder begeistert, und die Freiheitsbäume erblühen wieder! Dieser Mann ist der Atlas, der die Börse und das Haus Orleans und das ganze europäische Staatengebäude auf seinen Schultern trägt, und wenn er fällt, so fällt die ganze Erde worin man die edelsten Hoffnungen der Menschheit ver-



schachert, und es fallen die Wechselfische und die Course und die Eigensucht und die Gemeinheit!

Es ist nicht so ganz uneigentlich, wenn man ihn einen Atlas nennt: Perier ist ein ungewöhnlich großer, breitschultriger Mann von starkem Knochenbau und gewaltig stämmigem Ansehen. Man hat gewöhnlich irrige Begriffe von seinem Aeußern, theils weil die Journale beständig von seiner Kränklichkeit reden, um ihn, der durchaus gesund und Präsident des Conseils bleiben will, zu irritiren, theils auch weil man von seiner Irritation selbst die übertriebensten Anekdoten erzählt und die Leidenschaftlichkeit, womit man ihn auf der Rednerbühne agiren sieht, als seinen gewöhnlichen Zustand betrachtet. Aber der Mann ist ein ganz Anderer, sobald man ihn in seiner Häuslichkeit, in Gesellschaft, überhaupt in einem befriedeten Zustande erblickt. Dann gewinnt sein Gesicht, statt des begeistert erhöhten oder erniedrigten Ausdruckes, den ihm die Tribüne verleiht, eine wahrhaft imposante Würde, seine Gestalt erhebt

sich noch männlich schöner und edler, und man betrachtet ihn mit Wohlgefallen, besonders so lange er nicht spricht. In dieser Hinsicht ist er ganz das Gegentheil der Femme du Bureau im Café Colbert, die fast unschön erscheint, so lange sie schweigt, deren Gesicht aber von Holdseligkeit überstrahlt wird, sobald sie zum Sprechen den Mund öffnet. Nur daß Perier, wenn er lange schweigt und Andere mit Bedächtigkeit anhört, die dünnen Lippen tief einwärts zieht, und der Mund dadurch wie eine Grube im Gesichte anzuschauen ist. Dann pflegt er auch mit dem hochend gebeugten Haupte leise auf und nieder zu nickn, wie Einer, der zu sagen scheint: „Das wird sich schon geben.“ Seine Stirne ist hoch und scheint es um so mehr, da das Vorderhaupt nur mit wenigen Haaren bedeckt ist. Diese sind grau, beinahe weiß, glatt anliegend und bedecken nur spärlich den übrigen Theil des Kopfes, dessen Wölbung schön und ebenmäßig und woran die kleinen Ohren fast anmuthig genannt werden

können. Das Kinn ist aber kurz und ordinär. Wild und wüth hängt das schwarze Buschwerk seiner Braunen herab bis zu den tiefen Augenhöhlen, worin die kleinen dunkeln Augen tief versteckt auf der Lauer liegen; nur zuweilen blizt es da hervor wie ein Stilet. Die Farbe des Gesichts ist grangelblich, das gewöhnliche Colorit der Sorge und Verdrossenheit, und es irren allerlei wunderliche Falten darüber hin, die zwar nicht gemein sind, aber auch nicht edel, vielleicht Justemilien, anständig grämliche Justemilienfalten. Man will dem Manne das Bankierhafte anmerken, sogar in seiner Haltung das Kaufmännische herausfinden, und einer meiner Freunde gibt vor, daß er in Versuchung gerathe, ihn über den jetzigen Preis des Kaffees oder den Stand des Discountos zu befragen. Wenn man aber von Jemandem weiß, daß er blind ist, sagt Lichtenberg, so glaubt man es ihm von hinten antehen zu können. Ich finde in der ganzen Erziehung Casimir Perier's freilich nichts, was an Adel der Geburt erinnert, aber in seinem Wesen liegt viel von schöner Ausbildung der Bürgerlichkeit wie man sie bei Männern findet, die mit den thatschällichsten Staatsorgen belastet sind und sich mit davaleresken Manieren und sonntigem Toilettengeschäfte nicht viel befassen können.

Nach seinen Reden kann man Perier noch am besten beurtheilen es ist das auch seine beste Seite, wenigstens während der Restaurationsperiode, wo er, einer der besten Sprecher der Opposition, gegen windiges Pfaffen- und Schranzenthum den edelsten Krieg führte. Ich weiß nicht ob er damals schon so körperlich ungestüm war wie jetzt; ich las damals nur seine Reden, die ein Mäurer von Haltung und Würde, auch zugleich so unbig und betonnen waren: daß ich ihn für einen ganz alten Mann hielt. In diesen Reden herrschte die strengste Logik, es war darin etwas Starres, starre Vernunftgründe neben einander grad aufgerichtet, gleich unzerbrechbar eisernen Stangen und dahinter lauflchte manchmal eine leise Wehmuth, wie eine blasse Nonne hinter klösterlichem Sprachgitter. Die starren Vernunftgründe, die eisernen Stangen sind in seinen Reden geblieben, aber jetzt schaut man dahinter nur einen unmächtigen Horn, der wie ein wildes Thier hin und her springt.

Viele der neuesten Reden Perier's welche Gelesenwürthe besprechen wie z. B. über die Paule

sind nicht von ihm selbst abgefaßt; zu solchen großen Ausarbeitungen fehlt es dem Minister an Zeit. Er muß jetzt täglich reizbarer, kleinlicher und leidenschaftlicher in seinen eigenen Reden werden, je bedenklicher, würdeloser und unedler das System ist, das er zu vertheidigen hat. Was ihm in der öffentlichen Meinung am förderlichsten, das ist seine Stellung neben Herrn Sebastiani, dem alten koketten Menschen mit dem aschgrauen Herzen und dem gelben Gesichte, worauf noch manchmal ein Stückchen Rötbe zu schauen wie bei herbstlichen Bäumen, aus deren gelbem Laubwerk einige grellrothe Blätter hervorgrinsen. Wahrlich, es gibt nichts Widerwärtigeres als diese aufgeblasene Nichtigkeit, die, obgleich für krank erklärt, noch oft in die Kammer kommt und sich auf die Ministerbank setzt, ein fades Lächeln um die Lippen und eine Dummheit auf der Zunge. Ich kann kaum begreifen, daß dieses wohl gantirte, niedlich chaufirte schwächliche Mannlein mit verschwimmenden Vapeuränglein jemals große Dinge verrichten konnte im Felde und im Narbe wie uns die Berichterstatter des russischen Rückzuges und der türkischen Gesandtschaft erzählen. Seine ganze Wissenschaft besteht jetzt nur noch aus einigen altabgenutzten Diplomatenstückchen, die in seinem blechernen Gehirne beständig klappern. Seine eigentlich politischen Ideen gleichen dem großen Riemem, welchen Karthagos Königin aus einer Kubbant schnitt, und womit sie ein ganzes Land umspannte; der Ideenkreis des guten Mannes ist groß, umfaßt viel Land, aber er ist dennoch von Leder. Perier sagte einst von ihm: „Er hat eine große Idee von sich selbst und das ist die einzige Idee die er hat.“

Ich habe den Cupido der Kaiserperiode, wie man Sebastiani genannt, neben dem Herkules der Justemilien-Zeit, wie man Perier bezeichnet, nur deshalb hingestellt: dann dieser in vorzüglicher Größe erscheinend, wahrlich ich möchte ihn lieber vergrößern als verkleinern, und dennoch kann ich nicht umhin zu gestehen, daß bei seinem Anblicke mir eine Gestalt in's Gedächtniß heraufsteigt, woneben er eben so klein erscheint wie Sebastiani neben ihm. Ist es der Geist der Satire, der an die Gegensätze erinnert? Oder hat Casimir Perier wirklich eine Aehnlichkeit mit dem größten Minister, der jemals in England regierte, mit George Canning? Aber auch andere Leute gehören daß er sonderbarenweise an diesen erinnert und irgend

eine verborgene Verwandtschaft zwischen Beiden vorhanden sei.

Vielleicht in der Bürgerlichkeit der Geburt und der Erscheinung, in der Schwierigkeit der Lage, in der unerschütterlichen Charakterkraft und im Widerstande gegen feudalaristokratischen Anknüpfung zeigt sich jene Aehnlichkeit zwischen Perier und Canning. Nimmermehr in ihrer Laufbahn und entfaltetem Gesinnung. Ersterer, geboren und erzogen auf

den weichen Polstern des Reichthums, konnte ruhig seine besten Neigungen entwickeln und ruhig Theil nehmen an jener wohlhabenden Opposition, die der Bürgerstand während der Restaurationszeit gegen Aristokratie und Jesuitenschaft führte. Der Andere hingegen, George Canning, geboren von unglücklichen Eltern, war das arme Kind einer armen Mutter, die ihn des Tags über traurig und weinend pflegte und des Abends,



um Brot für ihn zu verdienen, auf's Theater steigen und Comödie spielen und lachen mußte; späterhin, ans dem kleinen Elend der Armuth in das größere Elend einer glänzenden Abhängigkeit übergehend, erduldet er die Unterstützung eines Oheims und die Gönnerschaft eines hohen Adels.

Unterschieden sich aber beide Männer durch die Lage, worin das Glück sie versetzt und lange Zeit erhalten hatte, so unterschieden sie sich noch mehr durch die Gesinnung, die sie offenbarten, als sie den Gipfel der Macht erreicht, wo endlich, frei von allem Zwange, das große Wort des Lebens ausgesprochen werden konnte. Casimir Perier, der nie abhängig gewesen, der immer die goldenen Mittel besaß, die Gefühle der Freiheit in sich zu erhalten, auszubilden, zu erhöhen, dieser wurde plötzlich kleinmüthig und kränkerhaft; er beugte sich, seine Kräfte mißkennend, vor jenen Mächtigen, die er vernichten konnte, und

bettelte um den Frieden, den er nur als Gnade gewähren durfte; er verletz die Gastfreundschaft und beleidigt das heiligste Unglück, und, ein verkehrter Prometheus, stiehlt er den Menschen das Licht, um es den Göttern wiederzugeben. George Canning hingegen, weiland Gladiator im Dienste der Tories, als er endlich die Ketten der Geistesclaverei abschütteln konnte, erhob er sich in aller Majestät seines angeborenen Bürgerthums und zum Entsetzen seiner ehemaligen Gönner, ein Spartakus von Downing-Street, proclamirte er die bürgerliche und kirchliche Freiheit für alle Völker und gewann für England alle liberalen Herzen und hierdurch die Obermacht in Europa.

Es war damals eine dunkle Zeit in Deutschland, nichts als Eulen, Censuredicte, Kerkerduft, Entfugungsromane, Wachtparaden, Frömmelei und Blödsinn; als nun der Lichtschein der Canning'schen Worte zu uns herüberleuchtete, jauchzten

die wenigen Herzen, die noch Hoffnung fühlten, und was den Schreiber dieser Blätter betrifft, er küßte Abschied von seinen Lieben und Liebten und stieg zu Schiff und fuhr gegen London, um den Canning zu sehen und zu hören. Da saß ich nun ganze Tage auf der Galerie der Sanct Stephans Kapelle und lebte in seinem Anblicke und trank die Worte seines Mundes, und mein Herz war bezaubert. Er war mittlerer Gestalt, ein schöner Mann, edel geformtes, klares Gesicht sehr hohe Stirne, etwas Gläze, wohlwollend gewölbte Lippen, sanfte, überzeugende Augen, heftig genug in seinen Bewegungen, wenn er zuweilen auf den bleibernen Kästen schlug, der vor ihm auf dem Arentische lag, aber in der Leidenschaft immer anständig würdig und manlike. Worin glich also seine äußere Erscheinung dem Casimir Perier? Ich weiß nicht, aber es will mich bedünken, als sei dessen Kopfbildung obgleich derber und größer, der Canning'schen auffallend ähnlich. Eine gewisse Krankhaftigkeit Ueberreizung und Abspannung die wir bei Canning sahen, ist auch bei Perier auffallend und mahnte eben an Jenen. Was Talent betrifft so konnten sich wohl Beide die Wage halten. Nur daß Canning das Schwerste mit einer gewissen Leichtigkeit vollbrachte, gleich dem Odysseus, der den gewaltigen Vogen so leicht spannte als habe er die Saiten einer Leier aufgezogen; Perier hingegen zeigt bei der geringfügigsten Handlung eine gewisse Schwerfälligkeit, er entfaltet bei der unbedeutendsten Maßregel alle seine Kräfte, alle seine geistige und weltliche Cavallerie und Infanterie, und wenn er die gelindesten Saiten anzuziehen will geberdet er sich dabei so anstrengungsvoll, als spannte er den Vogen des Odysseus. Seine Reden habe ich oben charakterisirt. Canning war ebenfalls einer der größten Redner seiner Zeit. Nur warf man ihm vor daß er zu geblümt, zu geschmückt spreche. Aber diesen Vorwurf verdiente er gewiß nur in seiner frühern Periode, als er noch in abhängiger Stellung keine eigene Meinung aussprechen durfte, und er daher statt dessen nur oratorische Blumen, geistige Arabesken und brillante Wize geben konnte. Seine Rede war damals kein Schwert, sondern nur die Scheide desselben, und zwar eine sehr kostbare Scheide woran das getriebene Gold blumenwerk und die eingelegten Edelsteine auf's Reichste blühten. Aus dieser Scheide zog er später

hin die grade, schmucklose Stabklinge hervor und das funkelte noch herrlicher und war doch scharf und schneidend genug. Noch sehe ich die greinenden Gesichter, die ihm gegenüber saßen, besonders den lächerlichen Sir Thomas Bethbridge, der ihn mit großem Pathos fragte, ob er auch schon die Mitglieder seines Ministeriums gewählt habe? — worauf George Canning sich rubig erhob, als wolle er eine lange Rede halten, und, mit parodirtem Pathos Yes sagend, sich gleich wieder nieder setzte, so daß das ganze Haus vom Gelächter erdröhnte. Es war damals ein wunderlicher Anblick, fast die ganze frühere Opposition saß hinter dem Minister, namentlich der wackere Russell, der unermüdete Brougham, der gelehrte Mackintosh, Cam Hobhouse mit seinem verfürmt wüsten Gesichte, der edle spignässige Robert Wilson und gar Francis Burdett, die begeistert lange donauvorliche Gestalt dessen liebes Herz ein unverwelklicher Baumgarten liberaler Gedanken ist, und dessen magere Knie damals, wie Cobbet sagte, den Rücken Canning's berührten. Diese Zeit wird mir ewig im Gedächtnisse blühen, und unimmermehr vergehe ich die Stunde als ich George Canning über die Nothe der Völker sprechen hörte und jene Befreiungsworte vernahm, die wie heilige Donner über die ganze Erde rollten und in der Hütte des Americaners wie des Hindu ein röhrendes Echo zurückließen. That is my religion konnte Canning damals sagen. Seine schon volle, nehmige Stimme drang wehmüthig kraftvoll aus der kranken Brust, und es waren klare, entschleierte, todbekräftigte Scheideworte eines Sterbenden. Einige Tage vorher war seine Mutter gestorben, und die Trauerkleidung, die er deshalb trug, erhöhte die Feierlichkeit seiner Erscheinung. Ich sehe ihn noch in einem schwarzen Oberrocke und mit seinen schwarzen Handschuhen. Diese betrachtete er manchmal, während er sprach, und wenn er dabei besonders nachsinnend auslief dann dachte ich: Jetzt denkt er vielleicht an seine todte Mutter und an ihr langes Elend und an das Elend des übrigen armen Volkes, das im reichen England verhungert, und diese Handschuhe sind dessen Garantien, daß Canning weiß wie ihm zu Muthe ist und ihm helfen will. In der Beugung der Rede riß er einmal einen jener Handschuhe von der Hand und ich glaubte schon, er wolle ihn der ganzen hohen Aristokratie von England vor die Füße

werfen als den schwarzen Fehdehandschuh der beleidigten Menschheit.

Wenn ihn jene Aristokratie gerade nicht ermordet hat, eben so wenig wie jenen von St. Helena.

der an einem Magenkrebse gestorben, so hat sie ihm doch genug kleine vergiftete Nadeln in's Herz gestochen. Man erzählte mir z. B., Canning erhielt in jener Zeit, als er eben in's Parlament ging,



einen mit wohlbekanntem Wappen versiegelten Brief, den er erst im Sitzungssaale öffnete und worin er einen alten Comödientettel fand, auf welchem der Name seiner verstorbenen Mutter unter dem Personale der Schauspieler gedruckt war.

Bald darauf starb Canning, und jetzt seit fünf Jahren schläft er in Westminster neben Fox und Sheridan, und über den Mund, der so Großes und Gewaltiges gesprochen, zieht vielleicht eine Spinne ihr blödsinnig schweigendes Gewebe. Auch Georg IV. schläft jetzt dort in der Reihe seiner Väter und Vorfahren, die in steinernen Abbildungen auf den Grabmälern ausgestreckt liegen, das steinerne Haupt auf steinernen Kissen, Weltkugel und Scepter in der Hand; und rings um sie her, in hohen Särgen, liegt Englands Aristokratie, die vornehmen Herzoge und Bischöfe, Lords und Barone, die sich im Tode wie im Leben um die Könige drängen; und wer sie dort schauen will in Westminster, zahlt einen Shilling und sechs Pence. Dieses Geld empfängt ein armer kleiner Aufseher, dessen Erwerbszweig es ist, die todtten hohen Herrschaften sehen zu lassen, und der dabei ihre Namen und Thaten hinschnattert, als wenn er ein Wachsfigurencabinet zeigte. Ich sehe gern dergleichen, indem ich mich dann überzeuge, daß die Großen der Erde nicht unsterblich sind, mein Shilling und sechs Pence hat mich nicht gereut, und als ich Westminster verließ, sagte ich zu dem

Aufseher: Ich bin mit deiner Exhibition zufrieden, ich wollte dir aber gern das Doppelte zahlen, wenn die Sammlung vollständig wäre.

Das ist es. So lange Englands Aristokraten nicht sämmtlich zu ihren Vätern versammelt sind, so lange die Sammlung in Westminster nicht vollständig ist, bleibt der Kampf der Völker gegen Bevorrechtung der Geburt noch immer unentschieden, und Frankreichs Bürgeralliance mit England bleibt zweifelhaft. — Ueber dieses Thema wollen wir in einem spätern Artikel unsere schmerzlichsten Besorgnisse weiter entwickeln und durch eine Vergleichung des Geistes beider Völker und ihrer Machthaber die Grenzen bestimmen, bis wie weit die Franzosen den Briten trauen dürfen. Unterdessen verweisen wir auf die tief-sinnigen und geistreichen Aufsätze, die der „National“ seit einiger Zeit über diesen Gegenstand mittheilt. Das heutige Blatt dieses Journals ist in dieser Hinsicht zunächst beherzigenswerth.

V.

Paris den 25. März 1852.

Der Feldzug nach Belgien die Blokade von Lissabon und die Einnahme von Ancona sind die drei charakteristischen Heldenthaten, womit das Justemilien nach außen seine Kraft, seine Weisheit und seine Herrlichkeit geltend gemacht; im Innern pflückte es eben so rühmliche Lorbeern unter den Pfeilern des Palais Royal, zu Lyon und zu Grenoble. Nie stand Frankreich so tief in den Augen des Auslandes, nicht einmal zur Zeit der Pompadour und der Dubarry. Man merkt jetzt, daß es noch etwas Mägllicheres gibt als eine Maitressenherrschaft. In dem Boudoir einer galanten Dame ist noch immer mehr Ehre zu finden als in dem Comptoir eines Bankiers. Sogar in der Betstube Carls X. hat man nicht so ganz und gar der Nationalwürde vergessen und von dort aus eroberte man Algier. Diese Eroberung soll, damit die Demüthigung vollständig sei, jetzt aufgegeben werden. Diesen letzten Fetzen von Frankreichs Ehre opiert man dem Trugbilde einer Alliance mit England. Als ob die imaginäre Hoffnung derselben nicht schon genug gekostet habe! Dieser Alliance halber werden sich die Franzosen auch auf der Escalade von Ancona blamiren müssen wie auf den Ebenen von Belgien und unter den Mauern von Lissabon. Wenn erst Lord Grey fällt, dann werden die Engländer noch mehr fordern; aber dann fällt auch Casimir Perier. Beide erhalten sich nur durch ihre gegenseitige Fallkraft, ungefähr wie zwei Betrunkene, die aufrecht bleiben, weil sie beständig gegen einander fallen.

Im Innern sind die Weenanfälle und Ferrorbeiten nachgerade so unleidlich geworden daß sogar ein Deutscher die Geduld verlieren könnte. Die Franzosen gleichen jetzt jenen Verdammten in Dante's Hölle, denen ihr dormaliger Zustand so unerträglich geworden, daß sie nur diesem entzogen zu werden wünschen, und sollten sie auch dadurch in einen noch schlechteren Zustand gerathen. So erklärte sich, daß den Republikanern das

legitime Regime und den Legitimisten die Republik viel wünschenswerther geworden als der Sumpf, der in der Mitte liegt und worin sie eben jetzt stecken. Die gemeine Qual verbindet sie. Sie haben nicht denselben Himmel, aber dieselbe Hölle, und da ist Heulen und Zähneklappern — Vive la République! Vive Henry V!

Die Anhänger des Ministeriums d. h. Angestellte, Bankiers, Gutsbesitzer und Boutiquiers, erhöhen das allgemeine Mißbehagen noch durch die lächelnden Versicherungen, daß wir ja Alle im ruhigsten Zustande leben, daß das Thermometer des Volksglückes, der Staatspapiercours, gestiegen, und daß wir diesen Winter in Paris mehr Bälle als jemals und die Oper in ihrer höchsten Blüthe gesehen haben. Dieses war wirklich der Fall; denn jene Leute haben ja die Mittel, Bälle zu geben, und da tanzten sie nun, um zu zeigen, daß Frankreich glücklich sei; sie tanzten für ihr System, für den Frieden, für die Ruhe Europas; sie wollten die Courie in die Höhe tanzen — sie tanzten à la hausse. Freilich manchmal, während den erfreulichsten Entrechats, brachte das diplomatische Corps allerlei Hiobsdepeschen aus Belgien, Spanien, England und Italien; aber man ließ keine Verstärkung merken und tanzte verwerthungsvoll lustig weiter; ungefähr wie Mine, Königin von Gollonda, ihre scheinbar fröhlichen Tänze fortsetzt, wenn auch das Chor der Eunuchen mit einer Schreckensnachricht nach der andern heranquäht. Wie gesagt die Leute tanzten für ihre Neuten, je gemäßigter sie gestimmt waren, desto leidenschaftlicher tanzten sie, und die dicksten, moralischsten Bankiers tanzten den verruchten Nonnenwalzer aus Robert le Diable, der berühmten Oper. — Meyerbeer hat das Unerhörte erreicht, indem er die flatterhaften Pariser einen ganzen Winter lang zu fesseln gewußt; noch immer kommt Alles nach der Academie de Musique um Robert le Diable zu sehen; aber die enthuhiatischen Meyerbeerianer mögen mir verzeihen, wenn ich glaube, daß Mancher nicht bloß von der Musik angezogen



wird, sondern auch von der politischen Bedeutung der Oper! Robert le Diable, der Sohn eines Teufels, der so verrückt war wie Philipp Egalité, und einer Fürstin, die so fromm war wie die Tochter Penthièvre's, wird von dem Geiste seines Vaters zum Bösen, zur Revolution, und von dem Geiste seiner Mutter zum Guten, zum alten Regime hingezogen, in seinem Gemüthe kämpfen die beiden angeborenen Naturen, er schwebt in der Mitte zwischen den beiden Principien, er ist Justemilieu; — vergebens wollen ihn die Wolfsschluchstimmten der Hölle in's Mounement ziehen, vergebens verlocken ihn die Geister der Convention, die als revolutionäre Nonnen aus dem Grabe steigen, vergebens gibt Robespierre, in der Gestalt der Mademoiselle Taglioni, ihm die Meolade; — er widersteht allen Anfechtungen, allen Verführungen, ihn leitet die Liebe zu einer Prinzessin beider Sicilien, die sehr fromm ist, und auch er wird fromm, und wir erblicken ihn am Ende im Schoße der Kirche umsummt von Frömmlern und umuebelt von Weihrauch. Ich kann nicht umbin zu bemerken, daß bei der ersten Vorstellung dieser Oper durch ein Versehen des Maschinenisten das Brett der Versenkung, worin der alte Vater Teufel zur Hölle fuhr, ungeschlossen geblieben und daß der Teufel Sohn, als er zufällig darauf trat, ebenfalls hinabsank.

Da in der Deputirtenkammer von dieser Oper so viel gesprochen worden, so war die Erwähnung derselben keineswegs diesen Blättern unangemessen. Die gesellschaftlichen Erscheinungen sind hier durchaus nicht politisch unwichtig, und ich begreife jetzt sehr gut, wie Napoleon in Moskau sich damit beschäftigen konnte, das Reglement für die Pariser Theater anzuarbeiten. — Auf letztere hatte die Regierung während des verfloffenen Faschings ihr besonderes Augenmerk, wie denn überhaupt diese Zeit um so mehr ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, da man sogar die Maskenfreiheit fürchtete, und besonders am Mardi-gras eine Emeute erwartete. Wie leicht ein Mummenschauz dazu Gelegenheit geben kann, hat sich in Grenoble erwiesen. Voriges Jahr ward der Mardi-gras durch Demolirung des erzbischöflichen Pallastes gefeiert.

Da dieser Winter der erste war, den ich in Paris zubrachte, so kann ich nicht entscheiden, ob der Carneval dieses Jahr so brillant gewesen, wie die Regierung prahlt, oder ob er so trist

ausfah, wie die Opposition klagt. Sogar bei solchen Außendingen kann man der Wahrheit hier nicht auf die Spur kommen. Alle Parteien suchen zu täuschen, und selbst den eigenen Augen darf man nicht trauen. Einer meiner Freunde ein Justemilieu, hatte die Güte, letzten Mardi-gras mich in Paris herum zu führen und mir durch den Augenschein zu zeigen, wie glücklich und heiter das Volk sei. Er ließ an jenem Tage auch alle seine Bedienten ausgehen und befahl ihnen ausdrücklich, sich recht viel Vergnügen zu machen. Vergnügt faßte er meinen Arm und rannte vergnügt mit mir durch die Straßen und lachte zuweilen recht laut. An der Porte Saint Martin, auf dem feuchten Pflaster, lag ein todtblauer, röchelnder Mensch, von welchem die umstehenden Gaffer behaupteten, er sterbe vor Hunger. Mein Begleiter aber versichert, daß dieser Mensch alle Tage auf einer andern Straße vor Hunger sterbe, und daß er davon lebe, indem ihn nämlich die Carlisten dafür bezahlten, durch solches Schauspiel das Volk gegen die Regierung zu verhexen. Dieses Handwerk muß jedoch schlecht bezahlt werden, da Viele dabei wirklich vor Hunger sterben. Es ist eine eigene Sache mit dem Verhungern; man würde hier täglich viele tausend Menschen in diesem Zustande sehen, wenn sie es nur längere Zeit darin aushalten könnten. So aber gewöhnlich nach drei Tagen, welche ohne Nahrung verbracht worden, sterben die armen Hungerleider, Einer nach dem Andern, und sie werden still eingescharrt, und man bemerkt sie kaum.

Sehen Sie, wie glücklich das Volk ist, bemerkte mein Begleiter, indem er mir die vielen Wagen voll Masken zeigte, die laut jubelten und die lustigsten Narretheien trieben. Die Boulevards gewährten wirklich einen überaus ergötzlich bunten Anblick, und ich dachte an das alte Sprichwort: Wenn der liebe Gott sich im Himmel langweilt, dann öffnet er das Fenster und betrachtet die Boulevards von Paris. Nur wollte es mich bedünken, als sei dabei mehr Gendarmerie aufgestellt, als zu einem harmlosen Vergnügen eben nothwendig gewesen. Ein Republikaner, der mir begegnete, verdarb mir den Spaß, indem er mir versicherte, die meisten Masken, die sich am lustigsten geberdeten, habe die Polizei eigens dafür bezahlt, damit man nicht klage, das Volk sei nicht mehr vergnügt. Inwieweit dieses wahr sein mag, will ich nicht bestimmen; die maskirten



Männer und Weiber schienen sich ganz von innen heraus zu belustigen und wenn die Polizei sie noch besonders dafür bezahlte, so war das sehr artig von der Polizei. Was ihre Einwirkung besonders verrathen konnte, waren die Gespräche der maskirten gemeinen Kerle und öffentlichen Dinnen, die in ertrödelten Kosttrachten, mit Schönplasterchen auf den geschminkten Gesichtern, die Vornehmheit der vorigen Regierung parodistisch nachäfften sich mit carlistischen Namen trullierten und sich dabei so höflich artig scherten und spritzten daß ich mich unwillkürlich der hohen Festezeiten erinnerte, die ich als Knabe die Ehre hatte von der Galerie herab zu beobachten; nur daß die Pariser Poissarden ein besseres Französisch sprachen als die Cavaliere und gnädigen Fräulein meines Vaterlandes.

Um diesem letztern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, gestehe ich, daß der diesjährige Boeuf-gras gar kein Aufsehen in Deutschland gemacht haben würde. Ein Deutscher mußte über diesen unbedeutenden Ochs lachen, ob dessen Größe man sich hier besonders wunderte. Mit Anspielungen auf diesen armen Ochs waren eine Woche lang die kleinen Blätter gefüllt; daß er ~~...~~ gewesen war ein lebender Witz und in Caricaturen parodierte man mit der gehörigsten Weise den Zug dieses unheimlichen Ochs. Schon hieß es man würde dieses Jahr den Zug verbieten; aber man besann sich eines Besseren. Von so vielen überliefereten Volksspielen ist

fast allein der Zug des Boeuf-gras in Frankreich übrig geblieben. Den absoluten Thron, den Paredes-Ceats, das Christenthum die Bastille und andere ähnliche Institute aus der guten alten Zeit hat die Revolution niedergeworfen; der Ochs allein ist geblieben. Darum wird er auch im Triumphzug im Luxembourg und in den Tuilerien. Nicht blos in der Deputirtenkammer, sondern auch in der Pairskammer und im königlichen Cabinet spielt man jetzt eine heillose Comödie, die vielleicht tragisch enden wird. Die Oppositionsmänner, welche nur die Comödie der Restaurationszeit fortsetzen, sind verummumte Republikaner, die mit sichtbarer Ironie oder mit auffallendem Widerwillen als Comparien des Königthums agiren. Die Pairs spielen jetzt die Rolle von unerblichen, durch Verdienst berufenen Amtslenten; wenn man ihnen aber hinter die Maske schaut, so sieht man

Es ist sehr leicht, die Bedeutung der öffentlichen Mummereien einzusehen. Schwerer ist es, die geheime Maskerade zu durchschauen, die hier in allen Verhältnissen zu finden ist. Dieser größere Carneval beginnt mit dem ersten Januar und endigt mit dem einunddreißigsten December. Die glänzendsten Bedouten desselben sieht man im Palais Bourbon,



meistens die wohlbekannten noblen Gesichter, und wie modern sie sich auch costumiren, so sind sie doch immer die Erben der alten Aristokratie, und sie tragen sogar die Namen, die an die alte Misère erinnern, so daß man darunter sogar einen Dreuz-Brézé findet, von dem der „National“ sagt, er sei nur dadurch ausgezeichnet, daß einmal einem seiner Vorfahren eine gute Antwort gegeben worden. Was Ludwig Philipp betrifft, so spielt er noch immer seinen Roi-citoyen und trägt noch immer das dazu gehörige Bürgercostüm; unter seinem bescheidenen Filzhute trägt er jedoch, wie männiglich weiß, eine ganz unmaßgebliche Krone von gewöhnlichem Zuschnitte, und in seinem Regenschirme verbirgt er das absoluteste Scepter.

Nur wenn die liebsten Interessen zur Sprache kommen, oder wenn Einer mit dem gehörigen Stichworte die Leidenschaften aufreizt, dann vergessen die Leute ihre einstudirte Rolle und offenbaren ihre Persönlichkeit. Jene Interessen sind zunächst die des Geldes, und diese müssen allen andern weichen, wie man bei den Discussionen über das Budget wahrnehmen konnte. . . Die Stichworte, bei denen in der Deputirtenkammer die republikanische Gesinnung sich verrieth, sind bekannt. Nicht so unbedeutend und zufällig, wie man etwa in Deutschland glaubt, waren die Discussionen über das Wort sujet. Letzteres hat schon im Beginne der französischen Revolution Veranlassung zu Expectorationen gegeben, wobei sich die republikanische Tendenz der Zeit aussprach. Wie leidenschaftlich tobte man, als einst dem armen Ludwig XVI. in einer Rede dieses Wort entschlüpfte. Ich habe zur Vergleichung mit der Gegenwart die damaligen Journale in dieser Beziehung nachgelesen; der Ton von 1790 ist nicht verhält, sondern nur veredelt. Die Philip-pisten sind nicht so ganz arglos, wenn sie durch Stichworte oberwählter Art die Opposition in

Leidenschaft bringen. Voriges Jahr hütete man sich wohl, die Tuilerien mit dem Namen Chateau zu benennen, und der „Moniteur“ erhielt ausdrücklich die Weisung, sich des Wortes Palais zu bedienen. Später nahm man es nicht mehr so genau. Jetzt wagt man schon mehr, und die „Debats“ sprechen von dem Hofe, la cour! Wir gehen mit großen Schritten zur Restauration zurück! klagte mir ein allzu ängstlicher Freund, als er las, daß die Schwester des Königs „Madame“ titulirt worden. Dieser Argwohn grenzt fast an's Lächerliche. Wir gehen noch weiter zurück als zur Restauration! rief jüngst derselbe Freund, vor Schrecken erbleichend. Er hatte in einer gewissen Soirée etwas Entsetzliches gesehen, nämlich eine schöne junge Dame mit Puder in den Haaren. Ehrlich gestanden, es sah gut aus; die blonden Locken waren wie von leisem Frosthauch angereift, und die warmen frischen Blumen schauten um so rührend lieblicher daraus hervor. Die hübsche



Dame von der wir sprechen heißt Madame Lelon; die Gemahlin des belgischen Gesandten und sie ist eine bezaubernde flämische Schönheit von der man glauben mochte sie sei aus einem Rubens'schen Bilde hervorgehritten.

Der 21. Januar war in ähnlicher Weise das Stichwort wobei sich in der Pairskammer die verummumten Erbleidenschaften und der crasseste Aristokratismus entbüllten. Was überhaupt voraufgesehen, geschah: auch parlamentärlich gebend: sich die Aristokratie als sei sie besonders berechtigt, den Tod Ludwigs XVI. zu bejammern, und sie verbobnte das französische Volk durch die Verschönerung jenes Vorkragsgesetzes wodurch der eingesetzte Statthalter der heiligen Alliance, Ludwig XVIII. dem ganzen französischen Volke wie einem Verbrecher, eine Pönitentz auferlegt hatte. Der 21. Januar war der Tag wo das reiche Volk zum Abbrechen der umstehenden Nachbarnölker in Sack und Asche und mit der Kerze in der Hand vor Notre Dame stehen sollte. Mit Recht stimmten die Deputirten für die Aufhebung eines Gesetzes welches mehr dazu diente die Franzosen zu demüthigen als sie zu trösten ob des Nationalunglückes das sie am 21. Januar 1793 betroffen hat. Indem die Pairskammer die Aufhebung jenes Gesetzes verwarf, verrieth sie ihren unverföhulichen Groll gegen das neue Frankreich, und entlarvte sie alle ihre adelige Vendetta gegen die Kinder der Revolution und gegen die Revolution selbst. Minder für die nächsten Interessen des Tages, als vielmehr gegen die

Grundzüge der Revolution kämpften jetzt die lebenslänglichen Herren des Lurembourgs. Daher verwarfen sie nicht den Briquerille'schen Gesetzesvorschlag; sie verleugneten ihre Ehre und unterdrückten ihre grimmigste Abneigung. Jener Gesetzesvorschlag betraf ja nicht im Geringsten die Grundlage der Revolution. Aber das Gesetz wegen Ehescheidung das dar nicht angenommen werden: denn es ist durchaus revolutionärer Natur, wie jeder christkatholische Edelmann begreifen wird.

Das Schisma, das bei solcher Gelegenheit zwischen der Deputirtenkammer und der Pairie entsteht, wird die unerquicklichsten Erscheinungen hervorbringen. Man sagt, der König beginne schon die Bedeutung dieses Schismas in seiner ganzen Trostlosigkeit einzusehen. Das ist nun die Folge jener Halbheit, jenes Schwankens zwischen Himmel und Hölle, jenes Robert-le-Diable'schen Justenultenwesens. Ludwig Philipp hat sich verhalten daß er nicht einmal unverschämte auf das veraltende Vorn gerate. Er steht nur einem sehr unheimlichen Vorn. Er hat durch eigene Schuld seine beste Stunde verlor. Er beugte den gewöhnlichen Mikroskop jagenden Menschen die mit ihren Feinden gut stehen wollen und es daher mit ihren Freunden verderben. Er kajoilirte die Aristokratie, die ihn haßt, und beleidigte das Volk, das seine beste Stütze war. Seine Sympathie für die Erblichkeit der Pairchaft hat ihm die gleichheitsüchtigen Herzen vieler Franzosen entfremdet, und seine Nöthen mit den Lebenslänglichen werden ihnen ein schadenreiches Erben gemahren.





Nur wenn die Frage auf's Tapet kommt: „was die Juliusrevolution bedeutet habe?“ verfliegt der scherzende Mißmuth, und der düstere Groll bricht hervor in bedrohlichen Reden. Das ist das gewaltigste jener Stichworte, wobei die verborgene Leidenschaft an's Tageslicht tritt, und die Parteien ihre Masken gänzlich fallen lassen.

Ich glaube, man könnte die Todten der großen Woche, die unter den Mauern des Louvre begraben liegen, aus ihrem Schlafe wecken, wenn man sich früge, ob die Männer der Juliusrevolution wirklich nichts Anderes gewollt haben, als was die Opposition in der Kammer während der Restaurationszeit ausgesprochen hat? Dieses nämlich war die Definition, welche die Ministeriellen bei den jüngsten Debatten von der Juliusrevolution gegeben haben.

Wie kläglich diese Erklärung in sich selbst zerfällt, ergibt sich schon daraus, daß die Opposition seitdem eingestanden, daß sie während der ganzen Restaurationszeit Comödie gespielt hat. Wie kann also hier von bestimmten Manifestationen die Rede sein? Auch was das Volk in den drei Tagen während des Kanonendonners gerufen, war nicht der bestimmte Ausdruck seines Willens, wie nachträglich die Philippisten behauptet haben. Der Ruf „Vive la Charte!“ den man nachher als den allgemeinen Wunsch, die Charte beizubehalten, interpretirte, war damals nichts Anderes als ein Losungswort, als eine Tagesparole, deren man sich nur als *signe de ralliement* bediente. Man darf den Ausdrücken, die das Volk in solchen Fällen gebraucht, keine allzu bestimmte Bedeutung verleihen. Dies gilt von allen Revolutionen, die das Volk gemacht. Die „Männer des andern Morgens“ kommen immer hinterdrein und klaben Worte. Sie finden nur das tödtende Wort, nicht den lebendig machenden Geist. Diesem, nicht jenem, muß man nachforschen. Denn das Volk versteht sich eben so wenig auf Worte, wie es sich durch Worte verständlich machen kann. Es versteht nur Thatfachen, nur *facta*, und spricht durch solche.

Ein solches *factum* war die Juliusrevolution, und dieses besteht nicht einzig darin, daß Carl X. aus den Tuilerien nach Holywood gejagt worden und Ludwig Philipp sich dort einquartirt hat; solch bloße Personalveränderung wäre nur wichtig für den Portier jenes Pallastes. Das Volk, indem es Carl X. verjagte, sah in

ihm nur den Repräsentanten der Aristokratie, wie er sich sein ganzes Leben hindurch gezeigt hat, seit 1788, wo er, als Fürst vom Gebliete, in einer Vorstellung an Ludwig XVI. förmlich ausgesprochen, daß ein Fürst vor Allem Edelmann sei, als solcher naturgemäß dem Corps des Wels angehöre und daher dessen Rechte vor allen andern Interessen vertheidigen müsse; in Ludwig Philipp sah aber das Volk einen Mann, dessen Vater schon, sogar in seinem Namen, die bürgerliche Gleichheit der Menschen anerkannt hat, einen Mann, der selbst bei Valmy und Jemappes für die Freiheit gefochten, der von seiner frühesten Jugend an bis jetzt die Worte Freiheit und Gleichheit im Munde geführt und sich, in Opposition gegen die eigene Sippschaft, als einen Repräsentanten der Demokratie daragegeben hat.

Wie herrlich leuchtete dieser Mann im Glanze der Juliussonne, die sein Haupt wie mit einer Glorie umstrahlte und selbst auf seine Fehler so viel heiteres Licht streute, daß sie noch mehr als seine Tugenden blendeten. Valmy und Jemappes war damals der patriotische Refrain aller seiner Reden; er streichelte die dreifarbigte Fahne wie eine wiedergefundene Geliebte; er stand auf dem Balcone des Palais Royal und schlug mit der Hand den Taft zu der Marseillaise, die unten das Volk jubelte; und er war ganz der Sohn der Gleichheit, *filz d'Egalité*, der Soldat *tricolore* der Freiheit, wie er sich von Delavigne in der *Parisienne* besingen lassen, und wie er sich von Horace Vernet malen lassen auf jenen Gemälden, die in den Gemächern des Palais Royal immer besonders bedeutungsvoll zur Schau gestanden. In diesen Gemächern hatte das Volk während der Restauration immer freien Zutritt; und da wandelte es herum des Sonntags und bewunderte, wie bürgerlich Alles dort aussah, im Gegensatz zu den Tuilerien, wo kein armer Bürgersmann so leicht hinkommen durfte; und mit besonderer Vorliebe betrachtete man das Gemälde, worauf Ludwig Philipp abgebildet ist, wie er in der Schweiz als Schullehrer vor der Weltkugel steht und den Knaben in der Geographie Unterricht ertheilt. Die guten Leute dachten Wunder, wie viel er selbst dabei gelernt haben müsse! Jetzt sagt man, Ludwig Philipp habe damals nichts Anderes gelernt, als *faire bonne mine à mauvais jeu* und allzu große Schätzung des Geldes. Die



Glorie seines Hauptes ist verschwunden und der Unmuth erblickt darin nur eine Birne.

Die Birne ist noch immer liebender Volkswitz in Speerblättern und Caricaturen. Jene, namentlich „Le Renouveau“, „Les Comiques“, „Le Bon-Oiseau“, „La Marse“, und wie das carlinische Ungezieser sonst heißen mag, mißhandeln den König mit einer Unverschämtheit, die um so widerwärtiger ist, da man wohl weiß, daß das edle Faubourg solche Platter bezahlt. Man sagt die Königin lese sie oft und meine darüber; die arme Frau erhält diese

Blätter durch den unermüdlichen Dienstleister jener schlimmsten Feinde, die unter dem Namen „die guten Freunde“ in jedem großen Hause zu finden sind. Die Birne ist, wie gesagt ein liebender Witz

geworden und Hunderte von Caricaturen worauf man sie erblickt, sind überall ausgehängt. Hier sieht man Perier auf der Rednerbühne, in der Hand die Birne, die er den Anwesenden anpreist

und an den Meistbietenden für achtzehn Millionen loszuschlägt. Dort wieder liegt eine ungeheuer große Birne gleich einem Alp auf der Brust des schlafenden Lafayette, der, wie an der Himmelwand angedeutet steht, von der besten Republik träumt. Dann sieht man auch Perier und Sebastiani, jener als Pierrot, dieser als dreifarbigter Harlekin gekleidet, durch den tiefsten Koth waten und auf den Schultern eine Querstange tragen, woran eine ungeheure Birne hängt. Den jungen Heinrich sieht man als frommen Wallfahrter in Pilgertracht, mit Muschelhut und Stab, woran oben eine Birne hängt, gleich einem abgeschnittenen Kopfe.

Ich will wahrlich den Aning dieser Fragenbilder nicht vertreten, am allerwenigsten, wenn sie die Person des Fürsten selbst betreffen. Ihre unaufhörliche Menge ist aber eine Volksstimme und bedeutet etwas. Einigermassen verzeihlich werden solche Caricaturen, wenn sie, keine bloße Beleidigung der Persönlichkeit beabsichtigend, nur die Täuschung rügen, die man gegen das Volk übt. Dann ist auch ihre Wirkung grenzenlos. Seit

eine Caricatur erschienen ist, worauf ein dreifarbigter Papagei dargestellt ist, der auf jede Frage, die man an ihn richtete, abwechselnd „Valmy“ oder „Jemappes“ antwortet, seitdem hütet sich Ludwig Philipp, diese Worte so wiederholentlich wie sonst vorzubringen. Er fühlt wohl, in diesen Worten lag immer ein Versprechen, und wer sie im Munde führte, durfte keine Quasilegitimität nachsuchen, durfte keine aristokratischen Institutionen beibehalten, durfte nicht auf diese Weise den Frieden erslehen, durfte nicht Frankreich ungestraft beleidigen lassen, durfte nicht die Freiheit der übrigen Welt ihren Venkern preisgeben. Ludwig Philipp mußte vielmehr auf das Vertrauen des Volkes den Thron stützen, den er dem Vertrauen des Volkes verdankte. Er mußte ihn mit republikanischen Institutionen umgeben, wie er gelobt, nach dem Zeugniß des unbescholtenen Bürgers beider Welten. Die Lügen der Charte mußten vernichtet, Valmy und Jemappes aber mußten eine Wahrheit werden, Ludwig Philipp mußte erfüllen, was sein ganzes Leben symbolisch



versprochen hatte. Wie einst in der Schweiz, mußte er wieder als Schulmeister vor die Weltbühne treten und öffentlich erklären: Seht diese hübschen Länder, die Menschen darin sind alle frei, sind alle gleich, und wenn ihr Kleinen das nicht im Gedächtnisse behaltet, bekommt ihr die Ruthe. Da Ludwig Philipp mußte an die Spitze der europäischen Freiheit treten, die Interessen derselben mit seinen eigenen verschmelzen, sich selbst und die Freiheit identificiren, und wie einer seiner Vorgänger ein kühnes *L'état c'est moi!* aussprach, so mußte er mit noch größerem Selbstbewußtsein ausrufen: *La liberté c'est moi!*

Er hat es nicht gethan. Wir wollen nun die Folgen abwarten. Sie sind unausbleiblich, und nur über die Länge der Zeit läßt sich nichts Bestimmtes voraussagen. Vor den schönen Frühlingstagen wird gewarnt. Die Carlisten meinen, erst im Herbst werde der neue Thron zusammenbrechen; geschehe es nicht, so werde er sich alsdann noch vier bis fünf Jahre halten. Die Republikaner wollen sich auf bestimmte Prophezeiungen nicht mehr einlassen; genug, sagen sie, die Zukunft gehört uns. Und darin haben sie vielleicht Recht. Obgleich sie bis jetzt immer die Düpés der Carlisten und Bonapartisten gewesen, so mag doch die Zeit kommen, wo die Thätigkeit dieser beiden Parteien nur den Interessen der Republikaner gerammt haben wird. Sie rechnen auch auf diese Thätigkeit der Carlisten und Bonapartisten um so mehr, da sie selbst weder durch Geld noch durch Sympathie die Massen in Bewegung setzen können. Das Geld aber fließt jetzt in goldenen Strömen aus dem *Faubourg St. Germain*, und was feil ist, wird gekauft. Leider ist dessen zu Paris immer viel am Markte, und man glaubt, daß die Carlisten in diesem Monate große Fortschritte gemacht. Viele Männer, die immer großen Einfluß auf das Volk ausgeübt, sollen gewonnen sein. Die frommen Umtriebe der Schwarzröckchen in der Provinz sind bekannt; das schleicht und zischt überall herum und spricht im Namen Gottes. Ueberall wird das Bild des Mirakeljungens aufgestellt, und man sieht ihn in den sentimentalsten Posen. Hier liegt er auf den Knien und betet für das Heil Frankreichs und seiner unglücklichen Unterthanen sehr rührend; dort klettert er auf den Bergen Schottlands, gekleidet in hochländischer Tracht, ohne Beinkleider. *Matin*, sagte ein *ouvrier* der mit nur dieses

Bild an einem Kupferstichladen betrachtete, *on le représente sans-culotte, mais nous savons bien qu'il est jésuite. Auf einem ähnlichen Bild ist er weinend mit seinem Schwesterchen dargestellt, und darunter stehen gefühlvolle Verse:*

O! que j'ai douce souvenance
Du beau pays de mon enfance, etc.

Lieder und Gedichte, die den jungen Heinrich feiern, circuliren in großer Anzahl und sie werden gut bezahlt. Wie es einst in England eine jakobinische Poesie gab, so gibt es jetzt hier eine carlistische.

Indessen, die bonapartistische Poesie ist weit bedeutender und wichtiger und bedrohlicher für die Regierung. Es gibt keine *Griffette* in Paris, die nicht *Béranger's* Lieder singt und föhlt. Das Volk verneht am besten diese bonapartistische Poesie, und darauf speculiren die Dichter, und auf die Dichter speculiren wieder andere Leute. *Victor Hugo* schreibt jetzt ein großes Heldengedicht auf den alten Napoleon, und die väterlichen Verwandten des jungen Napoleons heben in Briefwechsel mit eben solchen Volksdichtern die als *Tyrtäen* des Bonapartismus bekannt sind, und deren begeisternde Lieder man zur rechten Zeit zu benutzen hofft. Man ist nämlich der Meinung, daß der Sohn des Mannes nur zu erscheinen brauche, um der jetzigen Regierung ein Ende zu machen. Man weiß, daß der Name Napoleon das Volk hureizt und die Armee entwarfnet. Die besonnenen, echten Demokraten sind jedoch keineswegs geneigt, in die allgemeine Huldigung einzustimmen. Der Name Napoleon ist ihnen nicht lieb und werth weil er fast synonym geworden mit dem Ruhme Frankreichs und dem Siege der dreifarbigten Fahne. In Napoleon sehen sie den Sohn der Revolution; in dem jungen Reichthum sehen sie nur den Sohn eines Kaisers, durch dessen Anerkennung sie dem Principe der Legitimität huldigen würden. Dieses wäre jedenfalls eine lächerliche Inconsequenz. Eben so lächerlich ist die Meinung, daß der Sohn, wenn er auch nicht die Größe seines Vaters erreiche doch gewiß nicht ganz aus der Art geschlagen und immer ein kleiner Napoleon sei. Ein kleiner Napoleon! Als ob die Vendémiaire nicht eben durch ihre Größe unsere Bewunderung erregte. Eben weil sie so groß ist und stark, will sich das Volk an sie lebten in dieser vagen, schwankenden

Zeit wo die Vendomesäule das Einzige in Frank reich ist, was fest steht.

Um diese Säule drehen sich alle Gedanken des Volks. Sie ist sein unverwundliches eisernes Ge schichtsbuch, und es liest darauf seine eigenen Veldenthaten. Besonders aber lebt in seiner Ein nerung die schmäbliche Art, wie von den Deut schen das Standbild dieser Säule mißhandelt worden, wie man dem armen Kaiser die Hüfte abgesägt, wie man ihm gleich einem Diebe einen Strick um den Hals gebunden und ihn herab gerissen von seiner Höhe. Die guten Deutschen haben ihre Schuldigkeit gethan. Jeder hat seine Sendung auf dieser Erde, unbewußt erfüllt er sie und hinterläßt ein Symbol dieser Erfüllung. So sollte Napoleon in allen Ländern den Sieg der Revolution erfekten; aber uneingedenk dieser Sendung, wollte er durch den Sieg sich selbst ver herrlichen, und egoistisch erhaben stellt er sein eigenes Bild auf die erbeuteten Trophäen der Revolution, auf die zusammengegoßenen Kanonen der Vendomesäule. Da hatten die Deutschen nun die Sendung, die Revolution zu rächen und den Imperator wieder herabzureißen von der usurpirten Höhe, von der Höhe der Vendomesäule. Nur der dreifarbigten Fahne gebührt dieser Platz, und seit den Julinstagen flattert sie dort sieg reich und verheißend. Wenn man in der Folge den Napoleon wieder hinaufsetzt auf die Vendome säule, so steht er dort nicht mehr als Imperator, als Cäsar, sondern als ein durch Unglück geübter und durch Tod gereinigter Repräsentant der Re volution, als ein Sinnbild der siegenden Volks gewalt.

Da ich eben von dem jungen Napoleon und dem jungen Heinrich gesprochen, so muß ich auch des jungen Herzogs von Orleans Erwähnung thun. In den Bilderläden sieht man sie hier ge wöhnlich neben einander hängen, und unsere Pamphletisten discutiren beständig diese drei sonder baren Legitimitäten. Daß letztere auch außerdem ein Hauptthema des öffentlichen Geschwäzes sind, versteht sich von selbst. Es ist zu wehläufig und unfruchtbar, als daß ich es auch hier erörtern möchte. Jede Auskunft über die persönlichen Eigenschaften des Herzogs von Orleans scheint mir wichtiger zu sein, da sich an die Persönlich keit des jungen Fürsten so viele Interessen der nächsten Wirklichkeit knüpfen. Die praktischere Frage ist nicht, ob er das Recht hat, den Thron

zu besteigen, sondern ob er die Kraft dazu hat, ob seine Partei dieser Kraft vertrauen darf, und was, da er in jedem Falle eine wichtige Rolle spielen muß, von seinem Charakter zu erwarten steht. Ueber letztern sind aber die Meinungen verschieden, ja entgegengesetzt. Die Einen sagen, der Herzog von Orleans sei gänzlich bornirt, geistesblöde, stumpfsinnig, sogar in seiner Familie heiße er grand poulot, dabei sei er dennoch mit absolutistischen Neigungen behaftet, manchmal bekomme er sogar Anfälle von Herrschwuth, so habe er z. B. halsstarrig darauf bestanden, daß ihn sein Vater zur Zeit der Quotier Emementen nach Lyon gehen lasse, denn sonst käme ihm der Herzog von Reichstadt zuvor u. s. w. Andere hingegen sagen, Se. königliche Hoheit der Kron prinz sei lauter Herzensgüte, Wohlgesinnung und Bescheidenheit; er sei ein sehr vernünftiger junger Mensch, der die angemessenste Erziehung und den besten Unterricht genossen; er sei voll Muth, Ehrgefühl und Freiheitsliebe, wie er denn oft seinem Vater ein liberales System dringend an rathe; er sei ganz ohne falsch und Groll, er sei die Liebenswürdigkeit selbst und räche sich an seinen Feinden am liebsten dadurch, daß er ihnen beim Tanze die hübschen Mädchen wegkapere. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß solch wohl wollendes Urtheil von den Anhängern der Dynastie, das böswillige aber von dessen Gegnern her rührt. Diesen ist eben so wenig wie Jenen zu trauen.

Ich kann also über den jungen Fürsten nichts Bestimmtes mittheilen, als was ich selbst gesehen habe, nämlich wie sein Neußeres beschaffen ist. Hier muß ich der Wahrheit gemäß eingestehen, er sieht gut aus. Eine etwas längliche, nicht eigentlich magere, sondern vielmehr stakige Ge stalt; ein länglicher schmaler Kopf an einem langen Halse; ebenfalls längliche, aber ganz regelmäßige, edle Gesichtszüge; brave, freie Stirne; gerade, gutgemessene Nase; ein schöner, frischer Mund mit sanftgewölbten, bitternden Lippen; kleine, bläu liche, sonderbar unbedeutende, gedankenlose Augen, die wie kleine Dreiecke geformt sind; braunes Haar und ein lichtblonder Backenbart, der, unter dem Kinne fortlaufend, fast wie ein goldener Rahmen das rosig gesunde, blühende Jünglings gesicht umschließt. Ich glaube in den Lineamenten dieser Gestalt viel Zukunft lesen zu können, je doch nicht allzu beutere Zukunft. Glücklichen Falls

geht dieser junge Mensch einem sehr großen Martyrerthume entgegen; er soll König werden. Wenn er auch mit dem Geiste die Dinge nicht durchschaut, so scheint er sie doch instinctartig zu ahnen; die thierische Natur, sozusagen der Leib, scheint von trüber Vorahnung befangen zu sein, und daher offenbart sich eine gewisse Melancholie in seinem äußeren Wesen. Trüblich träumerisch läßt er zuweilen das schmale, längliche Haupt von dem langen Halse herabhängen. Der Gang ist schläfrig und hinzögernd, wie der eines Menschen, der immer noch zu früh zu kommen glaubt. Seine Sprache ist schleppend oder in kurzen Lauten abgebrochen, wie im Halbschlummer. Hierin liegt jene angedeutete Melancholie oder vielmehr die melancholische Signatur der Zukunft. Uebrigens hat sein Aeußeres etwas schlicht Bürgerliches. Diese Eigenschaft tritt vielleicht um so bedeuten-

der hervor, da man bei seinem Bruder, dem Herzog von Nemours, das Gegentheil zu bemerken glaubt. Dieser ist ein hübscher, sehr gescheiter Junge; schlank, aber nicht groß; äußerst zart gebaut; weißes nettes Gesichtchen; geistreich leicht hingeworfener Blick; etwas bourbonisch gebogene Nase, ein feiner Blondin von einem altadeligen Ansehen. Es sind nicht die anmessenden Züge eines hannöverschen Krautjunktors, sondern eine gewisse Vornehmheit des Erscheinens und des Gehabens, wie sie nur unter dem gebildetsten hohen Adel gefunden wird. Da diese Sorte täglich an Zahl abnimmt oder durch Mesalliancen ausartet, so ist das aristokratische Aussehen des Herzogs von Nemours sehr bemerkbar. Bei seinem Anblick hörte ich mal Jemand sagen: „Dieses Gesicht würd in einigen Jahren großes Ansehen in Amerika machen.“



VI.

Paris den 10. April 1852.



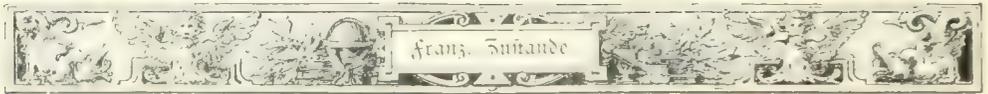
Ich den Wert eines der Parteien will ich ihren politischen Maßstab erörtern um Menschen und Dinge damit zu messen: noch viel weniger will ich Wert und Größe derselben nach zunehmenden Privatgefühlen bestimmen sondern ich will so viel als möglich parteilos das Verstandmäßige der Gegenwart berücksichtigen und den Schlüssel der laumenden Tagesartikel zunächst in der Vergangenheit suchen. Die Salons liegen die Gräber und wahrlich die Todten die kalten Sprecher der Geschichte reden vergebens zur lebenden Menge die nur die Sprache der Leidenschaft versteht.

Freilich nicht vorsätzlich lügen die Salons. Die Gesellschaft der Gewalthaber glaubt wirklich an die ewige Dauer ihrer Macht wenn auch die Annalen der Welthistorie und das feurige Meise-Tafel der Tagesblätter, und sogar die laute Volksstimme auf der Straße ihre Warnungen aussprechen. Auch die Oppositions-Redner liegen eigentlich nicht mit Absicht; sie glauben ganz bestimmt zu liegen wie überhaupt die Menschen immer das glauben, was sie wünschen; sie betrinken sich im Champagner ihrer Hoffnungen; jedes Mißgeschick deuten sie als ein nothwendiges Ereigniß, das sie dem Ziele desto näher bringe; am Vorabende ihres Unterganges strahlt ihre Zuversicht am brillantesten, und der Gerichtsbote, der ihnen ihre

Niederlage gesetzlich ankündigt, findet sie gewöhnlich im Streite über die Vertheilung der Varenbank. Daher die einseitigen Irrthümer, denen man nicht entgehen kann, wenn man der einen oder der anderen Partei nahesteht; jede täuscht uns, ohne es zu wollen, und wir vertrauen am liebsten unseren gleichgesinnten Freunden. Sind wir selber vielleicht so indifferenter Natur, daß wir, ohne sonderliche Vorneigung, mit allen Parteien beständig verkehren, so verwirrt uns die süßsante Sicherheit, die wir bei jeder Partei erblicken, und unser Urtheil wird auf's Unerwartlichste neutralisirt. Indifferenten solcher Art, die selbst ohne eigene Meinung sind, ohne Theilnahme an den Interessen der Zeit, und die nur erlauschen wollen, was eigentlich vorgehe, und daher das Geschwätze aller Salons erhörchen und die Chronique scandaleuse jeder Partei

bei der anderen aufgabeln, solchen Indifferentisten begegnet's wohl, daß sie überall nur Personen und keine Dinge, oder vielmehr in den Dingen nur die Personen sehen, daß sie den Untergang der ersten prophezeien, weil sie die Schwäche der Letzteren erkannt haben, und daß sie dadurch ihre respectiven Commitmenten zu den bedenklichen Irrnissen und Fehlgriffen verleiten.

Ich kann nicht umben, auf das Mißverhältniß, das jetzt in Frankreich zwischen den Dingen (d. h. den geistigen und materiellen Interessen) und den Personen (d. h. den Repräsentanten dieser Interessen) stattfindet, hier besonders aufmerksam zu machen.



Dies war ganz anders zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die Mönche noch kolossal bis zur Höhe der Dinge hinaufkrochen so daß sie in den Revolutionsgeschichten gleichsam das heroische Zeitalter bilden und als solches jetzt von unserer republikanischen Jugend gefeiert und geliebt werden. Oder täuscht uns in dieser Hinsicht der selbe Irrthum, den wir bei Madame Roland finden, die in ihren Memoiren gar bitter klagt daß unter den Männern ihrer Zeit kein einziger bedeutend sei? Die arme Frau kannte nicht ihre eigene Größe und merkte daher nicht daß ihre Zeitgenossen schon groß genug waren wenn sie ihr selbst nichts an geistiger Statur nachgaben. Das ganze französische Volk ist jetzt so gewaltig in die Höhe gewachsen, daß wir vielleicht ungerecht sind gegen seine öffentlichen Repräsentanten, die nicht sonderlich aus der Menge hervorragen, aber darum doch nicht klein genannt werden dürfen. Man kann jetzt vor lauter Wald die Baume nicht sehen. In Deutschland erblicken wir das Gegen- theil, eine überreichliche Menge Krüppelholz und Suergrannen, und dazwischen hie und da eine Rieseneiche deren Haupt sich bis in die Wolken erhebt — während unten am Stamme die Würmer naggen.

Der heutige Tag ist ein Resultat des gestrigen. Was dieser gewollt hat müssen wir ererben wenn wir zu wählen wünschen was jener will. Die Revolution ist eine und dieselbe; nicht, wie uns die Doctrinäre einreden möchten, nicht für die Chartre schlug man sich in der großen Woche, sondern für dieselben Revolutionsinteressen denen man seit vierzig Jahren das beste Blut Frankreichs geopfert hatte. Damit man aber den Schreiber dieser Blätter nicht für einen jener Prädicanten ansehe, die unter Revolution nur Umwälzung und wieder Umwälzung verüben und die zufälligen Erhebungen für das Wesentliche der Revolution halten will ich so genau als möglich den Hauptbegriff feststellen.

Wenn die Geistesbildung und die daraus entstandenen Sitten und Bedürfnisse eines Volkes nicht mehr in Einklang sind mit den alten Staatsinstitutionen, so tritt es mit diesen in einen Nothkampf, der die Umgestaltung derselben zur Folge hat und eine Revolution genannt wird. So lange die Revolution nicht vollendet ist so lange jene Umgestaltung der Institutionen nicht ganz mit der Geistesbildung und den daraus

hervergegangenen Sitten und Bedürfnissen des Volkes übereinstimmt so lange ist gleichsam das Staatsrechtthum nicht völlig geendet und das frank überreizte Volk wird zwar manchmal in die schlaffe Ruhe der Abspannung versinken, wird aber bald wieder in Fieberhitze gerathen, die reinsten Bandagen und die zutmüthigste Charpie von den alten Wunden abreißen, die edelsten Krankenwärter zum Fenster hinauswerfen und sich so lange schmerzhaft und mißbehaglich hin und her wälzen, bis es sich in die angemessenen Institutionen von selbst hineingefunden haben wird.

Die Fragen ob Frankreich jetzt zur Ruhe gelangt, oder ob wir neuen Staatsveränderungen entgegensehen, und endlich, **welch ein Ende das Alles nehmen wird** — diese Fragen sollten eigentlicher lauten: Was trieb die Franzosen, eine Revolution zu beginnen, und haben sie das erreicht was sie bedurften? Die Verantwortung dieser Fragen zu beordern will ich den Beginn der Revolution in meinen nächsten Artikeln besprechen. Es ist dieses ein doppelt nütziges Gespräch da indem man die Gegenwart durch die Vergangenen zu erklären sucht zu gleicher Zeit offenbar wird wie diese die Vergangenen einst durch jene, die Gegenwart, ihr eigentlichses Verständniß findet und jeder neue Tag ein neues Licht auf sie wirft, wovon unsere bisherigen Handbuchsreiber keine Ahnung hatten. Diese glaubten die Asten der Revolutionsgeschichte seien geschlossen und sie hatten schon über Mönche und Dinge ihr letztes Urtheil gefällt — da brüllten plötzlich die Kanonen der großen Woche, und die Göttinger Facultät merkte, daß von ihrem akademischen Spruchcollegium an eine höhere Instanz appellirt worden, und daß nicht bloß die französische Specialrevolution noch nicht vollendet sei, sondern daß erst die weit um- räumtere Universalrevolution ihren Anfang genommen habe. Wie mußten sie erschrecken diese friedlichen Leute, als sie eines frühen Morgens die Köpfe zum Fenster hinausstreckten und den Einsturz des Staates und ihrer Compendien erblickten und trotz der Schlafmützen die Töne der Marseiller Hymne in ihre Ohren drangen. Wahrsch daß 1850 die dreierhige Fahne einige Tage lang auf den Thürmen von Göttingen flatterte, das war ein burlesker Spaß, den sich die Weltgeschichte gegen das hochgelobte Por-

listertum der Georgia Augusta erlaubt hat. In dieser allzu ernten Zeit bedarf es wohl solcher anbeiternden Erscheinungen.

So viel zur Verovwortung eines Artikels. der sich mit vergangenheitlichen Beleuchtungen beschäftigen mag. Die Gegenwart ist in diesen Augenblicke das Wichtigere, und das Thema, das sie mir zur Besprechung darbietet ist von der Art, daß überhaupt jedes Weiterdrehen davon abhängt.

Ich will ein Fragment des Artikels, der hier angekündigt worden, in der Beilage mittheilen. In einem nächsten Buche mag dann die später geschriebene Ergänzung nachfolgen. Ich wurde in dieser Arbeit viel gestört, zumest durch das grauenhafte Schreien meines Nachbars, welcher an der Cholera starb. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß die damaligen Umstände auch auf die folgenden Blätter mißlich eingewirkt; ich bin mir zwar nicht bewußt, die mindeste Unruhe empfunden zu haben, aber es ist doch sehr störfam, wenn Einem beständig das Sichelwehen des Todes allzu vernehmbar an's Ohr klingt. Ein mehr körperliches als geistiges Unbehagen, dessen man sich doch nicht erwehren konnte, würde mich mit den andern Fremden ebenfalls von hier verschreckt haben; aber mein bester Freund lag hier krank darnieder. Ich bemerke dieses, damit man mein Zurückbleiben in Paris für keine Bravade ansehe. Nur ein Thor konnte sich darin gefallen, der Cholera zu trotzen. Es war eine Schreckenszeit, weit schauerlicher als die frühere, da die Hinrichtungen so rasch und so geheimnißvoll stattfanden. Es war ein verlarvter Henker, der mit einer unsichtbaren Guillotine ambulante durch Paris zog. „Wir werden Einer nach dem Andern in den Sack gesteckt!“ sagte seufzend mein Bedienter jeden Morgen, wenn er mir die Zahl der Todten oder das Verschneiden eines Bekannten meldete. Das Wort „in den Sack stecken“ war gar keine Redefigur; es fehlte bald an Särgen, und der größte Theil der Todten wurde in Säcken beerdigt. Als ich vorige Woche an einem öffentlichen Gebäude vorbeiging und in der geräumigen Halle das lustige Volk sah, die springend munteren Französchchen, die niedlichen Plaudertaschen von Französchinnen, die dort lachend und schäkern ihre Einkäufe machten, da erinnerte ich mich, daß hier während der Cholerazeit, hoch aufeinander geschichtet, viele hundert weiße Säcke standen, die

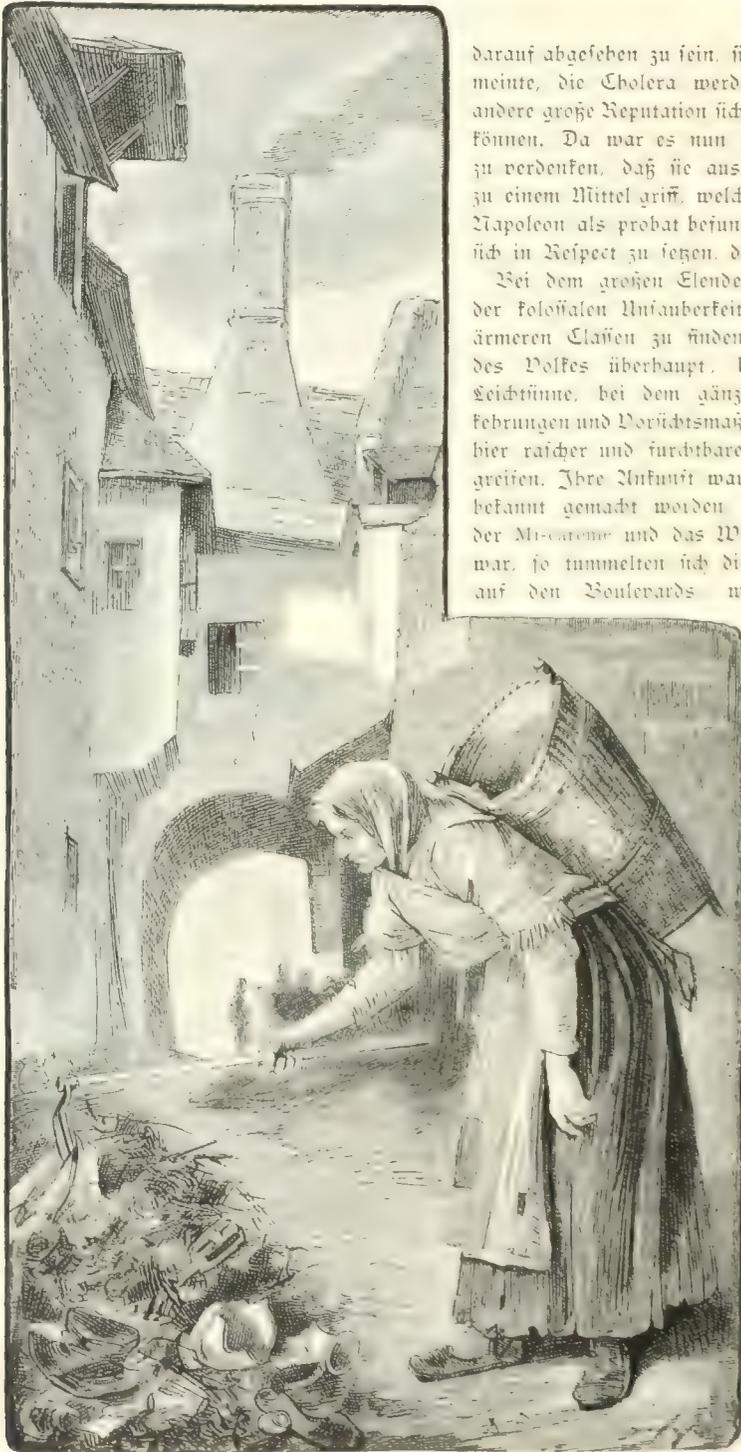
lauter Leichname enthielten, und daß man hier sehr wenige, aber desto fatalere Stimmen hörte, nämlich wie die Leichenwächter mit unheimlicher Gleichgiltigkeit ihre Säcke den Todtengräbern zu zählten, und diese wieder, während sie solche auf ihre Karren luden, gedämpfteren Tones die Zahl wiederholten oder gar sich grell laut beklagten, man habe ihnen einen Sack zu wenig geliefert, wobei nicht selten ein sonderbares Gezänk entstand. Ich erinnere mich, daß zwei kleine Knäbchen mit betrübter Miene neben mir standen und der Eine mich frug, ob ich ihm nicht sagen könne, in welchem Sacke sein Vater sei.

Die folgende Mittheilung hat vielleicht das Verdienst, daß sie gleichsam ein Vülletin ist, welches auf dem Schlachtfelde selbst, und zwar während der Schlacht geschrieben worden, und daher unverfälscht die Farbe des Augenblicks trägt. Thukydides, der Historieneschreiber, und Volcaccio der Novellist, haben uns freilich bessere Darstellungen dieser Art hinterlassen; ich aber zweifle, ob sie genug Gemüthsruhe besessen hätten, während die Cholera ihrer Zeit am entsetzlichsten und sie her wüthete, sie gleich als schleunigen Artikel für die Allgemeine Zeitung von Korinth oder Pisa so schön und meisterhaft zu beschreiben.

Ich werde bei den folgenden Blättern einem Grundsatz treu bleiben, den ich auch bei dem ganzen Buche ausübe, nämlich daß ich nichts an diesen Artikeln ändere, daß ich sie ganz so abdrucken lasse, wie ich sie ursprünglich geschrieben, daß ich nur hie und da irgend ein Wort einschalte oder ausmerze, wenn dergleichen in meiner Erinnerung dem ursprünglichen Manuscript entspricht. Solche kleine Reminiscenzen kann ich nicht abweisen, aber sie sind sehr selten, sehr geringfügig und betreffen nie eigentliche Irrthümer, falsche Prophezeiungen und schiefe Ansichten, die hier nicht fehlen dürfen, da sie zur Geschichte der Zeit gehören. Die Ereignisse selbst bilden immer die beste Berichtigung.)

Ich rede von der Cholera, die seitdem hier herrscht, und zwar unumschränkt, und die ohne Rücksicht auf Stand und Gesinnung tausendweise ihre Opfer niederwirft.

Man hatte jener Pestilenz umso sorgloser entgegengesehen, da aus London die Nachricht angelangt war, daß sie verhältnismäßig nur Wenige hingerafft. Es schien anfänglich sogar



darauf abgesehen zu sein, sie zu verhöhnern, und man meinte, die Cholera werde ebensowenig wie jede andere große Reputation sich hier in Unsehen erhalten können. Da war es nun der guten Cholera nicht zu verdenken, daß sie aus Furcht vor dem Ridicül zu einem Mittel griff, welches schon Robespierre und Napoleon als probat befunden, daß sie nämlich, um sich in Respect zu setzen, das Volk decimirt.

Bei dem großen Elende das hier herrscht, bei der kolossalen Unsauberkeit die nicht bloß bei den ärmeren Classen zu finden ist, bei der Reizbarkeit des Volkes überhaupt, bei seinem grenzenlosen Leichtsinne, bei dem gänzlichen Mangel an Vorkehrungen und Vorichtsmaßregeln, mußte die Cholera hier rascher und fürchtbarer als anderswo um sich greifen. Ihre Ankunft war den 29. März officiell bekannt gemacht worden und da dieses der Tag der Mi-carame und das Wetter sonnig und lieblich war, so tummelten sich die Pariser um so lustiger auf den Boulevards wo man sogar Masken

erblickte, die in caricirter Mißtharigkeit und Ungezalt die Furcht vor der Cholera und die Krankheit selbst verpörreren. Deselben Abends waren die Redenten beschuldigt als jemals; übermüthiges Gelächter überjauchzte fast die laute Musik, man erbißte sich beim Chabut einem nicht sehr zweideutigen Tanze man schluckte dabei allerlei Eis und sonstige kaltes Getrunke — als plötzlich der Lustigte der Arlequine eine allzu große Luble in den Venen verspürte und die Maske abnahm und zu aller Welt Verwunderung ein verdamntes Gesicht zum Vorscheine kam. Man merkte bald daß solches kein Spaß sei, und das Gelächter verstummte, und mehrere Wagen voll Menschen trubr man von der Re-



doute gleich nach dem Hotel Dieu dem Central-Hospital wo sie in ihren abenteuerlichen Maskenkleidern anlangend gleich verchieden. Da man in der ersten Vorführung an Unbedeckung glaubte und die älteren Gäste des Hotel Dieu ein gräßliches Ansehen erhaben so sind jene Todten wie man sagt so schnell beerdigt worden daß man ihnen nicht einmal die buntschneidigen Narrenkleider auszog, und lustig, wie sie gelebt haben, liegen sie auch lustig im Grabe.

Nichts gleicht der Verwirrung, womit jetzt plötzlich Sicherungsanstalten getroffen wurden. Es bildete sich eine Commission sammt u. es wurden überall Bureaux de secours eingerichtet, und die Verordnung in Betreff der Salubrité publique sollte schleunigst in Wirksamkeit treten. Da collidirte man zuerst mit den Interessen einiger tausend Menschen die den öffentlichen Schmutz als ihre Domäne betrachten. Dieses sind die sogenannten Chiffonniers, die von dem Kehricht, der sich des Tages über vor den Häusern in den Kothwinkeln anhäuft ihren Lebensunterhalt ziehen. Mit großen Spitzkörben auf dem Rücken und einem Hakenstock in der Hand schlendern diese Menschen bleiche Schmutzgehaltn durch die Straßen, und wissen Mancherlei, was noch brauchbar ist, aus dem Kehricht aufzugabeln und zu verkaufen. Als nun die Polizei damit der Koth nicht lange auf den Straßen liegen bleibe, die Säuberung derselben in Entreprise gab, und der Kehricht auf Karren verladen, unmittelbar zur Stadt hinausgebracht ward auf's freie Feld wo es den Chiffonniers freisuchen sollte, nach Herzenslust darin herum zu fischen, da klagten diese Menschen, daß sie wo nicht ganz brotlos doch wenigstens in ihrem Erwerbe geschmälert worden, daß dieser Erwerb ein verjährtes Recht sei, gleichsam ein Eigenthum, dessen man sie nicht nach Willkür berauben könne. Es ist sonderbar, daß die Beweisthümer, die sie in dieser Hinsicht vorbrachten, ganz dieselben sind, die auch unsere Krautjunker, Kunstherren, Guildemeister, Sehntenprediger, facultätsgenossen und sonstige Vorrechtsbesessene vorzubringen pflegen, wenn die alten Mißbräuche wovon sie Tugzen ziehen der Kebricht des Mittelalters, endlich fortgeräumt werden sollen, damit durch den verjährten Mieder und Dunst unser jetziges Leben nicht verpestet werde. Als ihre Protestationen nichts halfen, suchten die Chiffonniers gewaltthätig die Reinigungsreform

zu hintertreiben; sie versuchten eine kleine Contre-revolution, und zwar in Verbindung mit alten Weibern, den Revendeuses, denen man verboten hatte das abelredende Zeug, das sie größtentheils von den Chiffonniers erhandelt, langs den Quais zum Wiederverkauf anzukramen. Da sahen wir nun die widerwärtigste Emeute — die neuen Reinigungskarren wurden zerschlagen und in die Seine geschmissen; die Chiffonniers barricadirten sich bei der Porte St. Denis; mit ihren großen Regenschirmen fochten die alten Trödelweiber auf dem Chatelet; der Generalmarsch erschallt; Calmar Perier ließ seine Myrmidonen aus ihren Boutiken heraustrommeln; der Bürgerthron zitterte; die Rente fiel; die Carlisten jauchzten. Letztere hatten endlich ihre natürlichsten Allirten gefunden. Lumpensammler und alte Trödelweiber, die sich jetzt mit denselben Principien geltend machten als Verfechter der Herkömmlichen, der überlieferten Erbgerichtsinteressen der Verfaultheiten aller Art. Als die Emeute der Chiffonniers durch bewaffnete Macht gedämpft worden, und die Cholera noch immer nicht so wüthend um sich griff, wie gewisse Leute es wünschten, die bei jeder Volksnoth und Volksaufregung, wenn auch nicht den Sieg ihrer eigenen Sache doch wenigstens den Untergang der jetzigen Regierung erhoffen, da vernahm man plötzlich das Gerücht, die vielen Menschen, die so rasch zur Erde bestattet würden, stürben nicht durch eine Krankheit, sondern durch Gift. Gift, hieß es, habe man in alle Lebensmittel zu streuen gewußt, auf den Gemüsemärkten, bei den Bäckern, bei den Fleischern bei den Weinhandlern. Je wunderlicher die Erzählungen lauteten, desto begieriger wurden sie vom Volke aufgegriffen, und selbst die kopfschüttelnden Zweifel mußten ihnen Glauben schenken, als des Polizeipräsidenten Bekanntmachung erschien. Die Polizei, welcher hier, wie überall, weniger daran gelegen ist, die Verbrechen zu vereiteln, als vielmehr sie gewußt zu haben, wollte entweder mit ihrer allgemeinen Wissenschaft prahlen, oder sie gedachte bei jenen Vergiftungsgerüchten sie mögen wahr oder falsch sein, wenigstens von der Regierung jeden Argwohn abzuwenden; genug, durch ihre unglückselige Bekanntmachung, worin sie ausdrücklich sagte, daß sie den Giftmischern auf der Spur sei, ward das böse Gerücht officiell bestätigt, und ganz Paris gerieth in die grauenvollste Todesbesürzung.

Das ist unerhört! schrien die ältesten Leute die selbst in den grimmigsten Revolutionsepoen keine solche Scene! erfahren hatten. Franzosen wir sind enteehrt! riefen die Männer und schlugen sich vor die Stirne. Die Weiber mit ihren kleinen Kindern die sie angstvoll an ihr Herz drückten weinten bitterlich und jammerten daß die unschuldigen Wümmchen in ihren Armen starben. Die armen Leute wagten weder zu essen noch zu trinken und rangen die Hände vor Schmerz und Wuth. Es war als ob die Welt unterginge. Besonders an den Straßenecken, wo die rothangestrichenen Weinsläden stehen, sammelten und beriethen sich die Gruppen und dort war es meistens wo man die Menschen die verdächtig ansahen, durchführte und webe ihnen wenn man irgend etwas Verdächtiges in ihren Taschen fand! Wie wilde Thiere wie Rasende fiel dann das Volk über sie her. Sehr Viele retteten sich durch Geistesgegenwart. Viele wurden durch die Entschlossenheit der Communalgarden die an jenem Tage überall herumpatronillirten, der Gefahr entrißen; Andere wurden schwer verwundet und verhämmelt; sechs Menschen wurden auf's Unkarnbergsitze ermordet. Es gibt keinen gräßlicheren Anblick, als solchen Volkszorn wenn er nach Blut lechzt und seine wehrlosen Opfer hinwürgt. Dann wälzt sich durch die Straßen ein dunkles Menschenmeer wornin die und da die Curriers in Hemdärmeln wie weiße Sturzwellen, hervorschaümen, und Das heult und braust, gnadenlos, heidnisch, dämouisch. An der Straße St. Denis hörte ich den altberühmten Rur: „A la lanterne!“ und mit Wuth erzählten mir einige Stimmen, man hänge einen Giftmischer. Die Einen sagten, er sei ein Carlisl, man habe ein brevet du lis in seiner Tasche gefunden; die Andern sagten, er sei ein Missionar und zu Allem fähig. Auf der Straße Vaugirard wo man zwei Menschen, die ein weißes Pulver bei sich gehabt, ermordete, sah ich einen dieser Unglücklichen, als er noch etwas röchelte und eben die alten Weiber ihre Holzschuhe von den Füßen zogen und ihn damit so lange auf den Kopf schlugen, bis er todt war. Er war ganz nackt und blutrüthig zererschlagen und zerquetscht; nicht blos die Kleider, sondern auch die Haare, die Scham, die Lippen und die Nase waren ihm abgerissen, und ein wüster Mensch band dem Leichname einen Strick um die Füße und schleifte

ihn damit durch die Straße während er beständig schrie: „A la lanterne!“ Ein wunder schönes, wuthblaßes Weibsbild mit entblößten Brüsten und blutbedeckten Händen stand dabei und gab dem Leichname, als er ihr nahe kam, nach einem Tritt mit dem Fuße. Sie lachte und hat mich, ihrem zärtlichen Handwerke einige francs zu zollen, damit sie sich dafür ein schwarzes Trauerkleid kaufe denn ihre Mutter sei vor einigen Stunden gestorben, an Gift.

Das andere Tages ergab sich aus den öffentlichen Plätzen daß die unglücklichen Menschen, die man so grausam ermordet hatte, ganz unschuldig gewesen, daß die verdächtigen Pulver, die man bei ihnen gefunden, entweder aus Kampfer oder Chinarinde oder sonstigen Säuremitteln gegen die Cholera bestanden, und daß die vorgeblich Vergifteten ganz natürlich an der Sonne gestorben waren. Das hießige Volk, das, wie das Volk überall, rasch in Leidenschaft gerathend, zu Grenzen verloren werden kann, kehrt jedoch eben so rasch zur Weisheit zurück und bereut mit rührendem Kummer seine Unthat, wenn es die Stimme der Besonnenheit vernimmt. Mit solcher Stimme haben die Journale gleich des andern Morgens das Volk zu besänftigen und zu besänftigen gemüth und es mag als ein Triumph der Presse angesehen werden daß sie im Stande war, dem Unheile, welches die Polizei angerichtet, so schnell Einhalt zu thun. Niemand muß ich hier das Benehmen einiger Leute, die eben nicht zur unteren Classe gehören und sich doch vom Unwillen so weit herunter lassen daß sie die Partei der Carlisten öffentlich der Giftmischerrei bezichtigten. So weit darf die Leidenschaft uns nie führen; wahrlich, ich würde mich sehr lange bedenken, ehe ich gegen meine giftigsten Feinde solche gräßliche Verleumdung anspräche. Mit Recht, in dieser Hinsicht, beklagten sich die Carlisten. Nur daß sie dabei so laut schimpfend sich geberdeten, könnte mir Argwohn einflößen; das ist sonst nicht die Sprache der Unschuld. Aber es hat, nach der Uebersetzung der Besunnterichteten, gar keine Vergiftung stattgefunden. Man hat vielleicht Scheinvergiftungen angezettelt, man hat vielleicht wirklich einige Elende gedungen, die allerlei unschädliche Pulver auf die Lebensmittel streuten, um das Volk in Unruhe zu setzen und anzureizen, war dieses Loggere der Fall, so muß man dem Volke sein tumultuarisches Ver-

fahren nicht so hoch anrechnen um so mehr da es nicht aus Privathaß entstand sondern im Interesse des allgemeinen Wohls ganz nach den Principien der Abschreckungstheorie. Ja die Carlisten waren vielleicht in die Grube gestürzt die der Regierung gegraben: nicht dieser noch viel weniger den Republikanern wurden die Vergiftungen allgemein zugeschrieben sondern jener Partei, die, „immer durch die Waffen besiegt durch feige Mittel sich immer wieder erhebt die immer nur durch das Unglück Frankreichs zu Glück und Macht gelangte und die erst die Hilfe der Kosaken entbehrend wohl leiblich in gewöhnlichem Sitte ihre Zuflucht nehmen konnte.“ So ungefähr äußerte sich der Constitutionnel.

Was ich selbst an dem Tage wo eine Todesstrafe stattfand an besonderer Eindrücke gewann das war die Uebersetzung daß die Macht der ältern Bourbonen nie und nimmermehr in Frankreich gedeihen wird. Ich hatte aus den verschiedenen Menschengruppen die merkwürdigsten Worte gehört, ich hatte tief hinabgeschaut in das Herz des Volkes — es kommt keine Leute.

Seitdem ist hier Alles ruhig. In Paris würde Horatius Sebastiani sagen Eine Todtenstille herrscht in ganz Paris. Ein heimlicher Ernst liegt auf allen Gesichtern. Mehrere Abende lang sah man sogar auf den Boulevards wenig Menschen und diese eilten einander schnell vorüber, die Hand oder ein Tuch vor dem Munde. Die Theater sind wie ausgestorben. Wenn ich in einen Salon trete sind die Leute verwundert mich noch in Paris zu sehen, da ich doch hier keine nothwendigen Geschäfte habe. Die meisten Fremden, namentlich meine Landsleute, sind gleich abgereist. Gehorsame Eltern hatten von ihren Kindern Befehl erhalten, schleunigst nach Hause zu kommen. Gottesfürchtige Söhne erfüllten unverzüglich die zärtliche Bitte ihrer lieben Eltern, die ihre Rückkehr in die Heimat wünschten; ehre Vater und Mutter, damit du lange lebest auf Erden! Bei Andern erwachte plötzlich eine unendliche Sehnsucht nach dem theuren Vaterlande nach den romantischen Gauen des ehr-

würdigen Rheins, nach den geliebten Bergen, nach dem holdseligen Schwaben, dem Lande der frommen Minne, der Frauentreue, der gemüthlichen Lieder und der gesündern Luft. Man sagt, auf dem Hôtel-de-Ville seien seitdem über 20,000 Pässe ausgegeben worden. Obgleich die Cholera sichtbar zunächst die ärmere Classe angriff so haben doch die Neuren gleich die Flucht ergriffen. Gewissen Parvenüs war es nicht zu verdenken, daß sie flohen; denn sie dachten wohl, die Cholera, die weit her aus Asien komme, weiß nicht, daß wir in der letzten Zeit viel Geld an der Börse verdient haben, und sie hält uns vielleicht noch für einen armen Lump und läßt uns in's Gras beißen. Herr Aguado, einer der reichsten Bankiers und Ritter der Ehrenlegion, war Feldmarschall bei jener großen Retirade. Der Ritter soll beständig mit wahnsinniger Angst zum Kutschenfenster hinausgesehen und seinen blauen Bedienten, der hinten aufstand, für den leibhaftigen Tod, den Cholera morbus, gehalten haben.

Das Volk murrte bitter, als es sah, wie die Reichen flohen und bespakt mit Aerzten und Apotheken sich nach gesündern Gegenden retteten. Mit Unmuth sah der Arme, daß das Geld auch ein Säugmittel gegen den Tod geworden. Der größte Theil des Justemilien und der haute finance ist seitdem ebenfalls davon gegangen und lebt auf seinen Schlössern. Die eigentlichen Repräsentanten des Reichthums, die Herren von Nothfchild, sind jedoch ruhig in Paris geblieben, hierdurch bekräftend, daß sie nicht blos in Geldgeschäften großartig und kühn sind. Auch Casimir Perier zeigte sich großartig und kühn, indem er nach dem Ausbruche der Cholera das Hôtel-Dieu besuchte; sogar seine Gegner mußte es betrüben, daß er in der Folge dessen, bei seiner bekannten Keizbarkeit, selbst von der Cholera ergriffen worden. Er ist ihr jedoch nicht unterlegen, denn er selber ist eine schlimmere Krankheit. Auch der junge Kronprinz der Herzog von Orleans, welcher in Begleitung Perier's das Hospital besuchte, verdient die schönste Anerkennung.



Die ganze königliche Familie hat sich in dieser trüblichen Zeit ebenfalls ruhmlich benommen. Beim Ausbruche der Cholera versammelte die gute Königin ihre Stammbuden und Diener und vertheilte unter ihnen Leibbinden von Flanell, die sie momentans selbst verfertigt hat. Die Seiten der alten Oberaleuten sind nicht erloschen; sie sind nun in's Bürgerliche umgewandelt; hohe Damen versehen ihre Kämpfen jetzt mit minder poetischen, aber gemüthern Schärpen. Wir leben ja nicht mehr in dem alten Helm und Harnischzeiten des kaiserlichen Ritterthums sondern in der friedlichen Bürgerzeit der warmen Leibbinden und Unterjacken. Wir leben nicht mehr im eisernen Zeitalter, sondern im flanellosten Flanell ist wirklich jetzt der beste Panzer gegen die Angriffe des schrecklichen Feindes gegen die Cholera. Venus würde heutzutage, sagte „figaro“, einen Gürtel von Flanell tragen. Ich selbst stecke bis am Halse in Flanell und dünke mich dadurch cholerafrei. Auch der König trägt jetzt eine Leibbinde vom besten Bürgerflanell.

Ja dasß nicht unwahrhaftig lassen daß er der Fürkärkömng bei dem allgemeinen Unglücke viel Geld zur die armen Bürger hergegeben und sich bürgerlich mitfühlend und edel benommen hat. — Da ich mal im Zuge bin, will ich auch den Erzbischof von Paris loben welcher ebenfalls im Hotel Dieu nachdem der Kronprinz und Perier dort ihren Besuch abgestattet die Kranken zu retten kam. Er hatte langst vorhergesehen daß Gott die Cholera als Strafgericht schicken werde um ein Volk zu züchtigen welches den allerdürstlichsten König fortgejagt und das katholische Religionsprivilegium in der Charte abgeschafft hat. Jetzt wo der Horn Gottes die Sünder heimlich, will Herr von Quelen sein Gebet zum Himmel schicken und Gnade erleben wenigstens für die Unschuldigen; denn es sterben auch viele Carlisten. Außerdem hat Herr von Quelen der Erzbischof, sein Schloß Conflans angeboten zur Errichtung eines Hospitals. Die Regierung hat aber dieses Anerbieten abgelehnt, da dieses Schloß in wüstem, zerstörtem Zustande ist und die Reparaturen zu viel kosten würden. Außerdem hatte der Erzbischof verlangt, daß man ihm in diesem Hospitalo viele Band Laven müsse

Man durfte aber die Seelen der armen Kranken, deren Leiber schon an einem schrecklichen Uebel litten, nicht den quälenden Rettungsversuchen aussetzen, die der Erzbischof und seine geistlichen Gehilfen beabzichtigten, man wollte die verfluchten Revolutionsfünfer lieber ohne Mahnung an ewige Verdammniß und Hölle hinauf, ohne Beichte und Weing an der bloßen Cholera sterben lassen. Obgleich man behauptet, daß der Katholicismus eine passende Religion sei für so unglückliche Zeiten wie die jetzigen, so wollen doch die Franzosen sich nicht mehr dazu bequemen, aus Furcht, sie würden diese Krankheitsreligion alsdann auch in glücklichen Tagen behalten müssen.

Es gehen jetzt viele fromme Leute im Volke herum und behaupten, ein geweihter



Rosenkranz sei ein Schutzmittel gegen die Cholera. Die Saint Simonisten rechnen zu den Vorzügen ihrer Religion, daß kein Saint-Simonist an der herrschenden Krankheit sterben könne; denn da der Fortschritt ein Naturgesetz sei, und der sociale Fortschritt im Saint-Simonismus liege, so dürfe, so lange die Zahl seiner Apostel noch unzureichend ist, keiner von denselben sterben. Die Bonapartisten behaupten, wenn man die Cholera an sich verspüre, so solle man gleich zur Vendomesäule hinaufsbauen, man bleibe alsdann am Leben. So hat Jeder seinen Glauben in dieser Zeit der Noth. Was mich betrifft, ich glaube an Flanell. Gute Diät kann auch nicht schaden, nur muß man wieder nicht zu wenig essen, wie gewisse Leute, die des Nachts die Leibschmerzen des Hungers für Cholera halten. Es ist spaßhaft wenn man sieht, mit welcher Poltronerie die Leute jetzt bei Tische sitzen und die menschenfreundlichsten Gerichte mit Mißtrauen betrachten und tiefsenzend die besten Bissen hinunterschlucken. Man soll, haben ihnen die Aerzte gesagt, keine Furcht haben und jeden Aerger vermeiden; nun

aber fürchten sie, daß sie sich mal unversehens ärgern möchten, und ärgern sich wieder, daß sie deshalb Furcht haben. Sie sind jetzt die Liebe selbst und gebrauchen oft das Wort mon Dieu, und ihre Stimme ist hingehaucht milde wie die einer Wächlerin. Dabei riechen sie wie ambulante Apotheken, fühlen sich oft nach dem Rauche, und mit zitternden Augen fragen sie jede Stunde nach der Zahl der Todten. Daß man diese Zahl nie genau wußte, oder vielmehr, daß man von der Unrichtigkeit der angegebenen Zahl überzeugt war, füllte die Gemüther mit vagem Schrecken und steigerte die Angst in's Unermeßliche.

In der That, die Journale haben seitdem eingestanden, daß in einem Tage, nämlich den zehnten April, an die zweitausend Menschen gestorben sind. Das Volk ließ sich nicht officiell täuschen und klagte beständig, daß mehr Menschen stürben, als man angebe. Mein Barbier erzählte mir, daß eine alte Frau auf dem faubourg Montmartre die ganze Nacht am Fenster sitzen geblieben, um die Leichen zu zählen, die man vorbeitrüge; sie habe dreihundert Leichen gezählt, worauf sie selbst, als der Morgen anbrach, von dem Froste und den Krämpfen der Cholera ergriffen ward und bald verschied. Wo man nur hinsah auf den Straßen, erblickte man Leichenzüge oder, was noch melancholischer aussieht, Leichenwagen, denen Niemand folgte. Da die vorhandenen Leichenwagen nicht zu-



reichten, mußte man allerlei andere Fuhrwerke gebrauchen, die, mit schwarzem Tuch überzogen, abenteuerlich genug aussehen. Auch daran fehlte es zuletzt, und ich sah Särge in Fiakern fortbringen; man legte sie in die Mitte, so daß aus den offenen Seitenthüren die beiden Enden herausstanden. Widerwärtig war es anzuschauen, wenn die großen Möbelwagen, die man beim Ausziehen gebraucht, jetzt gleichsam als Todten Omnibusse, als omnibus mortuis, herumfahren, und sich in den verschiedenen Straßen die Särge aufladen ließen, und sie duzendweise zur Ruhestätte brachten.

Die Nähe eines Kirchhofs, wo die Leichenzüge zusammentrafen, gewährte erst recht den trostlosesten Anblick. Als ich einen guten Bekannten besuchen wollte und eben zur rechten Zeit kam, wo man seine Leiche auflud, erfaßte mich die trübe Grille, eine Ehre, die er mir mal erwiesen, zu erwiedern, und ich nahm eine Kutsche und begleitete ihn nach Pere la Chaise. Hier nun, in der Nähe dieses Kirchhofs, hielt plötzlich mein Kutscher still, und als ich aus meinen Träumen erwachend mich umsah, erblickte ich nichts als Himmel und Särge. Ich war unter einige hundert Leichenwagen gerathen, die vor dem engen Kirchhofsthore gleichsam Queue machten, und in dieser schwarzen Umgebung, unfähig mich herauszuziehen, mußte ich einige Stunden ausharren. Aus Langerweile frug ich den Kutscher nach dem Namen meiner Nachbarleiche, und, wehmüthiger Zufall! er nannte mir da eine junge Frau, deren Wagen einige Monate vorher, als ich zu Cointier nach einem Valle fuhr in ähnlicher Weise einige Zeit neben dem meinigen stille halten mußte. Nur daß die junge Frau damals mit ihrem haßigen Blumenköpfchen und leb-

haften Mondscheingeächtchen öfters zum Kutschenfenster hinausblickte, und über die Verzögerung ihre holdene Mißlaune ausdrückte. Jetzt war sie sehr still und vielleicht blau. Manchmal jedoch, wenn die Trauerpferde an den Leichenwagen sich schauernd unruhig bewegten, wollte es mich bedünken, als regte sich die Ungeduld in den Todten selbst, als seien sie des Wartens müde, als hätten sie Eile in's Grab zu kommen; und wie nun gar an dem Kirchhofsthore ein Kutscher dem andern vorausseilen wollte und der Zug in Unordnung gerieth, die Gendarmen mit blanken Säbeln dazwischen fuhrten, hie und da ein Schreien und Fluchen entstand, einige Wagen umstürzten, die Särge auseinanderfielen, die Leichen hervorkamen, da glaubte ich die entsetzlichste aller Emeuten zu sehen, eine Todtenemeute.

Ich will, um die Gemüther zu schonen, hier nicht erzählen, was ich auf dem Pere la Chaise gesehen habe. Genug geleiteter Mann wie ich bin, konnte ich mich doch des tiefsten Grauens nicht erwehren. Man kann an den Sterbebetten das Sterben lernen und hernach mit heiterer Ruhe den Tod erwarten; aber das Begrabenwerden unter die Choleralichen, in die Kalkgräber das kann man nicht lernen. Ich rettete mich so rasch als möglich auf den höchsten Hügel des Kirchhofs, wo man die Stadt so schon vor sich liegen sieht. Eben war die Sonne untergegangen, ihre letzten Strahlen schienen wehmüthig Abschied zu nehmen, die Nebel der Dämmerung umhüllten wie weiße Lakten das franke Paris, und ich weinte bitterlich über die unglückliche Stadt, die Stadt der Freiheit, der Begeisterung und des Martyrthums, die Heilandstadt, die für die weltliche Erlösung der Menschheit schon so viel gelitten!



VII.

Paris, den 12. Mai 1852.

Die geschichtlichen Rückblicke, die der vorige Artikel angekündigt, müssen vertagt werden. Die Gegenwart hat sich unterdessen so herbe geltend gemacht, daß man sich wenig mit der Vergangenheit beschäftigen konnte. — Das große allgemeine Uebel, die Cholera, entweicht zwar allmählig, aber es hinterläßt viel Betrübnung und Bekümmerniß. Die Sonne scheint zwar lustig genug, die Menschen gehen wieder lustig spazieren und kosen und lächeln; aber die vielen schwarzen Trauerkleider, die man überall sieht, lassen keine rechte Heiterkeit in unserem Gemüthe aufkommen. Eine krankhafte Wehmuth scheint jetzt im ganzen Volke zu herrschen, wie bei Leuten, die ein schweres Siedthum überstanden. Nicht blos auf der Regierung, sondern auch auf der Opposition liegt eine fast sentimentale Mattigkeit. Die Begeisterung des Hasses erlischt, die Herzen versumpfen, im Gehirne verblasen die Gedanken, man betrachtet einander gutmüthig gähmend, man ist nicht mehr böse auf einander, man wird sanftlebig, lieblich, vertröstet, christlich; deutsche Pietisten könnten jetzt hier gute Geschäfte machen.

Man hatte früher Wunder geglaubt, wie schnell sich die Dinge ändern würden, wenn Casimir Perier sie nicht mehr leite. Aber es scheint, als sei unterdessen das Uebel incurabel geworden; nicht einmal durch den Tod Perier's kann der Staat genesen.

Daß Perier durch die Cholera fällt, durch ein Weltunglück, dem weder Kraft noch Klugheit widerstehen kann, muß auch seine abgejaagtesten Gegner mißstimmen. Der allgemeine Feind hat sich in ihre Bundesgenossenschaft gedrängt, und von solcher Seite kann ihnen auch die wirksamste Hilfeleistung nicht sehr behagen. Perier hingegen gewinnt dadurch die Sympathie der Menge, die plötzlich einzieht, daß er ein großer Mann war. Jetzt, wo er durch Andere ersetzt werden soll, mußte diese Größe bemerkbar werden. Vermochte er auch nicht mit Leichtigkeit den Bogen des

Odysseus zu spannen, so hätte er doch vielleicht wo es Noth that, mit Anstrengung aller seiner Spannkraft das Werk vollbracht. Wenigstens können jetzt seine Freunde prahlen, er hätte intervenirt nicht die Cholera, alle seine Vorsätze durchgeführt. Was wird aber aus Frankreich werden? Nun ja, Frankreich ist jene harrende Penelope, die täglich webt, und täglich ihr Gewebe wieder zerstört, um nur Zeit zu gewinnen bis zur Ankunft des rechten Mannes. Wer ist dieser rechte Mann? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, er wird den großen Bogen spannen können, er wird den frechen Freieren den Schmans verleißen, er wird sie mit tödlichen Bolzen bewirthen, er wird die doctrinären Mägde, die mit ihnen Allen geschwelgt haben, aufhängen, er wird das Haus säubern von der großen Unordnung, und mit Hilfe der weisen Göttin eine bessere Wirthschaft einführen. Wie unser jetziger Zustand, wo die Schwäche regiert, ganz der Zeit des Directoriums ähnelt, so werden wir auch unseren achtzehnten Brumaire erleben, und der rechte Mann wird plötzlich unter die erblassenden Machthaber treten und ihnen die Endschaft ihrer Regierung ankündigen. Man wird alsdann über Verletzung der Constitution schreien, wie einst im Rathe der Alten, als ebenfalls der rechte Mann kam, welcher das Haus säuberte. Aber wie dieser entrüstet ausrief: „Constitution! Ihr wagt es noch, euch auf die Constitution zu berufen, ihr, die ihr sie verletzt habt am 18. Fructidor, verletzt am 22. Floreal, verletzt am 30. Prairial!“ so wird der rechte Mann auch jetzt Tag und Datum anzugeben wissen, wo die Justemilieu-Ministerien die Constitution verletzt haben.

Wie wenig die Constitution nicht blos in die Gesinnung der Regierung, sondern auch des Volks eingedrungen, ergibt sich hier jedesmal, wenn die wichtigsten constitutionellen Fragen zur Sprache kommen. Beide, Volk und Regierung, wollen die Constitution nach ihren Privatgefühlen auslegen und ausbeuten. Das Volk wird hiezu

mißleitet durch seine Schreiber und Sprecher, die entweder aus Unwissenheit oder Parteilichkeit, die Begriffe zu verkehren suchen; die Regierung wird dazu mißleitet durch jene fraction der Aristokratie, die, aus Eigennutz ihr zugethan, den jetzigen Hof bildet und noch immer, wie unter der Restauration, das Repräsentativsystem als einen modernen Aberglauben betrachtet, woran das Volk nun einmal hänge, den man ihm auch nicht mit Gewalt rauben dürfte, den man jedoch unschädlich mache, wenn man den neuen Namen und Formen, ohne daß die Menge es merke, die alten Meinungen und Wünsche unterzieht. Nach den Begriffen solcher Leute ist derjenige der größte Minister, der mit den neuen constitutionellen Formeln eben so viel auszurichten vermag, wie man sonst mit den alten Formeln des Regimes durchzusetzen wußte. Ein solcher Minister war Villèle, an den man jedoch jetzt als nämlich Perier ankamfte nicht zu denken gewagt. Indessen man hatte Muth genug, an Decazes zu denken. Er wäre auch Minister geworden, wenn der neue Hof nicht gefürchtet hätte, daß er alsdann durch die Glieder des alten Hofes bald verdrängt würde. Man fürchtete, er möchte die ganze Restauration mit sich in's Ministerium bringen. Nach Decazes hatte man Herrn Guizot besonders im Auge. Auch diesem wird viel angetraut, wo es gilt, unter constitutionellen Namen und Formen die absolutesten Gelüste zu verbergen. Denn dieser Qualificator der neueren Doctrinäre, dieser Verfasser einer englischen Geschichte und einer französischen Synonymik, versteht auf's Meisterhafteste, durch parlamentarische Beispiele aus England die illegalsten Dinge mit einem *ordre legal* zu bekleiden und durch das plump gekehrte Wort den hochfliegenden Geist der Franzosen zu unterdrücken. Aber man sagt während er mit dem Könige, welcher ihm ein Portefeuille antrug, etwas feurig sprach, habe er plötzlich die ignobelsten Wirkungen der Cholera verspürt, und schnell in der Rede abbrechend sei er geschieden mit der Aeußerung, er könne dem Drange der Zeit nicht widerstehen. Guizot's Durchfall bei der Wahl eines neuen Ministers wird von Andern noch komischer erzählt. Mit Dupin den man immer als Perier's Nachfolger betrachtet hatte und dem man viel Kraft und Muth zutraut, begannen jetzt die Unterhandlungen. Aber diese scheiterten ebenfalls, indem Dupin sich

manche Beschränkungen nicht gefallen lassen wollte die zunächst die Präsidentsur des Conseils betrafen. Mit der erwähnten Präsidentsur des Conseils hat es eine eigene Verwandniß. Der König hat nämlich sich selber sehr oft diese Präsidentsur zugetheilt, namentlich im Beginne seiner Regierung; dieses war für die Minister immer ein fataler Umstand, und die damaligen Mißthelligkeiten sind meistens daraus hervorgegangen. Perier allein hat sich solchen Eingriffen zu widersetzen gewußt; er entzog dadurch die Gehörte dem allzugroßen Einflusse des Hofes, der unter allen Regierungen die Könige lenkt, und man sagt, daß die Nachricht von Perier's Krankheit nicht allen Freunden der Tuilerien unangenehm gewesen sei. Der König schien jetzt gerechtfertigt, wenn er selbst die Präsidentsur des Conseils übernahm. Als Solches öffentlich ward, entstand in Salons und Journalen die leidenschaftlichste Polemik über die Frage, ob der König das Recht habe, dem Conseil zu präsidiren?

Hiebei kam nun viele Chikane und noch mehr Unwissenheiten zum Vorschein. Da schwanzten die Leute was sie mir jemals halb gehört und gar nicht verstanden hatten, und das rauschte und spritzte ihnen aus dem Munde wie ein politischer Wasserschall. Die Sprache der meisten Journale war ebenfalls nicht von der brillantesten Art. Eine der Nationalen zeichnete sich aus. Man hörte auch wieder die alte Streitformel, die er in der letzten Zeit der Restauration vorgebracht hatte. *Le roi régit, mais ne gouverne pas.* Die drei wüdenhalsigen Menschen, die sich damals in Deutschland mit Politik beschäftigten, übersezen diesen Satz wenn ich nicht irre mit den Worten: „Der König herrscht, aber er regiert nicht.“ Ich bin jedoch gegen das Wort „herrschen“; es trägt nach meinen Gerächlen eine Färbung von Absolutismus. Und doch sollte eben dieser Satz den Unterschied beider Gewalten, der absoluten und der constitutionellen, bezeichnen.

Wozu bezieht dieser Unterschied? Wo politisch reinen Herzens ist, daß auch jenseits des Rheins diese Frage an's Bestimmteste erortern. Durch das absichtliche Umgeben derselben hat man eben auf der einen Seite dem hechten Jakobinismus, auf der andern Seite dem reigigen Buonarini Verdienst geleistet.

Da die Theorie des Absolutismus von dem verachteten gelehrten Salmasius bis hinunter

auf den Herrn Jarke, der nicht gelehrt ist, meistens von verdächtigen Schriftstellern vertheidigt worden, so hat die Perverbenheit der Anwälte über alle Maßen der Sache selber geschadet. Wer seinen ehrlichen Namen lieb hat, darf kaum wagen, sie

öffentlich zu vertheidigen, und wäre er noch so sehr von ihrer Vortreflichkeit überzeugt. Und doch ist die Lehre von der absoluten Gewalt ebenso honett und ebenso vertretbar wie jede andere politische Meinung. Nichts ist widersinniger, als



wie jetzt so oft geschieht, den Absolutismus mit dem Despotismus zu verwechseln. Der Despot handelt nach der Willkür seiner Laune, der absolute Fürst handelt nach Einsicht und Pflichtgefühl. Das Charakteristische eines absoluten Königs ist hierbei, daß Alles im Staate durch seinen Selbstwillen geschieht. Da aber nur wenige Menschen einen Selbstwillen haben, da vielmehr die meisten Menschen, ohne es zu wissen, nur das wollen, was ihre Umgebung will, so herrscht gewöhnlich diese an der Stelle der ab-

soluten Könige. Die Umgebung eines Königs nennen wir Hof, und Höflinge sind es also, die in denjenigen absoluten Monarchien herrschen, wo die Fürsten nicht von allzu höflicher Natur und dadurch dem fremden Einflusse unzugänglich sind. Die Kunst der Höfe besteht darin, die sanften Fürsten so zu härten, daß sie eine Keule werden in der Hand des Höflings und die wilden Fürsten so zu sänftigen, daß sie sich willig zu jedem Spiele, zu allen Posturen und Actionen hergeben, wie



die Löwen des Herrn Martin. Ach! fast auf dieselbe Weise, wie dieser den König der Thiere zu zähmen weiß, indem er nämlich des Nachts seinem Käfige naht, ihn mit dunkler Hand in einen entnervenden Zustand versetzt, und nachher am Tage den Geschwächten ganz gehorsam findet, so wissen die Höflinge manchen König der Menschen, wenn er allzu sträubsam und wild ist durch zügellose Freuden zu zähmen, und sie beherrschen ihn durch Maitressen Köche Komödianten, üppige Musik, Tanz und sonstigen Sinnesrausch. Nur zu oft sind absolute Fürsten die abhängigsten Sklaven ihrer Umgebung, und könnte man die Stimme Derjenigen vernehmen, die man in der öffentlichen Meinung am häufigsten beurtheilt, so würde man vielleicht gerührt werden von den geredeten Klagen über unerhörte Verführungs-künste und trübbelige Verkehrung der menschen-schönsten Gefühle. Außerdem liegt in der unumschränkten Gewalt eine so schauerliche Macht der bösen Verführung, daß nur die alleredelsten Menschen ihr widerstehen können. Wer keinem Gesetze unterworfen ist, der entbehrt der heilsamen Schutzwehr; denn die Gesetze sollen uns nicht bloß gegen Andere, sondern auch gegen uns selbst schützen. Der Glaube, daß ihre Macht ihnen von Gott verliehen sei, ist daher bei den absoluten Fürsten nicht nur verzeihlich, sondern auch notwendig. Ohne solchen Glauben wären sie die Unglücklichsten der Sterblichen, die, ohne mehr als Menschen zu sein, sich der übermenschlichsten Versuchung und der übermenschlichsten Verantwortlichkeit ausgesetzt hätten. Eben jener Glaube an ein göttliches Mandat gab den absoluten Königen, die wir in der Geschichte bewundern, eine Herrlichkeit, wozu das neuere Königthum sich nimmermehr erheben wird. Sie waren weltliche Vermittler, sie mußten zuweilen büßen für die Sünder ihrer Völker, sie waren zugleich Opfer und Opferpriester, sie waren heilig, sahen in der antiken Bedeutung der Todesweibe. So sehen wir Könige des Alterthums die in Pestzeiten mit ihrem eigenen Blute das Volk sühten, oder das allgemeine Unglück als eine Strafe für eigene Verdringung betrachteten. Noch jetzt, wenn eine Sonnenfinsterniß in China eintritt, erschrickt der Kaiser und denkt darüber nach, ob er etwa durch irgend eine Sünde solche allgemeine Verdüsterung verschuldet habe, und er thut Buße, damit sich für seine Unterthanen der

Himmel wieder lichte. Bei den Völkern wo der Absolutismus noch in so heiliger Strenge herrscht, und das ist auch bei den nordwestlichen Nachbarn der Chinesen bis an die Elbe der Fall, würde es zu mißbilligen sein, wenn man ihnen die repräsentative Verfassungsdoctrin predigen wollte; ebenso tadelhaft ist es aber, wenn man im grästen Theile des übrigen Europas, wo der Glaube an das göttliche Recht bei Fürsten und Völkern erloschen ist, den Absolutismus docirt.

Indem ich das Wesen des Absolutismus dadurch bezeichnete, daß in der absoluten Monarchie der Selbstwille des Königs regiert, bezeichne ich das Wesen der repräsentativen der constitutionellen Monarchie um so leichter wenn ich sage, diese unterscheidet sich von jener dadurch, daß an die Stelle des königlichen Selbstwillens die Institution getreten ist. An die Stelle eines Selbstwillens der leicht mißleitet werden kann sehen wir hier eine Institution, ein System von Staatsgrundsätzen, die unveränderlich sind. Der König ist hier eine Art moralischer Person im juristischen Sinne, und er gehorcht jetzt weniger den Leidenschaften seiner physischen Umgebung, als vielmehr den Bedürfnissen seines Volkes, er handelt nicht mehr nach den lösen Wünschen des Hofes, sondern nach festen Gesetzen. Deshalb sind die Höflinge in allen Ländern dem constitutionellen Wesen heimlich oder gar öffentlich gram. Letzteres brach ihre vieltausendjährige Macht durch die tiefgedachte ingemose Einrichtung, daß der König gleichsam nur die Idee der Gewalt repräsentirt, daß er zwar seine Minister wählen könne, jedoch nicht er, sondern diese regieren, daß diese aber nur so lange regieren können, als sie im Sinne der Majorität der Volksvertreter regieren, indem Letztere die Regierungsmittel, z. B. die Steuern, verweigern können. Dadurch, daß der König nicht selbst regiert, kann ihn bei schlechter Regierung der Volksunmuth nicht unmittelbar treffen; dieser wird in constitutionellen Staaten nur die Folge haben, daß der König andere, und zwar populäre Minister erwählt, von denen man ein besseres Regiment erwartet; statt daß in absoluten Staaten, wo der König selbst regiert, ihn unmittelbar der Unmuth des Volkes trifft, und dieses, um sich zu helfen, genöthigt ist, den Staat umzustürzen. Dadurch, daß der König nicht selbst regiert, ist das Heil des Staates unabhängig von seiner Persönlichkeit, der Staat wird da nicht



mehr durch jeden Zufall durch jede allerhöchste oder allerniedrigste Leidenschaft gefahrdet und gewinnt eine Sicherheit, wovon die früheren Staatsweisen gar keine Ahnung hatten; denn von Xenophon bis Fenelon erschien ihnen die Erziehung eines Fürsten als die Hauptader; so gar der große Aristoteles muß in seiner Politik darauf hingedehlet, und der größere Plato weiß nichts Besseres vorzuschlagen, als die Philosophen auf den Thron zu setzen oder die Fürsten zu Philosophen zu machen. Dadurch daß der König nicht selbst regiert, ist er auch nicht verantwortlich, ist er auch nicht verantwortlich, und nur seine Minister können wegen schlechter Regierung angeklagt, verurtheilt und bestraft werden. Der Commentator der englischen Constitution, Blackstone, begehrt einen Minister, wenn er die Unverantwortlichkeit des Königs zu dessen Prerogativen zählt. Diese Ansicht schmeichelt einem Könige mehr, als sie ihm nützt. In den Ländern des politischen Protestantismus, in constitutionellen Ländern, will man die Rechte der Fürsten vielmehr in der Vernunft begründet wissen, und diese gewährt hinlängliche Gründe für ihre Unverletzlichkeit, wenn man annimmt, daß sie nicht selbst handeln können, und also deshalb nicht zurechnungsfähig, nicht verantwortlich, nicht strafbar sind, wie Jeder, der nicht selbst handelt. Der Grundsatz: „The king canot do wrong“ mag also, insofern man die Unverantwortlichkeit darauf gründet, nur dadurch seine Giltigkeit erlangen, daß man hinzusetzt: because he does nothing. Aber an der Stelle des constitutionellen Königs handeln die Minister, und daher sind diese verantwortlich. Sie handeln selbstständig, dürfen jedes königliche Unstunnen, womit sie nicht übereinstimmen, geradezu abweisen, und im Falle dem Könige ihre Regierungsart mißfällt, sich ganz zurückziehen. Ohne solche Freiheit des Willens wäre die Verantwortlichkeit der Minister, die sie durch die Contraignatur bei jedem Regierungsacte sich aufbürden, eine heillose Ungerechtheit, eine Grausamkeit, ein Widersinn, es wäre gleichsam die Lehre vom Sündenbocke in das Staatsrecht eingeführt. Aus demselben Grund sind die Minister eines absoluten Fürsten ganz unverantwortlich, außer gegen diesen selbst; wie dieser Gott, so sind jene nur ihrem unumschränkten Herrn Rechenschaft schuldig. Sie sind nur seine untergebenen Gehilfen, seine getreuen Diener,

und müssen ihm unbedingt gehorchen. Ihre Contraignatur dient nur, die Echtheit der Ausfertigung und der fürstlichen Unterschrift zu beglaubigen. Man hat freilich nach dem Tode der Fürsten viele solche Minister angeklagt und verurtheilt; aber immer mit Unrecht. Enguerrand de Miragny vertheidigte sich in einem solchen Falle mit den rührenden Worten: „Wir als Minister sind nur wie Hände und Füße wir müssen dem Haupte, dem Könige, gehorchen; dieses ist jetzt todt, und seine Gedanken liegen mit ihm im Grabe; wir können und wir dürfen nicht sprechen.“

Nach diesen wenigen Andeutungen über den Unterschied beider Gewalten, der absoluten und der constitutionellen, wird es Jedem einleuchtend sein, daß der Streit über die Präsidentsur, wie er in den hiesigen Verhältnissen zum Vorschein kam, minder die Frage betreffen sollte, ob der König das Conſeil präsidiren darf? als vielmehr inwiefern er es präsidiren darf? Es kommt nicht darauf an, daß ihm die Charte die Präsidentsur nicht verbietet oder ein Paragraph derselben ihm solche sogar zu erlauben scheint, sondern es kommt darauf an, ob er nur honoris causa zu seiner eigenen Belehrung ganz passiv ohne active Theilnahme präsidirt, oder ob er als Präsident seinen Selbstwillen geltend macht in der Leitung und Ausföhrung der Staatsgeschäfte. Im ersten Falle mag es ihm immerhin erlaubt sein, sich täglich einige Stunden lang in der Gesellschaft von Herrn Barthe, Louis Sebastian u. z. zu ennuyiren, im anderen Falle muß ihm jedoch dieses Vergnügen streng verboten bleiben. In diesem letzteren Falle würde er durch seinen Selbstwillen regierend, sich dem absoluten Königthume nähern, wenigstens würde er selbst als ein verantwortlicher Minister betrachtet werden können. Ganz richtig behaupteten einige Journale daß es Unrecht wäre, wenn ein Mann, der auf dem Todtenbette läge, wie Perier, oder der nicht einmal seine Gesichtsmuskeln regieren könne, wie Sebastiani, für die selbstwilligen Regierungsacte des Königs verantwortlich sein müßte. Das ist jedenfalls eine schlimme Streitfrage, die eine hinlänglich grelle Bedeutung hat; denn Mancher erinnert sich dabei an das terroristische Wort: La responsabilité cest la mort. Mit einer Inofficiosität, die ich nicht billigen darf, wird bei dieser Gelegenheit, namentlich von dem „National“, die Verantwortlichkeit des Königs be-



hauptet, und in Folge dessen seine Inviolabilität geleugnet. Dieses ist immer für Ludwig Philipp eine mißbeagliche Mahnung und dürfte wohl einiges Nachsinnen in seinem Haupte hervorbringen. Seine Freunde meinten es wäre wünschenswerth, daß er gar nichts thue wobei nur im mindesten das Princip von der Inviolabilität zur Discussion kommen und dadurch in der öffentlichen Meinung erschüttert werden könnte. Aber Ludwig Philipp, wenn wir seine Lage billig ermaßen, möchte doch nicht unbedeutend zu tadeln sein, daß er beim Regieren ein bißchen nachzuhelfen sucht. Er weiß, seine Minister sind keine Genies; das Fleisch ist willig, aber der Geist ist schwach. Die factische Erhaltung seiner Macht scheint ihm die Hauptsache. Das Princip von der Inviolabilität muß für ihn nur ein secundäres Interesse haben. Er weiß, daß Ludwig XVI., haltloses Andenkens, ebenfalls inviolabel gewesen. Es hat überhaupt in Frankreich mit der Inviolabilität eine eigene Verwandtschaft. Das Princip der Inviolabilität ist durchaus unverletzlich. Es gleicht dem Edelstein in dem Ringe des Don Luis Fernando Perez

Alcaiba, welcher Stein die wunderbare Eigenschaft hatte: wenn ein Mann, der ihn am Finger trug, vom höchsten Kirchturme herabfiel, so blieb der Stein unverletzt.

Um jedoch dem fatalen Mißstand einigermaßen abzuhelfen, hat Ludwig Philipp eine Interims-Präsidentur geküsst und den Herrn Montalivet damit bekleidet. Dieser wurde jetzt auch Minister des Innern und an seiner Stelle wurde Herr Girod de l'Alin Minister des Cultus. Man braucht diese beiden Leute nur anzusehen, um mit Sicherheit behaupten zu können, daß sie keiner Selbstständigkeit sich erheben und daß sie nur als contraindicirende Hampfmänner agiren. Der Erste Monsieur le comte de Montalivet, ist ein wohlgeformter junger Mann fast aussehend wie ein hübscher Schlingens den man durch ein Vergrößerungsglas sieht. Der Andere Herr Girod de l'Alin, zur Genüge bekannt als Präsident der Deputirtenkammer, wo er jederzeit durch Verlängerung oder Abkürzung der Sitzungen die Interessen des Königs zu fördern gewußt ist das Devouement selbst. Er ist ein untergesetzter Mann von weichen Fleische gehabigen Vandalensteyffamen Beinchen, einem Herzen von Papiermaché, und er sieht aus wie ein Braunschweiger, der auf den Märkten mit Pfeifenköpfen handelt, oder auch wie ein Hausfreund der den Kindern Brezeln mitbringt und die Hunde streichelt.

Vom Marschall Soult dem Kriegsminister, will man wissen, oder vielmehr man weiß von ihm ganz genau, daß er unterdessen beständig intrigirt, um zur Präsidentur des Conseils zu gelangen. Letztere ist überhaupt das Ziel vieler Bestrebnisse im Ministerium selbst, und die Ranken die sich dabei durchkreuzen vornehmlich selten die besten Anordnungen, und es entstehen Segnerschaft, Zwist und Serwürfnisse, die scheinbar in der verschiedenen Meinung eigentlich aber in der übereinstimmenden Eitelkeit ihren Grund haben. Jeder ehrgeizt nach der Präsidentur. Präsident des Conseils ist ein bestimmter Titel, der von den übrigen Ministern etwas allzu scharf scheidet. So z. B. bei der Frage von der Verantwortlichkeit der Minister gilt hier die Ansicht, daß der Präsident für Fehler in der Tendenz des Ministeriums, jeder andere Minister aber nur für die Fehler seines Departements verantwortlich sei. — Diese Unterscheidung und überhaupt die officielle Ernennung eines Präsidenten



des Conseils ist ein heinendes und verurtheilendes des Gebrochenen. Wir finden dieses nicht bei den Engländern deren constitutionelle Formen doch immer als Muster dienen; die Präsidentsur wenn ich nicht irre, epührt bei ihnen keineswegs als offizieller Titel. Der erste Lord des Schages ist zwar gewöhnlich Präsident, aber nicht als Solcher. Der natürliche, wenn auch durch kein Gesetz bestimmte, Präsident ist immer derjenige

Minister, dem der König den Auftrag gegeben, ein Ministerium zu bilden d. h. unter seinen Freunden und Bekannten diejenigen als Minister zu wählen die mit ihm in politischer Meinung übereinstimmen und zugleich die Majorität im Parlamente haben wurden. — Solchen Auftrag hat jetzt der Herzog von Wellington erhalten; Lord Grey und seine Whigs ununterlegen — für den Augenblick.

VIII.

Paris den 27. Mai 1832.

Casimir Perier hat Frankreich erniedrigt, um die Vorelconurie zu beken. Er wollte die Freiheit von Europa verkaufen um den Preis eines kurzen schmählichen Friedens für Frankreich. Er hat den Sbirren der Knechtschaft und dem Schlechtesten in uns selber, dem Eigennutze, Vorschub geleistet, so daß Tausend der edelsten Menschen zu Grunde gingen durch Kummer und Elend und Schimpf und Selbstentwürdigung. Er hat die Todten in den Juliusgräbern lächerlich gemacht, die armen Todten der großen Woche, die sich nicht für die jüngere Linie der Bourbonen geschlagen, und er hat den Lebenden so entsetzlich das Leben verleidet, daß sie selbst diese Todten beneiden mußten. Er hat das heilige Feuer gelöscht, die Tempel geschlossen, die Götter gekränkt, die Herzen gebrochen; er hat Frankreich geistig entwaffnet, während er den Feinden desselben Zeit gönnte, sich mit materiellen Waffen zehnfach mächtiger auf's Bedrohliche zu rüsten. Und dennoch würde ich dafür stimmen, daß Casimir Perier beigelegt werde in das Pantheon, in das große Haus der Ehre, welches die goldne Aufschrift führt: „Den großen Männern das dankbare Vaterland.“ Denn Casimir Perier war ein großer Mann; er besaß seltene Talente und seltene Willenskraft, und was er that, that er im guten Glauben, daß es dem Vaterlande nütze, und er that es mit Aufopferung seiner Ruhe, seines Glücks und seines Lebens. Das ist es eben, nicht

für den Nutzen und den Erfolg ihrer Thaten mag das Vaterland seinen großen Männern danken, sondern für den Willen und die Aufopferung, die sie dabei bekundet. Selbst wenn sie gar nichts gewollt und gethan hätten für das Vaterland, müßte dieses seine großen Männer nach ihrem Tode ehren; denn sie haben es durch ihre Größe verherrlicht. Wie die Sterne eine Zierde des Himmels sind, so zieren große Menschen ihre Heimat ja die ganze Erde. Die Herzen großer Menschen sind aber die Sterne der Erde, und ich glaube, wenn man von oben herabsähe auf unsern Planeten, würden uns diese Herzen wie klare Lichter, gleich den Sternen des Himmels, entgegenstrahlen. Vielleicht von so hohem Standpunkte würde man erkennen, wie viel herrliche Sterne auf dieser Erde zerstreut sind, wie viele derselben in obskuren Wüsten unbekannt und eintam leuchten, wie schön gestirnt unser deutsches Vaterland, wie glänzend, wie strahlend Frankreich ist, diese Milchstraße großer Menschenherzen! Mit Casimir Perier erlischt ein großer Stern. Ja, obgleich dieser Stern, dem die Finanzkönige des Morgenlandes so glaubig folgten, ein Heil verkündete, das nicht den Armen sondern den Reichen galt, und ein Unglücksstern war für die Söhne der Freiheit, wollen wir dennoch mit gerechtem Herzen seine Größe anerkennen und bezeugen.

Frankreich hat in der letzten Zeit viele Sterne erster Größe verloren. Viele Helden aus der Re-

volutions- und Kaiserzeit hat die Cholera dahin-
gerafft. Viele bedeutende Staatsmänner, worunter
Martignac der ausgezeichnetste, sind durch andere
Krankheiten gestorben. Die Freunde der Wissen-
schaft betrauertem besonders den Tod Cham-
pollion's, der so viele egyptische Könige erfunden

hat, und den Tod Cuvier's, der so viele andere
große Thiere entdeckt, die gar nicht mehr existiren,
und unserer alten Mutter Erde auf's Unglan-
teste nachgewiesen hat, daß sie viele tausend
Jahre älter ist, als wofür sie sich bisher aus-
gegeben. „Läh Tähte sanne won!“ des tötes-
den



vont) quälte Herr Sebastiani, als er den Tod
Perier's erfuhr, und auch er werde bald sterben
quälte er hinzu.

Der Tod Perier's hat hier geringere Sensation
erregt, als zu erwarten stand. Nicht einmal auf
der Börse. Ich konnte nicht umhin, an dem Tage,
wo Perier gestorben, nach der Place de la Bourse
zu gehen. Da stand der große Marmortempel,
wo Perier wie ein Gott und sein Wort wie ein
Orakel verehrt worden, und ich fühlte an die
Säulen, die hundert kolossalen Säulen, die draußen
ragen, und sie waren alle unbewegt und kalt
wie die Herzen jener Menschen, für welche Perier
so viel gethan hat. O der trübfeligen Zwerge!
Wie wird wieder ein Riese sich für sie opfern
und, um ihre Zwerginteressen zu fördern, seine
großen Brüder verlassen. Diese Kleinen mögen

immerhin spotten über die Riesen, die, arm und
ungeblacht auf den Bergen sitzen während sie
die Kleinen begünstigt durch ihre Statur in die
engen Gruben der Berge hineinkriechen und
dort die edlen Metalle hervorklopfen oder den
noch kleineren Gnomen, den Metallariis, abge-
winnen können. Steigt nur immer hinab in eure
Gruben, haltet euch nur fest an der Leiter und
kümmert euch nicht darum, daß die Sprossen
immer schmutziger werden, je tiefer ihr hinab-
steigt zu den kostbarsten Stellen des Reichthums!

Ich ärgere mich jedesmal wenn ich die Börse
betrete, das schöne Marmorhaus, erbaut im
edelsten griechischen Style und geweiht dem nicht-
würdigsten Geschäfte, dem Staatspapierenschacher.
Es ist das schönste Gebäude von Paris; Napoleon
hat es bauen lassen. In demselben Stile und

Maßstabe ließ er einen Tempel des Ruhms bauen. Ach! der Tempel des Ruhms ist nicht fertig geworden; die Bourbonen verwandelten ihn in eine Kirche und weihten diese der reinigen Magdalene; aber die Börse steht fertig in ihrem vollendetsten Glanze, und ihrem Einflusse ist es wohl zuzuschreiben, daß ihre edlere Nebenbuhlerin, der Tempel des Ruhms, noch immer unvollendet und noch immer in schmächtlicher Verhöhnung der reinigen Magdalene geweiht bleibt. Hier in dem ungeheuren Raume der hochgewölbten Börsenhalle, hier ist es, wo der Staatspapierenschacher mit allen seinen grellen Gestalten und Mißtönen wogend und brausend sich bewegt, wie ein Meer des Eigennuzes, wo aus den wüsten Menschenwellen die großen Bankiers gleich Haiischen hervorschnappen, wo ein Ungethüm das andere verschlingt, und wo eben auf der Galerie, gleich lauerten Raubvögeln auf einer Meerklippe, sogar speculirende Damen bemerkbar sind. Hier ist es jedoch, wo die Interessen wohnen, die in dieser Zeit über Krieg und Frieden entscheiden.

Daher ist die Börse auch für uns Publicisten so wichtig. Es ist aber nicht leicht, die Natur jener Interessen nach jedem einwirkenden Ereignisse genau zu begreifen und die Folgen danach würdigen zu können. Der Cours der Staatspapiere und des Discontos ist freilich ein politischer Thermometer, aber man würde sich irren, wenn man glaubte, dieser Thermometer zeige den Siegesgrad der einen oder der anderen großen Fragen, die jetzt die Menschheit bewegen. Das Steigen oder Fallen der Course beweist nicht das Steigen oder Fallen der liberalen oder servilen Partei, sondern die größere oder geringere Hoffnung, die man hegt für die Pacification Europas, für die Erhaltung des Bestehenden oder vielmehr für die Sicherung der Verhältnisse, wovon die Auszahlung der Staatsschuldzinsen abhängt.

In dieser beschränkten Auffassung bei allen möglichen Vorkommenheiten sind die Börsenspeculanten bewunderungswürdig. Ungeört von allen geistigen Aufregungen, haben sie ihren Sinn allein auf alles factische gewendet, und fast mit thierischem Gefühle, wie Wetterfrösche, erkennen sie, ob irgend ein Ereigniß, das scheinbar beruhigend ansieht, nicht eine Quelle künftiger Stürme sein wird, oder ob ein großes Mißgeschick nicht am Ende dazu diene, die Ruhe zu

consolidiren. Bei dem Falle Warschans frug man nicht: Wie viel Unheil wird für die Menschheit dadurch entstehen? sondern: Wird der Sieg des Kantchus die Unruhestifter, d. h. die Freunde der Freiheit, entmuthigen? Durch die Bejahung dieser Frage stieg der Cours. Erhielte man heute an der Börse plötzlich die telegraphische Nachricht, daß Herr Talleyrand an eine Vergeltung nach dem Tode glaube, so würden die französischen Staatspapiere gleich um zehn Percent fallen; denn man könnte fürchten, er werde sich mit Gott zu versöhnen suchen und dem Ludwig Philipp und dem ganzen Justemilieu entfagen und sie sacrificiren, und die schöne Ruhe, deren wir jetzt genießen, auf's Spiel setzen. Weder Sein noch Nichtsein, sondern Ruhe oder Unruhe ist die große Frage der Börse. Darnach richtet sich auch der Disconto. In unruhiger Zeit ist das Geld ängstlich, zieht sich in die Kisten der Reichen wie in eine Festung zurück, hält sich eingezogen — der Disconto steigt. In ruhiger Zeit wird das Geld wieder sorglos, bietet sich preis, zeigt sich öffentlich, ist sehr herablassend — der Disconto ist niedrig. So ein alter Louisd'or hat mehr Verstand als ein Mensch, und weiß am besten, ob es Krieg oder Frieden gibt. Vielleicht durch den guten Umgang mit Geld haben die Leute der Börse ebenfalls eine Art von politischem Instincte bekommen, und während in der letzten Zeit die tiefsten Denker nur Krieg erwarten, blieben sie ganz ruhig und glaubten an die Erhaltung des Friedens. Frug man einen derselben nach seinen Gründen, so ließ er sich, wie Sir John, keine Gründe abzwängen, sondern behauptete immer: das ist meine Idee.

In dieser Idee ist die Börse seitdem sehr erstarkt, und nicht einmal der Tod Perier's konnte sie auf eine andere Idee bringen. Freilich, sie war längst auf diesen Fall vorbereitet, und zu dem bildet man sich ein, sein Friedenssystem überlebe ihn und sehe fest durch den Willen des Königs. Aber diese gänzliche Indifferenz bei der Codesnachricht Perier's hat mich widerwärtig berührt. Anstandshalber hätte die Börse doch wenigstens durch eine kleine Baïsse ihre Betrübnis an den Tag legen müssen. Aber nein, nicht einmal ein Achtel Percent, nicht einmal ein Achtel Trauerpercent sind die Staatspapiere gefallen bei dem Tode Casimir Perier's, des großen Bankierministers!



Bei Perier's Begräbniß zeigte sich, wie bei seinem Tode, die kühlfte Indifferenz. Es war ein Schauspiel wie jedes andere; das Wetter war schön, und Hunderttausende von Menschen waren auf den Beinen, um den Leichzug zu sehen, der sich lang und gleichgiltig über die Boulevards nach Père La Chaise dahinzog. Auf vielen Gesichtern ein Lächeln, auf andern die laueste Werkeltagsstimmung, auf den meisten nur Ennui. Unzählig viel Militär, wie es sich kaum ziemte für den Friedensheld des Entwaffnungssystems. Viel Nationalgarden und Gendarmen. Dabei auch die Kanoniere mit ihren Kanonen, welche letztere mit Recht trauern konnten, denn sie hatten gute Tage unter Perier, gleichsam eine *Sinecure*. Das Volk betrachtete Alles mit einer seltsamen Apathie; es zeigte weder Haß noch Liebe; der Feind der Begeisterung wurde begraben, und Gleichgiltigkeit bildete den Leichzug. Die einzigen wahrhaft Betrübten unter den Leidtragenden waren die beiden Söhne des Verstorbenen, die in langen Trauermänteln und mit blassen Gesichtern hinter dem Leichenwagen gingen. Es waren zwei junge Menschen, etwa in den Zwanzigen, unterseht etwas rundlich, von einem Neufjern, das vielmehr Wohlhabenheit als Geist verräth; ich sah sie diesen Winter auf allen Wallen lustig und frischbäckig. Auf dem Sarge lagen dreifarbigte Fahnen, mit schwarzem Krepp umflort. Die dreifarbigte Fahne hätte ihm nicht zu trauern brauchen bei Casimir Perier's Tod. Wie ein schweigender Vorwurf lag sie traurig auf seinem Sarge, die Fahne der Freiheit die durch seine Schuld so viele Verleumdungen erlitten. Wie der Anblick dieser Fahne, so rührte mich auch der Anblick des alten Lafavette bei dem Leichzuge Perier's, des abtrünnigen Mannes, der doch einst so glorreich mit ihm gekämpft unter jener Fahne.

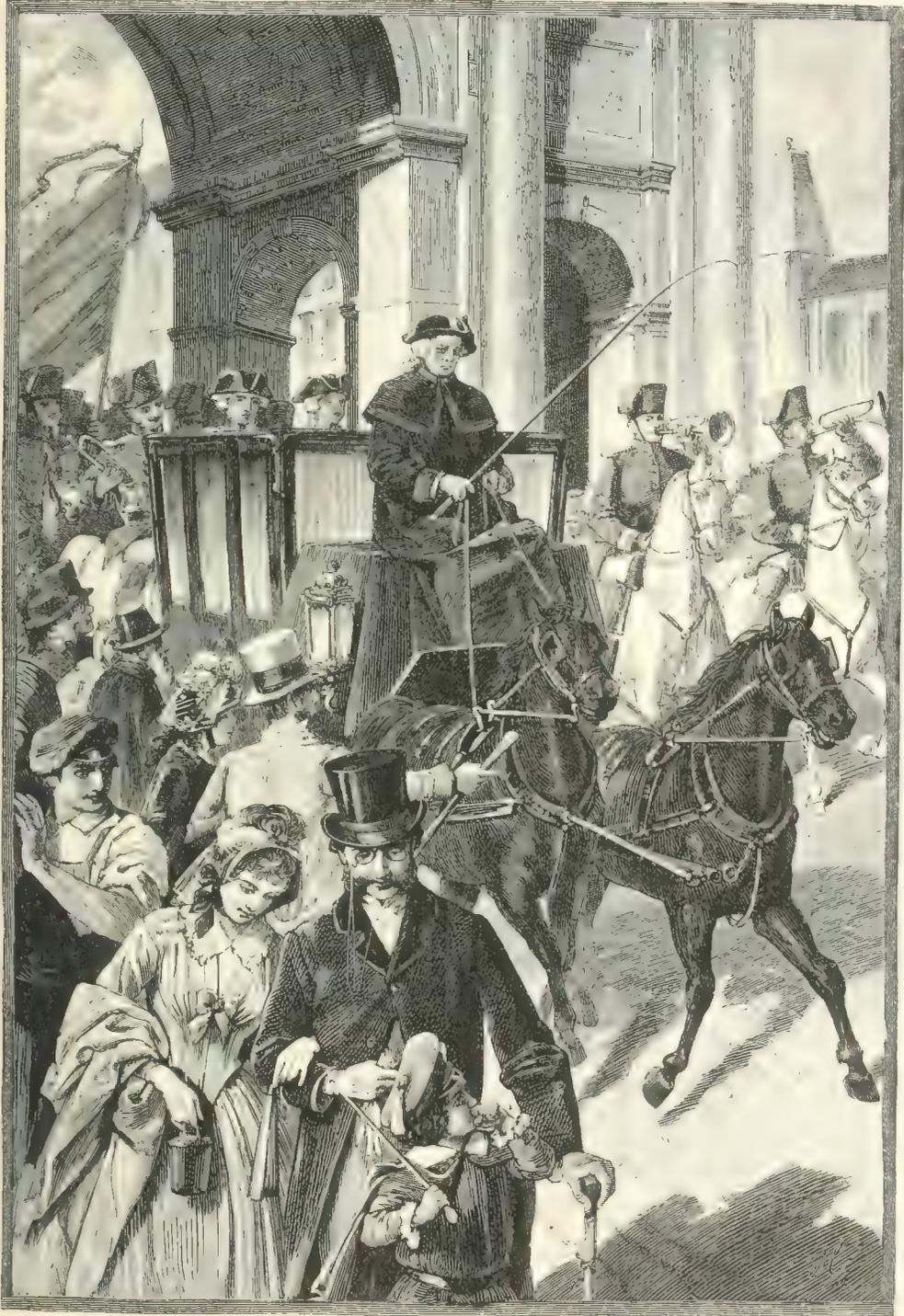
Meine Nachbarn die den Tage zuhauften sprachen von dem Leichenbegängniß Benjamin Constant's. Da ich erst ein Jahr in Paris bin, so kenne ich die Verübniß die damals das Volk an den Tag legte, nur aus der Beschreibung. Ich kann mir jedoch von solchem Volksschmerz eine Vorstellung machen da ich kurz nachher dem Begräbniß des ehemaligen Bischofs von Blois, des Conventuel Grégoire, zusehen. Da waren keine hohen Beamten, keine Infanterie und Cavallerie, keine leeren Trauerwagen voll

Hosfakien, keine Kanonen, keine Gesandten mit bunten Livreen, kein officieller Pomp. Aber das Volk weinte Schmerz lag auf allen Gesichtern, und obgleich ein starker Regen wie mit Eimern vom Himmel herabgoß, waren doch alle Häupter unbedeckt, und das Volk spannte sich vor den Leichenwagen und zog ihn eigenhändig nach dem Mont-Parnass. Grégoire, ein wahrer Priester, stritt sein ganzes Leben hindurch für die Freiheit und Gleichheit der Menschen jeder Farbe und jedes Bekenntnisses; er ward immer gehaßt und verfolgt von den Feinden des Volks, und das Volk liebte ihn und weinte, als er starb.

Zwischen zwei und drei Uhr ging der Leichzug Perier's über die Boulevards; als ich um halb acht von Trêve kam begegnete ich den Soldaten und Wagen, die vom Kirchhofe zurückkehrten. Die Wagen rollten jetzt rasch und heiter; die Trauerlöre waren von der dreifarbigten Fahne abgenommen, diese und die Harnische der Kürassiere glänzten im lustigsten Sonnenschein; die rothen Trompeter, auf weißen Rossen dahintrabend, bliesen lustig die *Marseillaise*; das Volk, bunt gepuzt und lachend, tänzelte nach den Theatern; der Himmel der lange unweilt gewesen war jetzt so lieblich blau, so sonnenduftig; die Bäume glänzten so grünvergnügt; die Cholera und Casimir Perier waren vergessen, und es war Frühling.

Nun ist der Leich begraben aber das System lebt noch. Oder ist es wirklich wahr daß jenes System nicht eine Schöpfung Perier's ist sondern des Königs? Einige Philippisten haben diese Meinung zuerst geäußert, damit man der selbständigen Kraft des Königs vertraue; damit man nicht wähne, er stehe rathlos an dem Grabe seines Weisküfers, damit man an der Unrechthaltung des bisherigen Systems nicht zweifle. Viele Feinde des Königs bemängeln sich jetzt dieser Meinung; es kommt ihnen ganz erwünscht, daß man jenes unpopuläre System früher als den 15. März datirt und ihm einen allerhöchsten Stifter zuschreibt, dem dadurch die allerhöchste Verantwortlichkeit erwacht. Freunde und Feinde vereinigen sich hier manchmal, um die Wahrheit zu verstimeln. Entweder schneiden sie ihr die Beine ab oder ziehen sie so in die Länge daß sie so dünn wird wie eine Nadel. Der Parteipost ist ein Prostratus der die Wahrheit streicht bettet. Ich glaube nicht, daß Perier bei dem sogenannten Systeme vom 15. März nur seinen

Frans. Sultände





ehrliehen Namen hergeopfert, und daß Ludwig Philipp der eigentliche Vater sei. Er leugnet vielleicht die Vaterschaft bei diesem bedenklichen Kinde, eben so wie jener Bauerburfche, der naïv hinzusetzte: Mais pour dire la vérité, je n'y ai pas moi. Alle Beleidigungen, die Frankreich bisher erdulden mußte, kommen jetzt auf Rechnung des Königs. Der Fußtritt, den der franke Löwe noch zuletzt in Rom, von der Eselin des Herrn, erhalten hat, erbittert die Franzosen auf's Unseidlichste. Man thut ihm aber Unrecht: Ludwig Philipp läßt ungern eine Beleidigung hingehen und möchte sich gerne schlagen, nur nicht mit Jedem; z. B. er würde sich nicht gern mit Rußland schlagen, aber sehr gern mit den Preußen, mit denen er sich schon bei Valmy geschlagen, und die er daher nicht sehr zu fürchten scheint. Man will nämlich nie Furcht an ihm bemerkt haben, wenn von Preußen und dessen bedrohlicher Ritterthümlichkeit die Rede ist. Ludwig Philipp Orleans, der Enkel des heiligen Ludwig, der Sprößling des ältesten Königstammes, der größte Edelmann der Christenheit, pflegt dann jovial bürgerlich zu scherzen, wie es doch betrübend sei, daß die Uckermärkische Camarilla so gar vornehm und adelstolz auf ihn, den armen Bürgerkönig, herabsehe.

Ich kann nicht umhin, hier zu erwähnen daß man niemals an Ludwig Philipp den Grand Seigneur merkt, und daß in der That das französische Volk keinen bürgerlicheren Mann zum König wählen konnte. Ebenfowenig liegt ihm daran, ein legitimer König zu sein, und wie man sagt, die Guizot'sche Erfindung der Quasi-legitimität war gar nicht nach seinem Geschmack. Er beneidet Heinrich V. nicht im Mindesten ob des Vorzugs der Legitimität und ist durchaus nicht geneigt, deshalb mit ihm zu unterhandeln oder gar ihm Geld dafür zu bieten; aber Ludwig Philipp ist nun einmal der Meinung, daß er das Bürgerkönigthum erfunden habe, er hat ein Patent auf diese Erfindung bekommen; er verdient damit jährlich achtzehn Millionen eine Summe die das Einkommen der Pariser Spielhäuser fast übertrifft, und er möchte solch einträgliches Geschäft als ein Monopol für sich und seine Nachkommen behalten. Schon im vorigen Artikel habe ich angedeutet, wie die Erhaltung jenes Königmonopols dem Ludwig Philipp über Alles am Herzen liegt, und wie in Berücksichtigung solcher

menschlichen Denkweise, seine Usurpation der Präsidetur im Conseil zu entschuldigen ist. Noch immer hat er sich der That nach nicht in die gebührenden Grenzen seiner constitutionellen Befugniß zurückgezogen, obgleich er der Form nach nicht mehr zu präsidiren wagt. Die eigentliche Streitfrage ist noch immer nicht geschlichtet und wird sich wohl bis zur Bildung eines neuen Ministeriums hinzerren. Was aber die Schwäche der Regierung am meisten offenbart, das ist eben, daß nicht das innere Landesbedürfniß, sondern ausländische Ereignisse die Erhaltung, Erneuerung oder Umgestaltung des französischen Ministeriums bedingen. Solche Abhängigkeit von fremdländischen Interessen zeigte sich betrübend und offenkundig genug während der letzten Vorfällenheiten in England. Jedes Gerücht, das uns in dieser letzten Zeit von dort zuwehte, brachte hier eine neue Ministercombination in Vorschlag und Berathung. Man dachte viel an Odilon-Barrot, und man war auf gutem Wege, sogar an Mauguin zu denken. Als man das britische Staatssteuer in Wellington's Händen sah, verlor man ganz den Kopf, und man war schon im Begriff, des militärischen Gleichgewichts halber den Marschall Soult zum ersten Minister zu machen.

Die Freiheit von England und Frankreich wäre alsdann unter das Commando zweier alten Soldaten gekommen, die allem selbstständigen Bürgerthume fremd oder gar feindlich, nie etwas Anderes gelernt haben, als slavisch zu gehorchen oder despotisch zu befehlen. Soult und Wellington sind ihrem Charakter nach bloße Condottieri, nur daß Ersterer in einer edleren Schule das Waffenhandwerk gelernt hat und ebenso sehr nach Ruhm wie nach Sold dürstet. Nichts Geringeres als eine Krone sollte ihm einst als Beute zufallen, und wie man mir versichert, Soult war einige Tage lang König von Portugal unter dem Namen Nicolo I., König der Algarven. Die Laune seines strengen Oberherrn erlaubte ihm nicht diesen königlichen Spaß länger zu treiben. Aber er kann es gewiß nicht vergessen; er hat einst mit vollen Ohren den süßen Majestätstitel eingefogt, mit berauschten Augen hat er die Mentänen in unterthäniger Buldigung vor sich knien sehen, auf seinen gnädigen Händen fühlt er noch die bremsenden portugiesischen Lippen — und ihm sollte die Freiheit Frankreichs anvertraut werden! Ueber den Andern über Melior

..... brauche ich wohl nichts zu sagen. Die letzten Begebenheiten haben bewiesen, daß ich in meinen früheren Schriften noch immer zu milde von ihm gesprochen. Man hat, verblendet durch seine täppischen Siege, nie geglaubt, daß er eigentlich einfältig sei; aber auch das haben die jüngsten Ereignisse bewiesen. Er ist dumm wie alle Menschen, die kein Herz haben. Denn die Gedanken kommen nicht aus dem Kopfe, sondern aus dem Herzen. Lobt ihn immerhin, feile Hofpoeten und reimende Schmeichler des toryschen Hochmuths! Besinge ihn immerhin, kaledonischer Barde, bankerottes Gespenst mit der bleiernen Harfe, deren Saiten von Spinnweb! Besingt ihn, fromme Laureaten, bezahlte Helden-sänger und zumal besingt seine letzten Heldenthaten! Nie hat ein Sterblicher vor aller Welt Augen sich in so kläglicher Blöße gezeigt. Fast einmüthig hat ganz England, eine Jury von zwanzig Millionen freier Bürger, sein Schuldig ausgesprochen über den armen Sünder, der, wie es scheint, nächtlicherweile und mit Hilfe länger Behlerinnen die Kronjuwelen des souveränen Volks, seine Freiheit und seine Rechte ein-stecken wollte. Leset den „Morning-Chronicle“, die „Times“ und sogar jene Sprecher, die sonst so gemäßiget sind, und staunt ob der scharfrichter-lichen Worte, womit sie den Sieger von Waterloo gestäubt und gebrandmarkt. Sein Name ist ruhm-

los geworden. Durch die feigsten Höfflings-künfte soll es gelungen sein, ihm auf einige Tage die Gewalt in Händen zu spielen, die er doch nicht auszuüben wagte. Leicht Hant ver-gleicht ihn deshalb mit einem greisen Lüßling, der ein Mädchen verführen wollte, welches in solcher Bedrängniß eine Freundin um Rath frug und zur Antwort erhielt: Laß dich nicht schrecken, denn er wird außer der Sünde seines bösen Willens auch noch die Schande der Ohnmacht auf sich laden.

Ich habe immer diesen Mann gehaßt, aber ich dachte nie, daß er so verächtlich sei. Ich habe überhaupt von denen, die ich haße, immer größer gedacht, als sie verdienten. Und ich gestehe, daß ich den Tories von England mehr Muth und Kraft und großsinnige Aufopferung zutraute, als sie jetzt, wo es Noth that, bewiesen haben. Ja, ich habe mich geirrt in diesem hohen Adel von England ich glaubte, sie würden wie stolze Römer die Aecker, worauf der Feind campirt, nicht geringeren Preises wie sonst verkaufen, sie würden auf ihren curulischen Stühlen die Feinde erwarten — nein! ein panischer Schrecken ergriff sie, als sie sahen, daß John Bull etwas ernsthaft sich geberdete, und die Aecker mitsammt den Kotten boroughs werden jetzt wohlfeiler ange-boten, und die Zahl der curulischen Stühle wird vermehrt, damit auch die Feinde gefälligst Platz nehmen.



Die Tories vertrauen nicht mehr ihrer eigenen Kraft; sie glauben nicht mehr an sich selbst — ihre Macht ist gebrochen. Freilich, die Whigs sind ebenfalls Aristokraten, Lord Grey ist eben so adelsüchtig wie Lord Wellington; aber es wird der englischen Aristokratie wie der französischen ergehen — der eine Arm schneidet den andern ab.

Es ist unbegreiflich, daß die Tories, auf einen nächtlichen Streich ihrer Königin rechnend, so sehr erschrocken, als dieser gelang und das Volk sich überall mit lautem Protest dagegen erhob. Dies war ja vorauszusehen, wenn man den Charakter der Engländer und ihre gewöhnlichen Widerstandsmittel in Anschlag brachte. Das Urtheil über die Reformbill stand fest bei Jedem im Volke. Alles Nachdenken darüber war ein factum geworden. Ueberhaupt haben die Engländer, wo es Handeln gilt, den Vortheil, daß sie, als freie Menschen immer befugt sich frei auszusprechen, über jede Frage ein Urtheil in Bereitschaft zu haben. Sie urtheilen gleichsam mehr, als sie denken. Wir Deutsche hingegen, wir denken immer, vor lauter Denken kommen wir zu keinem Urtheil; auch ist es nicht immer rathsam, sich auszusprechen; den Einen hält die Furcht vor dem Mißfallen des Herrn Polizeidirectors, den Andern die Bescheidenheit oder gar die Blödigkeit davon zurück, ein Urtheil zu fällen; viele deutsche Denker sind in's Grab gestiegen, ohne über irgend eine große Frage ein eigenes Urtheil ausgesprochen zu haben. Die Engländer sind hingegen bestimmt, praktisch, alles Geistige verfestet sich bei ihnen, so daß ihre Gedanken, ihr Leben und sie selbst eine einzige Thatsache werden, deren Rechte unabweisbar. Ja, sie sind „brutal wie eine Thatsache“ und widerstehen materiell. Ein Deutscher mit feinen Gedanken, feinen Ideen, die weich wie das Gehirn, woraus sie hervorgegangen, ist gleichsam selbst nur eine Idee, und wenn diese der Regierung mißfällt, so schießt man sie auf die Festung. So saßen sechzig Ideen in Köpenick eingesperrt und Niemand vermischte sie; die Bierbrauer brauten ihr Bier nach wie vor, die Almanachspresse druckten ihre Kunstnovellen nach wie vor. Zu jener thatsächlichen Widerstandsnatur der Engländer, jenem unbeugsamen Eigensinn bei abgeurtheilten Fragen kommt noch die gesetzliche Sicherheit, womit sie handeln können. Wir vermögen uns keinen Begriff davon zu

machen, wie weit die englische Opposition, die Gegnerin der Regierung innerhalb und außerhalb des Parlaments, auf legalem Wege vorwärtschreiten darf. Die Tage von Wilkes begreift man erst, wenn man England selbst gesehen hat. Die Reisenden, die uns die englische Freiheit schildern wollen, geben uns in dieser Absicht eine Aufzählung von Gesetzen. Aber die Gesetze sind nicht die Freiheit selbst, sondern nur die Grenzen derselben. Man hat auf dem Continente keinen Begriff davon, wie viel intensive Freiheit zuweilen in jenen Grenzen zusammengedrängt ist, und man hat noch viel weniger einen Begriff von der Faulheit und Schläfrigkeit der Grenzwächter. Nur wo sie Schutz geben sollen gegen Willkür der Gewalthaber, sind jene Grenzen fest und wachsam gehütet. Wenn sie überschritten werden von den Gewalthabern, dann steht ganz England auf wie ein einziger Mann, und die Willkür wird zurückgetrieben. Ja, diese Leute warten nicht einmal, bis die Freiheit verlehrt worden, sondern wo sie nur im Geringsten bedroht ist, erheben sie sich gewaltig mit Worten und Flinten. Die Franzosen des Julius sind nicht früher aufgestanden, als bis die ersten Keulenschläge der Willkür, die Ordomanzen, ihnen auf's Haupt niederknelten. Die Engländer dieses Marmonds haben nicht den ersten Schlag abgewartet; es war ihnen schon genug, daß dem berühmten Scharfrichter, der schon in anderen Ländern die Freiheit hingerichtet, das Schwert in Händen gegeben worden.

Es sind wunderliche Känze diese Engländer. Ich kann sie nicht leiden. Sie sind erstens langweilig, und dann sind sie ungesellig, eigensüchtig, sie quälen wie die Frösche, sie sind geborne Feinde aller guten Musik, sie gehen in die Kirche mit vergoldeten Gebetbüchern, und sie verachten uns Deutsche, weil wir Sauerkraut essen. Aber als es der englischen Aristokratie gelang, „das deutsche Weib“ the nasty german trow durch die Boßhaftigkeit in ihr Interesse zu ziehen: als König Wilhelm, der noch des Abends an Lord Grey versprach so viel neue Paus zu ernennen als zum Durchsetzen der Reformbill nöthig sei, ungestimmt durch die Königin der Nacht, des andern Morgens sein Wort brach; als Wellington mit seinen Tories mit ihren liberticiden Händen die Staatsgewalt ergriffen: da waren jene Engländer ploßlich gar nicht



mehr langweilig, sondern sehr interessant; sie waren gar nicht mehr ungeteilt, sondern sie vereinigten sich hunderttausendweis; sie wurden sehr gemeinnützig; ihre Worte waren gar nicht mehr so auskündend, sondern voll des süßesten Wohllauts; sie sprachen Dinge die hinreißender klangen als die Melodien von Rossini und Meyerbeer, und sie sprachen gar nicht gebetbücherlich fromm von den Priestern der Kirche, sondern sie berieten sich ganz freigeistig, „ob sie nicht die Bischöfe zum Henker jagen und König Wilhelm, mitsammt seiner Sauerkrautstüppschait, nach Hamorver zurückschicken sollten.

Ich habe, als ich früher in England war über Vieles gelacht, aber am herzlichsten über den Lordmayor, den eigentlichen Bürgermeister des

Weichbildes von London der als eine Ruine des mittelalterlichen Communewesens sich in all seiner Perückenmajestät und breiten Hunschwürde erhalten hat. Ich sah ihn in der Gesellschaft seiner Aldermanner: das sind die gravitätischen Vorstände der Bürgerschaft Gewatter Schneider und Band-



schuhmacher, meistens dicke Krämer, rothe Weis-
steakgesichter, lebendige Porterkrüge, aber mäch-
tern, und sehr reich durch Fleiß und Sparsamkeit
so daß Viele darunter, wie man mir versichert,
über eine Million Pfund Sterling in der eng-
lischen Bank liegen haben. Die englische Bank
ist ein großes Gebäude in Threadneedle Street;
und würde in England eine Revolution aus-
brechen, so kam die Bank in die größte Gefahr
gerathen, und die reichen Bürger von London
könnten ihr Vermögen verlieren und in einer
Stunde zu Bettlern werden. Nichtsdestoweniger
als König Wilhelm sein Wort brach und die
Freiheit von England gefährdet stand, da hat
der Lordmavor von London seine große Perücke
aufgesetzt, und mit seinen dicken Aldermännern
machte er sich auf den Weg, und sie haben dabei
so sicher müthig, so amtsruhig aus, als Augen
sie zu einem feierlichen Gastmahl in Guildhall;
sie gingen aber nach dem Hause der Gemeinen
und protestirten dort auf's Entschlossenste gegen
das neue Regiment und widersagten dem König,
im Fall er nicht widerriefe und wollten lieber
durch eine Revolution Leib und Gut auf's Spiel
setzen, als den Untergang der englischen Freiheit
gestatten. Es sind wunderliche Künze, diese Eng-
länder.

Ich werde eines Mannes den ich auf der
linken Seite des Sprechers im englischen Unter-
haufe sitzen sah, nie vergessen; denn nie hat mir
ein Mensch mehr als dieser mißfallen. Er sitzt
dort noch immer. Es ist eine untersezte, stämmige
Figur, mit einem großen viereckigen Kopfe, der
mit unangenehm angefeuchteten röthlichen Haaren
bedeckt ist. Das über und über geröthete, breit-
backige Gesicht ist ordinär, regelmäßig unedel;
mächtige wohlfeile Augen; karg zugemessene Nase;
eine große Strecke von da bis zum Munde und
dieser kann keine drei Worte sprechen ohne daß
eine Zahl dazwischenläuft oder wenigstens von
Geld die Rede ist. Es liegt in seinem ganzen

Weisen etwas Unicktrichtes, Kitziges Schätziges;
kurz, es ist der echte Sohn Schottlands. Herr
Joseph Hume. Man sollte diese Gestalt vor jedem
Rechenbuche in Kupfer stechen. Er geboren immer
zur Opposition; die englischen Minister haben
immer besondere Angst vor ihm, wenn Geld-
summen besprochen werden. Sogar als Canning
Minister wurde, blieb er auf der Oppositionsbank
sitzen und wenn Canning in seinen Reden eine
Zahl zu nennen hatte, frug er jedesmal in leisem
Tone den neben ihm sitzenden Buskisson: „How
much?“ und wenn dieser ihm die Zahl souffirt
hatte, sprach er sie laut aus, indem er fast lächelnd
Joseph Hume dabei ansah; nie hat mir ein Mensch
mehr mißfallen als dieser. Als aber König Wil-
helm sein Wort brach, da erhob sich Joseph Hume
hoch und heldenmüthig wie ein Gott der Freiheit
und er sprach Worte, die so gewaltig und so er-
haben lauteten, wie die Glocke von St. Paul
und es war freilich wieder von Geld die Rede,
und er erklärte „daß man keine Steuern bezahlen
solle,“ und das Parlament stimmte ein in den An-
trag seines großen Bürgers.

Das war es, das entschied; die geistliche Ver-
weigerung der Abgaben schreckte die Feinde der
Freiheit. Sie wagten nicht den Kampf mit einem
eigenen Volke das Leib und Gut auf's Spiel
setzte. Sie hatten freilich noch immer ihre Sol-
daten und ihre Guineen. Aber man traute nicht
mehr den rothen Söldnern, obgleich sie bisher
dem Wellington eben Stocke so pingeliren ge-
horcht. Man vertraute nicht mehr der Ergaben-
heit erkaufter Wortführer; denn selbst Englands
Nobility merkt jetzt, „daß nicht Alles in der
Welt feil ist und daß man auch am Ende nicht
Geld genug hat Alles zu bezahlen. Die Tories
gaben nach. Es war in der That das Feigste,
aber auch das Klügste. Wie kam es aber, daß
sie das einsahen? Haben sie etwa unter den
Steinen, womit man ihnen die Fenster einwarf,
zufällig den Stein der Weisen gefunden?



IX.

Paris den 10. Junius 1852.



und Lumpengefindel als von jenem wohlhabenden Mittelstand, der nicht so leicht zu bestechen ist und der für sie auch keine so tiefe Sympathie fühlt wie der Pöbel. Letzterer ist jenen Hochgeborenen wenigstens wahlverwandt; sie haben beide, der Adel und der Pöbel, den größten Absichten vor gewerbfleißiger Thätigkeit; sie streben vielmehr nach Eroberung des fremden Eigenthums oder nach Geschenken und Trinkgeldern für gelegentliche Lohndienerei; Schuldenmachen ist durchaus nicht unter ihrer Würde; der Bettler und der Lord verachten die bürgerliche Ehre; sie haben eine gleiche Unverschämtheit, wenn sie hungrig sind,

John Bull verlangt jetzt eine wohlfeile Regierung und eine wohlfeile Religion (cheap government, cheap religion), und will nicht mehr alle Früchte seiner Arbeit vergeblich damit die ganze Sippschaft jener Herren, die seine Staatsinteressen verwalten oder ihm die christliche Demuth predigen, im stolzeften Ueberflusse schwelgen. Er hat vor ihrer Macht nicht mehr so viel Ehrfurcht wie sonst und auch John Bull hat gemerkt: *Le tonne des grands n'est que dans la tête des petits*. Der Zauber ist gebrochen, seitdem die englische Nobilität ihre eigene Schwäche offenbart hat. Man fürchtet sie nicht mehr man sieht ein, sie besteht aus Schwachen Menschen, wie wir Andern. Als der erste Spanier fiel, und die Magicianer merkten, daß die irdischen Götter die sie mit Blitz und Donner bewaffnet sahen, ebenfalls sterblich seien, wäre diesen der Kampf schier schlecht bekommen, hätten die Feuertgewehre nicht den Ausschlag gegeben. Unsere Feinde aber haben nicht diesen Vortheil; Berthold Schwarz hat das Pulver für uns Alle erfunden. Vergebens scherzt die Clericei: Gebt dem Cäsar, was des Cäsars ist. Unsere Antwort ist: Während achtzehn Jahrhunderten haben wir dem Cäsar immer viel zu viel gegeben; was übrig geblieben, das ist jetzt für uns. —

Seit die Reformbill zum Gesetze erhoben ist sind die Aristokraten plötzlich so großmüthig geworden, daß sie behaupten, nicht bloß wer zehn Pfund Sterling Steuer bezahle, sondern jeder Engländer, sogar der ärmste, habe das Recht bei der Wahl eines Parlamentsdeputirten seine Stimme zu geben. Sie möchten lieber abhängig werden von dem niedrigsten Bettler- und sie stimmen ganz überein in ihrem Hasse gegen den wohlhabenden Mittelstand. Die Fabel erzählt: Die obersten Sprossen einer Leiter sprachen einst hochmüthig zu den untersten: Glaubt nicht, daß ihr uns gleich seid, ihr steckt unten im Koth, während wir oben frei emporragen. Die Hierarchie der Sprossen ist von der Natur eingeführt, sie ist von der Zeit geheiligt, sie ist legitim; ein Philosoph aber welcher vorüberging und diese hoch-



adelige Sprache hörte, lächelte und drehte die Leiter herum. Sehr oft geschieht dieses im Leben und dann zeigt sich, daß die hohen und die niedrigen Sprossen der gesellschaftlichen Leiter in derselben Lage eine gleiche Gesinnung beutunden. Die vornehmen Emigranten, die im Auslande in Misere gerieten, wurden ganz gemeine Bettler in Gefühl und Gesinnung, während das vorläufige Lumpengeheul, das ihren Platz in Frankreich einnahm, sich so frech, so hochmüthig so hoffärtig spreizte, als wären sie die älteste Noblesse.

Wie sehr den Freunden der Freiheit jenes Bündniß der Noblesse und des Pöbels gefährlich ist, zeigt sich am widerwärtigsten auf der pyrenäischen Halbinsel. Hier wie auch in einigen Provinzen von Westfrankreich und Süddeutschland seinet die katholische Prießterschaft diese heilige Alliance. Auch die Priester der protestantischen Kirche sind überall bemüht, das schöne Verhältniß zwischen dem Volk und den Machthabern d. h. zwischen dem Pöbel und der Aristokratie zu befördern, damit die Gottlosen (die Liberalen) nicht die Obergewalt gewinnen. Denn sie urtheilen sehr richtig: wer sich frevelhaft seiner Vernunft bedient und die Vorrechte der adeligen Geburt leugnet, der zweifelt am Ende auch an den heiligen Lehren der Religion und glaubt nicht mehr an die Erbsünde, an den Satan, an die Erlösung, an die Himmelfahrt, er geht nicht mehr nach dem Tisch des Herrn und gibt dann auch den Dienern des Herrn keine Abendmahls-trinkgelder oder sonstige Gehühr, woron ihre Subsistenz und also das Heil der Welt abhängt. Die Aristokraten aber haben ihrerseits eingesehen, daß das Christenthum eine sehr nützliche Religion ist, daß derjenige, der an die Erbsünde glaubt, auch die Erbprivilegien nicht leugnen wird, daß die Hölle eine sehr gute Anstalt ist, die Menschen in Furcht zu halten, und daß Jemand der seinen Gott fröhlich, sehr viel vertragen kann. Diese vornehmen Leute waren einst selbst sehr gottlos und haben durch die Auflösung der Sitten den Umsturz des alten Regims befördert. Aber sie haben sich gebessert und wenigstens sehen sie ein, daß man dem Volke ein gutes Beispiel geben muß. Nachdem die alte Orgie ein so schlechtes Ende genommen und auf den süßesten Sündenrausch die bitterste Noth gefolgt war, haben die edlen Herren ihre schlüpfrigen Romane mit Erbauungsbüchern vertauscht und sie sind sehr bereit ge-

worden und keusch, und sie wollen dem Volk ein gutes Beispiel geben. Auch die edlen Damen haben sich mit verwichener Röthe auf den Wangen von dem Boden der Sünde wieder erhoben und bringen ihre zerzausten Frisuren und ihre zerfütterten Röcke wieder in Ordnung und predigen Tugend und Anständigkeit und Christenthum und wollen dem Volke ein gutes Beispiel geben.

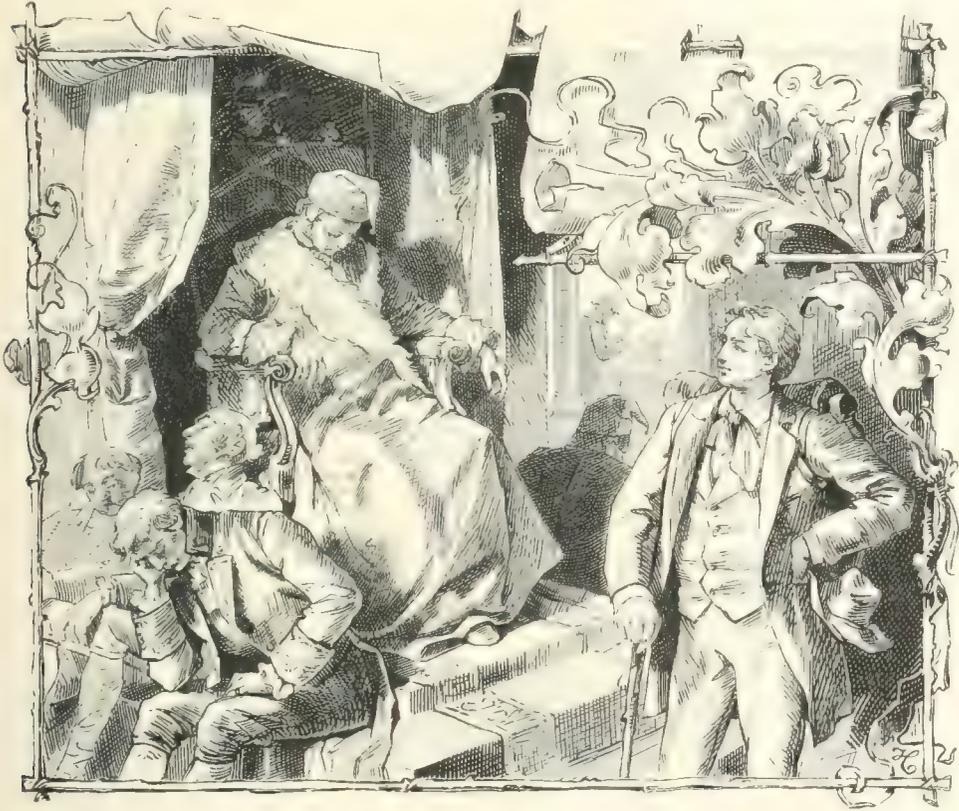
Ich habe hier einige Stücke auscheiden müssen, die allzusehr jenem Moderantismus hulldigten, der in dieser Zeit der Reaction nicht mehr rühmlich und passend ist. Ich gebe dafür eine nachträglich geschriebene Note, die ich dem Schlusse dieses Artikels anfüge.

Ich liebe die Erinnerung der früheren Revolutionskämpfe und der Helden, die sie gekämpft, ich verehere diese eben so hoch wie es nur immer die Jugend Frankreichs vermag, ja, ich habe noch vor den Julitagen den Robespierre und den Sanctum Justum und den großen Berg bewundert -- aber ich möchte dennoch nicht unter dem Regimente solcher Erhabenen leben, ich würde es nicht aushalten können alle Tage guillotiniert zu werden, und Niemand hat es aushalten können, und die französische Republik konnte nur siegen und siegend verbluten. Es ist keine Inconsequenz, daß ich diese Republik unbedinglich liebe ohne im geringsten die Wiedereinführung dieser Regierungsform in Frankreich und noch weniger eine deutsche Uebersetzung derselben zu wünschen. Ja, man könnte sogar ohne inconsequent zu sein, zu gleicher Zeit wünschen, daß in Frankreich die Republik wieder eingeführt und daß in Deutschland hingegen der Monarchismus erhalten bleibe. In der That, wenn die Sicherung der Siege, die für das demokratische Princip erkochten worden, mehr als alle anderen Interessen am Herzen liegt dürfte leicht in solchen Fall gerathen.

Hier berühre ich die große Streitfrage worüber jetzt in Frankreich so blutig und bitter gestritten wird und ich muß die Gründe anführen, weshalb so viele Freunde der Freiheit immer noch der gegenwärtigen Regierung anhängen und warum Andere den Umsturz derselben und die Wiedereinführung der Republik verlangen. Jene, die Philippisten, sagen, Frankreich, welches nur monarchisch regiert werden könne, habe an Ludwig Philipp den geeignetsten König; er sei ein sicherer

Schützer der erlangten Freiheit und Gleichheit, da er selber in seinen Gesinnungen und Sitten vernünftig und bürgerlich ist; er könne nicht, wie die vorige Dynastie, einen Groll im Herzen tragen gegen die Revolution, da sein Vater und er selber daran Theil genommen; er könne das

Volk nicht an die vorige Dynastie verrathen, da er sie, als Verwandter, inniger als Andere haßen muß; er könne mit den übrigen Fürsten in Frieden bleiben, da diese seiner hohen Geburt halber ihm seine Illegimität zu Gute halten, statt daß sie gleich den Krieg erklärt hätten, wenn ein



bloßer Notürrier auf den französischen Thron gesetzt oder gar die Republik proclamirt worden wäre; und doch sei der Frieden nöthig für das Glück Frankreichs.

Dagegen behaupten die Republikaner, das stille Glück des Friedens sei gewiß ein schönes Gut, es habe jedoch keinen Werth ohne die Freiheit; in dieser Gesinnung hätten ihre Väter die Bastille gestürmt und Ludwig Capet das Haupt abgeschlagen, und mit der ganzen Aristokratie Europas Krieg geführt; dieser Krieg sei noch nicht zu Ende, es sei nur Waffenstillstand, die europäische Aristokratie hege noch immer den tiefsten Groll gegen Frankreich, es sei eine

Blutfeindschaft, die nur mit der Vernichtung der einen oder der andern Macht aufhöre; Ludwig Philipp aber sei ein König, die Erhaltung seiner Krone sei ihm die Hauptsache, er verständige und verschwägere sich mit Königen, und, hin und her gezerzt durch allerlei Hausverhältnisse und zur leidigsten Halbheit verdammt, sei er ein unzulänglicher Vertreter jener heiligsten Interessen, die einst nur die Republik am kräftigsten vertreten konnte und derenthalb die Wiedereinführung der Republik eine Nothwendigkeit sei.

Wer in Frankreich keine theuern Güter besitzt, die durch den Krieg zu Grunde gehen können, mag nun leicht eine Sympathie für jene

Kampflustigen empfänden, die dem Siege des demokratischen Princips das stille Glück des Lebens aufopfern. Gut und Blut in die Schanze schlagen, und so lange fechten wollen, bis die Aristokratie in ganz Europa vernichtet ist. Da zu Europa auch Deutschland gehört, so hegen viele Deutsche jene Sympathie für die französischen Republikaner: aber, wie man ort zu weit geht, so gestaltet sie sich bei Manchen zu einer Vorliebe für die republikanische Form selbst, und da sehen wir eine Erscheinung die kaum begreifbar, nämlich deutsche Republikaner. Daß Polen und Italiener, die ebenso wie die deutschen Freieitsfreunde von den französischen Republikanern mehr Beil erwarten als von den Juniten, und sie daher mehr lieben, jetzt auch für die republikanische Regierungsform, die ihnen nicht ganz fremd ist, eine Vorliebe empfinden, das ist sehr natürlich. Aber deutsche Republikaner, man traut seinen Ohren kaum und seinen Augen und doch sehen wir deren hier und in Deutschland.

Noch immer wenn ich meine deutschen Republikaner betrachte, reibe ich mir die Augen und sage zu mir selber: Träumst du etwa? Nimm ich gar die deutsche Tribüne und ähnliche Blätter, so frage ich mich: Wer ist denn der große Dichter, der dies Alles erfindet? Ersüht der Doctor Wirth mit seinem blanken Ehrenschwert? Oder ist er nur ein Phantasegebilde von Taak und Immermann? Dann aber fühle ich wohl, daß die Poesie sich nicht so hoch versteigt, daß unsere großen Poeten dennoch keine so bedeutenden Charaktere darstellen können und daß der Doctor Wirth wirklich leibt und lebt, ein zwar irrender aber tapferer Ritter der Freiheit wie Deutschland deren wenige gesehen, seit den Tagen Ulrichs von Hutten.

Ist es wirklich wahr, daß das stille Traumland in lebendige Bewegung gerathen? Wer hätte das vor dem Julius 1830 denken können! Goethe mit seinem Eiapopeia, die Pietisten mit ihrem langweiligen Gebetbücherton, die Mystiker mit ihrem Magnetismus hatten Deutschland völlig eingeschlafert, und weit und breit, regungslos, lag Alles und schlief. Aber nur die Leiber waren schlafgebunden; die Seelen, die darin eingekerkert, behielten ein sonderbares Bewußtsein. Der Schreiber dieser Blätter wandelte damals als junger Mensch durch die deutschen Lande und betrachtete die

schlafenden Menschen; ich sah den Schmerz auf ihren Gesichtern, ich änderte ihre Physiognomien, ich legte ihnen die Hand aufs Herz, und sie fingen an nachwandlerhaft im Schlafe zu sprechen, seltsam abgebrochene Reden, ihre geheimsten Gedanken enthüllend. Die Wächter des Volks ihre kostbaren Nachtmützen tief über die Ohren gezogen und tief eingehüllt in Schlaftröcken von feinem Pelze, saßen auf rothen Polsterstühlen und schliefen ebenfalls und schnarchten sogar. Wie ich so dahinwanderte mit Kandel und Stock sprach ich oder sang ich laut vor mich hin wie ich den schlafenden Menschen auf den Gesichtern erspäht oder aus den seufzenden Herzen erlauscht hatte: — es war sehr still um mich her, und ich hörte nichts als das Echo meiner eigenen Worte. Seitdem geweckt von den Kanonen der großen Woche in Deutschland erwacht und Jeder, der bisher geschwiegen, will das Versäumte schnell wieder einholen, und das ist ein redseliger Lärm und ein Gepolter, und dabei wird Tabak geraucht und aus den dunklen Dampfvolken droht ein schreckliches Gewitter. Das ist wie ein aufgeregtes Meer, und auf den hervorragenden Klippen stehen die Wortführer; die Einen blasen mit vollen Backen in die Wellen hinein, und sie meinen, sie hätten diesen Sturm erregt, und je mehr sie bliesen, desto wüthender heulte die Windsbraut; die Anderen sind ängstlich, sie hören die Staatsschiffe krachen, sie betrachten mit Schrecken das wilde Gewoge, und da sie aus ihren Säulbüchern wissen daß man mit Oel das Meer besanftigen könne so gießen sie ihre Studierlampchen in die empörte Menschenflut, oder, prosaisch zu sprechen, sie schreiben ein verächtliches Proschreiben und wundern sich wenn das Mittel nicht hilft, und seufzen: *Oleum perdidit.*

Es ist leucht vorauszu sehen daß die Idee einer Republik, wie sie jetzt viele deutsche Geister erfaßt, keineswegs eine vorübergehende Grille ist. Den Doctor Wirth und den Siebenpfeifer und Herrn Scharpf und Georg Fein aus Braunschweig und Große und Schüler und Sarove man kann sie festsetzen, und man wird sie festsetzen: aber ihre Gedanken bleiben frei, und schweben frei wie Vögel in den Lüften. Wie Vogel nisten sie in den Wipfeln deutscher Eichen und vielleicht ein halb Jahrhundert lang hebt man und hört man nichts von ihnen, bis sie

eines schönen Sommernorgens auf dem öffentlichen Markte zum Vorschein kommen, großgewachsen gleich dem Adler des obersten Gottes, und mit Blitzen in den Krallen. Was ist denn ein halb oder gar ein ganzes Jahrhundert? Die Völker haben Zeit genug, sie sind ewig; nur die Könige sind sterblich.

Ich glaube nicht so bald an eine deutsche Revolution und noch viel weniger an eine deutsche Republik; letztere erlebe ich auf keinen Fall; aber ich bin überzeugt, wenn wir längst ruhig in unseren Gräbern vermodert sind, kämpft man in Deutschland mit Wort und Schwert für die Republik. Denn die Republik ist eine Idee, und noch nie haben die Deutschen eine Idee aufgegeben, ohne sie bis in allen ihren Konsequenzen durchgefochten zu haben. Wir Deutschen, die wir in unserer Kunstzeit die kleinste ästhetische Streitfrage, z. B. über das Sonett, gründlichst ansprachen, wir sollten jetzt, wo unsere politische Periode beginnt, jene wichtigere Frage unerhört lassen?

In solcher Polemik haben uns die Franzosen noch ganz besondere Waffen geliefert; denn wir haben Beide, Franzosen und Deutsche, in der jüngsten Zeit viel von einander gelernt; jene haben viel deutsche Philosophie und Poesie angenommen, wir dagegen die politischen Erfahrungen und den praktischen Sinn der Franzosen; beide Völker gleichen jenen homerischen Heroen, die auf dem Schlachtfelde Waffen und Rüstungen wechseln als Zeichen der Freundschaft. Daher überhaupt diese große Veränderung, die jetzt mit den deutschen Schriftstellern vorgeht. In früheren Zeiten waren sie entweder facultätsgelehrte oder Poeten, sie kümmerten sich wenig um das Volk, für dieses schrieb Keiner von beiden, und in dem philosophischen, poetischen Deutschland blieb das Volk von der plumpsten Denkweise befangen, und wenn es etwa einmal mit seinen Obrigkeiten haderte, so war nur die Rede von rohen Thatsächlichkeiten, materiellen Nöthen, Steuerlast, Mauth, Wildschaden, Thorsperru. s. w.; — während im praktischen Frankreich das Volk, welches von den Schriftstellern erzogen und geleitet wurde, viel mehr um ideale Interessen, um philosophische Grundsätze stritt. Im Freiheitskriege (*lucus a non lucendo*) benutzten die Regierungen eine Koppel facultätsgelehrte und Poeten, um für ihre Kron-

interessen auf das Volk zu wirken, und dieses zeigte viel Empfänglichkeit, las den Mercur von Joseph Görres, sang die Lieder von E. M. Arndt, schmückte sich mit dem Lanze seiner vaterländischen Eichen, bewaffnete sich, stellte sich begeistert in Reih und Glied, ließ sich „Sie“ tituliren, landstürmte und focht und besiegte den Napoleon; — denn gegen die Dummheit kämpfen die Götter selbst vergebens. Jetzt wollen die deutschen Regierungen jene Koppel wieder benutzen. Aber diese hat unterdessen immer im dunklen Loch angekettert gelegen und ist sehr rüdig geworden, in übeln Geruch gekommen und hat nichts Neues gelernt und bellt noch immer in der alten Weise; das Volk hingegen hat unterdessen ganz andere Töne gehört, hohe, herrliche Töne von bürgerlicher Gleichheit, von Menschenrechten, unveräußerlichen Menschenrechten, und mit lächelndem Mitleiden, wo nicht gar mit Verachtung, schaut es hinab auf die bekannten Kläffer, die mittelalterlichen Rüden, die getreuen Pudel und die frommen Möpfe von 1814.

Nun freilich, die Töne von 1832 möchte ich nicht sammt und sonders vertreten. Ich habe mich schon oben geäußert in Betreff der fremdlichsten dieser Töne, nämlich über unsere deutschen Republikaner. Ich habe den zufälligen Umstand gezeigt, woraus ihre ganze Erscheinung hervorgegangen. Ich will hier durchaus nicht ihre Meinung bekämpfen; Das ist nicht meines Amtes, und dafür haben ja die Regierungen ihre besonderen Leute, die sie dafür besonders bezahlen. Aber ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung anzusprechen: der Hauptirrtum der deutschen Republikaner entsteht dadurch, daß sie den Unterschied beider Länder nicht genau in Anschlag bringen, wenn sie auch für Deutschland jene republikanische Regierungsart wünschen, die vielleicht für Frankreich ganz passend sein möchte. Nicht wegen seiner geographischen Lage und des bewaffneten Einspruchs der Nachbarfürsten kann Deutschland keine Republik werden, wie jüngst der Großherzog von Baden behauptet hat. Vielmehr sind es eben jene geographischen Verhältnisse, die den deutschen Republikanern bei ihrer Argumentation zu Gute kämen, und was ausländische Gesahr betrifft, so wäre das vereinigte Deutschland die fürchtbarste Macht der Welt, und ein Volk, welches sich unter servilsten Verhältnissen immer so vortrefflich schlug, würde,



wenn es erst aus lauter Republikanern bestünde, sehr leicht die angedrohten Vasalkronen und Kalzmützen an Tapferkeit übertreffen. Aber Deutschland kann keine Republik sein, weil es seinem Wesen nach royalistisch ist. Frankreich ist im Gegentheil seinem Wesen nach republikanisch. Ich sage hiermit nicht, daß die Franzosen mehr republikanische Tugenden hätten als wir; nein, diese sind auch bei den Franzosen nicht im Ueberfluß vorhanden. Ich spreche nur von dem Wesen, von dem Charakter, wodurch der Republikanismus und der Royalismus sich nicht blos von einander unterscheiden sondern sich auch als grundverschiedene Erbseimmungen kundgeben und geltend machen.

Der Royalismus eines Volks besteht dem Wesen nach darin, daß es Autoritäten achtet, daß es an die Personen glaubt, die jene Autoritäten repräsentiren, daß es in dieser Zuversicht auch der Person selbst anhängt. Der Republikanismus eines Volks besteht dem Wesen nach darin, daß der Republikaner an keine Autorität glaubt, daß er nur die Gesetze hochachtet, daß er von den Vertretern derselben beständig Rechenschaft verlangt, sie mit Mißtrauen beobachtet, sie controlirt, daß er also nie den Personen anhängt und diese vielmehr, je höher sie aus dem Volke hervortragen, desto enger mit Widerstand umgeben, Spott und Verfolgung niedersubalten sieht.

Der Ostracismus war in dieser Hinsicht die republikanischste Einrichtung, und jener Athener, welcher im die Verbannung des Alcibiades stimmte, weil man ihn immer den Gerechten nannte, war der edelste Republikaner. Er wollte nicht, daß die Tugend durch eine Person repräsentirt werde, daß die Person am Ende mehr gelte als die Gesetze, er fürchtete die Autorität eines Namens: dieser Mann war der große Bürger von Athen, und daß die Geschichte seinen eigenen Namen verächtlich charakterisirt, ist am meisten. Ja, seitdem ich die nationellen Republikaner sowohl in Schriften als im Leben studire, erkenne ich überall als charakteristische Zeichen jenes Mißtrauen gegen die Person, jenen Haß gegen die Autorität eines Namens. Es ist nicht Kleinliche Gleichheitsucht, weshalb jene Menschen die großen Namen hassen, nein, sie fürchten, daß die Träger solcher Namen ihn gegen die Freiheit mißbrauchen möchten oder vielleicht durch Schwäche und Nachgiebigkeit ihren Namen zum Schaden

der Freiheit mißbrauchen lassen. Deshalb wurden in der Revolutionszeit so viele große populäre Freiheitsmänner hingerichtet, eben weil man in gefährlichen Zuständen einen schädlichen Einfluß ihrer Autorität befürchtete. Deshalb höre ich noch jetzt aus manchem Munde die republikanische Lehre, daß man alle liberalen Reputationen zu Grunde richten müsse, denn diese übten im entscheidenden Augenblick den schädlichsten Einfluß, wie man es zuletzt beim Lafayette gesehen, dem man „die beste Republik“ verdanke.

Vielleicht habe ich hier vollständig die Ursache angedeutet, weshalb jetzt so wenig große Reputationen in Frankreich hervorragen: sie sind zum größten Theil schon zu Grunde gerichtet. Von den allerhöchsten Personen bis zu den aller-niedrigsten gibt es hier keine Autorität mehr. Von Ludwig Philipp I. bis zu Alexander Brissot, von dem großen Talleyrand bis zu Vidocq, von Gaspar Debureau, dem berühmten Pierrot des Fünfbüulen-Theaters, bis hinab auf Bazant de Quacion, Erzbischof von Paris, von Montieu, Stamb bis zu De Lamartine, dem frommen Böcklein, von Guizot bis Paul de Looq, von Oberdum bis Wess, von Robespierre bis zum kleinen Montanar, keine, von welchem Gewerbe er auch sei, hat hier ein unbestrittenes Ansehen. Aber nicht blos der Glaube an Personen ist hier vermindert, sondern auch der Glaube an Alles was kommt. Ja, in den meisten Fällen zweifelt man nicht einmal; denn der Zweifel selbst setzt ja einen Glauben voraus. Es gibt hier keine Atheisten; man hat für den lieben Gott nicht einmal so viel Achtung übrig, daß man sich die Mühe gäbe ihn zu leugnen. Die alte Religion ist gründlich todt, sie ist bereits in Verwesung übergegangen, die „Mehrheit der Franzosen“ will von diesem Leichnam nichts mehr wissen und hält das Schnupstuch vor die Nase, wenn vom Katholicismus die Rede ist. Die alte Moral ist ebenfalls todt, oder vielmehr sie ist nur noch ein Gespenst, das nicht einmal des Nachts erscheint. Wahrscheinlich wenn ich dieses Volk betrachte, wie es zuweilen hervorstürmt und auf dem Tische, den man Altar nennt, die heiligen Figuren zerschlägt und von dem Stuhl, den man Thron nennt, den rothen Sammt abreißt und neues Brot und neue Spiele verlangt und seine Lust daran hat, aus den eigenen Herzwunden das freche Lebensblut sprudeln zu sehen, dann

will es mich bedünken, dieses Volk glaube nicht einmal an den Tod.

Bei solchen Ungläubigen wurzelt das Königthum nur noch in den kleinen Bedürfnissen der Eitelkeit; eine größere Gewalt aber treibt sie wider ihren Willen zur Republik. Diese Menschen, deren Bedürfnissen von Auszeichnung und Prunk nur die monarchische Regierungsform entspricht, sind dennoch durch die Unvereinbarkeit ihres Wesens mit den Bedingungen des Royalismus zur Republik verdammt. Die Deutschen aber sind noch nicht in diesem Falle, der Glaube an Autoritäten ist noch nicht bei ihnen erloschen, und nichts Wesentliches drängt sie zur republikanischen Regierungsform. Sie sind dem Royalismus nicht entwachsen, die Ehrfurcht vor den Fürsten ist bei ihnen nicht gewaltsam gestört, sie haben nicht das Unglück eines 21. Januarii erlebt, sie glauben noch an Personen, sie glauben an Autoritäten, an eine hohe Obrigkeit, an die Polizei, an die heilige Dreifaltigkeit, an die halle'sche Literaturzeitung, an Löschpapier und Packpapier, am meisten aber an Pergament. Armer Wirt! du hast die Rechnung ohne die Gäfte gemacht!

Der Schriftsteller, welcher eine sociale Revolution befördern will, darf immerhin seiner Zeit um ein Jahrhundert vorausseilen; der Tribun

hingegen, welcher eine politische Revolution beabsichtigt, darf sich nicht allzu weit von den Massen entfernen. Ueberhaupt, in der Politik wie im Leben, muß man nur das Erreichbare wünschen.

Wenn ich oben von dem Republikanismus der Franzosen sprach, so hatte ich, wie schon erwähnt, mehr die unwillkürliche Richtung als den ausgesprochenen Willen des Volks im Sinne. Wie wenig für den Augenblick der ausgesprochene Wille des Volks den Republikanern günstig ist, hat sich den 5. und 6. Junius kundgegeben. Ich habe über diese denkwürdigen Tage schon hinlänglich kummervolle Berichte mitgetheilt, als daß ich mich einer ausführlichen Besprechung derselben nicht überheben dürfte. Auch sind die Acten darüber noch nicht geschlossen, und vielleicht gehen uns die kriegsgerichtlichen Verböde mehr Aufschluß über jene Tage, als wir bisher zu erlangen vermochten. Noch kennt man nicht die eigentlichen Anfänge des Streites, noch viel weniger die Zahl der Kämpfer. Die Philippisten sind dabei interessirt, die Sache als eine lang vorbereitete Verschwörung darzustellen und die Zahl ihrer Feinde zu übertreiben. Dadurch entschuldigen sie die jezigen Gewaltmaßregeln der Regierung und gewinnen dadurch den Ruhm einer großen Kriegsbar.





Die Opposition hingegen behauptet, daß bei jenem Aufruhr nicht die mindeste Vorbereitung stattgefunden daß die Republikaner ganz ohne Führer und ihre Zahl ganz gering gewesen. Dieses scheint die Wahrheit zu sein. Jedenfalls ist es jedoch für die Opposition ein großes Mißgeschick, daß während sie in *opposé* versammelt war und gleichsam in Reih und Glied stand jener mißlungene Revolutionsversuch stattgefunden. Hat aber die Opposition hiedurch an Ansehen verloren so hat die Regierung dessen noch mehr eingebüßt durch die unbesonnene Erklärung des *Comité*. Es ist, als habe sie zeigen wollen daß sie wenn es darauf ankomme sich noch grandioser zu blamiren wisse als die Opposition. Ich glaube wirklich daß die Tage vom 5. und 6. Junius als ein bloßes Ereigniß zu betrachten sind das nicht besonders vorbereitet war. Jener *Lamarque'sche* Leichenzug sollte nur eine große Beerdigung der Opposition sein. Aber die Versammlung so vieler streitbarer und streitsüchtiger Menschen gerieth plötzlich in unwiderstehlichen Enthusiasmus, der heilige Geist kam über sie zur unredlichen Zeit sie fingen an zur unredlichen Zeit zu wehklagen und der Anblick der rothen Fahne soll wie ein Zauber die Sinne verwirrt haben.

Es hat eine mythische Bewandniß mit dieser rothen, schwarz umfranzten Fahne, worauf die schwarzen Worte: *Liberté, Égalité, Fraternité* geschrieben standen, und die wie ein Banner der Todesweibe über alle Kopfe am *Pont d'Antier* hervorragte. Mehrere Leute, die den geheimnißvollen Fahnenträger selbst gesehen haben, behaupten, es sei ein langer, magerer Mensch gewesen, mit einem langen Leichengesichte, starren Augen, geschlossener Munde über welchem ein schwarzer altspanischer Schnurrbart mit seinen Spitzen an jeder Seite weit hervorstach, eine unbeimliche Figur die auf einem großen schwarzen Klepper gespenstisch unbeweglich saß, während rings umher der Kampf am leidenschaftlichsten wüthete.

Den Gerüchten in Betreff *Lafayette's*, die mit dieser Fahne in Verbindung stehen, wird jetzt von dessen Freunden auf's Aengstlichste widersprochen. Er soll weder die rothe Fahne noch die rothe Mütze betraunt haben. Der arme General ist zu Hause und weint über den schmerzlichen Ausgang jener Feier, wobei er wieder, wie bei den meisten Volksaufständen seit Beginn der

Revolution, eine Rolle gespielt — immer sonderbarer mit fortgezogen durch die allgemeine Bewegung und in der guten Absicht, durch seine persönliche Gegenwart das Volk vor allen großen Ercessen zu bewahren. Er gleicht dem Hofmeister der seinem Zögling in die Frauenhäuser folgte, damit er sich dort nicht betrinke, und mit ihm in's Weinhaus ging, damit er wenigstens dort nicht spiele und ihn sogar in die Spielbäuer begleitete, damit er ihn dort vor Duellen bewähre; — kam es aber zu einem ordentlichen Duell dann hat der Alte selber geschmitt.

Wenn man auch voraussehen konnte daß bei dem *Lamarque'schen* Begräbniße, wo ein Heer von Unzufriedenen sich versammelte, einige Unruhen stattfinden würden, so glaubte doch Niemand an den Ausbruch einer eigentlichen Insurrection. Es war vielleicht der Gedanke, daß man jetzt so hübsch beisammen sei, was einige Republikaner veranlaßte, eine Insurrection zu improvisiren. Der Augenblick war keineswegs ungünstig gewählt, eine allgemeine Begeisterung hervorzubringen und selbst die Jagenden zu entflammen. Es war ein Augenblick, der wenigstens das Gemuth gewaltiam anregte und die gewöhnliche Werktagstrimmung und alle kleinen Verzweiflung und Bedenklichkeiten daraus verschob. Schon auf den ruhigen Zuschauer mußte dieser Leichenzug einen großen Eindruck machen sowohl durch die Zahl der Leidtragenden, die über hunderttausend betrug als auch durch den dunkelmüthigen Geist, der sich in ihren Mienen und Gebarden ausdrückte. Erbebend und doch jugendlich heiligend wirkte besonders der Anblick der Jugend aller hohen Schulen von Paris, der *Amis du Peuple* und vieler anderer Republikaner aus allen Ständen, die, mit fürchtbarem Jubel die Luft erfüllend gleich *Vauban's* den Straßen vorüberzogen, in den Händen belaubte Stäbe, die sie als ihre *Chabots* nannten; ganze Weidenkränze um die kleinen Hüte, die Tracht brüderlich einfach, die Augen wie trunken von *Chabonnet's* *Bals* und Wangen rothflammend — ach! auf manchem dieser Gesichter bemerkte ich auch den melancholischen Schatten eines nahen Todes, wie er jungen Helden sehr leicht geweißsagt werden kann. Wer diese Jünglinge sah in ihrem übermüthigen *Streben* der *Marte* wohl daß viele derselben nicht lange leben würden. Es war auch ein trübes Vorbeden.



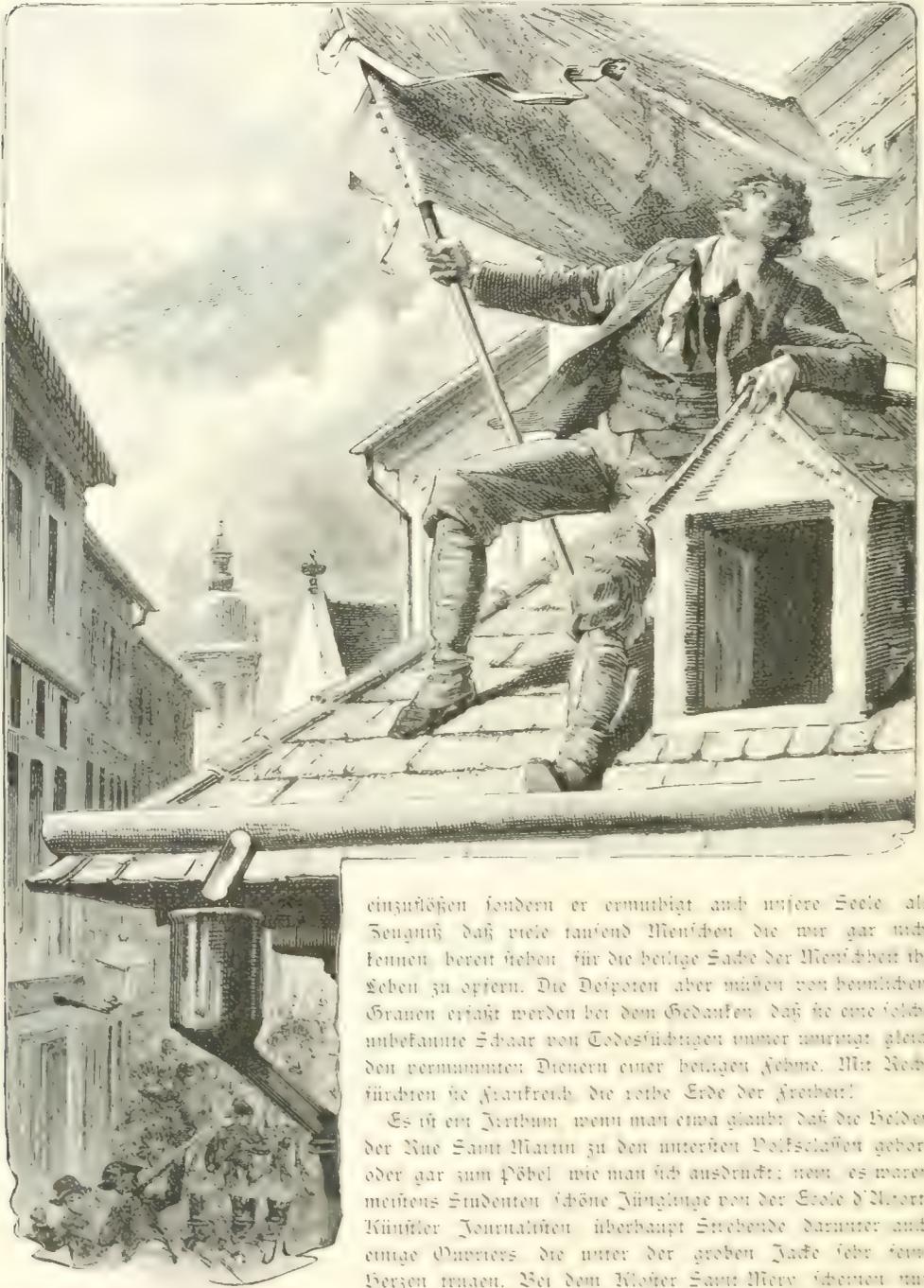
daß der Siegeswagen, dem jene bacchantische Jugend nachjubelte, keinen lebenden, sondern einen todten Triumphator trug.

Unglückseliger Lamarque! wie viel Blut hat deine Leichenfeier gekostet! Und es waren nicht gezwungene oder gedungene Gladiatoren, die sich niedermeheten, um ein eitel Trauergepränge durch Kampfspiel zu erhöhen. Es war die blühend begeisterte Jugend, die ihr Blut hingab für die heiligsten Gefühle, für den großmüthigsten Traum ihrer Seele. Es war das beste Blut Frankreichs, welches in der Rue Saint Martin geflossen, und ich glaube nicht, daß man bei den Thermopylen tapferer gekochten als am Eingange der Gäßchen Saint-Mery und Aubry des-Bonders, wo sich endlich eine Handvoll von einigen sechzig Republikanern gegen 60.000 Linientruppen und Nationalgarden vertheidigten und sie zweimal zurückschlugen. Die alten Soldaten des Napoleon, welche sich auf Waffenthaten so gut verstehen wie wir etwa auf christliche Dogmatik. Vermittlung der Extreme oder Kunstleistungen einer Mimin, behaupten, daß der Kampf auf der Rue Saint-Martin zu den größten Heldenthaten der neueren Geschichte gehört. Die Republikaner thaten Wunder der Tapferkeit, und die Wenigen, die am Leben blieben, thaten keineswegs um Schonung. Dieses bestätigen alle meine Nachforschungen, die ich, wie mein Amt es erheischt, gewissenhaft angestellt. Sie wurden größtentheils mit den Bajonetten erstochen, von den Nationalgardisten. Einige Republikaner traten, als aller Widerstand vergebens war, mit entblößter Brust ihren Feinden entgegen und ließen sich erschießen. Als das Eckhaus der Rue Saint-Mery eingenommen wurde, stieg ein Schüler der Ecole d'Arfort mit der Fahne auf's Dach, rief sein Vive la république' und stürzte nieder, von Kugeln durchbohrt. In ein Haus, dessen erste Etage noch von den Republikanern behauptet wurde, drangen die Soldaten und brachen die Treppe ab; jene aber, die ihren Feinden nicht lebend in die Hände fallen wollten, haben sich selber umgebracht, und man eroberte nur ein Zimmer voll Leichen. In der Kirche Saint-Mery hat man mir diese Geschichte erzählt, und ich mußte mich dort an die Bildsäule des heiligen Sebastian anlehnen, um nicht vor innerer Bewegung umzusinken, und ich weinte wie ein Knabe. Alle Heldengeschichten, worüber ich

als Knabe schon so viel geweint, traten mir dabei in's Gedächtniß, fürnehmlich aber dachte ich an Kleomenes, König von Sparta, und seine zwölf Gefährten, die durch die Straßen von Merandrien rannten und das Volk zur Erkämpfung der Freiheit aufriefen, und keine gleichgesinnten Herzen fanden, und, um den Tyrannenknechten zu entgehen, sich selber tödteten; der schöne Antäos war der Letzte, noch einmal beugte er sich über den todten Kleomenes, den geliebten Freund, und küßte die geliebten Lippen und stürzte sich dann in sein Schwert.

Ueber die Zahl Derer, die auf der Rue Saint-Martin gekochten, ist noch nichts Bestimmtes ermittelt. Ich glaube, daß anfangs gegen zweihundert Republikaner dort versammelt gewesen, die aber endlich, wie oben angedeutet, während des Tages vom 6. Juni auf sechzig zusammen geschmolzen waren. Kein Einziger war dabei, der einen bekannten Namen trug, oder den man früher als einen ausgezeichneten Kämpfer des Republikanismus gekannt hätte. Es ist das wieder ein Zeichen, daß, wenn jetzt nicht viele Heldenamen in Frankreich besonders laut erklingen, keineswegs der Mangel an Helden daran Schuld ist. Ueberhaupt scheint die Weltperiode vorbei zu sein, wo die Thaten der Einzelnen hervorragen; die Völker, die Parteien, die Massen selber sind die Helden der neueren Zeit; die moderne Tragödie unterscheidet sich von der antiken dadurch, daß jetzt die Chöre agiren und die eigentlichen Hauptrollen spielen, während die Götter, Heroen und Tyrannen, die früherhin die handelnden Personen waren, jetzt zu mäßigen Repräsentanten des Parteilwillens und der Volksthat herabstinken und zur schwachenden Betrachtung hingestellt sind, als Chronredner, als Gastmahl-Präsidenten, Landtags-Abgeordnete, Minister, Tribunen u. s. w. Die Tafelrunde des großen Ludwig Philipp, die ganze Opposition mit ihren comptes rendus, mit ihren Deputationen, die Herren Odilon-Barrot, Lafitte und Arago, wie passiv und geringfelig erscheinen diese abgedroschenen renommirten Leute, diese scheinbaren Notabilitäten, wenn man sie mit den Helden der Rue Saint-Martin vergleicht, deren Namen Niemand kennt, die gleichsam anonym gestorben sind.

Der bescheidene Tod dieser großen Unbekannten vermag nicht bloß uns eine wehmüthige Nahrung



einzuflößen sondern er ermutigt auch unsere Seele als Zeugniß daß viele tausend Menschen die wir gar nicht kennen bereit stehen für die heilige Sache der Menschen ihr Leben zu opfern. Die Despoten aber mühen von heimlichem Gramen erfaßt werden bei dem Gedanken daß sie eine solche unbekante Schaar von Todessühnigen unter wirring gleich den vermurtheten Dienern einer heiligen Fahne. Mit Recht fürchten sie Frankreich die rothe Erde der Freiheit!

Es ist ein Irrthum wenn man etwa glaube daß die Helden der Rue Saint Martin zu den untersten Volksclaffen gehört oder gar zum Pöbel wie man sich ausdrückt; wenn es waren meistens Studenten schöne Jünglinge von der Ecole d'Arts; Künstler Journalisten überhaupt Strebende darunter auch einige Ouvriers die unter der groben Jacke sehr feine Herzen trugen. Bei dem Kloster Saint More schienen wir junge Menschen gelehrt zu haben; an andern Orten

kämpften auch alte Leute. Unter den Gefangenen, die ich durch die Stadt führen sehen, befanden sich auch Greise, und besonders auffallend war mir die Miene eines alten Mannes, der nebst einigen Schülern der Ecole Polytechnique nach der Conciergerie gebracht wurde. Letztere gingen gebengten Hauptes, düster und wüß, das Gemüth zerissen wie ihre Kleider; der Alte hingegen ging zwar ärmlich und alkoholisir, aber sorgfältig angezogen, mit abgeschabter strohgelbem Frack und dito Weste und Hose, zugeschnitten nach der neuesten Mode von 1795, mit einem großen dreieckigen Hut auf dem alten gepuderten Köpfcgen, und das Gesicht so sorglos, so vergnügt fast, als ging's zu einer Hochzeit; eine alte Frau lief hinter ihm drein, in der Hand einen Regenschirm, den sie ihm nachzubringen schien, und in jeder Falte ihres Gesichtes eine Todesangst, wie man sie wohl empfinden kann, wenn es heißt, irgend einer unserer Lieben soll vor ein Kriegsgericht gestellt und binnen vier- undzwanzig Stunden erschossen werden. Ich kenne das Gesicht jenes alten Mannes gar nicht vergessen. Auf der Morgue sah ich den 8. Junius ebenfalls einen alten Mann, der mit Wunden bedeckt war und, wie ein neben mir stehender Nationalgarde mir versichert, ebenfalls als Republikaner sehr compromittirt sei. Er lag aber auf den Bänken der Morgue. Letztere ist nämlich ein Gebäude, wo man die Leichen, die man auf

der Straße oder in der Seine findet, hinbringt und ausstellt, und wo man also die Angehörigen, die man vermißt, aufzusuchen pflegt.

An oben erwähn'tem Tage den 8. Juni begaben sich so viele Menschen nach der Morgue, daß man dort Quene machen mußte wie vor der großen Oper, wenn Robert-le-Diable gegeben wird. Ich mußte dort fast eine Stunde lang warten bis ich Einlaß fand und hatte Zeit genug, jenes trüb'sinnige Haus, das vielmehr einem großen Steinklumpen gleicht, ausführlich zu betrachten. Ich weiß nicht, was es bedeutet, daß eine gelbe Holzscheibe mit blanem Mittelgrund, wie eine große brasilianische Cocarde, vor dem Eingang hängt. Die Hausnummer ist 21, vingt-un. Drinnen war es melancholisch anzusehen, wie ängstlich einige Menschen die ausgestellten Todten betrachteten, immer fürchtend, Denjenigen zu finden, den sie suchten. Es gab dort zwei entzückliche Erkennungs-scenen. Ein kleiner Junge erblickte seinen todten Bruder und blieb schweigend, wie angewurzelt stehen. Ein junges Mädchen fand dort ihren todten Geliebten und fiel schreiend in Ohnmacht. Da ich sie kannte, hatte ich das traurige Geschick, die Trostlose nach Hause zu führen. Sie gehört zu einem Putzladen in meiner Nachbarschaft, wo acht junge Damen arbeiten, welche sämmtlich Republikanerinnen sind. Ihre Liebhaber sind lauter junge Republikaner. Ich bin in diesem Hause immer der einzige Royalist.



Zwischennote zu Artikel IX.

Geschrieben den 1. October 1852.

Die im vorstehenden Artikel unterdrückte Stelle bezog sich zunächst auf den deutschen Adel. Je mehr ich aber die neuesten Tageserscheinungen überdenke, desto wichtiger dünkt mir dies Thema, und ich muß mich nächstens zu einer gründlichen Besprechung desselben entschließen. Wahrlich es geschieht nicht aus Privatgefühlen; ich glaube es in der jüngsten Zeit bewiesen zu haben, daß meine Vertheidigung nur die Principien und nicht leiblich unmittelbar die Person der Gegner betrifft. Die Ertrags des Tages haben mich deshalb in der letzten Zeit als einen geheimen Bundesgenossen der Aristokraten verlobren, und wenn die Inurrection vom 5. Junius nicht scheiterte wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten den sie mir zugedacht. Ich verzeihe ihnen gern diese Narrheit, und nur in meinem Tagesbericht vom 7. Junius ist mir ein Wort darüber entschlüpft. — Der Parteigeist ist ein ebenso blindes wie rasendes Thier.

Es ist aber mit dem deutschen Adel eine sehr schlimme Sache. Alle Constitutionen, selbst die beste, können uns nichts helfen so lange nicht das ganze Adelthum bis zur letzten Wurzel zerstört ist. Die armen Fürsten sind selbst in der größten Noth, ihr schönster Wille ist fruchtlos, sie müssen ihren heiligsten Eiden zuwider handeln, sie sind gezwungen, der Sache des Volks entgegen zu wirken, mit einem Worte: sie können den beschworenen Constitutionen nicht treu bleiben, so lange sie nicht von jenen älteren Constitutionen befreit sind, die ihnen der Adel, als er seine waffenherrliche Unabhängigkeit einbüßte, durch die seidenen Künste der Courtisanerie abzugewinnen wußte; Constitutionen, die als ungeschriebene Gewohnheitsrechte neuer begründet sind als die gedrucktesten Löschpapierverfassungen; Constitutionen, deren Coder jeder Krantzkucker auswendig weiß und deren Aufrechthaltung unter die besondere Obhut jeder alten Postkaze gestellt

ist; Constitutionen, wovon auch der absoluteste König nicht das geringste Titelchen zu verlegen wagt — ich spreche von der Etikette.

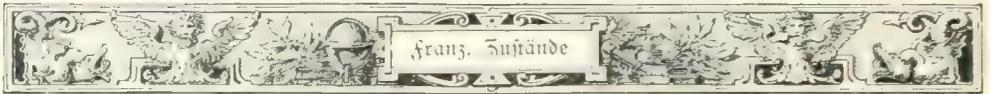
Durch die Etikette liegen die Fürsten ganz in der Gewalt des Adels, sie sind unfrei, sie sind unzurechnungsfähig, und die Treulosigkeit, die einige derselben bei den letzten Ordnonnanz des Bundestags beurkundet, ist, wenn man sie billig beurtheilt, nicht ihrem Willen, sondern ihren Verhältnissen beizumessen. Keine Constitution sichert die Rechte des Volks so lange die Fürsten gefangen liegen in den Etiketten des Adels, der, sobald die Kasteninteressen in's Spiel kommen, alle Privateigenschaften bei Seite setzt und als Corps verbündet ist. Was vermag der Einzelne, der Fürst gegen jenes Corps das in Intriquen geübt ist, das alle fürstlichen Schwächen kennt, das unter seinen Mitgliedern auch die nächsten Verwandten des Fürsten zählt das ausschließlich um dessen Person sein darf, dergestalt, daß der Fürst seine Edellente selbst wenn er sie haßt, durchaus nicht von sich werden kann, daß er ihren holden Anblick ertragen muß, daß er sich von ihnen ankleiden, die Hände waschen und lecken lassen muß, daß er mit ihnen essen, trinken und sprechen muß — denn sie sind herrsartig durch Erbrang zu jenen Hofchargen bevorzugt, und alle Hofdamen würden sich empören und dem armen Fürsten sein eigenes Haus verleiden, wenn er nach seines Herzens Gefühlen handelte und nicht nach den Vorschriften der Etikette. So geschah es, daß König Wilhelm von England ein wackerer, guter Fürst, durch die Ränke seiner noblen Umgebung auf's Kläglichste gezwungen ward, sein Wort zu brechen und seinen ehrliehen Namen zu opfern und der Achtung und des Vertrauens seines Volkes auf immer verlohren zu werden. So geschah es, daß einer der edelsten und geistreichsten Fürsten, die je einen Thron geziert, Ludwig von Bayern der noch vor drei Jahren der Sache des Volks so eifrig zugeban war

und allen Unterjochungsversuchen seiner Noblesse so fest widerstand und ihre fröndirende Insolenz und Verleumdungen so heldenmüthig ertrug, daß dieser jetzt, müd und entkräftet, in ihre ver-rätherischen Arme sinkt und sich selber untreu wird! Armes Herz, das einst so ruhmsüchtig und stolz war, wie sehr muß dein Muth gebrochen sein, daß du, um von einigen störrigen Unterthanen nicht mehr durch Widerrede incommodirt zu werden, deine eigene unabhängige Oberherr-schaft aufgabest und selbst ein unterthäniger Vasall wurdest, Vasall deiner natürlichen Feinde, Vasall deiner Schwäger!

Ich wiederhole, alle geschriebenen Constitutionen können uns nichts helfen, so lange wir das Adelthum nicht von Grund aus vernichten. Es ist nicht damit abgethan, daß man durch discutierte, votirte und sanctionirte und promulgirte Gesetze die Privilegien des Adels annullirt; dieses ist an mehreren Orten geschehen, und dennoch herrschen dort noch immer die Adels-interessen. Wir müssen die herkömmlichen Miß-bräuche im fürstlichen Hausbalt vertilgen, auch für das Hofgesinde eine neue Gesindeordnung einführen, die Etikette zerbrechen, und, um selbst frei zu werden, mit der Fürstenbefreiung, mit der Emancipation der Könige, das Werk be-

ginnen. Die alten Drachen müssen verschleht werden von dem Quell der Macht. Wenn ihr dieses gethan habt, seid wachsam, damit sie nicht nächtlicherweile wieder herantreiben und den Quell vergiften. Einst gehörten wir den Königen, jetzt gehören die Könige uns. Daher müssen wir sie auch selbst erziehen und nicht mehr jenen hochgeborenen Prinzenhofmeistern überlassen, die sie zu den Zwecken ihrer Kaste erziehen und an Leib und Seele verstümmeln. Nichts ist den Völkern gefährlicher als jene frühe Unsjunkerung der Kronprinzen. Der beste Bürger werde Prinzen-erzieher durch die Wahl des Volks, und wer verurufenen Leumunds ist oder nur im geringsten bescholten, werde gesetzlich enternnt von der Per-son des jungen Fürsten. Drängt er sich dennoch hinzu, mit jener unerschämten Zudringlichkeit, die dem Adel in solchen Fällen eigen ist, so werde er gestäubt, auf dem Marktplatz, nach den schönsten Rhythmen, und mit rothem Eisen werde ihm das Herrum auf's Schulterblatt gedruckt. Wenn er etwa behauptet, er habe sich an die Person des jungen Fürsten gedrängt, um für geistreich und witzig gehalten zu werden, und wenn er einen dicken Bauch hat, wie Sir John so setze man ihn blos in's Zuchthaus, aber wo die Weiber sitzen.





Indessen es gibt auch weiße Raben.

Ich werde, wie ich schon in der Vorrede zu Kahldorf's Briefen an den Grafen Moltke angedeutet diesen Gegenstand ausführlicher besprechen; eine Statistik des diplomatischen Corps dem die Interessen der Völker anvertraut sind wird dabei am interessantesten sein. Es werden Tabellen beigefügt werden. Verzeichnisse der verschiedenen Tugenden desselben, in den verschiedenen Hauptstädten. Man wird z. B. daraus erfahren wie in einer der letztern immer der dritte Mann unter der edlen Genossenschaft entweder ein Spieler ist, oder ein heimatloser Koldbdiener oder ein Escroquer, oder der Kurians seiner eigenen Gattin oder der Gemahl seines Todters oder ein Allerweltsspion, oder sonst ein adliger Tangenschicht. Ich habe behufs dieser Statistik ein sehr gründliches Quellenstudium getrieben und zwar an Tischen des Königs Pharo und anderer Könige des Morgenlands, in den Salons der schönsten Göttinnen des Tanzes und des Gesanges in den Tempeln der Gourmandie und der Galanterie, kurz in den vornehmsten Häusern Europas.

Ich muß in Betreff des Grafen Moltke hienachträglich erwähnen daß derselbe Juli vorigen Jahres hier in Paris war und mich in einen Federkrieg über den Adel verwickeln wollte, um dem Publicum zu zeigen, daß ich seine Principien mißverstanden oder willkürlich entstellt hätte. Es schien mir aber gerade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weise ein Thema öffentlich zu erörtern das die Tagesleidenschaften so furchtbar anspornen mußte. Ich habe diese Besorgnisse dem Grafen mitgetheilt, und er war verständig genug, nichts gegen mich zu schreiben. Da ich ihn zuerst angegriffen hatte ich seine Antwort nicht ignoriren dürfen, und eine Replik hätte wieder von meiner Seite erfolgen müssen. Wegen jener Einsicht verdient der Graf das beste Lob, das ich ihm hiermit zolle, und zwar um so bereitwilliger, da ich in ihm persönlich einen geistreichen und, was noch mehr sagen will, einen wohlthätenden Mann gefunden der es wohl verdient hätte, in der Vorrede zu den Kahldorf'schen Briefen nicht wie ein gewöhnlicher Adliger behandelt zu werden. Seitdem habe ich seine Schrift über Gewerbefreiheit gelesen, worin er, wie bei vielen andern Fragen, den liberalsten Grundsätzen huldigt.

Es ist eine sonderbare Sache mit diesen Adligen! Die Weisen unter ihnen können sich von

ihren Geburtsinteressen nicht lossagen. Sie können in den meisten Fällen liberal denken, vielleicht noch unabhängig liberaler als Rotürriers, sie können vielleicht mehr als diese die Freiheit lieben und Opfer dafür bringen — aber für bürgerliche Gleichheit sind sie sehr empfänglich. Im Grunde ist kein Mensch ganz liberal, nur die Menschheit ist es ganz da der Eine das Stück Liberalismus besitzt, das dem Andern mangelt, und die Leute sich also in ihrer Gesamtheit auf's Beste ergänzen. Der Graf Moltke ist gewiß der festesten Meinung, daß der Sklavenhandel etwas Widerrechtliches und Schändliches ist und er stimmt gewiß für dessen Abschaffung. Mynboer van der Nall hingegen, ein Sklavenhändler den ich unter den Wohnzimmern zu Rotterdam kennen gelernt, ist durchaus überzeugt, der Sklavenhandel sei etwas ganz Natürliches und Unständiges, das Vorrecht der Geburt aber, das Erbprivilegium, der Adel, sei etwas Ungerechtes und Widerwärtiges welches jeder honette Staat ganz abschaffen müsse.

Daß ich im Julius 1851 mit dem Grafen Moltke, dem Champion des Adels, keinen Federkrieg führen wollte und jeder vernünftige denkende Mensch zu würdigen wissen wozu er die Natur der Bedrohnisse erwägt, die damals in Deutschland laut geworden.

Die Leidenschaften tobten wilder als je, und es galt damals dem Jakobinismus eben so febril die Sinne zu bieten wie einst dem Absolutismus. Unbeweglich in meinen Grundsätzen, haben selbst die Rakte des Jakobinismus nicht vermocht, mich hier zu Paris in den dunklen Strudel hineinzureißen, wo deutscher Unverstand mit französischem Leidenschaft erwaltete. Ich habe keinen Theil genommen an der hiesigen deutschen Association, außer daß ich ihr bei einer Collecte für die Unterstützung der freien Presse einige Francs zollte; lange vor den Junistagen habe ich den Vorsehern jener Association auf's Bestimmteste notificirt, daß ich nicht mit derselben in weiterer Verbindung stehe. Ich kam dabei um unglücklich die Axtel anzuhören wozu ich höre daß die jenseitig aristokratische Partei in Deutschland nur in jener Zeit die größte Mühe gab, mich als einen der Ercessen des Tages darzustellen, um mir bei deren Ercessen eine compromittirende Solidarität aufzubürden.

Es war eine tolle Zeit und ich hatte meine große Noth mit meinen besten Freunden und

ich war sehr besorgt für meine schlimmsten Feinde. Ja, ihr theuern Feinde, ihr wißt nicht, wie viel Angst ich um euch ausgestanden habe. Es war schon die Rede davon, alle verrätherischen Junker, verleumderischen Frömmel und sonstige Widersacher in Deutschland aufzuknüpfen. Wie durfte ich das leiden! Galt es nur, euch ein Vischen zu züchtigen, euch auf dem Schloßplatz zu Berlin oder auf dem Schrammenmarkt zu München in einem gelinden Versmaße mit Ruthen zu streichen oder euch die tricolore Cocarde auf die Conjur zu nageln oder sonst ein Späßchen mit euch zu treiben. Das hätte ich schon hingehen lassen. Aber daß man euch geradezu umbringen wollte, das litt ich nicht. Euer Tod wäre ja für mich der größte Verlust gewesen. Ich hätte mir neue Feinde erwerben müssen, vielleicht unter honetten Leuten, welches einem Schriftsteller in den Augen des Publicums sehr schädlich ist. Nichts ist uns ersprießlicher, als wenn wir lauter solche Kerle zu Feinden haben. Der HERR hat mich unübersehbar reichlich mit dieser Sorte gesegnet, und ich bin froh, daß sie jetzt in Sicherheit sind. Ja laßt uns ein Te Metternich laudamus singen, ihr theuern Feinde! Ihr waret in der größten Ge-

fahr, gehenkt zu werden, und ich hätte euch dann auf immer verloren! Jetzt ist wieder Alles still. Alles wird beigelegt oder festgesetzt, die Bundesacte wird losgelassen, und die Patrioten werden eingesperrt, und wir sehen einer langen, süßen, sicheren Ruhe entgegen. Jetzt können wir uns wieder ungestört des alten schönen Verhältnisses erfreuen: ich geißle euch wieder nach wie vor, und ihr verleumdet mich wieder nach wie vor. Wie froh bin ich, euch noch so ungehenkt zu sehen! Euer Leben ist mir theurer als jemals. Ich kann mich bei eurem Anblick einer gewissen Nührung nicht erwehren. Ich bitte euch, schont eure Gesundheit; verschluckt nicht euer eigenes Gift, lügt und verleumdet lieber, wo möglich, noch mehr, als ihr zu thun pflegt, das erleichtert das fromme Herz; geht nicht so gebückt und gekrümmt, das schadet der Brust; geht mal in's Theater, wenn eine Raupach'sche Tragödie gegeben wird, das heitert auf; versucht eine Abwechselung in euren Privatvergüügungen; besucht auch einmal ein schönes Mädchen; hütet euch aber vor des Seilers Töchterlein!

Ihr flattert jetzt wieder an einem langen Faden; aber wer weiß, eines frühen Morgens hängt ihr an einem kurzen Strick.



Beilage zu Artikel VI.



Sehe zu, die Grund-
 sätze des Wunders
 der Dieberei und
 der Rauberei sind
 unsere Großen und Herren,
 nehmen alle Creaturen zum
 Eigenthum die Fische im
 Wasser die Vögel in der Luft das
 Gewächs auf Erden. Alles muß ihr
 sein. Jes. V. Darüber lassen sie
 denn Gottes Gebot ausgehen unter
 die Armen und sprechen: Gott hat
 geboten, du sollst nicht stehlen, es
 dient aber ihnen nicht. So sie nun
 alle Menschen verurtheilen den armen Ackermann,
 Handwerkermann und Alles, was da lebet schinden
 und schaben Mich. III. so er sich dann vergreift
 an dem Allerheiligsten, so muß er denken. Da
 sagt dann der Doctor Lüttner: Amen. Die Herren
 machen das selber, daß ihnen der arme Mann
 feind wird. Die Ursache des Aufruhrs wollen sie
 nicht weagthun, wie kam es in der Länge gut
 werden? So ich das sage werde ich anführich
 sein, wohl hin!"

So sprach vor dreihundert Jahren Thomas
 Münzer, einer der heldenmüthigsten und unglück-
 lichsten Söhne des deutschen Vaterlandes, ein
 Prediger des Evangeliums, das nach seiner Mei-
 nung nicht blos die Seligkeit im Himmel ver-
 bieß, sondern auch die Gleichheit und Brüder-
 schaft der Menschen auf Erden befahle. Der Doctor
 Martinus Luther war anderer Meinung und
 verdamnte solche auführerische Lehren wodurch
 sein eigenes Werk, die Losreißung von Rom
 und die Begründung des neuen Bekenntnisses
 gefährdet wurde; und vielleicht mehr aus Welt-
 klugheit denn aus bösem Eifer schrieb er das
 unruhmlische Buch gegen die unglücklichen Bauern.
 Pietisten und servile Duckmäuser haben in jüngster

Zeit dieses Buch wieder in's Leben gerufen und
 die neuen Abdrücke in's Land herum verbreitet,
 einerseits um den hohen Protectoren zu zeigen,
 wie die reine lutherische Lehre den Absolutismus
 unterstützen, andererseits um durch Luther's Autori-
 tät den freiheitsenthusiasmus in Deutschland
 niederzudrücken. Aber ein heiligeres Zeugniß, das
 aus dem Evangelium hervorblutet widerspricht
 der knechtischen Ausdeutung und vernichtet die
 uralte Autorität; Christus der für die Gleichheit
 und Brüderlichkeit der Menschen gestorben ist,
 hat sein Wort nicht als Werkzeug des Absolutis-
 mus offenbart, und Luther hatte Unrecht und
 Thomas Münzer hatte Recht. Er wurde enthauptet
 zu Mühlm. Seine Gefährten hatten ebenfalls
 Recht, und sie wurden theils mit dem Schwerte
 hingerichtet, theils mit dem Stricke gehenkt, je
 nachdem sie adliger oder bürgerlicher Abkunft
 waren. Markgraf Casimir von Ansbach hat noch
 außer solchen Hinrichtungen, auch fünfundsichtig
 Bauern die Augen ausstechen lassen, die nach-
 her im Lande herumwandelten und ebenfalls Recht
 hatten. Wie es in Oberösterreich und Schwaben
 den armen Bauern erging, wie überhaupt in
 Deutschland viele hunderttausend Bauern, die
 nichts als Menschenrechte und christliche Milde
 verlangten, abgeschlachtet und gewürgt wurden
 von ihren geistlichen und weltlichen Herren ist
 männiglich bekannt. Aber auch Letztere hatten
 Recht, denn sie waren noch in der Fülle ihrer
 Kraft, und die Bauern wurden manchmal irre
 an sich selber durch die Autoritäten eines Luther's
 und anderer Geistlichen, die es mit den Welt-
 lichen hielten, und durch unzeitige Controversen
 über zweideutige Bibelstellen, und weil sie manch-
 mal Psalmen sangen, statt zu sechten.

Im Jahre der Gnade 1789 begann in Frank-
 reich derselbe Kampf um Gleichheit und Brüder-
 schaft aus denselben Gründen gegen dieselben

Gewalthaber, nur daß diese durch die Zeit ihre Kraft verloren und das Volk an Kraft gewonnen und nicht mehr aus dem Evangelium, sondern aus der Philosophie seine Rechtsansprüche geschöpft hatte. Die feudalistischen und hierarchischen Institutionen, die Carl der Große in seinem großen Reiche begründet und die sich in den daraus hervorgegangenen Ländern mannigfaltig entwickelt, diese hatten in Frankreich ihre mächtigen Wurzeln geschlagen. Jahrhunderte lang kräftig geblüht und wie Alles in der Welt endlich ihre Kraft verloren. Die Könige von Frankreich, verdrießlich ob ihrer Abhängigkeit von dem Adel und von der Geistlichkeit, welcher erstere sich ihnen gleich dünkte und welche letztere mehr als sie selbst das Volk beherrschte, hatten allmählig die Selbstständigkeit jener beiden Mächte zu vernichten gewußt, und unter Ludwig XIV war dieses stolze Werk vollendet. Statt eines kriegerischen Feudaladels, der die Könige einst beherrschte und schützte, kroch jetzt um die Stufen des Thrones ein schwächlicher Hofadel, dem nur die Zahl seiner Ahnen, nicht seiner Burg und Mannen, Bedeutung verlieh; statt starrer ultramontanischer Priester, die mit Beicht und Bann die Könige schreckten, aber auch das Volk im Jaume hielten, gab es jetzt eine gallikanische, sozusagen mediatisirte Kirche, deren Aemter man im Oeil de boeuf von Versailles oder im Boudoir schöner Frauen ersahlich, und deren Oberhäupter zu denselben Adligen gehörten, die in Hofämtern paradirten, so daß Abt- und Bischofskostüm, Pallium und Mitra als eine andere Art von Hoftracht angesehen werden konnte; — und ohngeachtet dieser Umwandlung behielt der Adel die Vorrechte, die er einst über das Volk ausgeübt; ja sein Hochmuth gegen letzteres stieg, je mehr er gegen seinen königlichen Herrn in Demuth versank; er usurpirte nach wie vor alle Genüsse, drückte und beleidigte nach wie vor; und daselbe that jene Geistlichkeit, die ihre Macht über die Geister längst verloren, aber ihre Zehnten, ihr Dreigöttermonopol, ihre Privilegien der Geistesunterdrückung und der kirchlichen Rechte noch bewahrt hatte. Was einst im Bauernkrieg die Lehrer des Evangeliums versucht, das thaten die Philosophen jetzt in Frankreich, und mit besserem Erfolg; sie demonstirten dem Volke die Usurpationen des Adels und der Kirche; sie zeigten ihm, daß beide kraftlos geworden; — und das Volk jubelte auf,

und als am 14. Junius 1789 das Wetter sehr günstig war, begann das Volk das Werk seiner Befreiung, und war am 14. Junius 1790 den Platz besuchte, wo die alte dumpfe, mürrisch unangenehme Bastille gestanden hatte, fand dort statt dieser ein lustig lustiges Gebäude mit der lachenden Aufschrift: Ici on danse.

Seit siebenzehn Jahren sind viele Schriftsteller in Europa unablässig bemüht, die Gelehrten Frankreichs von dem Vorwurf zu befreien, als hätten sie den Ausbruch der französischen Revolution ganz besonders verursacht. Die jetzigen Gelehrten wollten wieder bei den Großen zu Gnaden aufgenommen werden, sie suchten wieder ihr weiches Plätzchen zu den Füßen der Macht und geberdeten sich dabei so servil unschuldig, daß man sie nicht mehr für Schlangen ansah, sondern für gewöhnliches Gewürme. Ich kann aber nicht umhin, der Wahrheit wegen zu gestehn, daß eben die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts den Ausbruch der Revolution am meisten befördert und deren Charakter bestimmt haben. Ich rühme sie deshalb, wie man den Arzt rühmt, der eine schnelle Krisis herbeigeführt und die Natur der Krankheit, die tödtlich werden konnte, durch seine Kunst gemildert hat. Ohne das Wort der Gelehrten hätte der künnechende Zustand Frankreichs noch unerquicklich länger gedauert; und die Revolution, die doch am Ende ausbrechen mußte, hätte sich minder edel gestaltet; sie wäre gemein und grausam geworden, statt daß sie jetzt nur tragisch und blutig ward; ja, was noch schlimmer ist, sie wäre vielleicht in's Lächerliche und Dumme ausgeartet, wenn nicht die materiellen Nöthen einen idealen Ausdruck gewonnen hätten; — wie es leider nicht der Fall ist in jenen Ländern, wo nicht die Schriftsteller das Volk verleitet haben, eine Erklärung der Menschenrechte zu verlangen, und wo man eine Revolution macht, um keine Thorsperrre zu bezahlen oder um eine fürstliche Maitresse los zu werden u. s. w. Voltaire und Rousseau sind zwei Schriftsteller, die mehr als alle anderen der Revolution vorgearbeitet, die späteren Bahnen derselben bestimmt haben und noch jetzt das französische Volk geitig leiten und beherrschen. Sogar die Feindschaft dieser beiden Schriftsteller hat wunderbar nachgewirkt; vielleicht war der Parteikampf unter den Revolutionsmännern selbst bis auf diese Stunde nur eine Fortsetzung dieser Feindschaft.

Der Kampf unter den Revolutionäern des Concerts war nichts Anders als der geheime Stoll des Rousseau'schen Rigorismus gegen die Voltairische Legirerte. Die echten Montaignards hegten ganz die Denk- und Gefühlweise Rousseau's, und als sie die Dantonisten und Heberten zu gleicher Zeit quillommeten, geschah es nicht sowohl weil Jene zu sehr den erschlafenden Moderantismus predigten und Diese hingegen im zueilosten Sansculottismus ausarteten wie nur jüngst ein alter Bergmann sagte: *perce qu'il est tout tous des hommes, poutres, trivales, sans croquer et sans verni.* Wenn Umfängen des Alters waren die wilden Revolutionenmänner zumlich euzig, als aber etwas Neues arbaar werden sollte, als das Positive zur Sprache kam, da erwachten die natürlichen Antipathien. Der toanemisch ernste Schwärmer St. Just bogte alsdann den heiteren geistreichen fanfaren Desmoulin. Der strenge unbordeliche Nobespierre hatte den sinnlichen, schmelksten Danton. Marimilian Nobespierre gegen Andenkens war die Incarnation Rousseau's; er war tief religiös, er glaubte an Gott und Unterbildheit, er bogte die Voltairischen Re-

ligionspötereien, die unwürdigen Pöffen eines Sobels, die Orgien der Utheissen und das laze Treiben der Esprits, und er bogte vordelicht Joden, der wenig war und gern lachet.

Am 19. Ebermüder siegte die kurz vertrieb unterdrückte Voltairische Partei unter dem Directorium aber sie ihre Reactionen gegen den Berg; ipäterhin, während dem Heldenweil der Kaiserzeit und während der rannenen Anstlichen Comodie der Restauration konnte sie nur in unangeseordneten Wöden sich geltend malzen, aber nur wenn sie doch bis auf diese Stunde, mehr oder minder frang, am Staatstuder stehen und zwar repräsentire von dem ehemaligen Bischof von Lunin, Charles Maurice Talleyrand. Rousseau's Partei, unindruckt seit jenen unglücklichen Tage des Thermidor, lebt arm, aber geizig und arbidig geant, in den faubourgs St. Antoine und St. Marceau sie lebt in der Geiselt eines Gammel Papes, eines Cavaignac, und so vieler andern edlen Republikaner, die von Zeit zu Zeit als Blat eugen auftreten für da Evangelium der Freiheit. Ich bin nicht unarochbar genug, um jemals dieser Partei und auch eben so können ich kein aber in jedes das Leben, als das ich sie jemals bekampfen würde.

Fortsetzung des Vortrages

Dem Voltaire geschieht jedoch Unrecht, wenn man behauptet, er sei nicht begeistert gewesen wie Rousseau; er war nur etwas klüger und gewandter. Die Unbeholfenheit flüchtet sich immer in den Stoicismus und grollt lakonisch beim Anblick fremder Geschmeidigkeit. Märi macht dem Voltaire den Vorwurf, er habe als Philosoph gegen die Großen geschrieben, während er ihnen als Kammerherr die Fackel vortrug. Der dünnere Piemonteser bemerkte nicht, daß Voltaire, indem er dienstbar den Großen die Fackel vortrug, auch damit zugleich ihre Blöße beleuchtete. Ich will aber Voltaire durchaus nicht von dem Vorwurf der Schmeichelei freisprechen, er und die meisten französischen Gelehrten krochen wie kleine Hunde zu den Füßen des Adels und leckten die goldenen Sporen und lächelten, wenn sie sich daran die Zunge zerrissen, und ließen sich mit Füßen treten. Wenn man aber die kleinen Hunde mit Füßen tritt, so thut das ihnen ebenso weh wie den großen Hunden. Der heimliche Haß der französischen Gelehrten gegen die Großen muß um so entseßlicher gewesen sein, da sie, außer den gelegentlichen Auftritten, auch viele wirkliche Wohlthaten von ihnen genossen hatten. Charat erzählt von Champfort, daß er tausend Thaler, die Ersparnisse eines ganzen arbeitsamen Lebens, aus einem alten Lederbeutel hervorzog und freudig hingab, als im Anfang der Revolution zu einem revolutionären Zwecke Geld

gesammelt wurde. Und Champfort war geizig und war immer von den Großen protegirt worden.

Mehr aber noch als die Männer der Wissenschaft haben die Männer der Gewerbe den Sturz des alten Regimes befördert. Glaubten jene, die Gelehrten, daß an dessen Stelle das Regime der geistigen Capacitäten beginne, so glaubten diese, die Industriellen, daß ihnen, dem factisch mächtigsten und kräftigsten Theil des Volkes, auch gelezlich die Anerkennung ihrer hohen Bedeutung und also gewiß jede bürgerliche Gleichstellung und Mitwirkung bei den Staatsgeschäften gebühre. Und in der That, da die bisherigen Institutionen auf das alte Kriegswesen und den Kirchenglauben beruhten, welche beide kein wahres Leben mehr in sich trugen, so mußte die Gesellschaft auf die beiden neuen Gewalten basirt werden, worin eben die meiste Lebenskraft quoll, nämlich auf die Wissenschaft und die Industrie. Die Geistlichkeit, die geistig zurückgeblieben war seit Erfindung der Buchdruckerei und der Adel der durch die Erfindung des Pulvers zu Grunde gerichtet worden, hätten jetzt einsehen müssen, daß die Macht, die sie seit einem Jahrtausend ausgeübt ihren stolzen, aber schwachen Händen entwandte und in die verachteten, aber starken Hände der Gelehrten und Gewerbthätigen übergehe; sie hätten einsehen müssen, daß sie die verlorene Macht nur in Gemeinschaft mit eben jenen Gelehrten und Gewerbthätigen wieder-

gewinnen könnten; — sie hatten aber nicht diese Einsicht, sie wehrten sich thöricht gegen das Unvermeidliche, ein schmerzlicher widersinniger Kampf begann, die schleichende, windige Lüge und der morsche, franke Stolz fochten gegen die eiserne Nothwendigkeit, gegen Fallbeil und Wahrheit,

gegen Leben und Begeisterung, und wir stehen jetzt noch auf der Wahlstätte.

Da war ein trübfeliger Minister, respectabler Bankier, guter Hausvater, guter Christ, guter Redner, der Pantalon der Revolution, der glaubte steif und fest, das Deficit des Budgets



sei der eigentliche Grund des Uebels und des Streitiges; und er rechnete Tag und Nacht, um das Deficit zu heben, und vor lauter Zählen sah er weder die Menschen noch ihre drohenden Mienen; doch hatte er in seiner Dummheit einen sehr guten Einfall, nämlich die Zusammenberufung der Notabeln. Ich sage: einen sehr guten Einfall, weil er der Freiheit zu Gute kam; ohne jenes Deficit hätte Frankreich sich noch länger im Zustande des mißbehaglichsten Siechthums hingeschleppt; jenes Deficit war in der That

nicht mit Geld zu bezahlen, nämlich weil es die Krankheit zum Ausbruch trieb; jene Zusammenberufung der Notabeln beschleunigte die Krisis und also auch die künftige Genesung; und wenn einst die Büste Neckers in's Pantheon der Freiheit aufgestellt wird, wollen wir ihm eine Narrenkappe, bekränzt mit patriotischem Eichenlaub, auf's Haupt setzen. Wabelich, ist es thöricht, wenn man nur die Personen sieht in den Dingen, so ist es noch thörichter, wenn man in den Dingen nur die Zahlen sieht.

Es gibt aber Kleingeister, die auf's Pflügste beide Irthümer zu verschmelzen suchen, die sogar in den Personen die Fabeln suchen, womit sie uns die Dinge erklären wollen. Sie sind nicht damit zufrieden, den Julius Cäsar für die Ursache des Untergangs römischer Freiheit zu halten, sondern sie behaupten, der geniale Julius sei so verschuldet gewesen daß er, um nicht selber eingestekt zu werden, genöthigt war, die ganze Welt mit seinem Gläubigern einzustecken. Wenn ich nicht irre, so dient eine Stelle Plutarch's, wo dieser von Cäsar's Schulden spricht, zur Basis einer solchen Argumentation. *Vourienne*, der kleine schmuckelnde *Vourienne*, der bestechliche *Croupier* beim Glückspiel des Kaiserreichs, die armselige arme Seele, hat irgendwo in seinen Memoiren angedeutet, daß es wohl Geldverlegenheit gewesen sein mag was den Napoleon Bonaparte im Anfange seiner Laufbahn zu großen Unternehmungen angetrieben habe. In dieser Weise sind manche Tiedenker nicht damit zufrieden, den Grafen Mirabeau für die Ursache des Untergangs der französischen Monarchie zu halten, sondern sie behaupten sogar, Jener sei so sehr durch Geldnoth und Sünden bedrängt gewesen, daß er sich nur durch den Umsturz des Vorhandenen habe helfen können. Ich will solche Absurdität nicht weiter besprechen; doch mußte ich sie erwähnen weil sie eben in der letzten Zeit sich am blühendsten entfalteten konnte. Mirabeau betrachtet man nämlich jetzt als den eigentlichen Repräsentanten jener ersten Phasis der Revolution, die mit der Nationalversammlung beginnt und schließt. Er ist als Solcher ein Volksheld geworden, man bespricht ihn täglich, man erblickt ihn überall, gemalt und gemeißelt, man sieht ihn dargestellt auf allen französischen Theatern, in allen seinen Gestalten: arm und wild; liebend und haßend; lachend und kirschend; ein sorglos verschuldeter Gott dem Himmel und Erde gehörte und der *capabel* war, seinen letzten Fyrstern und letzten Louis'or im Faro zu verspielen; ein Simon der die Staatsfäulen niederreißt, um im stürzenden Gebäude seine mahnenden Philister zu verschütten; ein Herkules, der am Scheidewege sich mit beiden Damen verständigt und in den Armen des Lasters sich von den Anstrengungen der Tugend zu erholen weiß; ein von Sonne und Bakchtheit strahlender Ariel Kaliban" den die Prosa der

Liebe ernüchterte, wenn ihn die Poesie der Vernunft berauscht hatte; ein verkürter, anbetungswürdiger Wüßling der Freiheit; ein Zwitterwesen, das nur Jules Janin schildern konnte.

Eben durch die moralischen Widersprüche seines Charakters und Lebens ist Mirabeau der eigentliche Repräsentant seiner Zeit, die ebenfalls so liederlich und erhaben, so verschuldet und reich war, die ebenfalls im Kerker sitzend die schlüpfrigsten Romane, aber auch die edelsten Befreiungsbücher geschrieben, und die nachher, obgleich belastet mit der alten Puderperücke und mit einem Stück von der alten infamen Kette, als Herold des neuen Weltfrühlings auftrat und dem erblassenden Ceremonienmeister der Vergangenheit die kühnen Worte zurief: *Allez dire à votre maître que nous sommes ici par la puissance du peuple et qu'on ne nous en arrachera que par la force des bajonnettes*. Mit diesen Worten beginnt die französische Revolution; kein Bürgerlicher hätte den Muth gehabt sie anzusprechen, die Junge der Rotürriers und Vilains war noch gebunden von dem stummen Zauber des alten Gehorsams, und eben nur im Adel, in jener überstreckten Kaste, die niemals wahre Ehrfurcht vor den Königen fühlte, fand die neue Zeit ihr erstes Organ.

Ich kann nicht umbin zu erwähnen daß man mir jüngst versichert, jene weltberühmten Worte Mirabeau's gehörten eigentlich dem Grafen Volney, der, neben ihm sitzend, sie ihm soufflirt habe. Ich glaube nicht, daß diese Sage ganz grundlos erfunden sei, sie widerspricht durchaus nicht dem Charakter Mirabeau's der die Ideen seiner Freunde eben so gern wie ihr Geld borgte, und der deswegen in vielen Memoiren, namentlich in den Brissot'schen und in den jüngst erschienenen Memoiren von Dumont, entsetzlich verüberten wird. Manche seiner Zeitgenossen haben deshalb an der Größe seines Rednertalentes gezweifelt und ihm nur wirksame Saillies, Theatercoups der Tribüne zugestanden. Es ist jetzt schwer, ihn in dieser Hinsicht zu beurtheilen. Nach dem Zeugniß der Mitlebenden, die man noch über ihn befragen kann, lag der Zauber seiner Rede mehr in seiner persönlichen Erscheinung als in seinen Worten. Besonders wenn er leise sprach, ward man durchschauert von dem wunderbaren Laut seiner Stimme; man hörte die Schlangen zischen, die heimlich unter den oratorischen Blumen

trochen. Kam er in Leidenschaft, war er unwiderstehlich. Von Frau Staël erzählt man, daß sie auf der Galerie der Nationalversammlung saß, als Mirabeau die Tribüne bestieg, um

gegen Necker zu sprechen. Es versteht sich, daß eine Tochter wie sie, die ihren Vater anbetete, mit Wuth und Grimm gegen Mirabeau erfüllt war; aber diese feindlichen Gefühle schwanden,



je länger sie ihn anhörte, und endlich, als das Gewitter seiner Rede mit schrecklicher Herrlichkeit aufstieg, als die vergifteten Blitze aus seinen Augen schossen, als die weltzerschmetternden Donner aus seiner Seele hervorgrollten — da lag Frau von Staël weit hinausgelehnt über die Balustrade der Galerie und applaudirte wie toll.

Aber bedeutsamer noch als das Rednertalent des Mannes war das, was er sagte. Dieses können wir jetzt am unparteiischsten beurtheilen, und da sehen wir, daß Mirabeau seine Zeit am

tiefsten begriffen hat, daß er nicht sowohl niederzureißen als auch aufzubauen wußte, und daß er letzteres besser verstand als die großen Meister, die sich bis auf heutigen Tag an dem großen Werke abmühen. In den Schriften Mirabeau's finden wir die Hauptideen einer constitutionellen Monarchie, wie sie Frankreich bedurfte; wir entdecken den Grundriß, obgleich nur flüchtig und mit blassen Linien entworfen; und wahrlich, allen weisen und bangen Regenten Europas empfehle ich das Studium dieser Linien, dieser Staats-



hilfslinien, die das größte politische Genie unserer Zeit mit prophetischer Einsicht und mathematischer Sicherheit vorgezeichnet hat. Es wäre wichtig genug, wenn man Mirabeau's Schritten in dieser Hinsicht auch für Deutschland ganz besonders zu exploirtiren suchte. Seine revolutionären negirenden Gedanken haben leichtes Verständniß und schnelle Wirkung gefunden. Seine eben so gewaltigen positiven constituirenden Gedanken sind weniger verstanden und wirksam geworden.

Am wenigsten verstand man Mirabeau's Vorliebe für das Königthum. Was er diesem an absoluter Gewalt abgewinnen wollte, das gedachte er ihm durch constitutionelle Sicherung zu vergüten; ja, er gedachte die königliche Macht noch zu vermehren und zu verstärken, indem er den König aus den Händen der hohen Stände die ihn durch Hofintriquen und Weichthum factisch beherrschten, gewaltsam riß und vielmehr in die Arme des dritten Standes hinein drängte. Mirabeau eben war der Verkünder jenes constitutionellen Königthums, das nach meinem Bedünken der Wunsch jener Zeit war, und das, mehr oder minder demokratisch formulirt, auch von der Gegenwart, von uns in Deutschland, verlangt wird.

Dieser constitutionelle Royalismus war es was dem Leumund des Grafen am meisten geschadet; denn die Revolutionäre, die ihn nicht begriffen, sahen darin einen Abfall und meinten, er habe die Revolution verkauft. Sie schmähten ihn alsdann um die Wette mit den Aristokraten, die ihn haßten, eben weil sie ihn begriffen, weil sie wußten, daß Mirabeau durch die Vernichtung der

Privilegienwirthschaft das Königthum auf ihre Kosten retten und verjüngen wollte. Wie ihn aber die Misère der Privilegirten anwiderte, so mußte ihm auch die Rohheit der meisten Demagogen fatal sein, um so mehr, da sie in jener wahnwitzig debordirenden Weise, die wir wohl kennen, schon die Republik predigten. Es ist interessant, in den damaligen Blättern zu sehen, zu welchen sonderbaren Mitteln jene Demagogen, die gegen die Popularität des Mirabeau noch nicht öffentlich anzukämpfen wagten, ihre Zuflucht nahmen, um die monarchische Tendenz des großen Tribuns unwirksam zu machen. So z. B. als Mirabeau sich einmal ganz bestimmt royalistisch ausgesprochen hatte, wußten sich diese Leute nicht anders zu helfen, als indem sie aussprengten: da Mirabeau seine Reden öfters nicht selbst mache, sei es ihm passiert, daß er die Rede die er von einem Freunde erhalten, vorher zu lesen vergessen und erst auf der Tribüne bemerkt habe, daß dieser ihm peräuderweise eine ganz royalistische Rede untergeschoben.

Ob es Mirabeau gelungen wäre, die Monarchie zu retten und neu zu begründen darüber wird noch immer gestritten. Die Einen sagen, er starb zu früh; die Andern sagen, er starb eben zur rechten Zeit. Er starb nicht an Gift; denn die Aristokratie hatte ihn eben damals nöthig. Volksmänner vergiften nicht; der Giftbecher gehört zu der alten Tragödie der Paläste. Mirabeau starb, weil er zwei Tänzerinnen, Mesdemoiselles Helisberg und Colombe, und eine Stunde vorher eine Trüffelpatate gegessen hatte. -





Vorbemerkung.

Ueber die mißlungene Insurrection vom 5. und 6. Junius. über diese so bedeutende und folgenreiche Erscheinung, wird man nie viel Wahres und Richtiges erfahren, insofern beide Parteien gleich interessirt waren, die bekannten Thatsachen zu entstellen und die unbekanntenen zu verhüllen. Die folgenden Tagesberichte, geschrieben Angesichts der Begebenheit, im Geräusch des Parteitampfs, und zwar immer kurz vor Abgang der Post, so schnell als möglich, damit die Correspondenten des siegenden Justemilieu nicht den Vorsprung gewännen — diese flüchtigen Blätter theile ich hier mit, unverändert, insoweit sie auf die Insurrection vom 5. Junius Bezug haben. Der Geschichtschreiber mag sie vielleicht einst um so gewissenhafter benutzen können, da er wenigstens sicher ist, daß sie nicht nach späteren Interessen verfertigt worden.

Wenn es auch für manche irrige Suppositionen, wie man sie in diesen Blättern findet, keines besonderen Widerrufes bedarf, so kann ich doch nicht umhin, eine einzige derselben zu berichtigen. Der General Lafayette hat nämlich seitdem öffentlich erklärt, daß er es nicht war, welcher am 5. Junius die rothe Fahne und die Jakobinermütze bekränzt hat. Unser alter General hat sich, wie ich erst später erfahren, an jenem Tage ganz seiner würdig gezeigt. Eine leicht begreifliche Discretion erlaubt mir nicht in diesem Augenblick, einige hierauf bezügliche Umstände zu berichten, die selbst den eingeseisctesten Jakobiner mit Rührung und Ehrfurcht vor Lafayette erfüllen müßten.

Man wird in diesen Blättern, wie im ganzen Buche, vielen widersprechenden Aeußerungen begegnen, aber sie betreffen nie die Dinge, sondern immer die Personen. Ueber erstere muß unser Urtheil feststehen, über Letztere darf es täglich wechseln. So habe ich über das schlechte System, worin Ludwig Philipp wie in einem Sumpfe steckt, immer dieselbe Meinung ausgesprochen, aber

über seine Person urtheile ich nicht immer in derselben Tonart. Im Beginn war ich gegen ihn gestimmt, weil ich ihn für einen Aristokraten hielt; später als ich mich von seiner echten Bürgerlichkeit überzeugte, sprach ich schon von ihm viel besser; als er uns durch den Herzog siegte erschreckte, ward ich wieder sehr aufgebracht gegen ihn: dies legte sich wieder nach den ersten Tagen als wir sahen, daß der arme Ludwig Philipp nur in der Betäubung der eignen Angst jenen Mordgriff begangen; aber seitdem haben mir die Carlisten durch ihre Schmähungen eine wahre Vorliebe für die Person dieses Königs eingebläht, und ich könnte diese noch in meinem Herzen steigern, wenn ich ihn mit vergleichen wollte.

Paris, den 5. Juni.

Der Leichenzug von General Lamarque in einem 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. wie die Philippinen sagen ist eben von der Madeleine nach dem Bastillenplatze gezogen; es waren mehr Leidtragende und Zuschauer als bei Casimir Perier's Begräbnis. Das Volk zog selbst den Leichenwagen. Besonders auffallend in dem Zuge waren die fremden Patrioten, deren Nationalfahnen in einer Reihe getragen wurden. Ich bemerkte darunter auch eine Fahne, deren Farben aus Schwarz, Carmoisinroth und Gold bestanden. Um ein Uhr fiel ein starker Regen, der über eine halbe Stunde dauerte; trotzdem blieb eine unabsehbare Volksmenge auf den Boulevards die Meisten barhaupt. Als der Zug bis gegen das Variet's Theater gelangt war und eben die Colonne der Arts vorüberzog und mehrere derselben Vive la Republique! riefen, fiel es einem Polizeiergeanten ein zu interveniren; aber man stürzte über ihn her, zerbrach seinen Degen, und ein gräßlicher Tumult entstand; er ist nur mit Noth gestillt worden. Der Anblick einer solchen Störung, die einige hunderttausend Menschen in Bewegung gesetzt war jedoch merkwürdig und bedenklich genug. In den Tuilerien wollte man gedenken wissen, die Herzogin von Berry sei in Nantes gelangt. In dieses der Fall so geräth Ludwig Philipp in große Verlegenheit, da er die Mächte der Kontinental welche Letztere ihm viel vorzuziehen nicht den Gerichten übergeben kann und dennoch

den Argwohn von sich ablehnen muß als stände er in freundschaftlichem Verhältnisse mit seiner Familie in Belmont. Von Marshall Bourmont will man bestimmt wissen, er sei gefangen. Stellt man ihn vor ein Kriegsgericht, so stirbt er wie Ney, nur minder ruhmvoll und minder bedauert.

Paris, den 6. Juni.

Ich weiß nicht, ob ich in meinem gestrigen Briefe erwähnt habe, daß auf den Abend eine Emeute angesagt war. Als Lamarque's Leichenzug über die Boulevards kam und der Austritt beim Theater des Variet's stattfand konnte man schon Schammes ahnen. Um wovon Seite die Schuld daß die Leidenschaft so unsterblich ausbrach ist schwer zu ermitteln. Die widersprechendsten Gerüchte herrschen noch immer über den Anfang der Feindseligkeiten, über die Ereignisse dieser Nacht und über die ganze Lage der Dinge. Nur ein Begebnis welches mir von mehreren Seiten und auf's Glaubwürdigste bestätigt wird, will ich hier erwähnen. Als Lafayette, dessen Anwesenheit bei dem Leichenzug überall Enthusiasmus erregt hatte, auf dem Platze bei dem Pont d'Anferly, wo die Todtenfeier stattfand, seine Leichenrede geendet hatte, drückte man ihm eine Immortellenkrone auf's Haupt. In gleicher Zeit ward auf eine ganz rothe Fahne welche schon vorher viel Aufmerksamkeit erregt eine rothe phrygische Mütze gesetzt und ein Schüler der Ecole Polytechnique erhob sich



auf den Schultern der Nebensiehenden schwenkte seinen blanken Degen über jene rothe Mütze und rief: Vive la liberté! nach anderer Aussage: Vive la République! Lafayette soll alsdann seinen Immortellenkranz auf die rothe Freiheitsmütze gesetzt haben; viele glaubwürdige Leute behaupten, sie hätten es mit eigenen Augen gesehen. Es ist möglich, daß er durch Zwang oder Ueberrathung diese symbolische Handlung gethan; es ist aber auch möglich, daß eine dritte Hand dabei im Spiele war, ohne daß man es in dem großen Menschengedrange bemerken konnte. Nach dieser Manifestation, sagen Einige, wollte man die bekränzte rothe Mütze im Triumphe durch die Stadt tragen, und als die Municipalgarden und Sergeants de Ville bewaffneten Widerstand leisteten, habe der Kampf begonnen. So viel ist gewiß als Lafayette, ermüdet von dem vierstündigen Wege, sich in einen Sattel setzte, hat das Volk die Pferde desselben ausgespannt und seinen alten treuesten Freund mit eigenen Händen unter ungeheuerem Beifallruf über die Boulevards gezogen. Viele Ouvriers hatten junge Bäume aus der Erde gerissen und liefen damit wie Wilde neben dem Wagen, der in jedem Augenblicke bedroht schien, durch das ungerügte Menschengedrange umgestürzt zu werden. Es sollen zwei Schüsse den Wagen getroffen haben; ich kann jedoch über diesen sonderbaren Umstand nichts Bestimmtes angeben.

Viele, die ich ob des Beginns der Feindseligkeiten befragt habe, behaupten, es habe bei dem Pont d'Austerlitz wegen der Leiche des todten Helden der blutige Hader begonnen, indem ein Theil der „Patrioten“ den Sarg nach dem Pantheon bringen, ein anderer Theil ihn weiter nach dem nächsten Dorfe begleiten wollte und die Sergeants de Ville und Municipalgarden sich dergleichen Vorhaben widersetzten. So schlug man sich nun mit großer Erbitterung, wie einst vor dem skäischen Thore um die Leiche des Patroklos. Auf der Place de la Bastille ist viel Blut geflossen. Um halb sieben Uhr kämpfte man schon an der Porte St. Denis, wo das Volk sich barricadirt. Mehrere bedeutende Posten wurden genommen; die Nationalgarden, die solche besetzt hatten, widerstanden nur schwach und übergaben ihre Waffen. So bekam das Volk viele Gewehre. Auf der Place Notre Dame des Victoires fand ich großen Kampflärm; die Pa-

trioten“ hatten drei Posten an der Bank besetzt. Als ich mich nach den Boulevards wandte, fand ich dort alle Boutiken geschlossen wenig Volk darunter gar wenige Weiber, die doch sonst bei Emeuten sehr furchtlos ihre Schaulust befriedigen; es sah Alles sehr ermüdet aus. Linientruppen und Cürassiere zogen hin und her, Ordonnanz mit besorgten Gesichtern sprengten vorüber, in der Ferne Schüsse und Pulverdampf. Das Wetter war nicht mehr trübe und gegen Abend sehr günstig. Die Sache schien für die Regierung sehr gefährlich, als es hieß, die Nationalgarden hätten sich für das Volk erklärt. Der Irrthum entstand dadurch, daß viele der „Patrioten“ gestern die Uniform der Nationalgardisten trugen und die Nationalgarde wirklich einige Zeit ungeschlüssig war, welche Partei sie unterstützen sollte. Während dieser Nacht haben die Weiber wahrscheinlich ihren Männern demonstirt, daß man nur die Partei unterstützen müsse, die am meisten Sicherheit für Leib und Gut gewährt, und dessen gewahre Ludwig Philipp viel mehr als die Republikaner, die sehr arm und überhaupt für Handel und Gewerbe sehr schädlich seien; die Nationalgarde ist also heute ganz gegen die Republikaner; die Sache ist entschieden. C'est un coup manqué, sagt das Volk. Von allen Seiten kommen Einientruppen nach Paris. Auf der Place de la Concorde stehen sehr viele geladene Kanonen, ebenfals auf der andern Seite der Tuilerien, auf dem Carousellplatz. Der Bürgerkönig ist von Bürgerkanonen umringt; où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? Es ist jetzt vier Uhr, und es regnet stark. Dieses ist den „Patrioten“ sehr ungünstig, die sich größtentheils im Quartier St. Martin barricadirt haben und wenig Zuhilfe erhalten. Sie sind von allen Seiten cernirt, und ich höre in diesem Augenblick den stärksten Kanonendonner. Ich vernahm, vor zwei Stunden hätte das Volk noch viele Siegeshoffnung gehabt, jetzt aber gelte es nur heroisch zu sterben. Das werden Viele. Da ich bei der Porte St. Denis wohne, habe ich die ganze Nacht schlaflos zugebracht; fast ununterbrochen dauerte das Schießen. Der Kanonendonner findet jetzt in meinem Herzen den kummervollsten Wiederhall. Es ist eine unglückselige Begebenheit, die noch unglückseligere folgen haben wird.

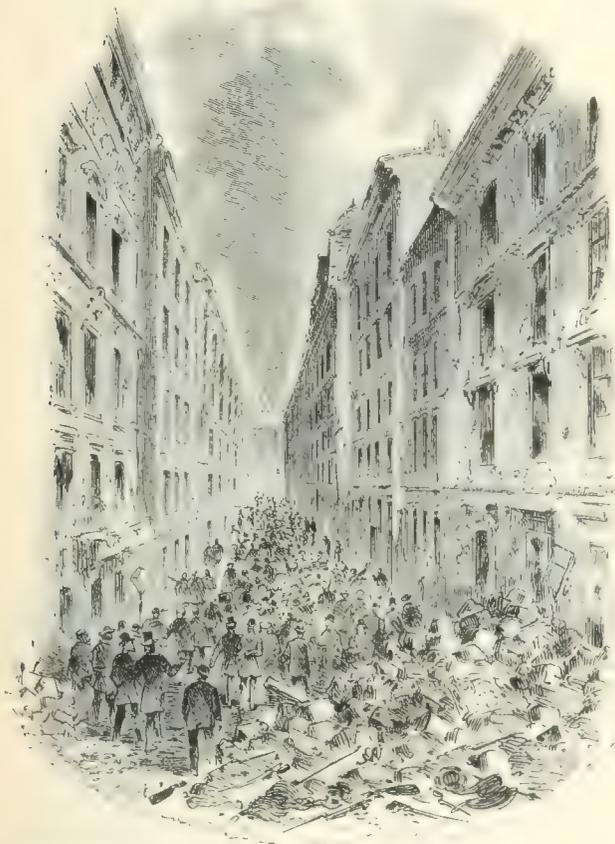
Paris, den 7. Juni.

Als ich gestern nach der Börse ging, um meinen Brief in den Postkasten zu werfen, stand das ganze Speculantenvolk unter den Colonnen vor der breiten Börsentreppe. Da eben die Nachricht anlangte, daß die Niederlage der „Patrioten“ gewiß sei, zog sich die süßeste Zufriedenheit über sämtliche Gesichter; man konnte sagen, die ganze Börse lächelte. Unter Kanonendonner gingen die Fonds um zehn Sous in die Höhe. Man schoß nämlich noch bis fünf Uhr; um sechs Uhr war der ganze Revolutionsversuch unterdrückt. Die Journale konnten also darüber schon heute so viel Belehrung mittheilen, als ihnen rathsam schien. Der „Constitutionell“ und die „Debats“ scheinen die Hauptzüge der Ereignisse einigermaßen richtig getroffen zu haben. Nur das Colorit und der Maßstab ist falsch. Ich komme eben von dem Schauplatz des gestrigen Kampfes, wo ich mich überzeugt habe, wie schwer es wäre, die ganze Wahrheit zu ermitteln. Dieser Schauplatz ist nämlich eine der größten und volkreichsten Straßen von Paris, die Rue St. Martin, die an der Pforte dieses Namens auf dem Boulevard beginnt und erst an der Seine, an dem Pont de Notre Dame, aufhört. An beiden Enden der Straße hörte ich die Anzahl der „Patrioten“ oder, wie sie heute heißen: der „Rebellen“, die sich dort geschlagen auf fünfhundert bis tausend angeben; jedoch gegen die Mitte der Straße ward diese Angabe immer kleiner und schmolz endlich bis auf fünfzig. Was ist Wahrheit! sagt Pontius Pilatus.

Die Anzahl der Linientruppen ist leichter zu ermitteln; es sollen gestern (selbst dem „Journal des Debats“ zufolge) 40.000 Mann schlagfertig in Paris gestanden haben. Rechnet man dazu wenigstens 20.000 Nationalgarden, so schlägt sich jene Handvoll Menschen gegen 60.000 Mann. Einstimmig wird der Heldemuth dieser Tollkühnen gerühmt; sie sollen Wunder der Tapferkeit vollbracht haben. Sie riefen beständig: Vive la République! und sie fanden kein Echo in der Brust des Volkes. Wätten sie statt dessen: Vive Napoleon! gerufen, so würde, wie man heute in allen Volksgruppen behauptet, die Linie schwerlich auf sie geschossen haben, und die große Menge der Ouvriers wäre ihnen zu Hilfe gekommen. Aber sie verachtmähten die Liège. Es waren die reinen,

jedoch keineswegs die klügsten Freunde der Freiheit. Und doch ist man heute albern genug sie des Einverständnisses mit den Carlisten zu beschuldigen! Wahrlich, wer so todesmuthig für den heiligen Irrthum seines Herzens stirbt, für den schönen Wahn einer idealischen Zukunft, der verbindet sich nicht mit jenem feigen Koth, den uns die Vergangenheit unter dem Namen: „Carlisten“ hinterlassen hat. Ich bin bei Gott! kein Republikaner, ich weiß wenn die Republikaner siegen, so schneiden sie mir die Kehle ab, und zwar weil ich nicht auch Alles bewundere, was sie bewundern; aber dennoch, die nackten Thränen traten mir heute in die Augen als ich die Orte betrat, die noch von ihrem Blute geröthet sind. Es wäre mir lieber gewesen, ich und alle meine Mitgemäßigten wären statt jener Republikaner gestorben.

Die Nationalgardisten freuen sich sehr ihres Sieges. In ihrer Siegestrunkenheit hätten sie gestern Abend fast mir selber, der ich doch zu ihrer Partei gehöre, eine ganz ungesunde Kugel in den Leib gejagt; sie schossen nämlich heldenmüthig auf Jeden der ihren Posten zu nahe kam. — Es war ein regniichter sternloser widerwärtiger Abend. Wenig Licht auf den Straßen, da fast alle Läden ebenso wie den Tag über geschlossen waren. Heute ist wieder Alles in bunter Bewegung, und man sollte glauben, nichts wäre vorgegangen. Sogar auf der Straße St. Martin sind alle Läden geöffnet. Trotzdem daß man wegen des aufgerissenen Pflasters und der Reste der Barricaden dort schwer paßirt, wälzt sich jetzt aus Neugier eine ungeheure Menschenmasse durch die Straße, die sehr lang und ziemlich eng ist und deren Häuser ungebener hoch gebaut. Fast überall hat dort der Kanonendonner die Fensterscheiben zerbrochen, und überall sieht man die frischen Spuren der Kugeln; denn von beiden Seiten wurde mit Kanonen in die Straße hineingeschossen, bis die Republikaner sich in die Mitte derselben zusammengedrängt sahen. Gestern sagte man, in der Kirche St. Mary seien sie endlich von allen Seiten eingeschlossen gewesen. Diesem aber hörte ich am Orte selbst widersprechen. Ein etwas hervorragendes Haus, Café de la Seine geheißen und an der Ecke des Carreux St. Mary gelegen scheint das Hauptquartier der Republikaner gewesen zu sein. Hier hielten sie sich am längsten hier leiteten sie den letzten



Widerstand. Sie verlangten keine Gnade und wurden meistens durch die Bajonette gefügt. Hier fielen die Schüler der Alfort'schen Schule. Hier stieß das glühendste Blut Frankreichs. — Man irrt jedoch, wenn man glaubt, daß die Republikaner aus lauter jungen Brauseköpfen bestanden. Viele alte Leute kämpften mit ihnen. Eine junge Frau, die ich bei der Kirche St. Mary sprach, klagte über den Tod ihres Großvaters; dieser habe sonst so friedlich gelebt, aber als er die rothe Fahne gesehen und Vive la République! rufen hörte, sei er mit einer alten Pike zu den jungen Leuten gelaufen und mit ihnen gestorben. Armer Greis! er hörte den Kubreigen „des Berges“, und die Erinnerung seiner ersten Freiheitsliebe erwachte, und er wollte noch einmal mitträumen den Traum der Jugend! Schlaft wohl!

Die Nachfolgen dieser gescheiterten Revolution sind voranzusehen. Ueber tausend Menschen sind

arretirt, darunter auch, wie man sagt, ein Deputirter, Garnier Pagès. Die liberalen Journale werden unterdrückt. Das Krämerthum frohlockt, der Egoismus gedeiht, und viele der besten Menschen müssen Trauer anlegen. Die Abschreckungstheorie wird noch mehr Opfer verlangen. Schon ist der Nationalgarde Angst ob ihrer eignen force; diese Helden erschrecken, wenn sie sich selbst in einem Spiegel sehen. Der König, der große, starke, mächtige Ludwig Philipp, wird viele Ehrenkreuze anstheilen. Der bezahlte Witzbold wird die Freunde der Freiheit auch im Grabe schmähen, und Letztere heißen jetzt Feinde der öffentlichen Ruhe, Mörder u. s. w.

Ein Schneider, der heute Morgen auf dem Vendomeplatze es wagte, die gute Absicht der Republikaner zu erwähnen, bekam Prügel von einer starken Frau, die wahrscheinlich seine eigne war. Das ist die Contre-revolution.

Paris, den 8. Juni.

Es scheint keine ganz rothe, sondern eine rothschwarz goldene Fahne gewesen zu sein, die Lafayette bei Lamarque's Todtenfeier mit Immortellen bekränzt hat. Diese fabelhafte Fahne, die Niemand kannte, hatten Viele für eine republikanische gehalten. Ach, ich kannte sie sehr gut, ich dachte gleich: Du lieber Himmel! Das sind ja unsre alten Wurschenschaftsfarben, heute geschieht ein Unglück oder eine Dummheit. Leider geschah Beides. Als die Dragoner beim Beginn der Feindseligkeiten auch auf die Deutschen einsprengten, die jener Fahne folgten, barricadirten sich diese hinter die großen Holzbalken eines Schreinerhofs. Später retirirten sie sich nach dem Jardin des Plantes, und die Fahne, obgleich in sehr beschädigtem Zustand, ist gerettet. Den Franzosen, die mich über die Bedeutung dieser roth schwarz goldenen Fahne befragt, habe ich gewissenhaft geantwortet, der Kaiser Rothbart, der seit vielen Jahrhunderten im Kyffhäuser wohnt, habe uns dieses Banner geschickt, als ein Zeichen, daß das alte große Traumreich

noch existirt, und daß er selbst kommen werde mit Scepter und Schwert. Was mich betrifft, so glaube ich nicht, das letzteres so bald geschieht; es flattern noch gar zu viele schwarze Raben um den Berg.

Hier in Paris gestalten sich die Verhältnisse minder traumhaft; auf allen Straßen Bajonette und wachsame Militärgesichter. Ich habe es Anfangs nur für einen unbedeutenden Schreckenschuß gehalten, daß man Paris in Belagerungsstand erklärt; es hieß, man würde diese Erklärung gleich wieder zurücknehmen. Aber als ich gestern Nachmittags immer mehr und mehr Kanonen über die Rue Richelieu fahren sah, merkte ich, daß man die Niederlage der Republikaner benützen möchte, um andern Gegnern der Regierung, namentlich den Journalisten, an den Leib zu kommen. Es ist nun die Frage, ob der „gute Wille“ auch mit hinlänglicher Kraft gepaart ist. Man exploirt jetzt die Siegesbetäubung der Nationalgardisten, die in Betreff der Republikaner an gewaltthamen Maßregeln Theil genommen, und denen jetzt Ludwig Philipp wieder kameradlich wie sonst die Hand drückt. Da man die Carlisten haßt und die Republikaner mißbilligt, so unterstützt das Volk den König als den Erhalter der Ordnung, und er ist so populär wie die liebe Nothwendigkeit. Ja, ich habe Vive le roi! rufen hören, als der König über die Boulevards ritt; aber ich habe auch eine hohe Gestalt gesehen, die unfern des faubourg Montmartre ihm kühn entgegentrat und A bas Louis Philippe! rief. Mehrere Reiter des königlichen Gefolges stiegen gleich von ihren Pferden, ergriffen jenen Protestanten und schleppten ihn mit sich fort.

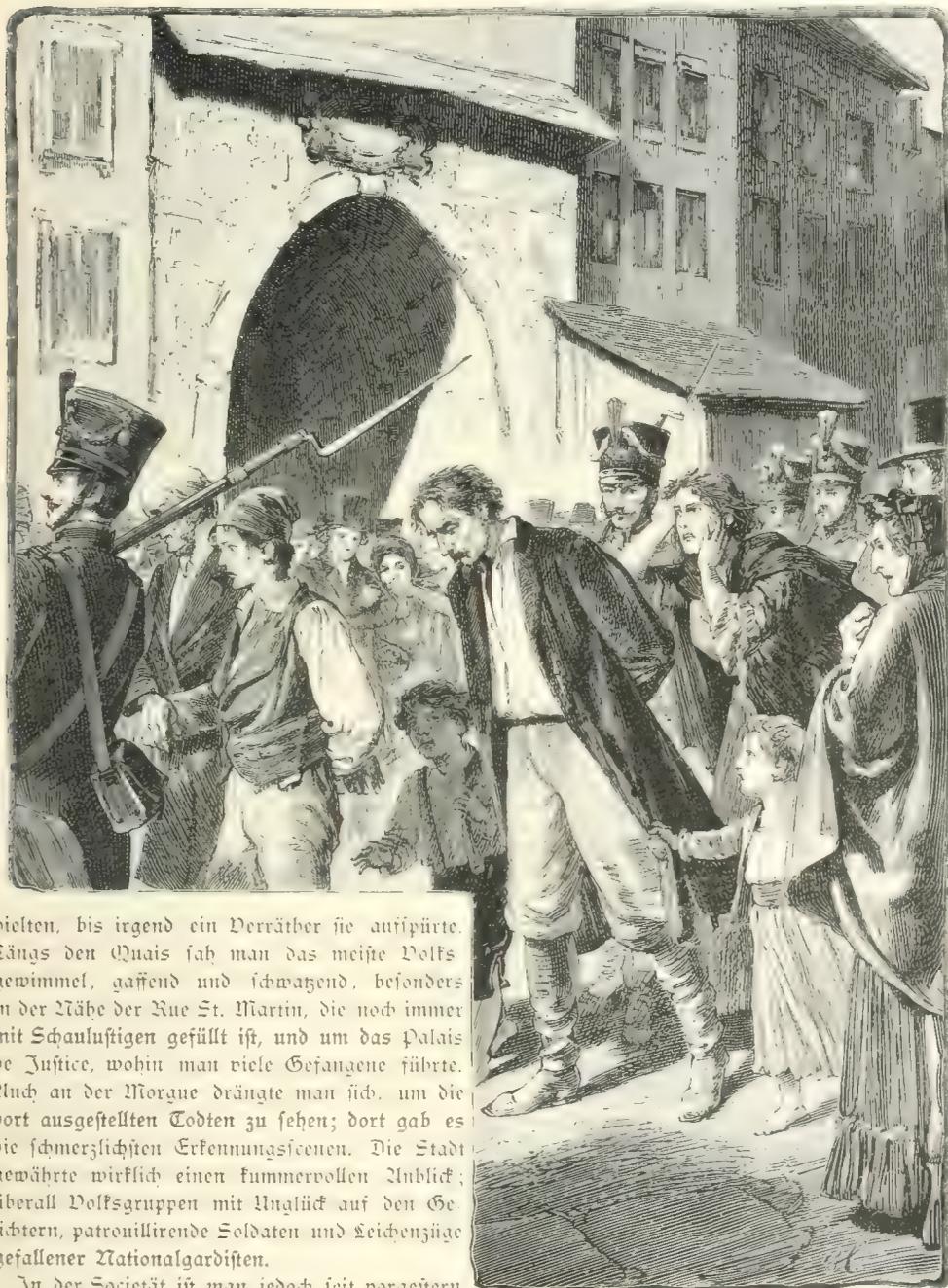
Ich habe Paris nie so sonderbar schwül gesehen wie gestern Abend. Trotz des schlechten Wetters waren die öffentlichen Orte mit Menschen gefüllt. In dem Garten des Palais Royal drängten sich die Gruppen der Politiker und sprachen leise, in der That sehr leise; denn man kam jetzt auf der Stelle vor ein Kriegsgericht gestellt und in vierundzwanzig Stunden erschossen werden. Ich fange an, mich nach dem Gerichtschlendrian meines Deutschlands zurückzuziehen. Der gesetzlose Zustand, worin man sich jetzt hier befindet ist widerwärtig; das ist ein fataleres Uebel als die Cholera. Wie man früher, als letztere grassirte durch die übertriebenen Angaben der Todtenzahl gemüthet wurde, so ängstigt man sich jetzt wenn

man von den ungeheuer vielen Arrestationen, wenn man von geheimen Süßladen hört, wenn tausenderlei schwarze Gerüchte sich, wie gestern Abend der Fall war, im Dunkeln bewegen. Heute, bei Tageslicht, ist man beruhigter. Man gesteht, daß man sich gestern geängstigt, und man ist viel mehr verdrießlich als furchtsam. Es herrscht jetzt ein Justemilieu-Terreur!

Die Journale sind gemäßig in ihren Protestationen, jedoch keineswegs kleinlaut. Der „National“ und der „Temps“ sprechen furchtlos, wie freien Männern ziemt. Mehr als heute in den Wäthern sieht, weiß ich über die neuesten Ereignisse nicht mitzutheilen. Man ist ruhig und läßt die Dinge ruhig herankommen. Die Regierung ist vielleicht erschrocken über die ungeheure Macht, die sie in ihren eigenen Händen sieht. Sie hat sich über die Geleise erhoben; eine bedenkliche Stellung. Denn es heißt mit Recht: Qui est au-dessus de la loi, est hors de la loi. Das Einzige, womit viele wahre Freiheitsfreunde die jetzigen gewaltthamen Maßregeln entschuldigen, ist die Nothwendigkeit, daß die royauté démocratique im Innern extraktet müsse, um nach außen kräftiger zu handeln.

Paris, den 10. Juni.

Gestern war Paris ganz ruhig. Den Gerüchten von den vielen Süßladen nach vorgestern Abend von den glaubwürdigsten Leuten verbreitet, wurde von denen, die der Regierung am nächsten stehen, auf's Beruhigendste widersprochen. Nur eine große Anzahl von Verhaftungen wurde entgegstanden. Dessen konnte man sich aber auch mit eigenen Augen überzeugen; gestern, noch mehr aber vorgestern, sah man überall arretirte Personen von Linienoldaten oder Communalgarden vorbeiführen. Das war zuweilen wie eine Procession; alte und junge Menschen, in den kläglichsten Costümen und begleitet von jammernden Angehörigen. Vieß es doch Jeder werde gleich vor ein Kriegsgericht gestellt und binnen vierundzwanzig Stunden erschossen zu Vincennes. Ueberall sah man Volksgruppen vor den Häusern wo Nachsindungen geschahen. Dies war hauptsächlich der Fall in den Straßen, die der Schauplatz des Kampfes gewesen, und wo sich viele der Kämpfer, als sie an ihrer Sache verzweifelten, vorbeizogen



hielten, bis irgend ein Verräther sie aufspürte. Längs den Quais sah man das meiste Volksgewimmel, gaffend und schwatzend, besonders in der Nähe der Rue St. Martin, die noch immer mit Schaulustigen gefüllt ist, und um das Palais de Justice, wohin man viele Gefangene führte. Auch an der Morgue drängte man sich, um die dort ausgestellten Todten zu sehen; dort gab es die schmerzlichsten Erkennungs-scenen. Die Stadt gewährte wirklich einen kummervollen Anblick; überall Volksgruppen mit Unglück auf den Gesichtern, patronillirende Soldaten und Leichenzüge gefallener Nationalgardisten.

In der Societät ist man jedoch seit vorgestern nicht im Mindesten bekümmert; man kennt seine Leute, und man weiß, daß das Justemilieu sich selbst sehr unbehaglich fühlt in der jetzigen Fülle

seiner Gewalt. Es besitzt jetzt das große Richtschwert, aber es fehlt ihm die starke Hand, die dazu gehört. Bei dem mindesten Streich fürchtet

es, sich selbst zu verkehren. Veräuscht von dem Siege, den man zunächst dem Marschall Soult verdankte, ließ man sich zu militärischen Maßregeln verleiten, die jener alte Soldat, der noch voll von den Velleitäten der Kaiserzeit, vorge schlagen haben soll. Nun steht dieser Mann auch factisch an der Spitze des Ministerraths, und seine Collegen und die übrigen Justemilienleute fürchten, daß ihm jetzt auch die so eifrig ambitionirte Präsidentsur anheimfalle. Man sucht daher ganz leise einzulenken und sich wieder aus dem Heroismus herauszuziehen; und dahin zielen die nachträglichen milden Definitionen, die man der Ordonanaz über die Erklärung des Belagerungszustandes jetzt nachschickt. Man kann es dem Justemilien ansehen, wie es sich vor seiner eigenen Macht jetzt ängstigt und aus Angst sie krampfhaft in Händen hält, und sie vielleicht nicht wieder losgibt, bis man ihm Pardon verspricht. Es wird vielleicht in der Verzweiflung einige unbedeutende Opfer fallen lassen; es wird sich vielleicht in den lächerlichsten Grimm hineinlügen, um seine Feinde zu erschrecken; es wird grauenhafte Dummheiten begehen; es wird — es ist unmöglich vorauszu sehen, was nicht Alles die Furcht vermag wenn sie sich in den Herzen der Gewalthaber barricadirt hat und sich rings von Tod und Spott cernirt sieht. Die Handlungen eines Kurdtürken wie die eines Genies, liegen außerhalb aller Berechnung. Indessen, das höhere Publicum fühlt hier, daß der aufergesehene Zustand worin man es versteht, nur eine Formel ist. Wo die Gesetze im Bewußtsein des Volks leben, kann die Regierung sie nicht durch eine plöglche Ordonanaz vernichten. Man ist hier *de facto* seines Leibes und seines Eigenthums immer noch sicherer als im übrigen Europa, mit Ausnahme Englands und Hollands. Obgleich Kriegsgerichte instituirt sind, herrscht hier noch immer mehr factische Pressfreiheit, und die Journalisten schreiben hier über die Maßregeln der Regierung noch immer viel freier als in manchen Staaten des Continents, wo die Pressfreiheit durch papierne Gesetze sanctionirt ist.

Da die Post heute, Sonntag, schon diesen Mittag abgeht, kann ich über heute nichts mittheilen. Auf die Journale muß ich blos verweisen. Ihr Ton ist weit wichtiger als das, was sie sagen. Uebrigens sind sie gewiß wieder voll von Lügen. — Seit frühestem Morgen wird unaußhörlich ge-

trommelt. Es ist heute große Kerne. Mein Bedienter sagt mir, daß die Boulevards, überhaupt die ganze Strecke von der Barriere du Trone bis an die Barriere de l'Etoile, mit Einientruppen und Nationalgarden bedeckt sind. Ludwig Philipp der Vater des Vaterlandes, der Besieger der Catilinas vom 5. Juni, Cicero zu Pferde, der Feind der Guillotine und des Papiergeldes, der Erhalter des Lebens und der Bontiken, der Bürgerkönig, wird sich in einigen Stunden dem Volke zeigen; ein lautes Lebehoch wird ihn begrüßen; er wird sehr gerührt sein; er wird vielen die Hand drücken, und die Polizei wird es an besonderen Sicherheitsmaßregeln und an Extra-Enthusiasmus nicht fehlen lassen.

Paris, den 11. Juni.

Ein wunderliches Wetter begünstigte die gestrige Heerschau. Auf den Boulevards, von der Barriere de l'Etoile standen vielleicht 50.000 Nationalgarden und Einientruppen, und eine unzählige Menge von Zuschauern war auf den Beinen oder an den Fenstern, neugierig erwartend, wie der König aussehen und das Volk ihn empfangen werde, nach so außerordentlichen Ereignissen. Um ein Uhr gelangten Se. Majestät mit Ihrem Generalstab in die Nähe der Porte Saint-Denis, wo ich auf einer umgestürzten Thermo stand um genauer beobachten zu können. Der König ritt nicht in der Mitte, sondern an der rechten Seite, wo Nationalgarden standen, und den ganzen Weg entlang lag er seitwärts vom Pferde herabgebengt um überall den Nationalgarden die Hand zu drücken: als er zwei Stunden später desselben Wegs zurückkehrte, ritt er an der linken Seite, wo er dasselbe Manöver fortsetzte so daß ich mich nicht wundern würde, wenn er in Folge dieser schiefen Haltung heute die größten Brustschmerzen empfindet oder sich gar eine Rippe verrenkt hat. Jene außerordentliche Geduld des Königs war wirklich unbegreifbar. Dabei mußte er beständig lächeln. Aber unter der dicken Freundlichkeit jenes Gesichtes, glaube ich, lag viel Kummer und Sorge. Der Anblick des Mannes hat mir tiefes Mitleid eingeblößt. Er hat sich sehr verändert. Seit ich ihn diesen Winter auf einem Ball in den



Tuileries gesehen. Das Fleisch seines Gesichtes damals roth und schwellend war gestern schlaff und gelb, sein schwarzer Backenbart war jetzt ganz ergraut, so daß es aussieht, als wenn sogar seine Wangen sich seitdem geängstigt ob gegenwärtiger und künftiger Schläge des Schicksals; wenigstens war es ein Zeichen des Kummers, daß er nicht daran gedacht hat, seinen Backenbart schwarz zu färben. Der dreieckige Hut, der mit ganzer Vorderbreite ihm tief in die Stirne gedrückt saß, gab ihm außerdem ein sehr unglückliches Ansehen. Er bat gleichsam mit den Augen um Wohlwollen und Verzeihung. Wahrlich diesem Mann war es nicht anzurathen daß er uns Alle in Belagerungszustand erklärt hat. Es regte sich daher auch nicht der mindeste Unwille gegen ihn und ich muß bezeugen daß großer Beifallruf ihn überall begrüßte; besonders haben ihn diejenigen, denen er die Hand gedrückt, ein rasendes Lobehoch nachgeschrien und aus tausend Weibermäulern erkoll ein gellendes: Vive le roi! Ich sah eine alte Frau die ihren Mann in die Rippen stieß weil er nicht laut genug geschrien. Ein bitteres Gefühl ergriff mich wenn ich dachte, daß das Volk, welches jetzt den armen händedrückenden Ludwig Philipp umgibt, dieselben Franzosen sind, die so oft den Napoleon Bonaparte vorbereiten sahen mit seinem marmornen Cäsargeficht und seinen unbewegten Augen und „unnahbaren“ Herrscherhänden.

Nachdem Ludwig Philipp die Schauplatz gehalten oder vielmehr das Heer betreten hatte, um sich zu überzeugen, daß es wirklich existirt, dauerte der militärische Lärm noch mehrere Stunden. Die verschiedenen Corps schrien sich beständig Complimente zu, wenn sie an einander vorübermarschirten. Vive la ligne! rief die Nationalgarde, und jene schrie dagegen Vive la garde nationale! Sie fraternisirten. Man sah einzelne Linienoldaten und Nationalgarden in symbolischer Umarmung: eben so, als symbolische Handlung, theilten sie mit einander ihre Würste, ihr Brot und ihren Wein. Es ereignete sich nicht die geringste Unordnung.

Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß der Ruf: Vive la liberté! der häufigste war, und wenn diese Worte von so vielen tausend bewaffneten Leuten aus voller Brust herorgefaucht wurden, fühlte man sich ganz heiter beruhigt trotz des Belagerungsstandes und der instituirten

Kriegsgerichte. Aber das ist es eben. Ludwig Philipp wird sich nie selbstwillig der öffentlichen Meinung entgegenstellen, er wird immer ihre dringendsten Gebote zu erlauschen suchen und immer danach handeln. Das ist die wichtige Bedeutung der gestrigen Revue. Ludwig Philipp fühlt das Bedürfnis, das Volk in Masse zu sehen, um sich zu überzeugen, daß es ihm seine Kanonenschüsse und Ordonanzen nicht übelgenommen und ihn nicht für einen argen Gewaltkönig hält und kein sonderliches Mißverständnis stattfindet. Das Volk wollte sich aber auch seinen Ludwig Philipp genau betrachten, um sich zu überzeugen, daß er noch immer der unterthänige Höfiling seines souveränen Willens ist, und ihm noch immer gehorsam und ergeben geblieben. Man konnte deshalb ebenfalls sagen, das Volk habe den König die Revue passieren lassen, es habe Königschau gehalten und habe bei dessen Manövern seine allerhöchste Zufriedenheit geäußert.

Paris den 12. Juni.

Die große Revue war gestern das allgemeine Tagesgespräch. Die Gemäßigten sahen darin das beste Einverständnis zwischen dem König und den Bürgern. Viele erprobtere Leute wollen jedoch diesem schönen Bunde nicht trauen, und weisen ein Zerwürfniß zwischen dem König und den Bürgern, das leicht stattfinden kann, sobald einmal die Interessen des Thrones mit den Interessen der Bontif in Conflict gerathen. Jetzt freilich stützen sie sich wechselseitig, und König und Bürger sind mit einander zufrieden. Wie man mir erzählt, war die Place Vendome vorgestern Nachmittag der Schauplatz, wo man jene schöne Uebereinstimmung am besten bemerken konnte; der König war erheitert durch den Jubel, womit er auf den Boulevards empfangen worden; und als die Colonnen der Nationalgarden ihm vorbeidestirten, traten Einzelne derselben ohne Umstände aus der Reihe hervor, reichten auch ihm die Hand, sagten ihm dabei ein freundliches Wort, oder sagten ihm bündigst ihre Meinung über die letzten Ereignisse, oder erklärten ihm unumwunden, daß sie ihn unterstützen werden, so lange er seine Macht nicht mißbrauche. Daß dieses nie geschehe, daß er nur die Unruhestifter

unterdrücken wolle daß er die Freiheit und Gleichheit der Franzosen um so kräftiger perfecten werde. beheuete Ludwig Philipp auf's Heiligste und sein Wort begündete vieles Vertrauen. Ich habe der Unparteilichkeit wegen diese Umstände nachträglich erwähnen müssen. Ja ich gestehe es das mißtrauende Herz ward mir dadurch etwas beänthigt.

Die Oppositionsjournale scheinen fast die vorgetragten Vorgänge ignoriren zu wollen. Ueberhaupt ist ihr Ton sehr merkwürdig. Es ist eine Art des Anückhaltens wie es fürchtbaren Ausbrüchen vorherzugehen pflegt. Sie scheinen nur die Aufhebung der Ordonanz über den Belagerungsstand abwarten zu wollen. Der Ton jedes Journales bekundet, in welchem Grade es bei den letzten Ereignissen compromittirt ist. Die „Tribüne“ muß ganz schweigen denn diese ist am meisten bloßgestellt. Der „National“ ist es ebenfalls, aber nicht in so hohem Grade und er darf schon mehr und freier sprechen. Der „Temps“ der am stärksten und kühnsten sich gegen die Ordonanz des Belagerungsstandes erhoben hat, steht gar nicht schlecht mit einigen Rädelsführern des Intemilien und ist viel mehr geschützt als Sarrut und Carrel; aber wir wollen uns durch solche Berücksichtigung nicht abhalten lassen, den Herrn Coste als einen der besten Bürger Frankreichs zu loben ob der männlichen großen Worte womit er sich in bedrängtester Zeit gegen die Ungesetzlichkeit und die Willkür der Regierung ausgesprochen hat. — Herr Sarrut ist arretirt; Herrn Carrel sucht man überall. Gegen Carrel ist man wohl am meisten aufgebracht, und es ist möglich daß man an ihn ganz besonders gedacht hat, als exceptionelle Gerichte instituirte wurden. Ja, wenn es wahr wäre, daß Herr Thiers diesen Geniestreich veranlaßte, wie man jetzt behauptet, so hat dieser gewiß mit an seinen ehemaligen Kollegen Carrel gedacht. Denn Letztern muß er am meisten gefürchtet haben. Er kennt genau dessen Macht, und er weiß daß jede Partei wenn sie siegt, zuerst ihre Renegaten züchtigt. Der Kopf des kleinen Thiers, noch erfüllt von den Charivaris der Marseiller Küchentöpfe und der Dienerlichen Kobberle muß gewiß ganz betäubt worden sein, als ihm der Donner der Kanonen und der Name Carrel in's Ohr drangen. Man glaubte nämlich allgemein, Herr Carrel stände an der Spitze der Volksbewegung vom

5. Juni. Das große Gebäude in der Rue du Croissant wo die Druckerei und die Bureau des „National“, hielt man für das Hauptquartier, und gegen zweitausend Personen, worunter viele von hoher Bedeutung, sind dorthin gegangen, um sich und ihren Anhang zu jeder Mühseligkeit anzubieten. Es ist aber ganz gewiß daß Carrel alle solche Anträge abgelehnt, und vorausgesetzt, daß die beabsichtigte Revolution mißlinge, weil man sie nicht gehörig vorbereitet; weil man sich der Sympathie des Volks nicht versichert; weil man der nöthigsten Hilfsmittel entbehre; weil man nicht einmal die agirenden Personen kenne u. s. w. Und in der That, nie gab es eine Empörung, die schlechter eingeleitet worden, und bis auf diese Stunde weiß man noch nicht, wie sie entstanden ist und sich gestaltet hat. Jemand, der in der Rue St. Martin mitgefochten, versichert: als die Republikaner, die sich dort eingeschlossen fanden, einander betrachteten, hat Keiner den Andern gekannt, und nur Zufall hat alle diese Menschen, die sich ganz fremd waren, zusammengebracht. Sie lernten sich jedoch schnell kennen, als sie sich gemeinschaftlich schlugen, und die meisten starben als herzinnig vertraute Waffenbrüder. So hat man auch bis auf diese Stunde noch nicht ermitteln können, wie es mit der Heimführung Lafayette's eigentlich zugegangen ist. Ein Wohlunterrichteter hat mir gestern versichert, die Regierung, die dem Lamarqueschen Leichenbegängnisse mißtraute und deshalb auch ihre Dragoner in Bereitschaft hielt, habe der Polizei Ordre gegeben, bei etwaigem Ausbruche von Revolte sich immer gleich des Lafayette zu bemächtigen, damit dieser nicht in die Hände der Empörer gerathe und durch das Ansehen seines Namens sie unterstützen könne; als nun die ersten Schüsse fielen, haben einige Polizeienten, als Ouvriers verkleidet, den armen Lafayette gewaltsam in eine Kutsche geschoben, und andere ebenfalls verkleidete Polizeienten haben sich davor gespannt und ihn unter lautem Vive Lafayette! im Triumphe davongeschleppt.

Wenn man jetzt die Republikaner sprechen hört so gestehen sie daß am 6. Juni das Unglück ihrer Freunde ihnen viel geschadet, daß aber Tags darauf die Thorheit ihrer Feinde, nämlich die Ordonanz über den Belagerungsstand der Stadt Paris, ihnen desto mehr genutzt hat. Sie behaupten, daß der 5. und 6. Juni nur als

Vorpostengefecht zu betrachten sei, daß keiner von den Notabilitäten der republikanischen Partei dabei gewesen, und daß ihnen aus dem vergossenen Blute viele neue Mitkämpfer erwachsen. Was ich oben erwähnt, scheint diese Behauptung einigermaßen zu unterstützen. Die Partei, die der „National“ repräsentirt, und die von der periden „Gazette de France“ als doctrinäre Republikaner bezeichnet wird, nahm an jenen Begebenheiten keinen Theil, und die Häuptlinge der Partei der „Tribüne“, die Montagnards, sind ebenfalls nicht dabei zum Vorschein gekommen.

Paris, den 17. Juni.

Man macht sich jetzt in der Ferne gewiß die sonderbarsten Vorstellungen von dem hiesigen Zustande, wenn man die letzten Vorfälle, den noch unaufgehobenen Etat de Siège und die schroffe Gegeneinanderstellung der Parteien bedenkt. Und doch sehen wir diesen Augenblick hier so wenig Veränderung, daß wir uns eben über diesen Mangel an ungewöhnlichen Erscheinungen am meisten wundern müssen. Diese Bemerkung ist die Hauptsache, die ich mitzutheilen habe, und dieser negative Inhalt meines Briefes wird gewiß manche irrige Voraussetzungen berichtigen.

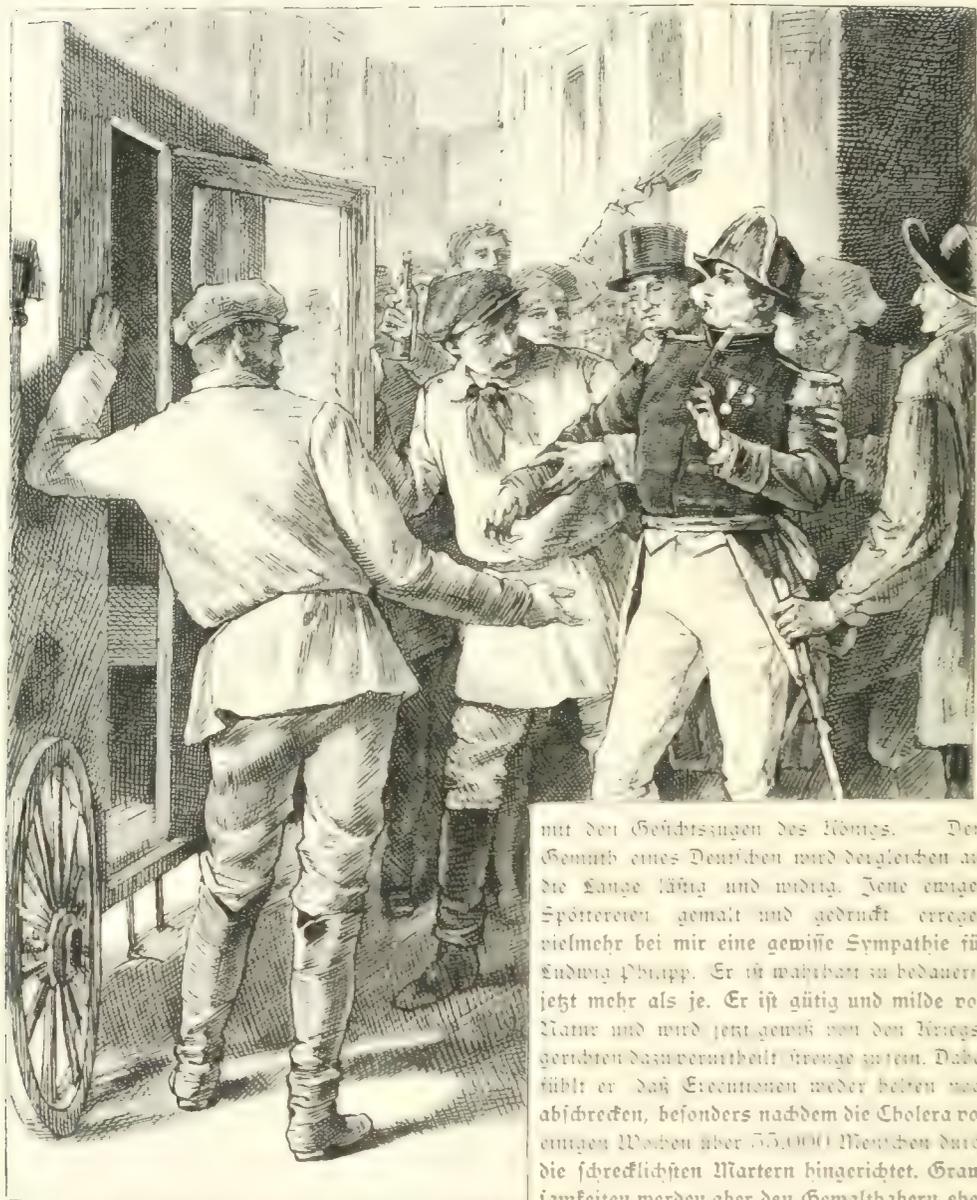
Es ist hier ganz still. Die Kriegsgerichte instruiren mit grimmiger Mühe. Bis jetzt ist noch keine Kugel erschossen. Man lacht, man spöttelt, man witzelt über den Belagerungszustand, über die Tapferkeit der Nationalgarde, über die Weisheit der Regierung. Was ich gleich vorausgesagt habe, ist richtig eingetroffen: das Justemilieu weiß nicht, wie es sich wieder aus dem Heroismus herausziehen soll, und die Belagerten betrachten mit Schadenfreude diesen verzweifelten Zustand der Belagerer. Diese möchten gern so barbarisch als möglich aussehen; sie wühlen im Archiv der barbarischsten Zeiten, um Greuelgesetze wieder in's Leben zu rufen, und es gelingt ihnen nur, sich lächerlich zu machen. Sie wollen Tyrannen sein, und die Natur hat sie zu etwas ganz Andern bestimmt.

Die gepuzten Menschengruppen, die in den Gärten des Palais Royal, der Tuilerien, und des Luxembourgs spaziren gehen und die stille Sommerföhle einathmen oder den idyllischen Spielen der

kleinen Kinder zuschauen oder in sonstig unfriedeter Ruhe sich erlustigen, diese bilden, ohne es zu wissen, die heiterste Satire auf jenen Belagerungszustand, welcher gesetzlich existirt. Damit das Publicum nur einigermaßen daran glaube, werden mit dem größten Ernst überall Hanssufchungen gehalten, Kranke werden aus ihren Betten aufgestört, und man wühlt nach, ob nicht etwa eine Flinten darin versteckt liegt oder gar eine Tüte mit Pulver. — Am meisten werden die armen Fremden belästigt, die des Belagerungszustandes wegen sich nach der Préfecture de Police begeben müssen, um neue Aufenthalts-Erlaubnisse nachzusuchen. Sie müssen dort pro forma allerlei Interrogationen ausstehen. Viele Franzosen aus der Provinz, besonders Studenten, müssen auf der Polizei einen Revers unterschreiben, daß sie während ihres Aufenthalts in Paris nichts gegen die Regierung von Ludwig Philipp unternehmen wollten. Viele haben lieber die Stadt verlassen, als daß sie diese Unterschrift gaben. Andere unterschrieben nur, nachdem man ihnen erlaubte, daß sie ihrer Gesinnung nach Republikaner seien. Jene polizeiliche Vorsichtsmaßregel haben gewiß die Doctrinäre nach dem Beispiele deutscher Universitäten eingeführt.

Man arretirt noch immer, zuweilen die heterogensten Leute und unter den heterogensten Vorwänden; die einen wegen Theilnahme an der republikanischen Revolte, andere wegen einer neu entdeckten bonapartistischen Verschwörung; gestern arretirte man sogar drei carlistische Pairs, worunter Don Chateaubriand, der Ritter von der traurigen Gestalt, der beste Schriftsteller und größte Narr von Frankreich. Die Gefängnisse sind überfüllt. In Saint-Pelagie allein sitzen politischer Anklagen halber über 600 Gefangene. Von einem meiner Freunde, der wegen Schulden sich dort befindet, und ein großes Werk schreibt, in welchem er beweist, daß Saint-Pelagie von den Pelasgern gestiftet worden, erhielt ich gestern einen Brief, worin er sehr klagt über den Lärm, der ihn jetzt umgibt und in seinen gelehrten Untersuchungen gestört habe. Der größte Uebermuth herrscht unter den Gefangenen von Saint-Pelagie. Auf die Mauer des Hofes haben sie eine ungeheuer große Birne gezeichnet und darüber ein Beil.

Ich kann bei Erwähnung der Birne nicht umhin zu bemerken, daß die Wilderläden durchaus



mit den Gesichtszügen des Königs. — Dem Gemüth eines Deutschen wird dergleichen auf die Länge lästig und widrig. Jene ewigen Spötereien gemalt und gedruckt erregen vielmehr bei mir eine gewisse Sympathie für Ludwig Philipp. Er ist wahrhaft zu bedauern jetzt mehr als je. Er ist gütig und milde von Nature und wird jetzt gewiß von den Kriegsgemüthern dazu verurtheilt streng zu sein. Dabei fühlt er daß Executionen weder helfen noch abschrecken, besonders nachdem die Cholera vor einigen Wochen über 75,000 Menschen durch die schrecklichsten Martern hingerichtet. Grausamkeiten werden aber den Gewaltthabern eher

feine Nothiz genommen von unserem Belagerungszustande. Die Birne, und wieder die Birne ist dort auf allen Caricaturen zu sehen. Die auffallendste ist wohl die Darstellung der Place de la Concorde mit dem Monument das der Charte gewidmet ist; auf letzterem welches die Gestalt eines Altars hat liegt eine umgebene Birne

verziehen als die Verletzung beigebrachter Rechtsbegriffe, wie sie namentlich in der rückwirkenden Kraft der Belagerungserklärung liegt. Deshalb hat jene Androhung von Kriegsgefahr über Strenge den Republikanern einen so superiören Ton eingegeben und ihre Gegner erschrecken jetzt so sehr.

Paris, den 7. Juli.



ine Abspannung, wie sie nach großen Aufregungen einzutreten pflegt, ist hier in diesem Augenblicke bemerkbar. Ueberall grane Mißlaunen, Vergrämniß, Müdigkeit, aufgesperrte Mäuler, die theils gähnen, theils ohnmächtig die Säbne weisen. Der Beschluß des Cassationshofes hat unserm sonderbaren Belagerungszustande fast lustspielartig ein Ende gemacht. Es ist über diese unvorhergesehene Katastrophe so viel gelacht worden, daß man der Regierung ihren verfehlten Coup d'état fast verzieh. Mit welchem Ergötzen lasen wir an den Straßenecken die Proclamation des Herrn Montalivet, worin er sich gleichsam bei den Parisern bedankte, daß sie von dem Etat de Siege so wenig Notiz genommen und sich unterdessen durchaus nicht in ihren Vergnügungen stören lassen! Ich glaube nicht, daß Beaumarchais dieses Aetenstück besser geschrieben hätte. Wahrlich, die jetzige Regierung thut viel für die Aufheiterung des Volks!

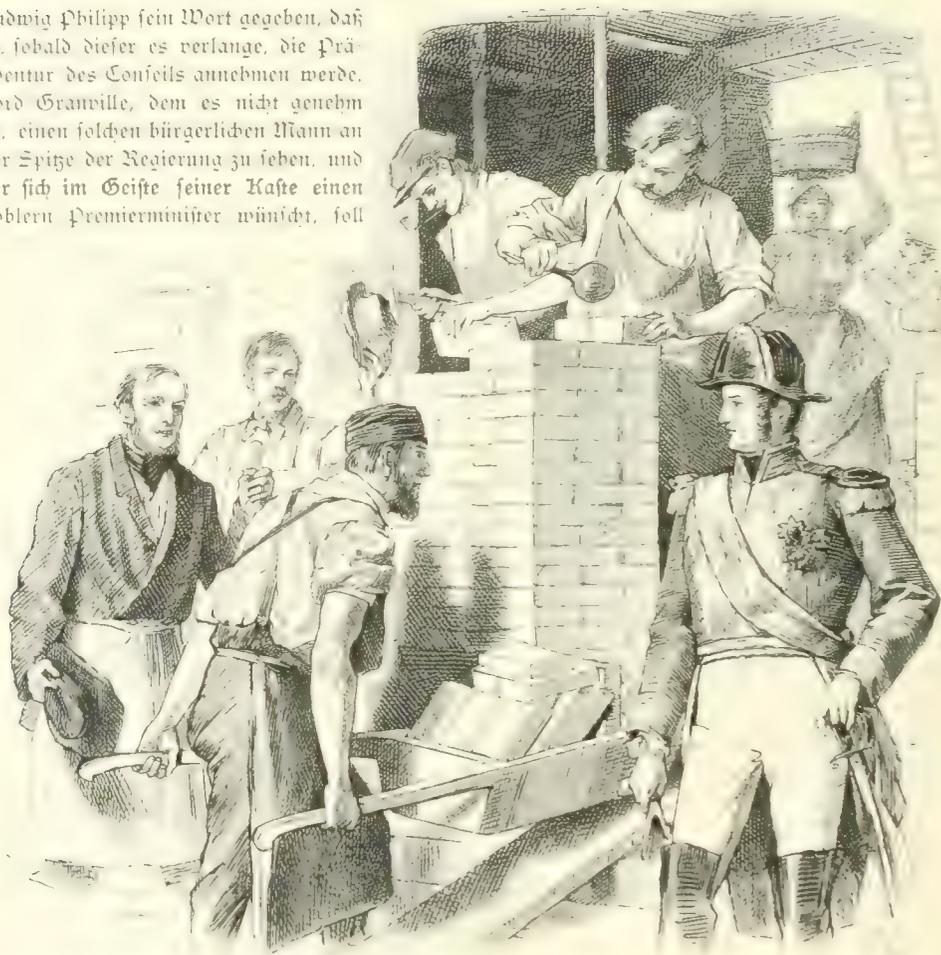
Zu gleicher Zeit amüsirten sich die Franzosen mit einem sonderbaren Puzzelspiel. Letzteres ist bekanntlich ein chinesisches Zeitvertreib, und man hat dabei die Aufgabe zu lösen, daß man mit einigen schiefen und eckigen Stückchen Holz eine bestimmte Figur zusammensetzen könne. Nach den Regeln dieses Spiels beschäftigte man sich nun in den hiesigen Salons, ein

neues Ministerium zusammenzusetzen, und man hat keine Idee davon, welche schiefe und eckige Personen neben einander gestellt wurden, und wie alle diese hölzernen Combinationen dennoch keine honette Gesamtfigur bildeten. — Mit Tallevrand und mit Dupin dem Aelteren wurden die meisten Versuche angestellt. Betreff des Ersteren haben die Journale nicht ermangelt, alle möglichen Unwahrheiten mitzutheilen. Daß man ihm bei der Bildung eines neuen Ministeriums eine so außerordentliche Wichtigkeit beimas, war eine Haupttäuschung. Der alte Mann ist alt und abgenutzt und ist vielleicht nur der persönlichsten Angelegenheiten wegen hierher gereist. Auch behauptet man, er sei krank und schwach; denn er versichere beständig, sich noch nie so gesund und rüstig gefühlt zu haben wie eben jetzt. Er reise nun, sagte er, in's Bad, um seine Gesundheit und Kraft zu consolodiren. Mit der Etourderie eines Knaben, der die Welt noch nicht von ihrer schlechten Seite kennt, hört man diesen Greis, der sie noch kaum von ihrer guten Seite kennen gelernt, über alle bunten Verwirrungen und Bedrohlichkeiten des

Tages auf's Leichtfertigste scherzen. Durch diese bekannte Art, die schwersten Dinge leicht zu nehmen, gibt er sich ein Ansehen von Sicherheit und Unfehlbarkeit, und er ist gleichsam der Papst jener Angläubigen, jener unseligen Kirche, die weder an den heiligen Geist der Völker noch an die Menschwerdung des göttlichen Wortes glaubt.

Ueber Dupin's Mißlichkeiten in Betreff einer Ministerwahl haben die Journale viel Sonderbares geschwätzt, doch nicht immer ohne Grund. Es ist wahr, daß er mit dem König etwas hart zusammengerathen und sie sich Beide einmal mit wechselseitigem Anmuthe getrennt. Auch ist es wahr, daß Lord Granville die Veranlassung gewesen. Aber die Sache verhält sich folgendermaßen: Herr Dupin hatte früher dem König

Ludwig Philipp sein Wort gegeben, daß er, sobald dieser es verlange, die Präsidentsur des Conseils annehmen werde. Lord Granville, dem es nicht genehm ist, einen solchen bürgerlichen Mann an der Spitze der Regierung zu sehen, und der sich im Geiste seiner Kaste einen noblern Premierminister wünscht, soll



gegen Ludwig Philipp einige ernsthafte Bedenkllichkeiten über die Capacität des Herrn Dupin geäußert haben. Als der König solche Reden dem Herrn Dupin wieder erzählte wurde dieser so unwirsch, gerieth in so unziemliche Aeußerungen daß zwischen ihm und dem König ein Zerwürfniß entstand. Eine Menge kleiner Intriguen durchkreuzt diese Begebenheit. Wäre Dupin Präsident des Conseils geworden, so hätten sich die meisten Mitglieder des jetzigen Ministeriums zurückgezogen. Ein Theil anderer hoher Beamter wäre abgelehnt worden. Der ehemalige Redacteur des National Herr Thiers, hätte nothwendigerweise wieder eine andere Richtung genommen. Hingegen der jetzige Redacteur des Temps Herr Coite hätte jenes

bedeutende Amt erhalten welches früher der ver schwundene Herr Köhner bekleidete nämlich die Oberverwaltung des Staatschazes. Indessen die Macht der Dinge wird viele Mißbeligkeiten lösen; Dupin ist sobald die Kammer wieder ihre Debatten beginnt, der einzig mögliche Minister des Justizlichen; nur er vermag der Opposizion parlamentarischen Widerstand zu leisten und wahrlich, die Regierung wird genugsam Rede stehen müssen.

Bis jetzt ist Ludwig Philipp noch immer sein eigener Premierminister. Dieses befindet sich schon dadurch daß man alle Regierungsacte ihm selber zuschreibt und nicht Herrn Montalivet; von welchem kaum die Rede ist ja welcher nicht einmal



gehaßt wird. Merkwürdig ist die Umwandlung, die sich seit der Revolte vom 5. und 6. Juni in den Ansichten des Königs gebildet zu haben scheint. Er hält sich nämlich jetzt für ganz stark; er glaubt auf die große Masse der Nation bestimmt rechnen zu können; er glaubt der Mann der Nothwendigkeit zu sein, dem sich bei ausländischen Anfeindungen die Nation unbedingt anschließen werde, und er scheint deshalb den Krieg nicht mehr so ängstlich wie sonst zu fürchten. Die patriotische Partei bildet freilich die Minorität, und diese mißtraut ihm; sie fürchtet mit Recht, daß er gegen die Fremden minder feindlich gestimmt sei als gegen die Einheimischen. Jene bedrohen nur seine Krone, diese sein Leben. Daß letzteres wirklich geschieht, weiß der König. In der That, wenn man berücksichtigt, daß Ludwig Philipp von der blutigsten Böswilligkeit seiner Gegner in tiefster Seele überzeugt ist, so muß man über seine Mäßigung erstaunen. Er hat freilich durch die Erklärung des *Etat de Siége* eine unverantwortliche Illegalität sich zu Schulden kommen zu lassen; aber man kann doch nicht sagen, daß er seine Macht unwürdigerweise mißbraucht habe. Er hat vielmehr Alle, die ihn persönlich beleidigt hatten, großmüthigst verschont, während er nur Diejenigen, die seiner Regierung sich feindlich entgegengesetzt, niederzuhalten oder vielmehr zu entwaffnen suchte. Trotz alles Mißmuths, den man gegen den König Ludwig Philipp hegen mag, will sich mir doch die Ueberzeugung aufdrängen, als sei der Mensch Ludwig Philipp ungewöhnlich edelherzig und großsinnig. Seine Hauptleidenschaft scheint die Baukunst zu sein. Ich war gestern in den Tuilerien; überall wird dort gebaut, über und unter der Erde; Zimmerwände werden eingerissen, große Keller werden ausgegraben, und das ist ein beständiger Klipp-Klapp. Der König, welcher mit seiner ganzen Familie in St. Cloud wohnt, kommt täglich nach Paris und betrachtet dann zuerst die Fortschritte der Bauten in den Tuilerien. Diese stehen jetzt fast ganz leer; nur das Ministerconseil wird dort gehalten. O, wenn alte Blutstropfen sprechen könnten, wie es in den Kindermärchen geschieht, so würde man dort manchmal guten Rath vernehmen; denn in jedem Zimmer dieses tragischen Hauses ist belehrendes Blut geflossen.

Paris, den 15. Juli.

Der vierzehnte Julius ist ruhig vorüber gegangen, ohne daß die von der Polizei angekündigte Emeute irgendwo zum Vorschein kam. Es war aber auch ein so heißer Tag, es lag eine so drückende Schwüle auf ganz Paris, daß jene Ankündigung nicht einmal die gehörige Anzahl Taugieriger nach den gewöhnlichen Tummelorten der Emeuten locken konnte. Nur auf dem großen Inauguralplatze der Revolution, wo einst an diesem Tage die Bastille zerstört wurde, zeigten sich viele Gruppen von Menschen, die in der grellsten Mittagshitze ruhig ausharrten und sich gleichsam aus Patriotismus von der Juliussonne braten ließen. Es hieß früherhin, daß man am 14. Juli die alten Bastillensürmer, die noch am Leben sind und die jetzt eine Pension bekommen, auf diesem Platze öffentlich belorbeeren wollte. Dem Lafayette war bei dieser Feier eine Hauptrolle zugehacht. Aber durch die *Affaire* vom 5. und 6. Juni mag dieses Project rückgängig geworden sein; auch scheint Lafayette in diesem Jahre nach keinen neuen Triumphzügen zu verlangen. Vielleicht gab's unter den Gruppen auf dem Bastillenplatze mehr Polizei als Menschen; denn es wurden bitterböse Bemerkungen so laut geäußert, wie nur verkleidete Mouchards sie auszusprechen pflegen. Ludwig Philipp, hieß es, sei ein Verräther, die Nationalgarden seien Verräther, die Deputirten seien Verräther, nur die Juliussonne meine es noch ehrlich. Und in der That, sie that das Ihrige und durchglühte uns mit ihren Strahlen, daß es fast nicht zum Aushalten war. Was mich betrifft, ich machte in der starken Hitze die Bemerkung, daß die Bastille ein sehr kühles Gebäude gewesen sein muß und gewiß im Sommer einen sehr angenehmen Schatten gegeben hat. Als sie zerstört wurde, saßen dort fünf Personen gefangen. Jetzt gibt's aber zehn Staatsgefängnisse, und in Saint-Pelagie allein sitzen über 600 Staatsgefangene. Es geht aber lustig dort zu; die Republikaner und die Carlisten halten sich zwar von einander getrennt, rufen sich jedoch beständig lustige Witze zu und lachen und jubeln. Jene, die Republikaner, tragen rothe Jakobinermützen; diese, die Carlisten, tragen grüne Mützen mit einer weißen Lilienquaste; jene schreien beständig *Vive la République!* diese schreien *Vive Henri V!* Gemeinschaftlicher Bei-



fallsruf erschallt, wenn Jemand mit wilder Wuth auf Ludwig Philipp loschimpft. Dieses geschieht um so unumwundener, da in Saint-Pelagie kein Gefangener weder arretirt noch festgesetzt werden kann. Die meisten Hitzköpfe, die sonst bei jedem Anlasse gleich tumultuiren, sitzen jetzt dort in Gewahrsam, und der Polizei konnte es daher seitdem nicht gelingen, eine etwas ergiebige Emeute hervorzubringen. Die Republikaner werden sich vor der Hand sehr hüten, Gewaltfames zu versuchen. Auch haben sie keine Waffen; die Desarmirung ist sehr gründlich betrieben worden.

Heute ist der Namenstag des jungen Heinrich, und man erwartet einige carlistische Erreife. Eine Proclamation zu Gunsten Heinrichs V. wurde gestern Abend durch Chiffonniers und verkleidete Priester verbreitet. Es heißt darin er werde Frankreich glücklich machen und vor der fremden Invasion beschützen; nächstes Jahr ist er mündig, indem nämlich die französischen Könige schon mit 15 Jahren mündig werden und ihre höchste Ausbildung erlangt haben. Auf jener Proclamation ist der junge Heinrich zum ersten Mal dargestellt mit Scepter und Krone; bisher sah man ihn immer in der Tracht eines Pilgers oder eines Bergschotten, der Felsen erklimmt oder einer armen Bettelfrau seine Börse in die Hand drückt u. s. w. Es ist jedoch von dieser Misere wenig Bedrohliches zu erwarten. Die Carlisten sind auch sehr niedergeschlagenen Muthes. Die Tollkühnheit der Herzogin von Berry hat ihnen viel geschadet. Vergebens hatten die Häupter der Pariser Carlisten den Herrn Berryer an die Herzogin abgeschickt um sie zur Heimkehr nach Holywood zu vermögen. Vergebens hat Ludwig Philipp durch seine Agenten dasselbe zu bewirken gesucht. Vergebens wurde sie von fremden Gesandten um Gotteswillen beschworen, ihr Treiben für den Augenblick aufzugeben. Alle Vernunftgründe, Drohungen und Bitten haben diese halsstarrige Frau nicht zur Abreise bewegen können. Sie ist noch immer in der Vendée. Obgleich aller Mittel entblößt und nirgends mehr Unterstützung findend, will sie nicht weichen. Der Schlüssel des Räthfels ist, daß dumme oder kluge Priester sie fanatisirt und ihr eingeredet haben, es werde ihrem Kinde Segen bringen, wenn sie jetzt für dessen Sache stürbe. Und nun sucht sie den Tod mit religiöser Martyrthat und schwärmerischer Mutterliebe.

Wenn sich hier auf den öffentlichen Plätzen keine Bewegungen zeigen, so bekundet sich desto mehr Unruhe in der Gesellschaft. Zunächst sind es die deutschen Angelegenheiten, die Beschlüsse des Bundestags welche alle Geister aufregt. Da werden nun über Deutschland die unsinnigsten Urtheile gefällt. Die Franzosen in ihrem leichtfertigen Irrthume meinen, die Fürsten unterdrückten die Freiheit und sie sehen nicht ein, daß nur der Anarchie unter den Deutschen Liberalen ein Ende gemacht werden soll, und daß überhaupt die Einigkeit und das Heil des deutschen Volks befördert wird. Schon den zweiten Junius hat der „Temps“ von den sechs Artikeln des Bundestagsbeschlusses eine Inhaltsanzeige geliefert. Ein bekannter Pietist hatte hier noch früher Auszüge jenes Beschlusses in der Tasche herum getragen und durch die Mittheilung derselben viele Herzen erbauet.

Nächst den deutschen beizuhaltigen uns hier die belgisch holländischen Angelegenheiten die sich stündlich mehr und mehr verwickeln, und die doch auf's Schnellste beendigt werden sollen. Man glaubt, England beabsichtige, diese Verwirrnisse durch ernsthafte Maßregeln auf eine oder die andere Art zu lösen, und diese Absicht, nicht das Interesse für Polen, sei der eigentliche Zweck der Durham'schen Reise nach Petersburg. Jedenfalls wird die Wahl des Botschafters selbst als ein Zeichen von entschiedenem Willen betrachtet. Denn Lord Durham ist der grämlich sträubsamste, eckigste Sohn Albions und dabei ist er der russischen Camarilla persönlich gram, weil diese bei Gelegenheit der Reformbill gegen ihn, welcher der eifrigste Reformter, und gegen seinen Schwiegervater, den Lord Grey, sehr feindselig intriguirte und durch alle Mittel ihn zu stürzen gesucht haben soll. Die Freunde des Friedens hoffen, daß er und der Kaiser Nikolaus nicht viel mit einander sprechen werden, da Letzterer durch die ungebührliche, sehr schändliche Weise, wie man von ihm im Parlamente geredet, keineswegs freundlich gestimmt sein mag. Vielleicht ist aber auch aus ganz natürlichen Gründen zwischen Beiden keine bedeutende Unterredung möglich, und Alles wird von dolmetschenden Mittelspersonen abhängen.

Ludwig Philipp ist noch immer der Meinung, daß er stark sei. Seht, wie stark wir sind! ist in den Tuilerien der Refrain jeder Rede. Wie ein Kranker immer von Gesundheit spricht und nicht

genug zu rühmen weiß, daß er gut verdaue daß er ohne Krämpfe auf den Beinen stehen könne, daß er ganz bequem Athem schöpfe u. s. w. so sprechen jene Leute unaufhörlich von Stärke und von der Kraft, die sie bei den verschiedenen Bedrohungen schon entwickelt und noch zu entwickeln vermögen. Da kommen nun täglich die Diplomaten auf's Schloß und fühlen ihnen den Puls und lassen sich die Zunge zeigen, betrachten sorgfältig den und schicken dann ihren Höfen das politische Sanitätsbulletin. Bei den fremden Bevollmächtigten ist es ja ebenfalls eine ewige Frage: Ist Ludwig Philipp stark oder schwach? Im erstern Falle können ihre Herren daheim jede Maßregel ruhig beschließen und ausführen; im andern Falle, wo ein Umsturz der französischen Regierung und Krieg zu befürchten stände, dürften sie nichts Unmildes zu Hause

unternehmen. Jene große Frage, ob Ludwig Philipp schwach oder stark ist, mag schwer zu entscheiden sein. Aber leicht ist es einzusehen, daß die Franzosen selbst in diesem Augenblicke durchaus nicht schwach sind. Im Herzen der Völker haben sie neue Allirte gefunden, während ihre Gegner jetzt eben nicht auf der Höhe der Popularität stehen. Sie haben unüchtbare Genosse zu Kampfgenossen, und dabei sind ihre eigenen leiblichen Armeen im blühendsten Zustande. Die französische Jugend ist so kriegerisch und begeistert wie 1792. Mit lustiger Musik ziehen die jungen Conscripten durch die Stadt und tragen auf den Hüften flatternde Bänder und Blumen und die Nummer, die sie gezogen, welche gleichsam ihr großes Los. Und dabei werden Freiheitslieder gesungen und Märsche getrommelt vom Jahre 90.





Barre den 1. August.

Ob Ludwig Philipp stark oder schwach ist scheint wirklich die Hauptfrage zu sein deren Lösung eben so sehr die Völker wie die Machthaber interessiert. Ich hielt sie daher beständig im Sinne während meiner Excursion durch die nördlichen Provinzen Frankreichs. Dennoch erfuhr ich die öffentliche Stimmung betreffend so viel Widersprechendes daß ich über jene Frage nicht viel Gründlicheres mittheilen kann als diejenigen die in den Tuilerien oder vielmehr in St. Cloud ihre Weisheit hielten. Die Nordfranzosen namentlich die schlauen Normannen sind überhaupt nicht so leicht geneigt sich unverhohlen auszusprechen wie die Leute im Lande Oc. Oder ist es schon ein Zeichen von Mißvergnügen, daß jener Theil der Bürger im Lande Oui die nur für das Landesinteresse besorgt sind meistens ein ernstes Stillschweigen beobachten sobald man sie über letzteres befragt? Nur die Jugend, welche für Ideeninteressen begeistert ist, äußert sich unverschleiert über das, wie sie glaubt, unvermeidliche Naben einer Republik; und die Carlüiten welche einem Personeninteresse zugethan sind, insinuiren auf alle mögliche Weise ihren Haß gegen die jetzigen Gewaltthaber, die sie mit den übertrie-

benen Farben schildern und deren Sturz sie als ganz gewiß fast bis auf Tag und Stunde voraussagen.

Die Carlüiten sind in dieser Gegend ziemlich zahlreich. Dieses erklärt sich dadurch, daß hier noch ein besonderes Interesse vorhanden ist, nämlich eine Vorliebe für einige Glieder der gefallenen Dynastie, die in dieser Gegend den Sommer zuzubringen pflegten und sich hier und da beliebt zu machen wußten. Namentlich that dieses die Herzogin von Berry. Die Abenteuer derselben sind daher das Tagesgespräch in dieser Provinz, und die Priester der gläubigen Kirche erzählen noch obendrein die schönsten Legenden zur Verherrlichung der politischen Madonna und ihres bedeutenden Abkömmlings. In frühern Zeiten waren die Priester keineswegs so besonders mit dem kirchlichen Eifer der Herzogin zufrieden, und eben indem letztere manchmal das priesterliche Mißfallen erregte erwarb sie sich die Gunst des Volkes. „Die kleine nette Frau ist durchaus nicht so bigott wie die Andern,“ — hieß es damals — „sieht wie weltlich kosten sie bei der Procession einherschleudert und das Gebetbuch ganz gleichgültig in der Hand trägt und die Kerze so spielend

niedrig hält, daß das Wachs auf die Atlastschleppe ihrer Schwägerin, der brünnig devoten Angoulême, niederträufelt!" Diese Zeiten sind vorbei, die rosigte Heiterkeit ist erblühen auf den Wangen der armen Karoline, sie ist fromm geworden wie die Andern und trägt die Kerze ganz so gläubig, wie die Priester es begehren, und sie entzündet damit den Bürgerkrieg im schönen Frankreich, wie die Frommen es begehren.

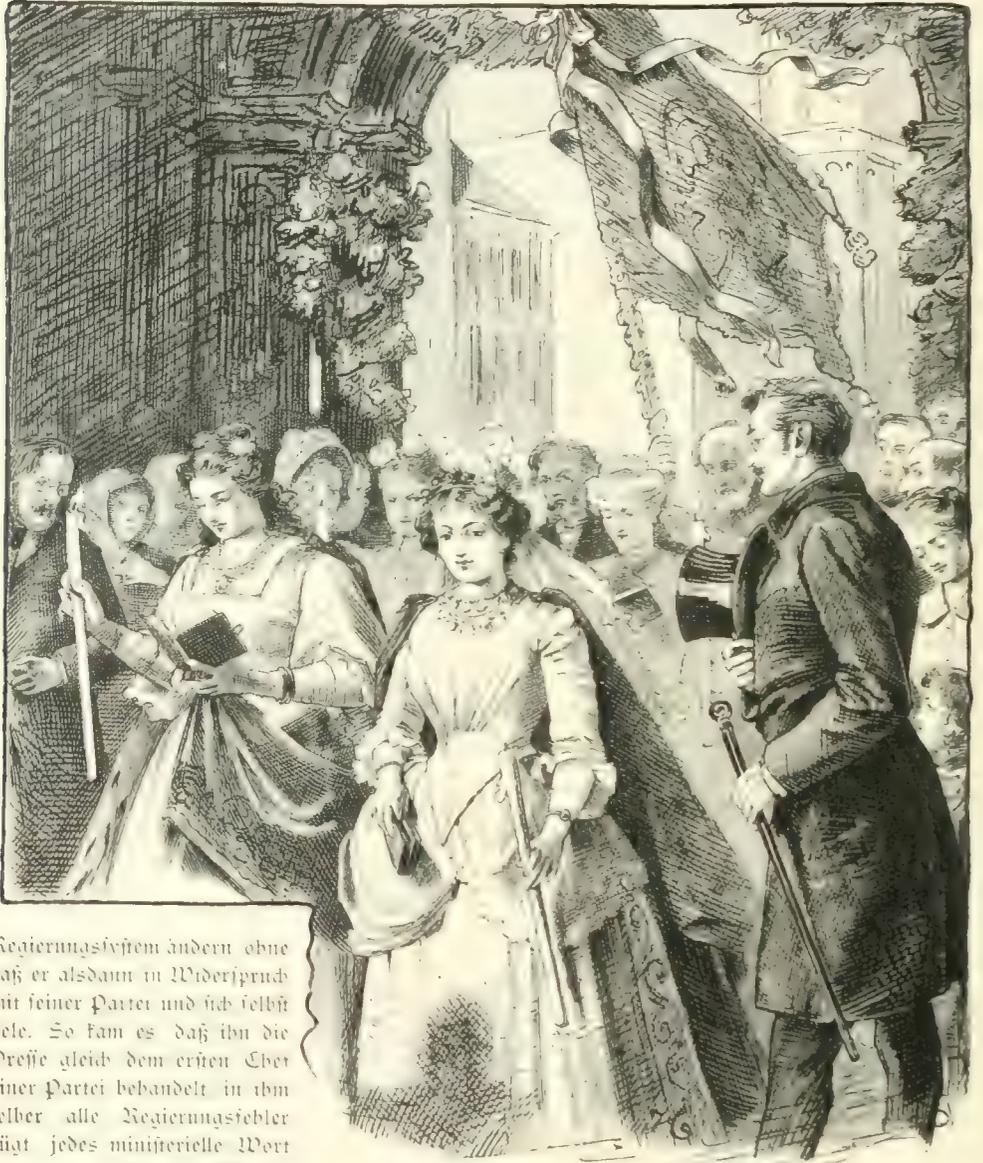
Ich kann nicht umbin zu bemerken, daß der Einfluß der katholischen Geistlichen in dieser Provinz größer ist, als man es in Paris glaubt. Bei Leichenzügen sieht man sie hier in ihren Kirchentrachten, mit Kreuzen und Fahnen, und melancholisch singend, durch die Straßen wandeln, ein Anblick, der schier befreundlich, wenn man aus der Hauptstadt kommt, wo dergleichen von der Polizei, oder vielmehr von dem Volke, streng untersagt ist. So lang ich in Paris war, habe ich nie einen Geistlichen in seiner Amtstracht auf der Straße gesehen; bei keinem einzigen von den vielen tausend Leichenbegängnissen, die in der Cholerazeit mir vorüberzogen, sah ich die Kirche weder durch ihre Diener noch durch ihre Symbole repräsentirt.

Viele wollen jedoch behaupten, daß auch in Paris die Religion wieder still auflebe. Es ist wahr, wenigstens die französisch-katholische Gemeinde des Abbé Chatelet nimmt täglich zu; der Saal desselben auf der Rue Clichy ist schon zu eng geworden für die Menge der Gläubigen, und seit einiger Zeit hält er den katholischen Gottesdienst in dem großen Gebäude auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle, worin früherhin Herr Martin die Thiere seiner Menagerie sehen lassen, und worauf jetzt mit großen Buchstaben die Aufschrift steht: Eglise catholique et apostolique.

Diejenigen Nordfranzosen, die weder von der Republik noch von dem Mirakelknaben etwas wissen wollen, sondern nur den Wohlstand Frankreichs wünschen, sind just keine allzueifrigen Anhänger von Ludwig Philipp, rühmen ihn auch eben nicht wegen seiner Offenherzigkeit und Gradtheit, im Gegentheil, sie bedauern, qu'il n'est pas franc; aber sie sind durchdrungen von der Ueberzeugung, daß er der Mann der Nothwendigkeit sei; daß man sein Ansehen unterstützen müsse, insofern die öffentliche Ruhe dadurch erhalten werde; daß die Unterdrückung aller Ementen für den Handel heilsam sei, und daß

man überhaupt, damit der Handel nicht ganz stocke, jede neue Revolution und gar den Krieg vermeiden müsse. Letzteren fürchten sie nur wegen des Handels, der schon jetzt in einem kläglichen Zustande. Sie fürchten den Krieg nicht des Krieges wegen, denn sie sind Franzosen, also rubmsüchtig und kampflustig von Geburt, und obendrein sind sie von größerem und stärkerem Gliederbau als die Südfranzosen, und übertreffen diese vielleicht, wo Festigkeit und harmtätige Ausdauer verlangt wird. Ist das eine Folge der Vermischung von germanischer Race? Sie gleichen ihren großen gewaltigen Pferden, die eben so tüchtig zum muthigen Trab wie zum Lasttragen und Ueberwinden aller Mühseligkeiten der Witterung und des Weges. Diese Menschen fürchten weder Oesterreicher noch Russen, weder Preußen noch Baschkiren. Sie sind weder Anhänger noch Gegner von Ludwig Philipp. Sobald es Krieg gibt, folgen sie der dreifarbigten Fahne, gleichviel wer diese trägt.

Ich glaube wirklich, sobald Krieg erklärt würde, sind die innern Zwistigkeiten der Franzosen, auf eine oder die andere Art, durch Nachgiebigkeit oder Gewalt, schnell geschlichtet, und Frankreich ist eine gewaltige Macht, die aller Welt die Spitze bieten kann. Die Stärke oder Schwäche von Ludwig Philipp ist alsdann kein Gegenstand der Controverse. Er ist alsdann entweder stark oder gar nichts mehr. Die Frage, ob er stark oder schwach, gilt nur für die Erhaltung des Friedenszustandes, und nur in dieser Hinsicht ist sie wichtig für auswärtige Mächte. Ich erhielt von mehreren Seiten die Antwort: Le parti du roi est très nombreux, mais il n'est pas fort. Ich glaube, diese Worte geben viel Stoff zum Nachdenken. Zunächst liegt darin die schmerzliche Andeutung, daß die Regierung selbst nur einer Partei und allen Partei-Interessen unterworfen sei. Der König ist hier nicht mehr die erhabene Obergewalt, die von der Höhe des Thrones dem Kampfe der Parteien ruhig zuschaut und sie im heilsamen Gleichgewichte zu halten weiß; nein, er ist selbst herabgestiegen in die Arena. Odilon-Barrot, Mauguin, Carrel, Pages, Cavaignac, dünken sich vielleicht nur durch die Zufälligkeit der momentanen Gewalt von ihm unterschieden. Das ist die trübselige Folge davon, daß der König die Präsidentsur des Conseils sich selbst zutheilte. Jetzt kann Ludwig Philipp nicht das vorhandene



Regierungssystem ändern ohne daß er alsdann in Widerspruch mit seiner Partei und sich selbst fiel. So kam es daß ihn die Presse gleich dem ersten Ober einer Partei behandelt in ihm selber alle Regierungsfehler rügt jedes ministerielle Wort seiner eigenen Zunge zuschreibt und in dem Bürgerkönig nur den Königsminister sieht. Wenn die Götterbilder von ihren erhabenen Postamenten herabstiegen, dann entweicht die heilige Ehrfurcht die wir ihnen zollten und wir richten sie nach ihren Thaten und Worten als wären sie unseres Gleichen.

Was die Audentung betrifft daß die Partei des Königs zwar zahlreich aber nicht stark sei

so ist damit treulich nichts Neues gesagt es ist dieses eine längst bekannte Wahrheit; aber bemerkenswerth ist es daß auch das Volk diese Entdeckung gemacht; daß es nicht wie gewöhnlich die Köpfe zählt sondern die Hände und daß es genau unterscheidet die welche Beirath halten und die, welche zum Schwerte greifen. Das Volk hat sich seine Leute genau betrachtet und weiß



Dieppe den 20. August.

Man hat keinen Begriff davon, welchen Eindruck der Tod des jungen Napoleon bei den untern Classen des französischen Volks hervor gebracht. Schon das sentimentale Bulletin, welches der „*Temps*“ über sein allmähliches Dahinsterven vor etwa sechs Wochen geliefert und welches besonders abgedruckt in Paris für einen Sou herumverkauft wurde, hat dort in allen Carrefours die äußerste Betrübnis erregt. Sogar junge Republikaner sah ich weinen; die alten jedoch schienen nicht sehr gerührt, und von einem derselben hörte ich mit Befremdung die verdrießliche Aeußerung: *Ne pleure pas, c'est le plus le l'homme qui a fait mitrailler le peuple le 13. Vendémiaire.* Es ist sonderbar, wenn Jemanden ein Mißgeschick trifft, so erinnert wir uns unwillkürlich irgend einer alten Unbill, die uns von seiner Seite widerfahren und woran wir viel leicht seit undenklicher Zeit nicht gedacht haben. — Ganz unbedingt verehrt man den Kaiser auf dem Lande; da hängt in jeder Hütte das Porträt „des Mannes“, und zwar, wie die „*Quotidienne*“ bemerkt, an derselben Wand, wo das Porträt des Hausvaters hängen würde wäre er nicht von jenem Manne auf einem seiner hundert Schlachtfelder hingeopfert worden. Der Aergir entlockt zuweilen der „*Quotidienne*“ die ebllichsten Bemerkungen, und darüber ärgert sich dann die jesuitisch feinere „*Gazette*“; das ist ihre hauptsächlich politische Verschiedenheit.

sehr gut, daß die Partei des Königs aus folgenden drei Classen besteht: nämlich aus Handels- und Besitz-Leuten, welche für ihre Buden und Güter besorgt sind, aus Kampfmüden, welche überhaupt Ruhe haben möchten, und aus Bangherzigen, welche die Herrschaft des Schreckens befürchten. Diese königliche Partei, mit Eigenthum bepackt, verdrießlich ob jeder Störung in ihrer Behaglichkeit, diese Majorität steht einer Minorität gegenüber, die wenig Bagage zu schleppen hat, und dabei unruhig über alle Maßen ist, ohne in ihrem wilden schrankenlosen Ideengange den Schrecken anders als wie einen Bundesgenossen zu betrachten.

Ich bereiste den größten Theil der nordfranzösischen Küstengegenden, während die Nachricht von dem Tode des jungen Napoleon sich dort verbreitete. Ich fand deshalb überall, wohin ich kam, eine wunderbare Trauer unter den Leuten. Sie fühlten einen reinen Schmerz, der nicht in dem Eigennutze des Tages wurzelte sondern in den liebsten Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit. Besonders unter den schönen Normanninnen war großes Klagen um den frühen Tod des jungen Heldensohnes.

Trotz der großen Kopfszahl, trotz des Triumphes vom 6. Junius, zweifelt das Volk an der Stärke des Justemilien. Es ist aber immer bedenklich, wenn eine Regierung nicht stark scheint in den Augen des Volkes. Es lockt dann Jeden, seine Kraft daran zu versuchen; ein dämonisch dunkler Drang treibt die Menschen, daran zu rütteln. Das ist das Geheimniß der Revolution.

Ja, in allen Hütten hängt das Bild des Kaisers. Ueberall fand ich es mit Trauerblumen bekränzt, wie Heilandsbilder in der Charwoche. Viele Soldaten trugen flor. Ein alter Stelzfuß reichte mir wehmüthig die Hand mit den Worten: *A present tout est fini.*



Freilich, für jene Bonapartisten, die an eine kaiserliche Auferstehung des Fleisches glauben ist Alles zu Ende. Napoleon ist ihnen nur noch ein Name, wie etwa Alexander von Macedonien, dessen Leibeserben in gleicher Weise früh verblühen. Aber für die Bonapartisten, die an eine Auferstehung des Geistes geglaubt erblüht jetzt die beste Hoffnung. Der Bonapartismus ist für diese nicht eine Ueberlieferung der Macht durch Zeugung und Erbschaft; nein, ihr Bonapartismus ist jetzt gleichsam von aller thierischen Vermischung gereinigt, er ist ihnen die Idee einer Alleinherrschaft der höchsten Kraft, angewendet zum Besten des Volks, und wer diese Kraft hat und sie so anwendet, den nennen sie Napoleon II. Wie Cäsar der bloßen Herrbergewalt seinen Namen gab, so gibt Napoleon seinen Namen einem neuen Cäsarthume, wozu nur Derjenige berechtigt ist, der die höchste Fähigkeit und den besten Willen besitzt.

In gewisser Hinsicht war Napoleon ein saint-simonistischer Kaiser; wie er selbst vermöge seiner geistigen Superiorität zur Obergewalt befugt war so beförderte er nur die Herrschaft der Capacitäten, und erzielte die physische und moralische Wohlfahrt der zahlreichern und ärmern Classen. Er herrschte weniger zum Besten des dritten Standes, des Mittelstandes des Italien als vielmehr zum Besten der Männer, deren Vermögen nur in Herz und Hand besteht; und gar seine Armee war eine Hierarchie, deren Ehrenstufen nur durch Eigenwerth und Fähigkeit erstiegen wurden. Der geringste Bauernsohn konnte dort, ebenso gut wie der Junker aus dem ältesten Hause, die höchsten Würden erlangen und Gold und Sterne erwerben. Darum hängt des Kaisers Bild in der Hütte jedes Landmannes, an derselben Wand, wo das Bild des eigenen Sohnes hängen würde, wenn dieser nicht auf irgend einem Schlachtfelde gefallen wäre ebe er zum General avancirt oder gar zum Herzog oder zum König, wie so mancher arme Bursche, der durch Muth und Talent sich so hoch emporschwingen konnte — als der Kaiser noch regierte. In dem Bilde desselben verehrt vielleicht Mäander nur die verblüehene Hoffnung seiner eigenen Herrlichkeit.

Am ältesten fand ich in den Bauernhäusern das Bild des Kaisers wie er zu Jaffa das Lazareth besucht und wie er zu St. Helena auf

dem Todbette liegt. Beide Darstellungen tragen auffallende Aehnlichkeit mit den Heiligenbildern jener christlichen Religion, die jetzt in Frankreich erloschen ist. Auf dem einen Bilde gleicht Napoleon einem Heilande, von dessen Verführung die Pestkranken zu genesen scheinen; auf dem andern Bilde stirbt er gleichsam den Tod der Sühne.

Wir, die wir von einer andern Symbolik befangen sind, wir sehen in Napoleon's Martirtod auf St. Helena keine Verführung in dem angedeuteten Sinne, der Kaiser büßte dort für den schlimmsten seiner Irrthümer, für die Treulosigkeit, die er gegen die Revolution, seine Mutter, begangen. Die Geschichte hatte längst gezeigt, wie die Vermählung zwischen dem Sohne der Revolution und der Tochter der Vergangenheit nimmermehr gedeihen konnte, — und jetzt sehen wir auch, wie die einzige Frucht solcher Ehe nicht lange zu leben vermochte und kläglich dahinstarb.

In Betreff der Erbschaft des Verstorbenen sind die Meinungen sehr getheilt. Die Freunde von Ludwig Philipp glauben, daß jetzt die verwaissten Bonapartisten sich ihnen anschließen werden; doch zweifle ich, ob die Männer des Krieges und des Ruhmes so schnell in's friedliche Jutemilien übergehen können. Die Carliten glauben, daß die Bonapartisten jetzt dem alleinigen Prätendenten, Heinrich V., huldigen werden; ich weiß wahrlich nicht, ob ich in den Hoffnungen dieser Menschen mehr ihre Thorheit oder ihre Insolenz bewundern soll. Die Republikaner scheinen noch am meisten im Stande zu sein, die Bonapartisten an sich zu ziehen, aber wenn es omni lauti war, aus den ungekämmtesten Sanskülotten die brilliantesten Imperialisten zu machen, so mag es jetzt schwer sein die entgegengesetzte Umwandlung zu bewerkstelligen.

Man bedauert daß die italienischen Rehanien, wie das Schwert des Kaisers, der Mantel von Marengo, der welthistorische dreieckige Hut u. dgl. m., welche gemäß dem Testamente von St. Helena dem jungen Reichstadt überliefert worden nicht Frankreich anheimfallen. Jede der französischen Parteien könnte ein Stück aus diesem Nachlasse sehr gut brauchen. Und wahrlich, wenn ich darüber zu verfügen hätte, so sollte die Vertheilung folgendermaßen stattfinden: den Republikanern würde ich das Schwert des Kaisers überliefern, dieweil sie noch die Einzigen sind,

die es zu gebrauchen verständen. Den Herren vom Justemilien würde ich den Mantel von Marengo zukommen lassen; und in der That sie bedürfen eines solchen Mantels, um ihre rubmlose Blöße damit zu bedecken. Den Carlisten gäbe ich des Kaisers Hut, der freilich für solche Köpfe nicht sehr passend ist, aber ihnen doch zu Gute kommen kann, wenn sie nächstens auf's Haupt geschlagen werden; ja ich gäbe ihnen auch die kaiserlichen Stiefel, die sie ebenfalls brauchen können, wenn sie nächstens wieder davon laufen müssen. Was aber den Stock betrifft womit der Kaiser bei Jena spazieren gegangen, so zweifle ich, ob derselbe sich unter der herzoglich Reichstädtischen Verlassenschaft befindet, und ich glaube, die Franzosen haben ihn noch immer in Händen.

Nächst dem Tode des jungen Napoleon, hörte ich die Fahrten der Herzogin von Berry in diesen Provinzen am meisten besprechen. Die Abenteuer dieser Frau werden hier so poetisch erzählt, daß man glaubt, die Eufel der Fabliaudichter hätten sie in müßiger Laune erfunden. Dann gab auch die Hochzeit von Compiègne sehr viel Stoff zur Unterhaltung; ich könnte eine Insectensammlung von schlechten Witzern mittheilen, die ich in einem carlistischen Schlosse darüber debilitiren hörte. S. B. einer der Festredner in Compiègne soll bemerkt haben, in Compiègne sei die Jungfrau von Orleans gefangen worden, und es füge sich jetzt, daß wieder in Compiègne einer Jungfrau von Orleans Fesseln angelegt würden. — Obgleich in allen französischen Blättern auf's Prunkhafteste erzählt wird, daß der Zusammenfluß von Fremden hier sehr groß und

überhaupt das BADELEBEN in Dieppe dieses Jahr sehr brillant sei, so habe ich doch an Ort und Stelle das Gegentheil gefunden. Es sind hier vielleicht keine fünfzig eigentliche Badegäste, Alles ist trist und betrübt, und das Bad, das durch die Herzogin von Berry, die alle Sommer hierher kam, einst so mächtig emporblühte, ist auf immer zu Grunde gegangen. Da viele Menschen dieser Stadt hiedurch in bitterste Armuth versinken und den Sturz der Bourbonen als die Quelle ihres Unglücks betrachten, so ist es begreiflich, daß man hier viele enragirte Carlisten findet. Dennoch würde man Dieppe verleumden, wenn man annähme, daß mehr als ein Viertel seiner Bewohner aus Anhängern der vorigen Dynastie bestünde. Nirgends zeigen die Nationalgarden mehr Patriotismus als hier, alle sind hier gleich beim ersten Trommelschlage versammelt, wenn exercirt werden soll; alle sind hier ganz uniformirt, welches Letztere von besonderem Eifer zeugt. Das Napoleonsfest wurde dieser Tage mit auffallendem Enthusiasmus gefeiert.

Ludwig Philipp wird hier im Allgemeinen weder geliebt noch gehaßt. Man betrachtet seine Erhaltung als notwendig für das Glück Frankreichs; für sein Regiment ist man nicht sonderlich begeistert. Die Franzosen sind allgemein durch die freie Presse so wohlunterrichtet über die wahre Lage der Dinge, sie sind so politisch aufgeklärt, daß sie kleine Uebel mit Geduld ertragen, um größeren nicht anheimzufallen. Gegen den persönlichen Charakter des Königs hat man wenig einzuwenden; man hält ihn für einen ehrenwerthen Mann.



Rouen, den 17. September.

Ich schreibe diese Seiten in der ehemaligen Residenz der Herzoge von der Normandie, in der alterthümlichen Stadt, wo noch so viele steinerne Urkunden uns an die Geschichte jenes Volkes erinnern, das wegen seiner ehemaligen Heldenfahrten und Abenteuerlichkeit und wegen seiner jetzigen Proceßsucht und Erwerbblüt so berühmte ist. In jener Burg dort hauste Robert der Teufel, den Meverbeer in Musik gesetzt; auf jenem Marktplatz verbrannte man die Pücelle, das großmüthige Mädchen, das Schiller und Voltaire besungen; in jenem Dome liegt das Herz des Richard, des tapfern Königs, den man selber Löwenherz, Coeur de lion, genannt hat; diesem Boden entsprossen die Sieger von Hastings, die Söhne Tancred's und so viele andere Blumen normannischer Ritterschaft — aber diese gehen uns heute Alle nichts an, wir beschäftigen uns hier vielmehr mit der Frage: Hat Ludwig Philipp's friedliches System Wurzel geschlagen in dem kriegerischen Boden der Normandie? Ist das neue Bürgerkönigthum gut oder schlecht gebettet in der alten Heldenwiege der englischen und italienischen Aristokratie in dem Lande der Normannen? Diese Frage glaube ich heute auf's Kürzeste beantworten zu können: Die großen Gutsbesitzer, meistens Adl, sind carlistisch gesinnt, die wohlhabenden Gewerbsleute und Landbauern sind philippinisch, und die untere Volksmenge verachtet und haßt die Bourbonen, und liebt geringern Theils die gigantischen Erinnerungen der Republik, größern Theils den glänzenden Heroismus der Kaiserzeit. Die Carlisten, wie jede unterdrückte Partei, sind thätiger als die Philippisten, die sich gesichert fühlen, und zu ihrem Lobe mag es gesagt sein, daß sie auch größere Opfer bringen, nämlich Geldopfer. Die Carlisten, die nie an ihrem einstigen Siege zweifeln und überzeugt sind, daß ihnen die Zukunft alle Opfer der Gegenwart tausendfach vergütet, geben ihren letzten Son her, wenn ihr Partei Interesse dadurch gefördert scheint; es liegt überhaupt im Charakter dieser Classe, daß sie des eigenen Gutes weniger achtet, als sie nach fremdem Eigenthum lüstern ist (sui proptus, alieni appetens). Habsucht und Verschwendung sind Geschwister. Der Noturier, der nicht durch Hofdienst, Maitressengunst, süße Rede und leichtes Spiel, sondern durch schwere

saure Arbeit seine irdischen Güter zu erwerben pflegt, hält fester an dem Erworbenen.

Indessen, die guten Bürger der Normandie haben die Einsicht gewonnen, daß die Journale, womit die Carlisten auf die öffentliche Meinung zu wirken suchen, der Sicherheit des Staates und ihrer eigenen Besitzthümer sehr gefährlich seien, und sie sind der Meinung, daß man durch dasselbe Mittel, durch die Presse, jene Umtriebe vereiteln müsse. In diesem Sinne hat man unlängst die „Estrafette du Havre“ gestiftet, eine sautmüthige Justemilieu-Zeitung, die der ehrsamten Kaufmannschaft im Havre sehr viel Geld kostet, und woran auch mehrere Pariser arbeiten, namentlich Monsieur de Salvandy, ein kleiner, geschmeidiger, wässriger Geist in einem langen, steifen, trockenen Körper (Goethe hat ihn gelobt). Bis jetzt ist jenes Journal die einzige Gegenmine, die den Carlisten in der Normandie gegraben worden; letztere hingegen sind unermüdet und errichten überall ihre Zeitschriften, ihre Festungen der Lüge, woran der Freiheitsgeist seine Kräfte zersplittern soll, bis Entsatz kommt von Oben. Diese Zeitschriften sind mehr oder minder im Geiste der „Gazette de France“ und der „Quotidienne“ abgefaßt; letztere werden außerdem auf's Thätigste unter das Volk verbreitet. Beide Blätter sind schön und geistreich und anziehend geschrieben, dabei sind sie tief boshaft, perüd, voll nützlicher Belehrung voll ergötzlicher Schadenfreude, und ihre adeligen Colporteurs, die sie oft gratis austheilen, ja vielleicht den Lesern manchmal noch Geld dazu geben, finden natürlicherweise größern Absatz als sautmüthige Justemilieu Zeitungen. Ich kann diese beiden Blätter nicht genug empfehlen, da ich von einem höhern Standpunkte sie durchaus nicht schädlich achte für die Sache der Wahrheit; sie fördern diese vielmehr dadurch, daß sie die Kämpfer, die im Kampfe zuweilen ermüden, zu neuer Thatkraft anspornen.

Jene zwei Journale sind die wahren Repräsentanten jener Leute, die, wenn ihre Sache unterliegt, sich an den Personen rächen; es ist ein uraltes Verhältniß, wir treten ihnen auf den Kopf und sie stechen uns in die Ferse. Nur muß man zum Lobe der „Quotidienne“ erwähnen, daß sie zwar eben sowohl wie die Gazette eine Schlange ist, daß sie aber ihre Böswilligkeit milder verbirgt, daß ihr Erbquoll sich in jedem Worte verrath:

daß sie eine Art Klapperschlange ist, die, wenn sie herankriecht, mit ihrer Klapper vor sich selber warnt. Die „Gazette“ hat leider keine solche Klappe. Die „Gazette“ spricht zuweilen gegen ihre eigenen Principien, um den Sieg derselben in direct zu bewirken; die „Quotidienne“, in ihrer Hitze, opfert lieber den Sieg, als daß sie sich solcher Selbsterlenennung unterwürfe. Die „Gazette“ hat die Ruhe des Jesuitismus, der sich nicht von Meinungssturm verwirren läßt, welches um so leichter ist, da der Jesuitismus eigentlich keine Gesinnung, sondern nur ein Beruf ist: in der „Quotidienne“ hingegen brüten und wüthen hochfahrende Junker und grimmige Mönche schlecht vermunnt in ritterlicher Loyalität und christlicher Liebe. Diesen letzteren Charakter trägt auch die carlistische Zeitschrift, die unter dem Titel: „Gazette de



la Normandie“ hier in Rouen erscheint. Es ist darin ein süßliches Geflage über die gute alte Zeit, die leider verschwunden mit ihren chevaleresken Gestalten, mit ihren Kreuzzügen, Turnieren, Wappenberelden, ehrsamem Bürgern, frommen Nonnen, minniglichen Damen, Troubadouren und sonstigen Gemüthlichkeiten, so daß man sonderbar erinnert wird an die feudalistischen Romane eines berühmten deutschen Dichters, in dessen Kopf mehr Blumen als Gedanken blühten, dessen Herz aber voller Liebe war: — bei dem Redacteur der „Gazette de la Normandie“ ist hingegen der Kopf voll von trübem Obscurantismus und sein Herz ist voll Gift und Galle. Dieser Redacteur ist ein gewisser Vicomte Walsh, ein langer gräulicher Blondin von etwa sechs Jahren. Ich sah ihn in Dieppe, wo er zu einem Carlistenconcilium eingeladen war und von der ganzen nobelen Sippschaft sehr fetirt wurde. Geschwätzig, wie sie sind, hat jedoch ein kleines Carlistchen mir zugeflüstert: „C'est un homme qui n'est pas;“ er ist eigentlich nicht von gutem französischen Adel; sein Vater, ein Irländer von Geburt, war in französischem Kriegsdienste beim Ausbruche der Revolution, und als er emigrierte und die Confiscation seiner Güter verhindern wollte, verkaufte er sie zum Scheine seinem Sohne; als aber der alte Mann später nach Frankreich zurückkehrte und von dem Sohne seine Güter zurückverlangte, leugnete dieser den Scheinkauf, behauptete die Verkauft der Güter habe in vollständigem Ernste stattgefunden und



behielt somit das Vermögen seines geprellten Vaters und seiner armen Schwester, diese wurde Hofdame bei Madame der Herzogin von Berry und ihres Bruders Begeisterung für Madame hat seinen Grund sowohl in der Eitelkeit als im Eigennutze; denn ... Ich wußte genug.

Man kann sich schwerlich einen Begriff davon machen, mit welcher perfiden Consequenz die Regierung der jetzigen Gewalthaber von den Carlisten untergraben wird. Ob mit Erfolg muß die Zeit lehren. Wie ihnen kein Mensch zu schlecht wenn sie ihn zu ihren Zwecken gebrauchen können, so ist ihnen auch kein Mittel zu schlecht. Neben jenen canonischen Journalen, die ich oben bezeichnete wußten die Carlisten auch durch die mündliche Ueberlieferung aller möglichen Verleumdung durch die Traditoren. Diese schwarze Propaganda sucht den guten Keim und der jetzigen Gewalthaber, namentlich des Königs, auf's Gründlichste zu verderben. Die Lügen die in dieser Absicht geschmiedet werden sind zu weilen eben so abentheuerlich wie abturd. Immer verleumdend, immer verleumdend, es bleibt was kleben!" war schon der Wahlpruch der sauberen Leiber.

In einer carlistischen Gesellschaft zu Dieppe sagte mir ein junger Priester: „Wenn Sie Ihren Landsleuten Bericht abstatuen müssen Sie der Wahrheit noch etwas nachbessern damit wenn der Krieg ausbricht und Ludwig Philipp vielleicht noch immer an der Spitze der französischen Regierung stehen geblieben, die Deutschen ihn desto stärker haßten und mit desto größerer Begeisterung gegen ihn sechten.“ Auf meine Frage, ob uns der Sieg auch ganz gewiß sei, lächelte Jener fast mitleidig und versicherte mir, die Deutschen seien das tapferste Volk, und man werde ihnen nur einen geringen Scheinwiderstand leisten; der Norden so wie der Süden sei der rechtmäßigen Dynastie ganz ergeben; Heinrich V. und Madame seien, gleich einem kleinen Heiland und einer Mutter-Gottes, allgemein verehrt; das sei die Religion des Volkes; über kurz oder lang komme dieser legitime Glaubenseifer besonders in der Normandie zum öffentlichen Ausbruche. Während der Mann Gottes sich solchermaßen ausdrückte erhob sich plötzlich vor dem Haufe, worin wir uns befanden, ein ungeheurer Lärm; es wirbelten die Trommeln Trompeten erklangen die Marseiller Hymne erscholl so laut, daß die Fensterscheiben zitterten,

und aus vollen Kehlen drang der Jubelruf: „Vive Louis Philippe. A bas les Carlistes. Le 11. l'Interné.“ Das geschah um ein Uhr in der Nacht, und die ganze Gesellschaft erschrak sehr. Auch ich war erschrocken denn ich dachte an das Sprichwort: Mitgefungen mitgehangen. Aber es war nur ein Spaß der Diepper Nationalgarden. Diese hatten erahnet, daß Ludwig Philipp im Schlosse Eu angekommen sei, und sie faßten auf der Stelle den Beschluß, dorthin zu marschiren, um den König zu begrüßen; vor ihrer Abreise wollten sie aber die armen Carlisten in Schrecken setzen und sie machten den entgeglichen Lärm vor den Häusern derselben und sangen dort wie wahnsinnig die Marseiller Hymne, jenes dies irae, dies illa der neuen Kirche, das zunächst den Carlisten ihren jüngsten Gerichtstag verkündet.

Da ich mich bald darauf ebenfalls nach Eu begab so kam ich als Augenszeuge berichten daß es keine angeordnete Begeisterung war womit die Nationalgarden dort den König umjubelten. Er ließ sie die Revue passiren, war sehr vergnügt über die unverohlene Freude, womit sie ihn anachten, und ich kann nicht leugnen, daß in dieser Zeit des Bürgerpalts und des Mistranens solches Bild der Eintracht sehr erbaulich war. Es waren freie bewehrte Bürger, die ohne Scheu ihrem König in's Auge sahen, mit den Waffen in der Hand ihm ihre Ehrfurcht bezeugten und zuweilen mit männlichem Handschläge ihm Treue und Gehorsam zusagten. Ludwig Philipp namlich wie ich von selbst versteht, gab Jedem die Hand. Ueber dieses Handgedrucken maurent sich die Carlisten noch am meisten und ich gestehe gern der Haß macht sie zuweilen wüthig, wenn sie jene „messéante populaire des poignés de main“ persifliren. So sah ich in dem Schlosse dessen ich schon früher erwähnte ein ganz komische Pöbelle anführen wo auf's Ergötzlichste dargestellt ward wie Sip I., König der Philister (épiciers), seinem Sohne Großkisten (grandes) Unterricht in der Staatswissenschaft gibt, und ihn väterlich belehrt: er solle sich nicht von den Theoretikern verleiten lassen, das Bürgerkönigthum in der Volkssouveränität zu sehen, noch viel weniger in der Aufrechthaltung der Charte; er solle sich weder an das Geschwäg der Rechten noch der Linken kehren, es komme nicht darauf an ob Frankreich im Innern frei und im Auslande ge-



ehrt sei, noch viel weniger ob der Thron mit republikanischen Institutionen barricadirt oder von erblichen Pairs gestützt werde: weder die octroirten Worte noch die heroischen Thaten seien von großer Wichtigkeit; das Bürgerkönigthum und die ganze Regierungskunst bestehe darin, daß man jedem Lump die Hand drücke." Und nun zeigt er die verschiedenen Handgriffe, wie man den Leuten die Hand drückt, in allen Positionen, zu Fuß zu Pferd, wenn man durch ihre Reihen galoppirt, wenn sie vorbei defiliren u. s. w. Großküken ist gelehrig, macht diese Regierungskunststücke aufs Beste nach; ja er sagt, er wolle die Erfindung des Bürgerkönigthums noch verbessern, und jedesmal wenn er einem Bürger die Hand drückte ihn auch fragen: „Wie geht's, mon vaux o. l.?" oder was synonym sei: „Wie geht's, mon vaux?" Ja das ist synonym" sagt dann der König ganz trocken, und die Carlisten lachten. Hernach will sich Großküken im Händedrücken üben, zuerst an einer Grifette, nachher am Baron Louis; er macht aber jetzt Alles zu plump, zerdrückt den Leuten die Finger; dabei fehlt es nicht an Verhöhnung und Verleumdung jener wohlbekannten Leute die wir einst vor der Julirevolution als Sichter des Liberalismus feierten, und die wir seitdem so gern als Ferrile herabwürdigten. Bin ich aber sonst dem Justemilien nicht sehr gewogen, so regte sich doch in meinem Gemüthe eine gewisse Pietät gegen die einst Hochverehrten; es regte sich wieder die alte Neigung, als ich sie geschmäht sah von jenen schlechtern Menschen. Ja, wie Derjenige, der sich in der Tiefe eines dunkeln Brunnens befindet, am hellen, lichten Tage die Sterne des Himmels schauen kann, so habe ich, als ich in eine obscure Carlistengesellschaft hinabgestiegen war, wieder klar und rein die Verdienste der Justemilien-Leute anerkennen können; ich fühle wieder die ehemalige Verehrung für den ehemaligen Herzog von Orleans, für die Doctrinäre, für einen Guizot, einen Thiers, einen Royer-Collard und für einen Dupin und andere Sterne, die durch das überflammende Tageslicht der Juliussonne ihren Glanz verloren haben.

Es ist dann und wann nützlich, die Dinge von solch einem tiefen, statt von einem hohen Standpunkte zu betrachten. Zunächst lernen wir die Personen unparteiischer beurtheilen, wenn wir auch die Sache hassen, deren Repräsentanten sie sind;

wir lernen die Menschen des Justemilien von dem System desselben unterscheiden. Dieses Letztere ist schlecht nach unserer Ansicht, aber die Personen verdienen noch immer unsere Achtung, namentlich der Mann, dessen Stellung die schwierigste in Europa ist, und der jetzt nur in dem Gedanken vom 15. März die Möglichkeit seiner Existenz sieht; dieser Erhaltungstrieb ist sehr menschlich. Sind wir gar unter Carlisten gerathen, und hören wir diesen Mann beständig schmähen, so steigt er in unserer Achtung indem wir bemerken daß Jene an Ludwig Philipp eben Dasjenige tadeln, was wir noch am liebsten an ihm sehen, und daß sie eben Dasjenige, was uns an ihm mißfällt, noch am liebsten goutiren. Wenn er in den Augen der Carlisten das Verdienst hat, ein Bourbon zu sein, so erscheint uns dieses Verdienst im Gegentheil als eine Last u. s. w. Aber es wäre Unrecht wenn wir ihn und seine Familie nicht von der ältern Linie der Bourbonen auf's Näbmendste unterschieden. Das Haus Orleans hat sich dem französischen Volke so bestimmt angeschlossen, daß es gemeinschaftlich mit demselben regenerirt wurde; daß es aus dem schrecklichen Reinigungsbade der Revolution, eben so wie das französische Volk, gesäubert und geheilt, geheilt und verbürgerlicht hervorging; — während die älteren Bourbonen, die an jener Verjüngung nicht Theil nahmen, noch ganz zu jener ältern kranken Generation gehören, die Crebillon, Laelos und Louvet uns in ihrem beitersten Sündenlauge und in ihrer blühenden Verweilung so gut geschildert haben. Das wieder jung gewordene Frankreich konnte dieser Dynastie, diesen Revenants der Vergangenheit, immer angehören; das erhenkelte Leben wurde täglich unheimlicher; die Befehung nach dem Tode war ein widerwärtiger Anblick; die parfümirte Fäulniß beleidigte jede honette Nase; und eines schönen Juliusmorgens, als der gallische Hahn krächte, mußten diese Gespenster wieder entfliehen. Ludwig Philipp aber und die Seinigen sind gesund und lebendig, es sind blühende Kinder des jungen Frankreichs, keuschen Geistes, frischen Leibes und von bürgerlich guten Sitten. Eben jene Bürgerlichkeit, die den Carlisten an Ludwig Philipp so sehr mißfällt, hebt ihn in unserer Achtung. Ich kann mich trotz des besten Willens nicht so ganz des Parteigeistes entäußern, um richtig zu beurtheilen, wie weit es ihm mit dem

Bürgerkönigthume Ernst ist. Die große Jury der Geschichte wird entscheiden, ob er es ehrlich gemeint hat. In diesem Falle sind die Pagnons ~~er~~ man gar nicht lächerlich, und der männliche Handschlag wird vielleicht ein Symbol des neuen Bürgerkönigthums, wie das knechtische Knien ein Symbol der feudalistischen Souveränität geworden war. Ludwig Philipp wenn er Thron und ehrliche

Gefinnung bewahrt und seinen Kindern überliefert, kann in der Geschichte einen großen Namen hinterlassen, nicht bloß als Stifter einer neuen Dynastie, sondern sogar als Stifter eines neuen Herrscherthums, das der Welt eine andere Gestalt gibt, — als der erste Bürgerkönig . . . Ludwig Philipp, wenn er Thron und ehrliche Gefinnung bewahrt — aber das ist ja eben die große Frage.







An Seine Durchlaucht, den Fürsten Pückler Muskau.

Die Reisenden welche irgend einen durch Kunst oder historische Erinnerung denkwürdigen Ort besuchen, pflegen hier an Mauern und Wänden ihre respectiven Namen zu inscribiren, mehr oder minder leserlich je nachdem das Schreibmaterial war das ihnen zu Gebote stand. Sentimentale Seelen südeln hinzu auch einige pathetische Zeilen gereimter oder ungerimter Gefühle. In diesem Wuth von Inschriften wird unsere Aufmerksamkeit plötzlich in Anspruch genommen von zwei Namen, die neben einander eingegraben sind; Jahrzahl und Monatstag steht darunter, und um Namen und Datum schlängelt sich ein ovaler Kreis, der einen Kranz von Eichen- oder Lorbeerblättern vorstellen soll. Sind den spätern Besuchern des Ortes die Personen bekannt, denen jene zwei Namen angehören, so rufen sie ein heiteres: Sieh da! und sie machen dabei die tief sinnige Bemerkung, daß jene Beiden also einander nicht fremd gewesen, daß sie wenigstens einmal auf derselben Stelle einander nahe gestanden, daß sie sich im Raum wie in der Zeit zusammengefunden, sie, die so gut zusammenpaßten. — Und nun werden über Beide Glossen gemacht, die wir leicht errathen, aber hier nicht mittheilen wollen.

Indem ich, mein hochgefeierter und wahlverwandter Zeitgenosse, durch die Widmung dieses Buches gleichsam auf die façade desselben unsre beiden Namen inscribire, folge ich nur einer heiter gankelnden Laune des Gemüthes, und

wenn meinem Sinne irgend ein bestimmter Beweggrund vorlächelt, so ist es allentalls der oben erwähnte Brauch der Reisenden. — Ja Reisende waren wir Beide auf diesem Erdball das war unsere irdische Specialität, und Diejenigen, welche nach uns kommen und in diesem Buche den Kranz sehen, womit ich unsere beiden Namen umschlungen, gewinnen wenigstens ein authentisches Datum unseres zeitlichen Zusammentreffens, und sie mögen nach Belieben darüber glossiren, inwieweit der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen“ und der Berichterstatter der *Eutetia* zusammen paßten.

Der Meister, dem ich dieses Buch zueigne, versteht das Handwerk und kennt die ungünstigen Umstände, unter welchen der Autor schrieb. Er kennt das Bett, in welchem meine Geisteskinder das Licht erblickten das Augsburgerische Prokrustesbett wo man ihnen manchmal die allzulangen Beine und nicht selten sogar den Kopf abschneitt. Um unbilllich zu sprechen das vorliegende Buch besteht zum größten Theil aus Tagesberichten, welche ich vor geraumer Zeit in der Augsburgerischen Allgemeinen Zeitung drucken ließ. Von vielen hatte ich Brommions zurückbehalten, wonach ich jetzt bei dem neuen Abdruck die unterdrückten oder veränderten Stellen restaurirte. Leider erlaubt mir nicht der Zustand meiner Augen mich mit vielen solcher Restaurationen zu befaßen; ich konnte mich aus dem verwitterten Papierwuth nicht mehr herausfinden. Hier nun

so wie auch bei Verichten, die ich ohne vorläufigen Entwurf abgeschickt hatte, ersetzte ich die Lakunen und verbesserte ich die Alterationen so viel als möglich aus dem Gedächtnisse, und bei Stellen, wo mir der Styl fremdartig und der Sinn noch fremdartiger vorkam, suchte ich wenigstens die artistische Ehre, die schöne Form, zu retten indem ich jene verdächtigen Stellen gänzlich vertilgte. Aber dieses Ausmerzen an Orten wo der wahrwitzige Rothstift allzusehr gerast zu haben schien, traf nur Unwesentliches, keineswegs die Urtheile über Dinge und Menschen, die oft irrig sein mochten, aber immer treu wiedergegeben werden mußten, damit die ursprüngliche Zeitfarbe nicht verloren ging. Indem ich eine gute Anzahl von ungedruckt gebliebenen Verichten, die keine Censur passirt hatten, ohne die geringste Veränderung hinzufügte, lieferte ich durch eine künstlerische Zusammenstellung aller dieser Monographien ein Ganzes, welches das getreue Gemälde einer Periode bildet, die eben so wichtig wie interessant war.

Ich spreche von jener Periode, welche man zur Zeit der Regierung Ludwig Philipps die „parlamentarische“ nannte, ein Name, der sehr bezeichnend war und dessen Bedeutsamkeit mir gleich im Beginn auffiel. Wie im ersten Theil dieses Buches zu lesen, schrieb ich am 9. April 1840 folgende Worte: „Es ist sehr charakteristisch, daß seit einiger Zeit die französische Staatsregierung nicht mehr ein constitutionelles, sondern ein parlamentarisches Gouvernement genannt wird. Das Ministerium vom ersten März erhielt gleich in der Taufe diesen Namen.“ — Das Parlament, nämlich die Kammer, hatte damals schon die bedeutendsten Prärogative der Krone an sich gerissen, und die ganze Staatsmacht fiel allmählig in seine Hände. Seinerseits war der König, es ist nicht zu leugnen, ebenfalls von usurpatorischen Begierden gestachelt, er wollte selbst regieren, unabhängig von Kammer- und Ministerlaune, und in diesem Streben nach unbeschränkter Souveränität suchte er immer die legale Form zu bewahren. Ludwig Philipp kann daher mit Fug behaupten, daß er nie die Legalität verletzt, und vor den Affisen der Geschichte wird man ihn gewiß von jedem Vorwurf, eine ungesetzliche Handlung begangen zu haben, ganz freisprechen und ihn allenfalls nur der allzugroßen Schlaueheit schuldig erklären können. Die Kammer,

welche ihre Eingriffe in die königlichen Vorrechte weniger klug durch legale Form bemäntelte, trafe gewiß ein weit herberes Verdicht, wenn nicht etwa als Milderungsgrund angeführt werden dürfte, daß sie provocirt worden sei durch die absoluten Gewaltsgelüste des Königs; sie kann sagen, sie habe denselben befehdet, um ihn zu entwaffnen und selber die Dictatur zu übernehmen, die in seinen Händen staats- und freiheitsverderblich werden konnte. Der Zweikampf zwischen dem König und der Kammer bildet den Inhalt der parlamentarischen Periode, und beide Parteien hatten sich zu Ende derselben so sehr abgemüdet und geschwächt, daß sie kraftlos zu Boden sanken als ein neuer Prätendent auf dem Schauplatz erschien. Am 24. Februar 1848 fielen sie fast gleichzeitig zu Boden, das Königthum in den Tuilerien und einige Stunden später das Parlament in dem nachbarlichen Palais Bourbon. Die Sieger, das glorreiche Lumpengesindel jener Februartage, brauchten wahrhaftig keinen Aufwand von Heldenmuth zu machen, und sie können sich kaum rühmen, ihre Feinde anständig geworden zu sein. Sie haben das alte Regiment nicht getödtet, sondern sie haben nur seinem Scheinleben ein Ende gemacht — König und Kammer starben, weil sie längst todt waren. Diese beiden Kämpen der parlamentarischen Periode mahnen mich an ein Bildwerk, das ich einst zu Münster in dem großen Saale des Rathhauses sah, wo der westphälische Frieden geschlossen worden. Dort stehen nämlich längs den Wänden, wie Chorstühle, eine Reihe hölzerner Sitze, auf deren Lehne allerlei humoristische Sculpturen zu schauen sind. Auf einem dieser Holzstühle sind zwei Figuren dargestellt, welche in einem Zweikampf begriffen; sie sind ritterlich geharnischt und haben eben ihre ungeheuer großen Schwerter erhoben, um auf einander einzuhaueu — doch sonderbar! Jedem von ihnen fehlt die Hauptfahne, nämlich der Kopf, und es scheint, daß sie sich in der Hitze des Kampfes einander die Köpfe abgeschlagen haben und jetzt, ohne ihre beiderseitige Kopflosigkeit zu bemerken, weiter fechten.

Die Blüthezeit der parlamentarischen Periode waren das Ministerium vom 1. März 1840 und die ersten Jahre des Ministeriums vom 29. November 1840. Ersteres mag für den Deutschen noch ein besonderes Interesse bewahren, weil damals Thiers unser Vaterland in die große



Bewegung hineintrommelte, welche das politische Leben Deutschlands weckte; Thiers brachte uns wieder als Volk auf die Beine und dieses Verdienst wird ihm die deutsche Geschichte hoch anrechnen. Auch der Erisapfel der orientalischen Frage kommt unter jenem Ministerium bereits zum Vorschein, und wir sehen im grellsten Lichte den Egoismus jener britischen Oligarchie, die uns damals gegen die Franzosen verbezte. Ihre Agenten schlichen sich ein in die deutsche Presse, um die politische Unerfahrenheit meiner Landsleute auszubeuten, die sich alles Ernstes einbildeten, die Franzosen trachteten nicht allein nach den Kronen der deutschen Duodezfürsten, sondern auch nach den Erdäpfeln ihrer Unterthanen, und es gelüste sie nach dem Besitz der Rheinprovinzen, um unsern lieben guten Rheinwein zu trinken. O, nicht doch! Die Franzosen werden uns gern unsere Erdäpfel lassen, sie, welche die Trüffel von Perigord besitzen, und sie können wohl unseres Rheinweins entbehren, da sie den Champagner haben. Frankreich braucht uns um nichts zu beneiden, und die kriegerischen Gelüste, von denen

wir uns bedroht glaubten, waren Erfindungen von englischer Fabrik. Daß das aufrichtige und großmüthige, bis zur Fanfaronade großmüthige Frankreich unser natürlicher und wahrhaft sicherster Allirer ist, war die Ueberzeugung meines ganzen Lebens, und das patriotische Bedürfnis, meine verblendeten Landsleute über den treulosen Blödsinn der Franzosenireßer und Rheinliedbarden aufzuklären, hat vielleicht meinen Berichten über das Ministerium Thiers manchmal, namentlich in Bezug auf die Engländer, ein allzu leidenschaftliches Colorit ertheilt; aber die Zeit war eine höchst gefährliche und Schweigen war ein halber Verrath. Meine Animosität gegen das „perfidie Albion“, wie man sich ehemals ausdrückte, existirt nicht mehr heute, wo sich so Vieles verändert hat. Ich bin nichts weniger als ein Feind jenes großen englischen Volkes, das seitdem meine herzlichsten Sympathien, wenn auch nicht mein Vertrauen, zu gewinnen gewußt. Aber so sehr die Engländer als Individuen zuverlässige Freunde sind, so sehr muß man ihnen als Nation, oder, besser gesagt, als Regierung mißtrauen.





Ich will hier gerne eine „Apologie“ im englischen Sinne des Wortes vorbringen und, so zu sagen, Abbitte thun für alle herben Ausfälle, mit denen ich das englische Volk regalirt habe, als ich diese Berichte schrieb; aber ich wage sie heute nicht zu unterdrücken, denn die leidenschaftlichen Stellen, welche ich in ihrem ursprünglichen Ungestüm wieder zum Ausdruck bringe, dienen dazu, vor den Augen des Lesers die Leidenschaften heraufzubeschwören, von denen er

sich nach den großen Umwälzungen, die selbst bis auf unsere Erinnerung erstickt und erloschen sind, keine Vorstellung zu machen wüßte.

Bis zur Katastrophe vom 24. Februar gehen nicht meine Pariser Berichte, aber man sieht schon auf jeder Seite ihre Nothwendigkeit und sie wird beständig vorausgesagt mit jenem prophetischen Schmerz, den wir in dem alten Heldenliede finden, wo Trojas Brand nicht den Schluß bildet, aber in jedem Verse geheimnißvoll knistert. Ich habe nicht das Gewitter, sondern die Wetterwolken beschrieben, die es in ihrem Schooße trugen und schauerlich düster heranzogen. Ich berichte oft und bestimmt über die Dämonen,

welche in den untern Schichten der Gesellschaft lauerten und aus ihrer Dunkelheit herausbrechen würden, wenn der rechte Tag gekommen. Diese Ungethüme, denen die Zukunft gehört, betrachtete man damals nur durch ein Verkleinerungsglas, und da sahen sie wirklich aus wie wahnsinnige Flöhe — aber ich zeigte sie in ihrer wahren Lebensgröße, und da glichen sie vielmehr den furchtbarsten Krokodilen, welche jemals aus dem Schlamm gestiegen. —

Um die betrüblichen Berichterstattungen zu erheitern, verwob ich sie mit Schilderungen aus dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft, aus den Tanzsälen der guten und der schlechten



Societät, und wenn ich unter solchen Arabesken manche allzu närrische Virtuosenfrage gezeichnet so geschah es nicht, um irgend einem längst verschollenen Wiedermann des Pianoirte oder der Maultrommel ein Herzeleid zuzuzügen, sondern um das Bild der Zeit selbst in seinen kleinsten Nuancen zu liefern. Ein ehrliches Daguerreotyp muß eine Fliege ebenso gut wie das stolze Pferd treu wiedergeben, und meine Berichte sind ein daguerreotypisches Geschichtsbuch, worin jeder Tag sich selbst abconterfeite, und durch die Zusammenstellung solcher Bilder hat der ordnende Geist des Künstlers ein Werk geliefert, worin das Dargestellte seine Treue authentisch durch sich selbst documentirt. Mein Buch ist daher zugleich ein Product der Natur und der Kunst, und während es jetzt vielleicht den populären Bedürfnissen der Leservelt genügt, kann es auf jeden Fall dem späteren Historiographen als eine Geschichtsquelle dienen, die, wie gesagt, die Bürgschaft ihrer Tageswahrheit in sich trägt. Man hat in solcher Beziehung bereits mehren „Französischen Zuständen“, welche denselben Charakter tragen, die größte Anerkennung gezollt und die französische Uebersetzung wurde von historien-schreibenden Franzosen vielfach benutzt.

Ich erwähne dieses Alles, damit ich für mein Werk ein solides Verdienst vindicire und der Leser um so nachsichtiger sein möge, wenn er darin wieder jenen frivolten Esprit bemerkt, den unsere ferndeutschen, ich möchte sagen eicheldentschen Landsleute auch dem Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen“ vorgeworfen haben. Indem ich demselben mein Buch zueigne, kann ich wohl in Bezug auf den darin enthaltenen Esprit heute von mir sagen daß ich Eulen nach Athen bringe.

Aber wo befindet sich in diesem Augenblick der vielverehrte und vieltheure Verstorbene? Wohin adressire ich mein Buch? Wo ist er? Wo weilt er oder vielmehr wo galoppirt er wo trottert er? Er, der romantische Anacharsis, der fashionabelste aller Sonderlinge, Diogenes zu Pferde, dem ein eleganter Groom die Laterne vorträgt, womit er einen Menschen sucht. — Sucht er ihn in Sandomir oder in Sandomich, wo ihm der große Wind der durch das Brandenburger Thor weht, die Laterne ansbläht? Oder tragt er jetzt auf dem bökerichsten Rücken

eines Kameels durch die arabische Sandwüste, wo der langbeinige Hut-Hut, den die deutschen Dragomanen den Legationssecretär von Wiedehopf nennen, an ihm vorüberläuft, um seiner Gebieterin, der Königin von Saba, die Ankunft des hohen Gastes zu verkünden? — denn die alte fabelhafte Person erwartet den weltberühmten Touristen auf einer schönen Oase in Aethiopien, wo sie mit ihm unter wehenden Fächerpalmen und plätschernden Springbrunnen frühstücken und coquetiren will, wie einst auch die verstorbene Lady Esther Stanhope gethan, die ebenfalls viele kluge Wäthselsprüche wußte. — Apropos aus den Memoiren, welche ein Engländer nach dem Tode dieser berühmten Sultinin der Wüste herausgegeben habe ich nicht ohne Verwunderung gelesen daß die hohe Dame als Eure Durchlaucht sie auf dem Libanon besuchten, auch von mir sprach und der Meinung gewesen, ich sei der Stifter einer neuen Religion. Du lieber Himmel! ich der Stifter einer neuen Religion! ich, dem die vorhandenen Religionen immer genug, mehr als genug gewesen! Da sehe ich, wie schlecht man in Asien über mich unterrichtet ist!

Ja wo ist jetzt der wanderläufige Uebersetz- und-Nirgends? Correspondenten einer mongolischen Zeitung behaupten er sei auf dem Wege nach China, um die Chinesen zu sehen, ehe es zu spät ist und dieses Volk von Porzellan in den plumpen Händen der rothhaarigen Barbaren ganz zerbricht — ach! seinem armen wackelköpfigen Porzellan Herrscher in schon vor Gram das Herz gebrochen! Der Calcutta Advertiser scheint der oben erwähnten mongolischen Zeitungsnachricht keinen Glauben zu schenken und behauptet vielmehr, daß Engländer, welche jüngst den Himalaja bestiegen, den fürsten Pukler Minskau auf den Flügeln eines Greifen durch die Lüfte fliegen sahen. Jenes Journal bemerkt, daß der erlauchte Reisende sich wahrscheinlich nach dem Berge Kaf begab, um dem Vogel Simurgh, der dort haust, seinen Besuch abzustatten und mit ihm über antediluvianische Politik zu plaudern. — Aber der alte Simurgh, der Decan der Diplomaten, der Er-Vesir so vieler präadamitischen Sultane, die alle weiße Röcke und rothe Hosen getragen, residirt er nicht während den Sommermonaten auf seinem Schloß Johannisberg am Rhein? Ja habe den Wein der dort



wächst, immer für den besten gehalten und für einen gar klugen Vogel hielt ich immer den Herrn des Johannisbergs; aber mein Respekt hat sich noch vermehrt, seitdem ich weiß, in welchem hohen Grade er meine Gedichte liebt, und daß er einst Eurer Durchlaucht erzählte, wie er bei der Lecture derselben zuweilen Thränen vergossen habe. Ich wollte, er läse auch einmal zur Abwechslung die Gedichte meiner Parnassgenossen, der heutigen Gesinnungspoeten; er wird freilich bei dieser Lecture nicht weinen, aber desto herzlicher lachen.

Jedoch noch immer weiß ich nicht ganz bestimmt den Aufenthaltsort des Verstorbenen, des lebendigsten aller Verstorbenen, der so viel Titularlebendige überlebt hat. — Wo ist er jetzt? Im Abendland oder im Morgenland? In China oder in England? In Hosen von Nanking oder von Manchester? In Vorderasien oder in Hinterpommern? Muß ich mein Buch nach Kwig adressiren oder nach Combuktu, poste restante? — Gleichviel, wo er auch sei überall verfolgen ihn die heiter treuerzigtigen und wehmützig tollsten Grüße seines ergebenen

Paris, den 25. August 1854.

Heinrich Heine.





I.

Paris, den 25. Februar 1840.

Je näher man der Person des Königs steht und mit eigenen Augen das Treiben desselben beobachtet, desto leichter wird man getäuscht über die Motive seiner Handlungen über seine geheimen Absichten über sein Wollen und Streben. In der Schule der Revolutionen hat er jene moderne Schlaubeit erlernt jenen politischen Jesuitismus, worin die Jacobiner manchmal die Jünger Loyola's übertrafen. In diesen Erziehungskünsten kommt noch ein Schatz angeerbter Verstellungskunst, die Tradition seiner Vorfahren der französischen Könige jener alten Sobne der Kirche, die immer weit mehr als andere Fürsten durch das heilige Oel von Rheims geschmeidigt worden, immer mehr Fuchs als Löwe waren und einen mehr oder minder priesterlichen Charakter offenbarten. In der angeleiteten und überlieferten *simulatio* und *dissimulatio* gefehlt sich noch eine natürliche Anlage bei Ludwig Philipp, so daß es fast unmöglich ist, durch die wohlwollende dicke Wille, durch das lachelnde Fleisch, die geheimen Gedanken zu erspähen.

Aber gelänge es auch bis in die Tiefe des königlichen Herzens einen Blick zu werfen so sind wir dadurch noch nicht weit gefördert denn am Ende ist eine Antipathie oder Sympathie in Bezug auf Personen nie der bestimmende Grund der Handlungen Ludwig Philapps er gehorcht nur der Macht der Dinge (*la force des choses*), der Nothwendigkeit. Alle subjective Anregung weiß er rasch grausam zurück er ist hart gegen sich selbst, und ist er auch kein Selbstherrscher so ist er doch ein Beherrscher seiner selbst: er ist ein sehr objectiver König. Es hat daher wenig politische Bedeutung, ob er etwa den Guizot mehr liebt oder weniger als den Thiers; er wird sich des Einen oder des Andern bedienen, je nachdem er den Einen oder den Andern nothig hat nicht früher nicht später. Ich kann dabei wirklich nicht mit Gewißheit sagen was von diesen zwei Männern dem König am angenehmsten oder am unangenehmsten sei. Ich glaube, ihm misfallen sie alle Beide und zwar aus Mitleid weil er ebenfalls Mensch ist in ihnen

seine beständigen Nebenbuhler sieht und am Ende fürchtet, man könnte ihnen eine größere politische Capacität zutrauen, als ihm selber. Man sagt, Guizot sage ihm mehr zu als Thiers, weil Jener eine gewisse Unpopularität genießt, die dem Könige gefällt. Aber der puritanische Zuschnitt, der lauernde Hochmuth, der doctrinäre Belehrungston, das eckig calvinistische Wesen Guizot's kann nicht anziehend auf den König wirken. Bei Thiers stößt er auf die entgegengesetzten Eigenschaften, auf einen ungezügelten Leichtsin, auf eine feste Laune, auf eine Freimüthigkeit, die mit seinem eigenen versteckten, frummüthigen, eingeschachtelten Charakter fast beleidigend contrastirt und ihm also ebenfalls wenig behagen kann. Hiezu kommt, daß der König gern spricht, ja sogar sich gern in ein unendliches Schwatzen verliert, was sehr merkwürdig, da verstellungslüchtige Naturen gewöhnlich wortkarg sind. Gar bedeutend muß ihm deshalb ein Guizot mißfallen, der nie discurrend sondern immer docirt und endlich, wenn er seine Theses bewiesen hat, die Gegenrede des Königs mit Strenge anhört, und wohl gar dem Könige Beifall nicht, als habe er einen Schulknaben vor sich, der seine Lektion gut hersagt. Bei Thiers geht's dem Könige noch schlimmer, der läßt ihn gar nicht zu Worte kommen, verloren in die Strömung seiner eigenen Rede. Das rieselt unaufhörlich wie ein Faß, dessen Hahn ohne Zapfen, aber immer kostbarer Wein. Kein Anderer kommt da zu Worte, und nur während er sich rasirt, ist man im Stande, bei Herrn Thiers ruhiges Gehör zu finden. Nur so lange ihm das Messer an der Kehle ist, schweigt er und schenkt fremder Rede Gehör.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der König sich endlich entschließt, den Begehrißen der Kammer nachgebend, Herrn Thiers mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen und ihm als Präsidenten des Conseils auch das Portefeuille der äußern Angelegenheiten anzuvertrauen. Das ist leicht vorauszusehen. Man dürfte aber mit großer Gewißheit prophezeien, daß das neue Ministerium nicht von langer Dauer sein wird, und daß Herr Thiers selber eines frühen Morgens dem Könige eine gute Gelegenheit gibt, ihn wieder zu entfernen und Herrn Guizot an seine Stelle zu berufen. Herr Thiers bei seiner Behendigkeit und Geschmeidigkeit zeigt

immer ein großes Talent, wenn es gilt den mit de Cooagne der Herrschaft zu erklettern, hinauf zu rutschen, aber er bekundet ein noch größeres Talent des Wiederheruntergleitens, und wenn wir ihn ganz sicher auf dem Gipfel seiner Macht glauben, glitscht er unversehens wieder herab, so geschickt, so artig, so lächelnd, so genial, daß wir diesem neuen Kunststück schier applaudiren möchten. Herr Guizot ist nicht so geschickt im Erklimmen des glatten Mastes. Mit schwerfälliger Mühe zottelt er sich hinauf, aber wenn er oben einmal angelangt, klammert er sich fest mit der gewaltigen Tahe; er wird auf der Höhe der Gewalt immer länger verweilen, als sein gesenkter Nebenbuhler, ja wir möchten sagen, daß er aus Unbeholfenheit nicht mehr herunterkommen kann und ein starkes Schütteln nöthig sein wird, ihm das Herabpurzeln zu erleichtern. In diesem Augenblick sind vielleicht schon die Depechen unterwegs, worin Ludwig Philipp den auswärtigen Cabineten auseinandersetzt, wie er, durch die Gewalt der Dinge gezwungen, den ihm fatalen Thiers zum Minister nehmen muß, anstatt des Guizot, der ihm viel angenehmer gewesen wäre.

Der König wird jetzt seine große Noth haben, die Antipathie, welche die fremden Mächte gegen Thiers hegen, zu beschwichtigen. Dieses Vuhlen nach dem Beifall der letztern ist eine thörichte Idiosynkrasie. Er meint, daß von dem äußern Frieden auch die Ruhe seines Inlandes abhängt, und er schenkt diesem nur geringe Aufmerksamkeit. Er, vor dessen Augenzwinkern alle Trajane, Titusse, Marc-Aurele und Antonine dieser Erde, den Großmogul mit eingerechnet, zittern müßten, er demüthigt sich vor ihnen wie ein Schüler und jammert: „Schonet meiner: verzeiht mir, daß ich, so zu sagen, den französischen Thron bestiegen, daß das tapferste und intelligenteste Volk, ich will sagen: 36 Millionen Unruhestifter und Gottesleugner mich zu ihrem König gewählt haben. — Verzeiht mir, daß ich mich verleiten ließ, aus den verruchten Händen der Rebellen die Krone und die dazu gehörigen Kronjuwelen in Empfang zu nehmen — ich war ein unerfahrenes Gemüth, ich hatte eine schlechte Erziehung genossen von Kind an, wo Frau von Genlis mich die Menschenrechte buchstabiren ließ — bei den Jacobinern, die mir den Ehrenposten eines Pfortners anvertrauten, habe ich auch nicht viel Gutes lernen

können — ich wurde durch schlechte Gesellschaft verführt, besonders durch den Marquis de Lafayette, der aus mir die beste Republik machen wollte — ich habe mich aber seitdem gebessert, ich bereue meine jugendlichen Verirrungen und ich bitte euch, verzeiht mir aus christlicher Barmherzigkeit — und schenket mir den Frieden!“ Mein, so hat sich Ludwig Philipp nicht ausgedrückt, denn er ist stolz und edel und klug, aber das war doch immer der kurze Sinn seiner langen Reden und noch längern Briefe, deren Schriftzüge, als ich sie jüngst sah, mir höchst originell erschienen. Wie man gewisse Schriftzüge „Fliegenpfortchen“ *grands de mouches* nennt, so könnte man die Handschrift Ludwig Philipps „Spinnenbeine“ benamsen; sie ähneln nämlich den hagerdünnen und schattenartig langen Beinen der sogenannten Schneiderspinnen, und die hochgestreckten und zugleich äußerst magern Buchstaben machen einen fabelhaft drolligen Eindruck.

Selbst in der nächsten Umgebung des Königs wird seine Nachgiebigkeit gegen das Ausland getadelt; aber Niemand wagt, irgend eine Rüge laut werden zu lassen. Dieser milde, gutmüthige und hausvaterliche Ludwig Philipp wird im Kreise der Seinen einen eben so blinden Gehorsam, wie ihn der wüthendste Tyrann jemals durch die größten Grausamkeiten erlangen mochte. Ehrfurcht und Liebe fesselt die Junge seiner Familie und Freunde; das ist ein Mißgeschick, und es

könnten wohl Fälle eintreten, wo dem königlichen Einzelwillen irgend ein Einspruch und sogar offener Widerspruch heilsam sein dürfte. Selbst der Kronprinz, der verständige Herzog von Orleans, beugt schweigend das Haupt vor dem Vater, obgleich er seine Fehler einseht und traurige Consequenzen, ja eine entsetzliche Katastrophe zu ahnen scheint. Er soll einst zu einem Vertrauten gesagt haben: er sehne sich nach einem Kriege, weil er lieber in den Wogen des Rheins als in einer schmutzigen Gasse von Paris sein Leben verlieren wolle. Der edle ritterliche Held hat melancholische Augenblicke und erzählt dann wie seine Muhme, Madame d'Angoulême, die überlebende Tochter Ludwigs XVI., mit ihrer heiseren Rabenstimme ihm ein frühes Verderben prophezeit als sie auf ihrer letzten Fahrt während den letzten Julitagen dem heimkehrenden Prinzen in der Nähe von Paris begegnete. Sonderbar ist es daß der Prinz einige Stunden später in Gefahr gerieth, von den Republikanern, die ihn gefangen nahmen, füllirt zu werden, und nur wie durch ein Wunder solchem Schicksal entging. Der Erbprinz ist allgemein geliebt, er hat alle Herzen gewonnen und sein Verlaß wäre der jetzigen Dynastie mehr als verderblich. Seine Popularität ist vielleicht ihre einzige Garantie. Aber er ist auch eine der edelsten und kostbarsten Blüten, die dem Boden Frankreichs, diesem „schönen Meribergarten“, entsprossen sind.





II.

Paris, den 1. März 1840.

Thiers steht heute im vollen Lichte seines Tages. — Ich sage heute, ich verbürge mich nicht für morgen. — Daß Thiers jetzt Minister ist, alleiniger, wahrhaftiger Gewaltminister, unterliegt keinem Zweifel, obgleich viele Personen, mehr aus Schelmerei denn aus Ueberzeugung, daran nicht glauben wollen, ehe sie die Ordonanzen unterzeichnet sähen, schwarz auf weiß im „Moniteur“. Sie sagen, bei der zögernden Weise des Fabius Cunctator des Königthums sei Alles möglich; vorigen Mai habe sich der Handel zerschlagen, als Thiers bereits zur Unterzeichnung die Feder in die Hand genommen. Aber diesmal, bin ich überzeugt, ist Thiers Minister. — „Schwören will ich darauf, aber nicht wetten.“ sagte einst Fox bei einer ähnlichen Gelegenheit. Ich bin nun neugierig, in wie viel Zeit seine Popularität wieder demolirt sein wird. Die Republikaner sehen jetzt in ihm ein neues Bollwerk des Königthums, und sie werden ihn gewiß nicht schonen. Großmuth ist nicht ihre Art und die

republikanische Tugend verschmäht nicht die Alliance mit der Lüge. Morgen schon werden die alten Verleumdungen aus den modrigsten Schlupfwinkeln ihre Schlangenköpfchen hervorrecken und freundlich züngeln. Die armen Collegen werden ebenfalls stark herhalten. „Ein Carnevalsministerium!“ rief man schon gestern Abend, als der Name des Ministers des Unterrichts genannt wurde. Das Wort hat dennoch eine gewisse Wahrheit. Ohne die Besorgniß vor den drei Carnevalstagen hätte man sich mit der Bildung des Ministeriums vielleicht nicht so geeilt. Aber heute ist schon Faschingssonntag, in diesem Augenblick wälzt sich bereits der Zug des boeuf gras durch die Straßen von Paris, und morgen und übermorgen sind die gefährlichsten Tage für die öffentliche Ruhe. Das Volk überläßt sich dann einer wahnsinnigen, fast verzweiflungsvollen Lust, alle Tollheit ist grauenhaft entzügelt und der Freiheitsrausch trinkt dann leicht Brüderschaft mit der Trunkenheit



des gewöhnlichen Weins. — Nimmerlei gegen Nimmerlei und das neue Ministerium ist vielleicht eine Maske des Königs für den Carnaval.

III.

Paris, den 9. April 1840.

Nachdem die Leidenschaften sich etwas abgekühlt und denkende Besonnenheit sich allmählig geltend macht, gesteht Jeder, daß die Krone Frankreichs auf's Gefährlichste bedroht war, wenn es den sogenannten Conservativen gelang, das jetzige Ministerium zu stürzen. Die Mitglieder desselben sind gewiß in diesem Augenblicke die geeignetsten Lenker des Staatswagens. Der König und

Thiers, der Eine im Innern des Wagens, der Andere auf dem Boche, sie müssen jetzt einig bleiben, denn trotz der verschiedenen Situation sind sie denselben Gefahren des Umsturzes ausgesetzt. Der König und Thiers hegen durchaus keinen geheimen Hader, wie man allgemein glaubt. Persönlich hatten sich Beide schon vor geraumer Zeit ausgesöhnt. Die Differenz bleibt nur eine politische. Bei aller jetzigen Einigkeit, bei dem besten Willen des Königs für die Erhaltung des Ministeriums, kann doch in seinem Geiste jene politische Differenz nie ganz schwinden; denn der König ist ja der Repräsentant der Krone, deren Interessen und Rechte in beständigem Conflict mit den usurpirenden Gelüsten der Kammer. In der That, wir müssen der Wahrheit gemäß das ganze Streben der Kammer mit dem Ausdruck Usurpationslust bezeichnen; sie war auch immer der angreifende Theil, sie suchte bei jeder Veranlassung die Rechte der Krone zu schmälern, die Interessen derselben zu untergraben, und der König übte nur eine natürliche Nothwehr. 5. V. die Charte verlieh dem König das Recht seine Minister zu wählen und jetzt ist dieses Prärogativ nur ein leerer Schein, eine ironische, das Königthum verhöhnende Formel, denn in der Wirklichkeit ist es die Kammer, welche die Minister wählt und verabschiedet. Auch ist es sehr charakteristisch, daß seit einiger Zeit die französische Staatsregierung nicht mehr ein constitutionelles, sondern ein parlamentarisches Gouvernement genannt wird. Das Ministerium vom 1. März erhielt gleich in der Taufe diesen Namen, und durch die That wie durch das Wort ward eine Rechtsberaubung der Krone zu Gunsten der Kammer öffentlich proclamirt und sanctionirt.

Thiers ist der Repräsentant der Kammer, er ist ihr gewählter Minister, und in dieser Beziehung kann er dem König nie ganz behagen. Die allerhöchste Mißbilligung trifft also, wie gesagt, nicht die Person des Ministers, sondern das Princip, das sich durch seine Wahl geltend gemacht hat. — Wir glauben, daß die Kammer den Sieg jenes Principes nicht weiter verfolgen wird; denn es ist im Grunde dasselbe Electionsprincip, als dessen letzte Consequenz die Republik sich darbietet. Wohin sie führen, diese gewonnenen Kammer-schlachten, merken die dynastischen Oppositionshelden jetzt ebenfugut wie jene Conservativen, die aus persönlicher Leidenschaft bei Gelegenheiten

der Dotationsfrage sich die lächerlichen Mißgriffe zu Schulden kommen lassen.

Das Verwerfen der Dotation und gar der schweigende Hohn, womit man sie verwarf, war nicht bloß eine Beleidigung des Königthums, sondern auch eine ungerechte Thorheit; denn indem man der Krone alle wirkliche Macht allmählig abkämpfte, mußte man sie wenigstens entschädigen durch äußern Glanz, und ihr moralisches Ansehen in den Augen des Volkes vielmehr erhöhen als herabwürdigen. Welche Inconsequenz! Ihr wollt einen Monarchen haben und knietert bei den Kosten für Hermelin und Goldprunk! Ihr schreckt zurück vor der Republik und mißtraut euren König öffentlich, wie ihr gethan bei der Abstimmung der Dotationsfrage! Und sie wollen wahrlich keine Republik, diese edlen Geldrenter, diese Barone der Industrie, diese Auserwählten des Eigenthums, diese Entbehrenen des ruhigen Besizes, welche die Majorität in der französischen Kammer bilden. Sie hegen vor der Republik ein noch weit entsetzlicheres Grauen als der König selbst; sie zittern davor noch weit mehr als Ludwig Philipp, welcher sich in seiner Jugend schon daran gewöhnt hat, als er ein kleiner Jacobiner war.

Wird sich das Ministerium Thiers lange halten? Das ist jetzt die Frage. Dieser Mann spielt eine schauerliche Rolle. Er verfügt nicht bloß über alle Streitkräfte des mächtigen Reiches, sondern auch über alle Heeresmacht der Revolution, über alles Feuer und allen Wahnsinn der Zeit. Reizt ihn nicht aus seiner weisen Jovialität hinaus in die fatalistischen Irrgänge der Leidenschaft, legt ihm nichts in den Weg, weder goldene Äpfel noch rothe Klöße! . . . Die ganze Partei der Krone sollte sich Glück wünschen, daß die Kammer eben den Thiers gewählt, den Staatsmann, der in den jüngsten Debatten seine ganze politische Größe offenbart hat. Ja während die Andern nur Redner sind, oder Administratoren, oder Gelehrte, oder Diplomaten, oder Tugendhelden, so ist Thiers alles Dico's zusammen, sogar Letzteres, nur daß sich bei ihm diese Fähigkeiten nicht als schroffe Specialitäten hervorstellen, sondern von seinem staatsmännischen Genie überragt und absorbiert werden. Thiers ist Staatsmann; er ist einer von jenen Geistern, denen das Talent des Regierens angeboren ist. Die Natur schafft Staatsmänner, wie sie Dichter schafft, zwei sehr heterogene Arten von Geschöpfen, die aber von

gleicher Unverletzbarkeit; denn die Menschen muß begeistert werden und regiert. Die Männer, denen die Poesie oder die Staatskunst angeboren ist, werden auch von der Natur getrieben, ihr Talent geltend zu machen, und wir dürfen diesen Trieb keineswegs mit jener kleinen Eitelkeit verwechseln, welche die Minderbegabten anstachelt, die Welt mit ihren elegischen Reimereien oder mit ihren prosaischen Declamationen zu langweilen. Thiers ist kein Ehrgeiziger, ebensowenig wie Victor Hugo; Monsieur de Lamartine hingegen ist ein Ehrgeiziger, sowohl in politischer wie in poetischer Beziehung.

Ich habe angedeutet, daß Thiers eben durch seine letzte Rede seine staatsmännische Größe bekundete. Berryer hat vielleicht mit seinen sonoren Phrasen auf die Ohren der großen Menge eine pomphastere Wirkung ausgeübt; aber dieser Orator verhält sich zu jenem Staatsmann, wie Cicero zu Demosthenes. Wenn Cicero auf dem Forum plaidirte, dann sagten die Zuhörer, daß Niemand schöner zu reden verstehe als der Marcus Cuius; sprach aber Demosthenes, so riefen die Athener: Krieg gegen Philipp! Statt aller Lobsprüche, nachdem Thiers geredet hatte, öffneten die Deputirten ihren Säckel und gaben ihm das verlangte Geld.

Culminirend in jener Rede des Thiers war das Wort „Transaction“ — ein Wort, das unsere Tagespolitiker sehr wenig begriffen, das aber nach meiner Ansicht die tiefstnünftigste Bedeutung enthält. War denn von jeher die Aufgabe der großen Staatsmänner etwas Anderes als eine Transaction, eine Vermittlung zwischen Principien und Parteien? Wenn man regieren soll, und sich zwischen zwei Factionen, die sich befehden, befindet, so muß man eine Transaction versuchen. Wie könnte die Welt fortschreiten, wie könnte sie nur ruhig stehen bleiben, wenn nicht nach wilden Umwälzungen die gebietenden Männer kämen, die unter den ermüdeten und leidenden Kämpfern den Gottesfrieden wieder herstellen im Reiche des Gedankens wie im Reiche der Erscheinung? Ja, auch im Reiche des Gedankens sind Transactionen notwendig. Was war es Anderes, als Transaction zwischen der römisch-katholischen Ueberlieferung und der menschlich-göttlichen Vernunft, was vor drei Jahrhunderten in Deutschland als Reformation und protestantische Kirche in's Leben trat? Was war es Anderes, als



Transaction was Napoleon in Frankreich versuchte, als er die Menschen und Interessen des alten Regimes mit den neuen Menschen und neuen Interessen der Revolution zu versöhnen suchte? Er gab dieser Transaction den Namen „Fusion“ — ebenfalls ein sehr bedeutungsvolles Wort, welches ein ganzes System offenbart.

Zwei Jahrtausende vor Napoleon hatte ein anderer großer Staatsmann, Alexander von Macedonien, ein ähnliches Fusionsystem erdormen als er den Occident mit dem Orient vermitteln wollte durch Wechselheiraten zwischen Siegern und Besiegten Sittentausch, Gedankenverschmelzung. Nein zu solcher Höhe des Fusionsystems konnte sich Napoleon nicht erheben, nur die Personen und

Interessen wußte er zu vermitteln, nicht die Ideen, und das war sein großer Fehler und auch der Grund seines Sturzes. Wird Herr Thiers denselben Mißgriff begehen? Wir fürchten es fast. Herr Thiers kann sprechen vom Morgen bis Mitternacht, unermüdet, immer neue glänzende Gedanken, immer neue Geistesblitze hervorbringend den Zuhörer erregend belebend blendend man mochte sagen: ein gesprochenes Feuerwerk. Und dennoch begreift er mehr die materiellen als die idealen Bedürfnisse der Menschheit; er kennt den letzten Ring nicht, womit die irdischen Erdenmüden an den Himmel gekettet sind; er hat keinen Sinn für große sociale Institutionen.





IV.

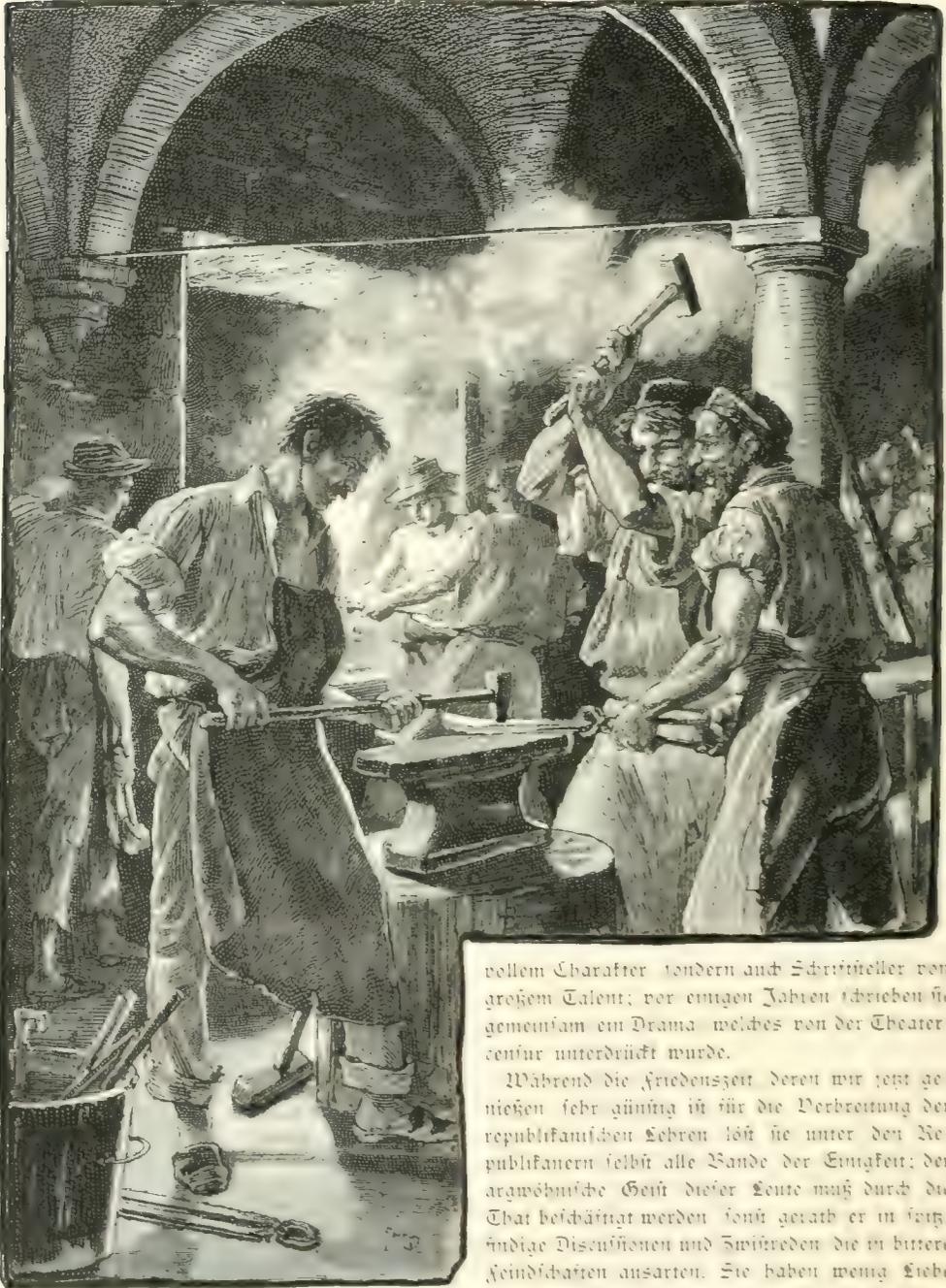
Paris, den 30. April 1840.

Zähle mir, was du heute gesäet hast, und ich wollte dir voraussagen, was du morgen ernten wirst!" In dieses Sprichwort des fernichteten Sancho dachte ich dieser Tage, als ich im faubourg Saint Marceau einige Ateliers besuchte und dort entdeckte, welche Lecture unter den Quartiers, dem kräftigsten Theil der unteren Classe, verbreitet wird. Dort fand ich nämlich mehrere neue Ausgaben von den Reden des alten Robespierre auch von Marat's Pamphleten, in Lieferma zu zwei Sous, die Revolutionsgeschichte des Cabot, Cormenin's giftige Libelle, Babeuf's Lehre und Verschwörung von Buonarotti, Schriften, die wie nach Blut rochen; — und Lieder hörte ich singen, die in der Hölle gedichtet zu sein schienen und deren Refrains von der wildesten Aufregung zeugten. Nein, von den dämonischen Tönen, die in jenen Liedern walten, kann man sich in unserer zarten Sphäre gar keinen Begriff machen: man muß dergleichen mit eigenen Ohren angehört haben, z. B. in jenen ungeheuren Werkstätten wo Metalle verarbeitet werden und die halb nackten, trohigen Gestalten während des Singens mit dem großen eisernen Hammer den Tact schlagen auf dem dröhnenden Amboss. Solches Accompanement ist vom größten Effect, sowie auch die Beleuchtung, wenn die zornigen Funken aus der Esse hervoriprühen. Nichts als Leidenschaft und Flamme!

Eine Frucht dieser Saat droht aus Frankreichs Boden früh oder spät die Republik hervorzu-
brechen. Wir müssen in der That solcher Befürchtung Raum geben; aber wir sind zugleich überzeugt, daß jenes republikanische Regiment nimmermehr von langer Dauer sein kann in der Heimat der Coquetterie und der Eitelkeit. Und gesetzt auch, der Nationalcharakter der Franzosen wäre mit dem Republikanismus ganz vereinbar, so könnte doch die Republik, wie unsere Radicalen sie träumen, sich nicht lange halten. In dem Lebensprincip einer solchen Republik liegt schon der

Keim ihres frühen Todes; in ihrer Blüthe muß sie sterben. Gleichviel von welcher Verfassung ein Staat sei, er erhält sich nicht blos und allein durch den Gemein Sinn und den Patriotismus der Volksmasse, wie man gewöhnlich glaubt, sondern er erhält sich durch die Geistesmacht der großen Individualitäten, die ihn lenken. Nun aber wissen wir, daß in einer Republik der angedeuteten Art ein eifersüchtiger Gleichheits Sinn herrscht, der alle ausgezeichneten Individualitäten immer zurückstößt, ja unmöglich macht, und daß also in Zeiten der Noth nur Gevatter Gerber und Wursthändler sich an die Spitze des Gemeinwesens stellen werden. Durch dieses Grundübel ihrer Natur müssen jene Republiken nothwendigerweise zu Grunde gehen, sobald sie mit energischen und von großen Individualitäten vertretenen Oligarchien und Autokratien in einen entscheidenden Kampf gerathen. Das dieses aber stattfinden muß, sobald in Frankreich die Republik proclamirt würde, unterliegt keinem Zweifel.

Das bedeutendste Organ der Republikaner ist die „Revue du progrès“. Louis Blanc, der Redacteur ~~der~~ ist unstreitig ein ausgezeichnete Kopf oder vielmehr ein ausgezeichnetes Köpfschen. Von Statur ist er sehr klein, sieht fast aus wie ein Schulschlingel, kleine rothe Backen, fast gar kein Bart; aber mit dem Geiste überragt er die meisten seiner Parteigenossen und sein Blick dringt tief in die Abgründe, wo die socialen Fragen nisten und lauern. Er ist ein Mann, der eine große Zukunft hat, denn er begreift die Vergangenheit. Er ist, wie gesagt, ein ausgezeichnete Kopf, und ich habe mich nicht sehr verwundert, als ich diese Woche von der Dissidenz erfuhr, die zwischen ihm und seinen republikanischen Mitredacturen ausgebrochen. Louis Blanc hatte nämlich bei Gelegenheit des „Vautrin“ von Balzac unumwunden erklärt, daß die Theater-censur nothwendig sei. Empört durch solchen greuelhaften Anspruch, solche antijacobinische Kezerei, haben sich Felix Pyat und Auguste Luchet



vollem Charakter sondern auch Schriftsteller von großem Talent; vor einigen Jahren schrieben sie gemeinsam ein Drama welches von der Theater-censur unterdrückt wurde.

Während die Friedenszeit deren wir jetzt genießen sehr günstig ist für die Verbreitung der republikanischen Lehren löst sie unter den Republikanern selbst alle Bande der Engherzigkeit; der argwöhnische Geist dieser Leute muß durch die That behdärmt werden sonst gerath er in sorgfältige Discussionen und Zwistreden die in bittere Feindschaften ausarten. Sie haben wenig Liebe für ihre Freunde und sehr viel Haß für diejenigen die durch Gewalt des fortschreitenden Nachdenkens sich einer entgegengelegten Ansicht

von der Redaction der „Revue du progres“ los gesagt. Beide sind nicht bloß Männer von ehren-

zuneigen. Mit einer Beschuldigung des Ehrgeizes, wo nicht gar der Veschlichkeit, sind sie alsdann sehr freigebig. In ihrer Beschränktheit pflegen sie nie zu begreifen, daß ihre früheren Bundesgenossen manchmal durch Meinungsverschiedenheit gezwungen werden, sich von ihnen zu entfernen. Unfähig, die rationellen Gründe solcher Entfernung zu ahnen, schreien sie gleich über pecuniäre Motive. Dieses Geschrei ist charakteristisch. Die Republikaner haben sich nun einmal mit dem Gelde auf's Feindseligste überworfen; Alles, was ihnen Schlimmes begegnet, wird dem Einfluß des Geldes zugeschrieben; und in der That, das Geld dient ihren Gegner als Barricade, als Schutz und Wehr, ja das Geld ist vielleicht ihr eigentlicher Gegner, der heutige Pitt, der heutige Coburg, und sie schimpfen darauf in altäussculottischer Weise. Im Grunde leitet sie ein richtiger Instinct. Von jener neuen Doctrin, die alle socialen Fragen von einem höheren Gesichtspunkte betrachtet und von dem banalen Republikanismus sich eben so glänzend unterscheidet wie ein kaiserliches Purpurgewand von einem grauen Gleichheitskittel, davon haben unsere Republikaner

wenig zu fürchten; denn wie sie selber, ist auch die große Menge noch entfernt von jener Doctrin. Die große Menge, der höhere und niedere Plebs, der edle Bürgerstand, der bürgerliche Adel, sämtliche Honoratioren der lieben Mittelmäßigkeit, begreifen ganz gut den Republikanismus — eine Lehre, wozu nicht viel Vorkenntnisse gehören. die zugleich allen ihren Kleingefühlen und Verflachungsgedanken zusagt und die sie auch öffentlich bekennen würden, geriethen sie nicht dadurch in einen Conflict — mit dem Gelde. Jeder Thaler ist ein tapferer Bekämpfer des Republikanismus, und jeder Ducaten ein Achilles. Ein Republikaner haßt daher das Geld mit großem Recht und wird er dieses Feindes habhaft, ach! so ist der Sieg noch schlimmer als eine Niederlage; der Republikaner, der sich des Geldes bemächtigte, hat aufgehört, ein Republikaner zu sein! Er gleicht dann jenem Reichsoldaten, welcher ausrief: „Herr Corporal, ich habe einen Gefangenen gemacht!“ aber, als der Corporal ihn seinen Gefangenen herbeiführen hieß, die Antwort gab: „Ich kann nicht, denn er läßt mich nicht los.“





Wie die Sympathie, die der Republikanismus erregt, dennoch durch die Geldinteressen heftig niedergehalten wird, bemerkte ich dieser Tage im Gespräche mit einem sehr aufgeklärten Banquier, der im größten Eifer zu mir sagte: „Wer befreit denn die Vorzüge der republikanischen Verfassung? Ich selber bin manchmal ganz Republikaner. Sehen Sie, stecke ich die Hand in die rechte Hosentasche, worin mein Geld ist, so macht die Berührung mit dem kalten Metall mich zittern, ich fürchte für mein Eigenthum und ich fühle mich monarchisch gesinnt; stecke ich hingegen die Hand in die linke Hosentasche, welche leer ist, dann schwindet gleich alle Furcht und ich preise lustig die Marseillaise und ich stimme für die Republik!“ — Der aufgeklärte Banquier, der mir dieses sagte, ist weder der große Baron von Nothschild, noch der kleine Herr Königswarter; kann bedürfte es noch dieser besondern Bemerkung, da Ersterer, wie Jeder weiß, so viel Geld hat, daß seine beiden Taschen davon voll sind, während der Andere zu wenig Geist hat, als daß er irgend zu erklären wüßte, warum er zwanzigmal des Tages abwechselnd Royalist und Republikaner ist.

Wie die Republikaner sind auch die Legitimisten beschäftigt, die jetzige Friedenszeit zur Aussaat zu benutzen, und besonders in den stillen Boden der Provinz streuen sie den Samen, woraus ihr Heil erblühen soll. Das Meiste erwarten sie von der Propaganda, die durch Erziehungsanstalten und Bearbeitung des Landvolkes die Autorität der Kirche wieder herzustellen trachtet. Mit dem Glauben der Väter sollen auch die Rechte der Väter wieder zu Ansehen kommen. Man sieht daher Frauen von der adligsten Geburt, die gleichsam als Liches patronesses der Religion ihre devoten Gemüthungen zur Schau tragen, überall Seelen für den Himmel anwerben und durch ihr elegantes Beispiel die ganze vornehme Welt in die Kirchen locken. Auch waren die Kirchen nie voller als letzte Wintern. Besonders nach Saint-Nicolas und Notre Dame de Lorette drängte sich die gepuzzte Andacht; hier glänzten die schwärmerisch schönsten Toiletten, hier reichete der fromme Dandy das Weibswasser mit weißen Glacehandschuhen, hier beteten die Grazien. Wird dies lange währen? Wird diese Religiosität wenn sie die Vogue der Mode gewinnt

nicht auch dem schnellen Wechsel der Mode unterworfen sein? Ist die Röthe ein Zeichen der Gesundheit? . . . Der liebe Gott hat heute viele Besuche, sagte ich vorigen Sonntag zu einem Freunde, als ich den Andrang nach den Kirchen bemerkte. „Es sind Abschiedsvisiten“ — erwiderte der Ungläubige.

Die Drachenzähne, welche von Republikanern und Legitimisten gesäet werden, kennen wir jetzt, und es wird uns nicht überraschen, wenn sie einst als geharnischte Kämpen aus dem Boden hervorstürmen und sich unter einander würgen, oder auch mit einander fraternisiren. Ja, Letzteres ist möglich; gibt es doch hier einen entseßlichen Prediger, der durch seine blutdürstigen Glaubensworte die Männer des Scheiterhaufens mit den Männern der Guillozine zu verbinden hofft.

Unterdessen sind alle Augen auf das Schauspiel gerichtet, das auf Frankreichs Oberfläche durch mehr oder minder oberflächliche Acteure tragirt wird. Ich spreche von der Kammer und dem Ministerium. Die Stimmung der Ersteren sowie die Erhaltung des letzteren ist gewiß von der größten Wichtigkeit, denn der Hader in der Kammer könnte eine Katastrophe beschleunigen, die bald näher, bald ferner zu treten scheint. Etwas solches Ausrück so lange als möglich vorzubehalten, ist die Aufgabe unserer jetzigen Staatslenker. Daß sie nichts Anderes wollen, nichts Anderes hoffen, daß sie die endliche „Götterdämmerung“ voraussehen, verräth sich in allen ihren Handlungen, in allen ihren Worten. Mit fast naiver Ehrlichkeit gestand Thiers in einer seiner letzten Reden, wie wenig er der nächsten Zukunft trane und wie man von Tag zu Tag sich hinfristen müsse; er hat ein feines Ohr und hört schon das Geheul des Wolfes Fenris, der das Reich der Götter verkündigt. Wird ihn die Verwerfung über das Unabwendbare noch mal pluckend zu einer allzu heftigen Handlung hinreißen? Seine Gegner flüsteren sich dergleichen in's Ohr. Hingegen seine Freunde bemerken an ihm eine täglich zunehmende Milde. Der Mann lebt im Gefühl seiner ernsthaften Pflichten, seiner Verantwortlichkeit gegen Mitwelt und Nachwelt, und er wird dem Tumult der Tagesleidenschaften immer die kluge Ruhe des Staatsmannes entgegensetzen.



V.

Paris, den 7. Mai 1840.

Die heutigen Pariser Blätter bringen einen Bericht des k. k. österreichischen Consuls zu Damascus an den k. k. österreichischen Generalconsul in Alexandria, in Bezug der Damascener Juden, deren Martyrthum an die dunkelsten Zeiten des Mittelalters erinnert. Während wir in Europa die Märchen desselben als poetischen Stoff bearbeiten und uns an jenen schauerlich naiven Sagen ergötzen, womit unsere Vorfahren sich nicht wenig ängstigten; während bei uns nur noch in Gedichten und Romanen von jenen Heren, Wehrwölfen und Juden die Rede ist, die zu ihrem Satansdienst das Blut frommer Christenkinder nöthig haben; während wir lachen und veracessen, fängt man an im Morgenlande sich sehr betrüblich des alten Aberglaubens zu erinnern und gar ernsthafte Gesichter zu schneiden, Gesichter des düstersten Grimms und der verzweifelnnden Todesqual! Unterdessen tollert der Henker, und auf der Marterbank gesteht der Jude, daß er bei dem herannahenden Passahfeste etwas

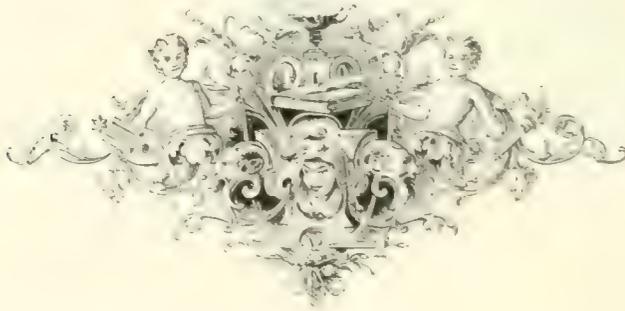
Christenblut brauchte zum Eintunken für seine trocknen Osterbröte, und daß er zu diesem Behufe einen alten Kapuziner abgeschlachtet habe! Der Türke ist dumm und schände und stellt gern seine Bastonaden- und Torturapparate zur Verfügung der Christen gegen die angeklagten Juden; denn beide Secten sind ihm verhaßt, er betrachtet sie beide wie Hunde, er nennt sie auch mit diesem Ehrennamen und er freut sich gewiß, wenn der christliche Siaur ihm Gelegenheit gibt, mit einigem Anschein von Recht den jüdischen Siaur zu mißhandeln, wartet nur, wenn es mal des Paschas Vortheil sein wird und er nicht mehr den bewaffneten Einfluß der Europäer zu fürchten braucht, wird er auch dem gegnerischen Hunde Gehör schenken und dieser wird unsere christlichen Brüder anklagen. Gott weiß weissen! Heute Amboß, morgen Hammer!

Aber für den Freund der Menschheit wird dergleichen immer ein Herzleid sein. Erscheinungen dieser Art sind ein Unglück dessen Folgen

unberechenbar. Der Fanatismus ist ein ansteckendes Uebel, das sich unter den verschiedensten Formen verbreitet und am Ende gegen uns Alle wüthet. Der französische Consul in Damascus der Graf Ratti-Menton, hat sich Dinge zu Schulden kommen lassen, die hier einen allgemeinen Schrei des Entsetzens erreaten. Er ist es, welcher den occidentalischen Aberglauben dem Orient einimpfte und unter dem Pöbel von Damascus eine Schrift austheilte, worin die Juden des Christenmordes bezichtigt werden. Diese haßschnaufende Schrift, die der Graf Menton von seinen geistlichen Freunden zum Behufe der Verbreitung empfangen hatte, ist

ursprünglich der Bibliotheca prompta a Luca Ferrario entlehnt und es wird darin ganz bestimmt behauptet, daß die Juden zur Feier ihres Passahfestes des Blutes der Christen bedürften. Der edle Graf hütete sich, die damit verbundene Sage des Mittelalters zu wiederholen, daß nämlich die Juden zu demselben Zwecke auch consecrirte Hostien stehlen und mit Nadeln so lange stechen, bis das Blut herausfließe - eine Unthat die im Mittelalter nicht blos durch beeidigte Zeugenaussagen, sondern auch dadurch aus Tageslicht gekommen, daß über dem Judenbaue worin eine jener gestohlenen Hostien gekreuzigt worden, sich ein lichter Schein verbreitete. Nein, die Ungläubigen, die Muhammedaner hätten dergleichen nimmermehr geglaubt, und der Graf Menton mußte im Interesse seiner Sendung zu weniger miraculösen Historien seine Zusucht

nehmen. Ich sage: im Interesse seiner Sendung und überlasse diese Worte dem weitesten Nachdenken. Der Herr Graf ist erst seit kurzer Zeit in Damascus: vor sechs Monaten sah man ihn hier in Paris, der Werkstätte aller progressiven aber auch aller retrograden Verbrüderungen. Der hiesige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Chiens, der sich jüngst nicht blos als Mann der Humanität, sondern sogar als Sohn der Revolution geltend zu machen suchte offenbar bei Gelegenheit der Damas.ener Vorgänge eine befremdliche Lauheit. Nach dem heutigen „Moniteur“ soll bereits ein Viceconsul nach Damascus abgegangen sein, um das Betragen des dortigen französischen Consuls zu untersuchen. Ein Viceconsul! Gewiß eine untergeordnete Person aus einer nachbarlichen Landschaft ohne Namen und ohne Bürgschaft parteiloser Unabhängigkeit!



VI.

Paris den 14. Mai 1840.

Die offizielle Ankündigung in Betreff der sterblichen Reste Napoleons hat hier eine Wirkung hervorgebracht, die alle Erwartungen des Ministeriums übertraf. Das Nationalgefühl ist aufgeregt bis in seine abgründlichsten Tiefen, und der große Act der Gerechtigkeit, die Genugthuung, die dem Riesen unseres Jahrhunderts widerfährt und alle edlen Herzen dieses Erdballs erfreuen muß, erscheint den Franzosen als der Anfang einer Rehabilitation ihrer gekränkten Volksehre. Napoleon ist ihr Point-Honneur.

Ihr irrt euch. In der Person des auf Sankt Helena Geschiedenen wurde nicht Frankreich mißhandelt, sondern die Menschheit, wie auch die Leichenfeier, die jetzt stattfinden wird, keineswegs als eine Niederlage der auswärtigen Mächte zu betrachten ist, sondern als ein Sieg der Menschheit. Dem Lebenden galt der Kampf, nicht dem Todten, und daß man diesen den Franzosen nicht schon längst ausgeliefert hat, das ist nicht die Schuld der europäischen Potentaten, sondern einer kleinen Coterie großbritannischer Fuchsjäger und Stallknechte, die unterdessen den Hals gebrochen oder sich die Kehle abgeschnitten haben, wie z. B. der edle Londonderry, oder auch sonst zu Grunde gingen durch die Macht der Zeit und des Portweines. Wir haben bereits vor vielen Jahren in Deutschland dem großen Kaiser den schuldigen Tribut der Verehrung gezollt, und jetzt haben wir wohl das Recht, die Exaltation der heutigen Huldigungen mit etwas Gemüthsruhe zu betrachten. Aufrichtig gestanden, die Franzosen geberden sich bei dieser Gelegenheit wie die Kinder, denen man ihr Spielzeug genommen hat und wieder zurückgibt; sobald sie es in Händen haben, werden sie es lachend zerschlagen und mit Füßen treten, und ich sehe schon voraus, wie viele schlechte Witze gerissen werden, wenn die große Procession anlangt mit den Reliquien von St. Helena. Jetzt schwärmen sie genug, die gutmüthig leichtsinnigen Franzosen. Sie sind mit

den Lebenden so unzufrieden, daß sie Gott weiß was von dem Todten erwarten. Ihr irrt euch. Ihr werdet einen sehr stillen Mann an ihm finden.

Während aber der kluge Präsident des Conseils die Nationalität unserer lieben Kechenäer, der Maulausperrer an der Seine, mit Erfolg zu fixeln und anzubenten weiß, zeigt er sich sehr indifferent, ja mehr als indifferent in einer Sache, wo nicht die Interessen eines Landes oder eines Volkes, sondern die Interessen der Menschheit selbst in Betracht kommen. Ist es Mangel an liberalem Gefühl oder an Scharfsinn, was ihn verleitet, für den französischen Consul, dem in der Tragödie zu Damascus die schändlichste Rolle zugeschrieben wird, offenbar Partei zu nehmen? Nein. Herr Thiers ist ein Mann von großer Einsicht und Humanität, aber er ist auch Staatsmann, er bedarf nicht bloß der revolutionären Sympathien, er hat Helfer nöthig von jeder Sorte, er muß transigiren, er braucht eine Majorität in der Pairskammer, er kann den Clerus als ein gouvernementales Mittel benützen, nämlich jenen Theil des Clerus, der, von der älteren Bourbonnschen Linie nichts mehr erwartend, sich der jetzigen Regierung angeschlossen hat. Zu diesem Theil des Clerus welchen man den *clergé rallié* nennt, gehören sehr viele Ultramontane, deren Organ ein Journal Namens „Univers“; letztere erwarten das Beil der Kirche von Herrn Thiers und dieser sucht wieder in jenen seine Stütze. Graf Montalembert, das rühmteste Mitglied der frommen Gesellschaft und seit dem ersten März auch Seide des Herrn Thiers, ist der sichtbare Vermittler zwischen dem Sohn der Revolution und den Vätern des Glaubens, zwischen dem ehemaligen Redacteur des „National“ und den jetzigen Redacturen des „Univers“, die in ihren Columnen alles Mögliche aufbieten, um der Welt glauben zu machen, die Juden fräßen alte Kapuziner, und der Graf Ratti-Menton sei ein ehrlicher Mann. Graf Ratti-Menton, ein Freund.



vielleicht nur ein Werkzeug der Freunde des Grafen Montalembert, war früher französischer Consul in Sicilien wo er zweimal Vankrott machte und fortgeschafft ward. Später war er Consul in Tiflis wo er ebenfalls das Feld räumen mußte und zwar wegen Dinge die nicht sonderlich ehrender Art sind; nur so viel will ich bemerken, daß damals der russische Botschafter zu Paris, Graf Pahlen, dem höchsten Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Molé, die bestimmte Anzeige machte: im Fall man den Herrn Kami Menton nicht von Tiflis abheure werde die kaiserlich russische Regierung denselben schimpf-

lich zu entfernen wissen. Man hatte das Volk wodurch man flammen schüren wil, nicht von so faulem Baume nehmen sollen! —

Zwischen dem „Univers“ und der „Quoditienne“ welche sich von Eiferem durch einen etwas hevaloresken Ton unterscheidet hat sich in Betreff der Damascener Vorgänge eine Polemik entsponnen die sehr wunderlicher als ergötzlicher Art ist; die „Quoditienne“, ein Organ der reinen Legitimisten, der Anhänger der älteren Linie, steht in natürlicher Fehde mit jenem Theil des Clerus, welcher sich der jüngeren Linie der Bourbonen der herrschenden Dynastie anschließt.



VII.

Paris den 20. Mai 1840.

Herr Thiers hat durch die überzeugende Klarheit womit er in der Kammer die trockensten und verworrensten Gegenstände abhandelte wieder neue Lorbeeren errungen. Die Bankverhältnisse wurden uns durch seine Rede ganz veranschaulicht, sowie auch die Mgier'schen Angelegenheiten und die Zuckerfrage. Der Mann versteht Alles: es ist schade daß er sich nicht auf deutsche Philosophie gelegt hat; er würde auch diese zu verentlichen wissen. Aber wer weiß! wenn die Ereignisse ihn antreiben und er sich auch mit Deutschland beschäftigen muß, wird er über Hegel und Schelling ebenso belehrend sprechen, wie über Zuckerrohr und Runkelrübe.

Wichtiger aber für die Interessen Europas als die kommerziellen finanziellen und Colonialgegenstände, die in der Kammer zur Sprache kamen, ist die feierliche Rückkehr der irdischen Nene Napoleons. Diese Angelegenheit beharrt hier noch immer alle Geister die höchsten wie

die niedrigsten. Während unten im Volke Alles jubelt, jauchzt, glüht und aufstammt, gräbelt man oben in den kältern Regionen der Gesellschaft über die Gefahren, die jetzt von St. Helena aus täglich näher ziehen und Paris mit einer sehr bedenklichen Todtenfeier bedrohen. Ja, könnte man schon den nächsten Morgen die Asche des Kaisers unter der Kuppel des Invalidenpalastes beisetzen, so dürfte man dem jetzigen Ministerium Kraft genug zutrauen, bei diesem Leichenbegängnisse jeden ungefügen Ausbruch der Leidenschaften zu verhüten. Aber wird es diese Kraft noch nach sechs Monaten besitzen zur Zeit wenn der trummstirrende Saig in die Seine hereinschwimmt?

In Frankreich, dem rauschenden Lande der Bewegung, können sich binnen sechs Monaten die sonderbarsten Dinge ereignen; Thiers ist unterdessen vielleicht wieder Privatmann geworden was wir sehr wünschten, oder er ist unterdessen als Minister sehr depopularisirt was wir sehr



besürchten, oder Frankreich ward unterdessen in einen Krieg verwickelt — und alsdann könnten aus der Asche Napoleons einige Funken hervorsprühen, ganz in der Nähe des Stuhls, der mit rothem Junder bedeckt ist!

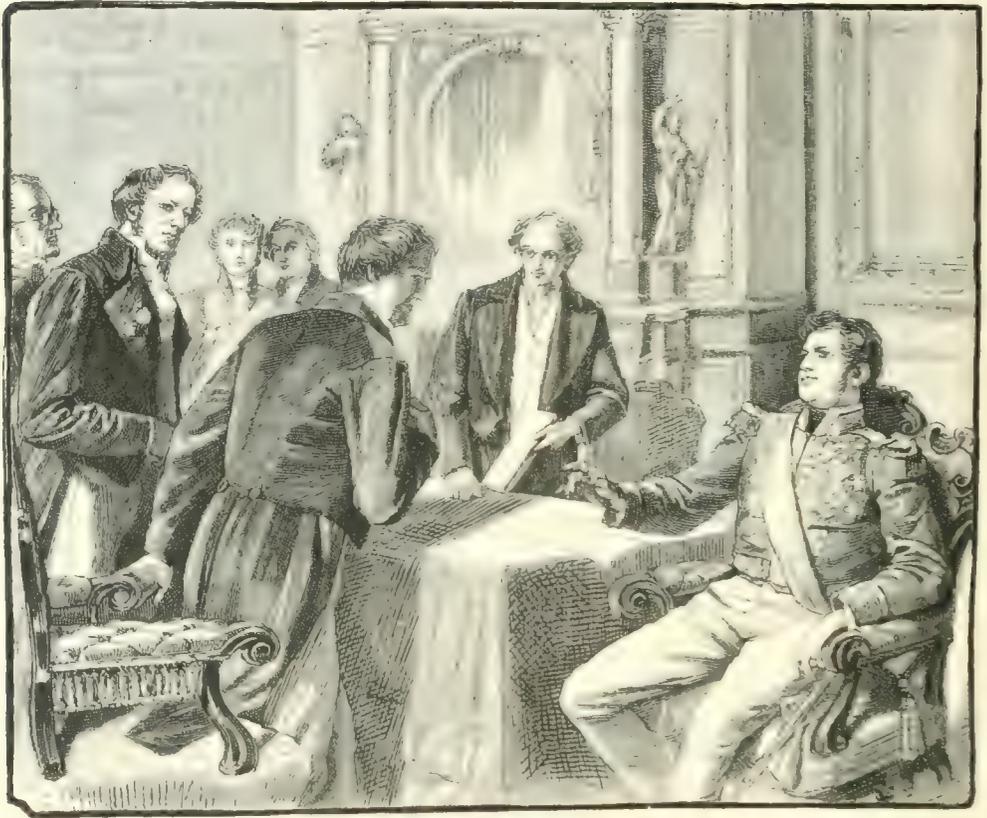
Schuf Herr Thiers — meinen Viele — schuf er jene Gefahr, um sich unentbehrlich zu machen, da man ihm auch die Kunst zutraut, alle selbst geschaffenen Gefahren glücklich zu überwinden, oder — meinen wieder Andere — sucht er im Bonapartismus eine glänzende Zuflucht für den Fall, daß er einmal mit dem Orleanismus ganz brechen müßte? Herr Thiers weiß sehr gut, daß wenn er, in die Opposition zurücksinkend, den jetzigen Thron umstürzen hülfe, die Republikaner an's Ruder kämen und ihm für den besten Dienst den schlechtesten Dank widmen würden; im günstigsten Falle schöben sie ihn sacht bei Seite. Stospernd über jene rohen Tugendklöße, könnte er leicht den Hals brechen und noch odendrein verböhnt werden. Vergleichen hätte er aber nicht vom Bonapartismus zu besürchten, wenn er dessen Wiedereinsetzung förderte. Und leichter wäre es in Frankreich ein Bonapartistenregiment als eine Republik wieder zu begründen.

Die Franzosen, aller republikanischen Eigenschaften bar, sind ihrer Natur nach ganz bonapar-

tistisch. Ihnen fehlt die Einfalt, die Selbstgenügsamkeit, die innere und die äußere Ruhe; sie lieben den Krieg des Krieges wegen; selbst im Frieden ist ihr Leben eitel Kampf und Lärm; die Alten wie die Jungen ergötzen sich gern am Trommelschlag und Pulverdampf, an Kualleffecten jeder Art.

Dadurch, daß Herr Thiers ihrem angebornen Bonapartismus schmeichelte, hat er unter den Franzosen die außerordentlichste Popularität gewonnen. Oder ward er populär, weil er selber ein kleiner Napoleon ist, wie ihn jüngst ein deutscher Correspondent nannte? Ein kleiner Napoleon! Ein kleiner gothischer Dom! Ein gothischer Dom erregt eben dadurch unser Erstaunen weil er so kolossal, so groß ist. Im verjüngten Maßstabe verlore er alle Bedeutung. Herr Thiers ist gewiß mehr als so ein winziges Dönnchen. Sein Geist überragt alle Intelligenzen rund um ihn her, obgleich Manche darunter sind, die von bedeutender Statur. Keiner kann sich mit ihm messen, und in einem Kampfe mit ihm muß die Schlauheit selbst den Kürzern ziehen. Er ist der klügste Kopf Frankreichs, obgleich er, wie man behauptet, es selbst gesteht. In seiner schnelljüngigen Weise soll er nämlich voriges Jahr während der Ministerkrisis zum König gesagt haben: „Eure Majestät glauben, Sie seien der klügste Mann in diesem Lande, aber ich kenne hier Jemand der noch weit klüger ist, und das bin ich!“ Der schlaue Philipp soll hierauf geantwortet haben: „Sie irren sich, Herr Thiers; wenn Sie es wären, würden Sie es nicht sagen.“ — Dem sei aber, wie ihm wolle, Herr Thiers wandelt zu dieser Stunde durch die Gemäcker der Tuilerien mit dem Selbstbewußtsein seiner Größe, als ein Maire du Palais der Orlean'schen Dynastie.

Wird er lange diese Allmacht behaupten? Ist er nicht jetzt schon heimlich gebrachen in Folge ungeheurer Anstrengungen? Sein Haupt ist vor der Zeit gebleicht, man findet darauf gewiß kein einziges schwarzes Haar mehr; und je länger er herrscht, desto mehr schwindet die kecke Gesundheit seines Naturells. Die Leichtigkeit, womit er sich bewegt, hat jetzt sogar etwas Unheimliches. Aber außerordentlich und bewunderungswürdig ist sie noch immer, diese Leichtigkeit, und wie leicht und beweglich auch die andern Franzosen sind, in Vergleichung mit Thiers erscheinen sie wie lauter plumpe Deutsche.



VIII.

Paris, den 27. Mai 1840.

Ueber die Blutfrage von Damascus haben norddeutsche Blätter mehrere Mittheilungen geliefert welche theils von Paris, theils von Leipzig datirt aber wohl aus derselben Feder geflossen sind und im Interesse einer gewissen Classe das Urtheil des deutschen Publicums wie leiten sollen. Wir lassen die Persönlichkeiten und die Motive jenes Berichterstatters unbelendet, enthalten uns auch aller Untersuchung der Damascus'er Vorgänge; nur über das, was in Beziehung derselben von den hiesigen Juden und der hiesigen Presse gesagt wurde, erlauben wir uns einige berichtigende Bemerkungen. Aber auch bei dieser Aufgabe leitet uns mehr das Interesse der Wahr-

heit als der Personen: und was gar die hiesigen Juden betrifft so ist es möglich daß unser Zeugniß eher gegen sie als für sie sprache. — Wahrscheinlich wir würden die Juden von Paris eher loben als tadeln, wenn sie, wie die erwähnten deutschen Blätter meldeten, für ihre unglücklichen Glaubensbrüder in Damascus einen so großen Eifer an den Tag legten und zur Ehrenrettung ihrer verkleumdeten Religion kein Geldopfer scheuten. Aber es ist nicht der Fall. Die Juden in Frankreich sind schon zu lange emancipirt, als daß die Stammesbande nicht sehr gelockert wären sie sind fast ganz untergegangen oder besser gesagt aufgegangen in der französischen Nationalliait: sie sind gerade eben solche Franzosen wie

die Andern, und haben also auch Umwandlungen von Enthusiasmus, die vierundzwanzig Stunden, und, wenn die Sonne heiß ist, sogar drei Tage dauern! — und das gilt von den Vessern. Viele unter ihnen üben noch den jüdischen Ceremonialdienst, den äußerlichen Cultus, mechanisch, ohne zu wissen warum, aus alter Gewohnheit; von innerem Glauben keine Spur, denn in der Synagoge ebenso wie in der christlichen Kirche hat die witzige Säure der Voltaire'schen Kritik zerstörend gewirkt. Bei den französischen Juden wie bei den übrigen Franzosen ist das Gold der Gott des Tages, und die Industrie ist die herrschende Religion. In dieser Beziehung dürfte man die hiesigen Juden in zwei Secten eintheilen; in die Secte der rive droite und die Secte der rive gauche, diese Namen haben nämlich Bezug auf die beiden Eisenbahnen, welche, die eine längs dem rechten Seine-Ufer, die andere dem linken Ufer entlang, nach Versailles führen und von zwei berühmten Finanzrabbinern geleitet werden, die mit einander eben so divergirend hadern, wie einst Rabbi Samai und Rabbi Hillel in der älteren Stadt Babylon.

Wir müssen dem Großrabbi der rive droite, dem Baron Rothschild, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er für das Haus Israel eine edlere Sympathie an den Tag legt als sein schriftgelehrter Antagonist, der Großrabbi der rive gauche, Herr Benoit Foukd, der, während in Syrien, auf Anreizung eines französischen Consuls, sein Glaubensbrüder gefoltert und gewürgt wurden, mit der unerschütterlichen Seelenruhe eines Billel in der französischen Deputirtenkammer einige schöne Reden hielt über die Conversion der Renten und den Disconto der Bank.

Das Interesse, welches die hiesigen Juden an der Tragödie von Damascus nahmen, reducirt sich auf sehr geringfügige Manifestationen. Das israelitische Consistorium, in der lauen Weise aller Körperschaften, versammelte sich und deliberrte; das einzige Resultat dieser Deliberationen war die Meinung, daß man die Actenstücke des Processus zur öffentlichen Kunde bringen müsse. Herr Cremieure, der berühmte Advocat, welcher nicht blos den Juden, sondern den Unterdrückten aller Confessionen und aller Doctrinen zu jeder Zeit seine großmüthige Beredsamkeit gewidmet, unterzog sich der obenewähnten Publication, und mit Ausnahme einer schönen

Frau und einiger jungen Gelehrten ist wohl Herr Cremieure der Einzige in Paris, der sich der Sache Israels thätig annahm. Mit der größten Aufopferung seiner persönlichen Interessen, mit Verachtung jeder lauernden Hinterlist, trat er den gehässigsten Insinuationen rücksichtslos entgegen und erbot sich sogar nach Aegypten zu reisen, wenn dort der Proceß der Damascener Juden vor das Tribunal des Pascha Mehemed Ali gezogen werden sollte. Der ungetreue Berichterstatter in den erwähnten norddeutschen Blättern insinuirte der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ mit perfider Nebenbemerkung, daß Herr Cremieure die Entgegnung, womit er die falschen Missionsberichte in den hiesigen Zeitungen zu entkräften wußte, als Inserat druckte und die übliche Gebühr dafür entrichtete. Wir wissen aus sicherer Quelle, daß die Journaldirectionen sich bereitwillig erklärten, jene Entgegnung ganz gebührenfrei einzurücken, wenn man einige Tage warten wolle, und nur auf Verlangen des schleunigsten Abdrucks berechneten einige Redactionen die Kosten eines Supplementblattes, die wahrlich nicht von großem Belange, wenn man die Geldkräfte des israelitischen Consistoriums bedenkt. Die Geldkräfte der Juden sind in der That groß, aber die Erfahrung lehrt, daß ihr Geiz noch weit größer ist. Eines der hochgeschätztesten Mitglieder des hiesigen Consistoriums — man schätzt ihn nämlich auf einige dreißig Millionen francs — Herr Wilhelm de Romilly, gäbe vielleicht keine hundert francs, wenn man zu ihm käme mit einer Collecte für die Rettung seines ganzen Stammes! Es ist eine alte klägliche, aber noch immer nicht abgenutzte Erfindung, daß man Demjenigen, der zur Vertheidigung der Juden seine Stimme erhebt, die unlautersten Geldmotive zuschreibt; ich bin überzeugt, nie hat Israel Geld gegeben, wenn man ihm nicht gewaltsam die Zähne ausriß, wie zur Zeit der Valois. Als ich unlängst die Histoire des Juifs von Basnage durchblätterte, mußte ich herzlich lachen über die Naivität, womit der Autor, welchen seine Gegner anklagten, als habe er Geld von den Juden empfangen, sich gegen solche Beschuldigung vertheidigte; ich glaube ihm auf's Wort, wenn er wehmüthig hinzusetzt: Le peuple juif est le peuple le plus nigrat qu'il y ait au monde! Wie und da freilich gibt es Beispiele, daß die Eitelkeit die vertrockneten Taschen der Juden zu öffnen verstand,

aber dann war ihre Liberalität noch widerwärtiger als ihre Knickerei. Ein ehemaliger preussischer Lieferant welcher anspielend auf seinen hebräischen Namen Moses Moses heißt nämlich auf Deutsch „aus dem Wasser gezogen“ auf Italienisch „del mare“ den dem letztern entsprechenden klangvolleren Namen eines Barons Delmar angenommen hat, säßte hier vor einiger Zeit eine Erziehungsanstalt für verarmte junge Adlige, wozu er über anderthalb Millionen Francs aussetzte, eine noble That, die ihm im Faubourg Saint-Germain so hoch angerechnet wurde, daß dort selbst die stolzlichen Donatoren und schnippisch jüngsten Fräulein nicht mehr laun über ihn spötteln. Hat dieser Edelmann aus dem Stamme David auch nur einen Pfennig beige-steuert bei einer Collecte für die Interessen der Juden? Ich möchte mich dafür verbürgen, daß ein anderer aus dem Wasser gezogener Baron, der im edlen Faubourg den Gentilhomme catholique und großen Schriftsteller spielt, weder mit seinem Gelde noch mit seiner Feder für die Stammesgenossen thätig war. Hier muß ich eine Bemerkung aussprechen, die vielleicht die bitterste. Unter den genannten Juden sind viele, die aus

teiger Hypothek über Israel noch ärgere Mißreden führen als dessen gebohrne Feinde. In derselben Weise pflegen gewisse Schriftsteller um nicht an ihren Ursprung zu erinnern sich über die Juden sehr schlecht oder gar nicht auszusprechen. Das ist eine bekannte, betrüblich lächerliche Erscheinung. Aber es mag nützlich sein, das Publicum jetzt besonders darauf aufmerksam zu machen, da nicht blos in den erwähnten norddeutschen Blättern, sondern auch in einer weit bedeutenderen Zeitung die Insinuation zu lesen war, als wäre Alles was zu Gunsten der Damascener Juden geschrieben worden aus jüdischen Quellen, als sei der österreichische Consul zu Damascus ein Jude als seien die übrigen Consuls dort, mit Ausnahme des französischen, lauter Juden. Wir kennen diese Taktik, wir erlebten sie bereits bei Gelegenheit des jungen Deutschlands Neun. sämtliche Consuls von Damascus sind Christen, und daß der österreichische Consul dort nicht einmal jüdischen Ursprungs ist, dafür bürgt uns eben die rückwärtslose, offene Worte womit er die Juden gegen den französischen Consul zu Scham nahm. — was der Letztere ist, wird die Zeit lehren.



IX.

Paris den 20. Mai 1840.

Toujours lui! Napoleon und wieder Napoleon! Er ist das unanfechtliche Tagesgespräch seit der Verkündigung seiner posthumen Rückkehr und gar besonders seit die Kammer in Betreff der notwendigen Kosten einen so kläglichen Beschluß gefaßt. Letzteres war wieder eine Unbesonnenheit, die dem Verwerfen der Demour'schen Demotion an die Seite gesetzt werden darf. Die Kammer ist durch jenen Beschluß mit den Sympathien des französischen Volks in eine bedenkliche Opposition gerathen. Gott weiß es geschah aus Wuth mehr denn aus Böswilligkeit. Die Majorität in der Kammer war im Anfang für die Translanten der Napoleonischen Asche eben so begeistert wie das übrige Volk; aber allmählig kam sie zu einer entgegengesetzten Besinnung, als sie die eventuellen Gefahren berechnete und als sie jenes bedrohliche Jauchzen der Bonapartisten vernahm, das in der That nicht sehr beruhigend klang. Jetzt lieh man auch den Feinden des Kaisers ein geneigteres Ohr, und sowohl die eigentlichen Legitimisten als auch die Royalisten von der lagen Obervanz benutzten diese Mißstimmung, indem sie gegen Napoleon mit ihrer alten eingewurzeltten Erbitterung mehr oder minder geschickt hervortraten. So gab uns namentlich die *Gazette de France* eine Blumenlese von Schmähungen gegen Napoleon, nämlich Auszüge aus den Werken Chateaubriand's der Frau von Staël, Benjamin Constant's u. s. w. Unser Einer, der in Deutschland an derbere Lust gewöhnt, mußte darüber lächeln. Es wäre ergötzlich wenn man, das seine durch das Rohe parodirend, neben jenen französischen Excerpten eben so viele Parallelen setzte von deutschen Autoren aus der grobthümlichen Periode. Der „Vater Jahn“ führte eine Mißgabel, womit er auf den Corsen weit wüthender zustach, als so ein Chateaubriand mit seinem leichten und funkelnden Galanteriedegen. Chateaubriand und Vater Jahn! Welche Contraste und doch welche Neblichkeit!

War aber Chateaubriand sehr partiell in seiner Beurtheilung des Kaisers so war es

Letzterer noch viel mehr durch die wegwerfende Weise, womit er sich auf Sanct Helena über den Pilgrim von Jerusalem aussprach. Er sagte nämlich: *Qu'est-ce que Jérusalem? c'est la tombe d'un homme des Alpes.* Nem! Chateaubriand ist keine niedrige Seele, sondern er ist blos ein Narr, und zwar ein trauriger Narr, während die Andern heiter und kurzweilig sind. Er erinnert mich immer an den melancholischen Lustigmacher Ludwig XIII. Ich glaube, er hieß Angeli, trug eine Jacke von schwarzer Farbe, auch eine schwarze Kappe mit schwarzen Schellen, und riß betrübte Späße. Der Pathos des Chateaubriand hat für mich immer etwas Komisches; dazwischen höre ich stets das Geflögel der schwarzen Glöckchen. Nur wird die erkünstelte Schwermuth, die affectirten Todesgedanken, auf die Länge eben so widerwärtig wie eintönig. Es heißt, er sei jetzt mit einer Schrift über die Leichentfeier Napoleons beschäftigt. Das wäre in der That für ihn eine vortreffliche Gelegenheit, seine oratorischen Klänge und Immortalien den ganzen Pomp seiner Begräbnißphantasie auszukuramen; sein Pamphlet wird ein geschriebener Katastroph werden, und an silbernen Thränen und Trauerkerzen wird er es nicht fehlen lassen; denn er verehrt den Kaiser seit er todt ist.

Nach Frau von Staël würde jetzt den Napoleon feiern, wenn sie noch in den Salons der Lebenden wandelte. Schon bei der Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba, während der hundert Tage, war sie nicht übel geneigt, das Lob des Tyrannen zu singen, und stellte nur zur Bedingung, daß ihr vorher zwei Millionen, die man vorgeblich ihrem seligen Vater schuldete, ausbezahlt würden. Als ihr aber der Kaiser dieses Geld nicht gab, fehlte ihr die nöthige Inspiration für die erbotenen Preisgesänge, und Corinna improvisirte jene Tiraden, die dieser Tage von der „Gazette de France“ so wohlgerühmt wiederholt wurden. *Parce qu'elle n'eut pas de succès!* — Daß diese Worte auch auf ihren Landsmann Benjamin Constant anwendbar, ist uns leider nur gar zu sehr be-



kannt. Auch dieser Re-
publikaner aus der
Schweiz nahm Geld
Geld von Ludwig Phi-

lipp, einige Zeit nach der Juliusrevolution ...
Doch laßt uns nicht weiter die Personen belächeln
die den Kaiser geschmäht haben. Emma Madame
de Staël ist todt und Benjamin Constant ist todt
und Chateaubriand ist so zu sagen auch todt.
wenigstens, wie er uns seit Jahren verübert
beschäftigt er sich ausschließlich mit seiner Beer-
digung, und seine Memoires Posthumes, die
er stückweise herausgibt sind nichts Anderes
als ein Leidenbegänquiß das er vor seinen

definitiven Hinterscheiden selber veranstaltet wie einst
der Kaiser Carl V. Genug er ist als todt zu be-
trachten, und er hat in seiner Schrift das Recht
den Napoleon wie seines Gleichen zu be-
handeln.

Aber nicht blos die erwähnten Excerpte älterer
Autoren sondern auch die Rede die Herr von
Lamartine in der Deputirtenkammer über oder
vielmehr gegen Napoleon hielt hat mich wider-
wärtig berührt, obgleich diese Rede lauter Wahr-
heit enthält. Die Hintergedanken sind unehrlich,
und der Redner sagte die Wahrheit im Interesse
der Lüge. Es ist wahr, es ist tausendmal wahr
daß Napoleon ein Feind der Freiheit war, ein
Despot gekrönte Selbstsucht und daß seine Ver-
herrlichung ein böses, gefährliches Beispiel. Es
ist wahr, ihm fehlten die Bürgertugenden eines
Vailly, eines Lafayette, und er trat die Gesetze
mit Füßen und sogar die Gesetzgeber, wovon noch
jetzt einige lebende Zeugnisse im Hospital des
Luxembourg. Aber es ist nicht dieser liberticide
Napoleon nicht der Held des 18. Brumaire nicht
der Donnergott des Ehrgeizes, dem ihr die glän-
zendsten Reichenispiele und Denkmale widmen sollt!
Nein es ist der Mann der das junge Frankreich
dem alten Europa gegenüber repräsentirte, dessen
Verherrlichung in Frage steht; in seiner Person
liegte das französische Volk in seiner Person ward
es gedemüthigt, in seiner Person ehrt und feiert
es sich selber — und das fühlt jeder Franzose,
und deshalb vergißt man alle Schwächen des
Verstorbenen und baldigt ihm ... und
die Kammer heugt einen großen Fehler durch
ihre unzeitige Lunkerei — Die Rede des Herrn
von Lamartine war ein Meisterstück, voll von
perfiden Blumen, deren feines Gift manchen
schwachen Kopf betäubte, doch der Mangel an
Ehrlichkeit ward spärlich bedeckt von den schönen
Worten, und das Ministerium darf sich eher freuen
als betrüben, daß seine Feinde ihre antinationalen
Gefühle so ungeschickt verrathen haben.





X.

Paris, den 5. Juni 1840.

Die Pariser Tagesblätter werden wie überhaupt in der ganzen Welt, auch jenseits des Rheines gelesen, und man pflegt dort der heimatlichen Presse, im Vergleich mit der französischen, den Werth derselben überschätzend, alles Verdienst abzuspochen. Es ist wahr, die hiesigen Journale wimmeln von Stellen, die bei uns in Deutschland selbst der nachträglichste Censur streichen würde; es ist wahr, die Artikel sind in den französischen Blättern besser geschrieben und logischer abgefaßt als in deutschen, wo der Verfasser seine politische Sprache erst schaffen und durch die Urwälder seiner Ideen sich mühsam durchkämpfen muß; es ist wahr, der Franzose weiß seine Gedanken besser zu redigiren, und er entkleidet dieselben vor den Augen



des Publicums bis zur deutlichsten Nacktheit, während der deutsche Journalist, weit mehr aus innerer Blödigkeit als aus Furcht vor dem tödtlichen Rothstift, seine Gedanken mit allen möglichen Schleiern der Unmaßgeblichkeit zu verhüllen sucht; und dennoch wenn man die französische Presse nicht nach ihrer äußern Erscheinung be-



urtheilt sondern sie in ihrem Innern in ihrem Bureau, belauscht muß man eingestehen daß sie an einer besondern Art von Unfreiheit leidet die der deutschen Presse ganz fremd und vielleicht verderblicher ist als unsere transbenamische Censur. Usdann muß man auch eingestehen, daß die Klarheit und Leichtigkeit womit der Franzose seine Gedanken ordnet und abhandelt aus einer dürren Einseitigkeit und mechanischen Beibringung hervorgeht die weit mißlicher ist als die blühende Confusion und unbehoblene Ueberfülle des deutschen Journalisten! Hierüber eine kurze Andeutung:

Die französische Tagespresse ist gewissermaßen eine Oligarchie, keine Demokratie; denn die Begründung eines französischen Journals ist mit so vielen Kosten und Schwierigkeiten verbunden daß nur Personen, die im Stande sind, die größten Summen auf's Spiel zu setzen, ein Journal errichten können. Es sind dabei gewöhnlich Capitalisten oder sonstige Individuelle die das Geld herschießen zur Stiftung eines Journals; sie speculiren dabei auf den Absatz, den das Blatt finden werde, wenn es sich als Organ einer bestimmten Partei geltend zu machen verstanden oder sie beugen gar den Vortergedanken das Journal späterhin sobald sie eine hinlängliche Anzahl Abonnenten gewonnen mit noch größerem Profit an die Regierung zu verkaufen. Auf diese Weise angewiesen auf die Ausbeutung der vorhandenen Parteien oder des Ministeriums, gerathen die Journale in eine beschränkende Abhängigkeit und was noch schlimmer ist, in eine Enclavesität, eine Ausschließlichkeit bei allen Mittheilungen, wogegen die Hemmnisse der deutschen Censur nur wie heitere Rosenketten erscheinen dürften. Der Redacteur en chef eines französischen Journals ist ein Condottiere, der durch seine Colonnen die Interessen und Passionen der Partei, die ihn durch Absatz oder Subvention gedungen hat, vertritt und vertheidigt. Seine Unterredacteurs, seine Lieutenants und Soldaten gehorchen mit militärischer Subordination, und sie geben ihren Artikeln die verlangte Richtung und Farbe und das Journal erhält dadurch jene Einheit und Präcision, die wir in der Ferne nicht genug bewundern können. Hier herrscht die strengste Disciplin des Gedankens und sogar des Ausdrucks. Hat irgend ein machtsamer Mitarbeiter das Commando überhört, hat er nicht ganz so geschrieben wie die Consigne

lautete, so schneidet der Redacteur en chef in's Fleisch seines Aufsatzes mit einer militärischen Unbarmherzigkeit, wie sie bei keinem deutschen Censor zu finden wäre. Ein deutscher Censor ist ja auch ein Deutscher, und bei seiner gemüthlichen Vielseitigkeit gibt er gern vernünftigen Gründen Gehör; aber der Redacteur en chef eines französischen Journals ist ein praktisch empfindender Franzose, hat seine bestimmte Meinung, die er sich ein- für allemal mit bestimmten Worten formulirt hat, oder die ihm wohlformulirt von seinen Committenten überliefert worden. Kame nun gar Jemand zu ihm und brächte ihm einen Artikel der zu den erwähnten Zwecken seines Journalen in keiner fördernden Beziehung stünde, der etwa ein Thema behandelte, das kein unmittelbares Interesse hätte für das Publicum, dem das Blatt als Organ dient, so wird der Aufsatz streng zurückgewiesen mit den sacramentalen Worten: *C'est hors de propos dans le plan de notre journal*. Da nun solchermaßen von den hiesigen Journalen jedes seine besondere politische Farbe und seinen bestimmten Ideenkreis hat, so ist leicht begreiflich, daß Jemand der etwas zu sagen hatte was diesen Ideenkreis überschritte und auch keine Parteifarbe trüge, durchaus kein Organ für seine Mittheilungen finden würde. Ja, sobald man sich entfernt von der Discussion der Tagesinteressen, den sogenannten Actualitäten, sobald man Ideen zu entwickeln hat die den kanalen Parteifragen fremd sind, sobald man etwa nur die Sache der Menschheit besprechen wollte, würden die Redacteurs der hiesigen Journale einen solchen Artikel mit unwilliger Bölligkeit zurückweisen; und da man hier nur durch die Journale oder durch ihre annoncirende Vermittlung mit dem Publicum reden kann, so ist die Charte, die jedem Franzosen die Veröffentlichung seiner Gedanken durch den Druck erlaubt, eine bittere Verhöhnung für geniale Denker und Weltbürger, und factisch existirt für die'se durchaus keine Freiheit — *C'est hors de propos dans l'idée de notre journal*.

Vorstehende Andeutungen befördern vielleicht das Verständniß mancher unbegreiflichen Erscheinungen, und ich überlasse es dem deutschen Leser, allerlei nützliche Belehrung daraus zu schöpfen. Zunächst aber mögen sie zur Aufklärung dienen, weshalb die französische Presse in Betreff der Juden von Damascus nicht so unbedingt sich zu Gunsten derselben ausspricht

wie man gewiß in Deutschland erwartete. Ja, der Berichterstatter der Leipziger Zeitung und kleineren norddeutschen Blätter hat sich keine directe Unwahrheit zu Schulden kommen lassen, wenn er frohlockend referirte, daß die französische Presse bei dieser Gelegenheit keine sonderliche Sympathie für Israel an den Tag legte. Aber die ehrliche Seele hütete sich wohlweislich, den Grund dieser Erscheinung aufzudecken, der ganz einfach darin besteht, daß der Präsident des Minister-Conseils, Herr Thiers, von Anfang an für den Grafen Ratti-Menton, den französischen Consul von Damascus, Partei genommen und den Redacturen aller Blätter, die jetzt unter seiner Vormühsigkeit stehen, in dieser Angelegenheit seine Ansicht kundgegeben. Es sind gewiß viele honette und sehr honette Leute unter diesen Journalisten, aber sie gehorchen jetzt mit militärischer Disciplin dem Commando jenes Generalissimus der öffentlichen Meinung, in dessen Vorcabinet sie sich jeden Morgen zum Empfang der *Ordre du jour* zusammenfinden und gewiß ohne Lachen sich einander nicht ansehen können; französische *Baruspices* können ihre Lachsmuskeln nicht so gut beherrschen wie die römischen, von denen Cicero spricht. In seinen Morgenaudienzen versichert Herr Thiers mit der Miene der höchsten Ueberzeugung, es sei eine ausgemachte Sache, daß die Juden Christenblut am Passahfeste öffen, *chacun à son goût*, alle Zeugenaussagen hätten bestätigt, daß der Rabbiner von Damascus den Pater Thomas abgeschlachtet und sein Blut getrunken — das Fleisch sei wahrscheinlich von geringern Synagogenbeamten verichmaußt worden; — da sähen wir einen traurigen Uberglauben, einen religiösen Fanatismus, der noch im Oriente herrschend sei, während die Juden des Occidentes viel humaner und aufgeklärter geworden und mancher unter ihnen sich durch Vorurtheilslosigkeit und einen gebildeten Geschmack auszeichne, z. B. Herr von Rothschild, der zwar nicht zur christlichen Kirche, aber desto eifriger zur christlichen Küche übergegangen und den größten Koch der Christenheit, den Liebling Calleyrand's, ehemaligen Bischofs von Autun, in Dienst genommen. — So ungefähr konnte man den Sohn der Revolution reden hören, zum größten Vergnügen seiner Frau Mutter die manchmal roth vor Jorn wird, wenn sie dergleichen von dem ungerathenen Sohne anhören muß, oder

wenn sie gar sieht, wie derselbe mit ihren ärgsten Feinden verkehrt, z. B. mit dem Grafen Montalembert, einem Jung-Jesuiten, der als das thätigste Werkzeug der ultramontanen Kotte bekannt ist. Dieser Anführer der sogenannten Neokatholiken dirigirt die Zelotenzeitung „l'Univers“, ein Blatt, welches mit eben so viel Geist wie Perfidie geschrieben wird; auch der Graf beizt Geist und Talent, ist jedoch ein seltsames Zwitwergen von adeligem Hochmuth und romantischer Bigotterie, und diese Mischung offenbart sich am naivsten in seiner Legende von der edlen Elisabeth, einer frommen Prinzessin, die er en parenthèse für seine Cousine erklärt, und die von so schrecklich christlicher Demuth gewesen sein soll, daß sie mit ihrer milden Zunge den rühdigsten Bettlern die Schwären und den Grund heilte, ja daß sie vor lauter Frömmigkeit sogar ihren eigenen

Nach diesen Andeutungen begreift man jetzt sehr leicht die illiberale Sprache jener Oppositionsblätter, die zu einer andern Zeit Mord und Setzer geschrien hätten über den im Orient neu angefachten Fanatismus und über den Elenden, der als französischer Consul dort den Namen Frankreichs schändet.

Vor einigen Tagen hat Herr Venoit fould auch in der Deputirtenkammer das Betragen des französischen Consuls von Damascus zur Sprache gebracht. Ich muß also zunächst den Tadel zurücknehmen, der mir in einem meiner jüngsten Berichte gegen jenen Deputirten entschlüpfte. Ich zweifle nie an dem Geiste, an den Verstandeskraften des Herrn fould; auch ich halte ihn für eine der größten Capacitäten der französischen Kammer; aber ich zweifelte an seinem Gemüthe. Wie gern lasse ich mich beschämen, wenn ich den Leuten Unrecht gethan habe und sie durch die That meinen Beschuldigungen widersprechen. Die Interpellation des Herrn fould zeugte von großer Klugheit und Würde. Nur sehr wenige Blätter haben von seiner Rede Auszüge gegeben; die ministeriellen Blätter haben auch diese unterdrückt und die Thiers'schen Entgegnungen desto ausführlicher mitgetheilt. Im „Moniteur“ habe ich sie ganz gelesen. Der Ausdruck: „La religion à laquelle j'ai l'honneur d'appartenir“, mußte einen Deutschen sehr frappiren. Die Antwort des Herrn Thiers war ein Meisterstück von Perfidie; durch Ausweichen, durch Verschweigen dessen, was er



wisse durch scheinbar ängstliche Zurückhaltung wußte er seine Gegner auf's Köstlichste zu verächtigen. Hörte man ihn reden so konnte man am Ende wirklich glauben das Leibgericht der Juden sei Kapuzinerfleisch. Aber nein großer Geschichtsdreiber und sehr kleiner Theolog im Morgenland eben so wenig wie im Abendland erlaubt das alte Testament seinen Bekennern solche schmutzige Artung der Abthun der Juden vor jedem Blutgenuß in ihnen ganz eigenbümlich er spricht sich aus in den ersten Dogmen ihrer Religion, in allen ihren Sanitätsgesetzen, in ihren Reinigungszeremonien in ihrer Grundanschauung vom Reinen und Unreinen, in ihrer tiefstinnig cosmogonischen Offenbarung über die materielle Nemtheit in der Thierwelt welche gleichsam eine physische Ethik bildet und von Paulus, der sie als eine Fabel verwarf keineswegs begriffen worden. — Nein die Nachkömmlinge Israels des reinen auserlesenen Priestervolks, sie essen kein Schweinefleisch auch keine alten Franziskaner sie trinken kein Blut eben so wenig wie sie ihren eigenen gleich der edlen Elisabeth, Armuhne des Grafen Montalembert.

Was sich bei jener Damascener Blutfrage am betrüblichsten herausstellte, ist die Unkenntniß der morgenländischen Zustände, die wir bei dem jetzigen Präsidenten des Conseils bemerken eine brillante Unwissenheit, die ihn einst zu den bedenklichsten Mißgriffen verleiten dürfte, wenn nicht mehr jene kleine syrische Blutfrage, sondern die weit größere Weltblutfrage, jene fatale, verhängnißvolle Frage, welche wir die orientalische nennen, eine Lösung oder Anstalten zur Lösung erfordern möchte. Das Urtheil des Herrn Thiers ist gewöhnlich richtig, aber seine Prämissen sind oft ganz falsch ganz aus der Luft gegriffen Phantasmen, ausgeheckt im fanatischen Sonnenbrand der Klöster des Libanons und ähnlicher Spelunken des Aberglaubens. Die ultramontane Partei liefert ihm seine Emissäre, und diese berichten ihm Wunderdinge über die Macht der römisch-katholischen Christen im Oriente, während doch eine Schilderhebung jener miserablen Lateiner wahrhaftig keinen türkischen Hund aus seinem fatalistischen Ofenloch locken würde. Sie sind ebenso schwach wie verachtet. Herr Thiers meint, daß Frankreich der traditionelle Glaubensvogt jener Lateiner, einst durch sie die Oberhand im Orient gewinnen konnte. Da sind die Engländer

viel besser unterrichtet; sie wissen, daß diese armfeligen Nachzügler des Mittelalters, die in der Civilisation mehrere Jahrhunderte zurückgeblieben, noch viel versunkener sind, als ihre Herren, die Türken, und daß vielmehr die Bekenner des griechischen Symbols beim Sturz des osmanischen Reiches, und noch vorher, den Ausschlag geben könnten. Das Oberhaupt dieser griechischen Christen ist nicht der arme Herr, der den Titel Patriarch von Constantinopel führt, und dessen Vorgänger dort schmachvoll zwischen zwei Händen aufgehängt worden — nein ihr Oberhaupt ist der allmächtige Czar von Rußland, der Kaiser und Papst aller Bekenner des allein heiligen, orthodoxen, griechischen Glaubens. — er ist ihr gebarnichteter Messias der sie herreren soll vom Joch der Ungläubigen der Kanonendonnerzeit der erst sein Siegesbanner aufpflanzen werde auf die Thürme der großen Moschee von Byzanz — ja das ist ihr polinlicher wie ihr religiöser Glaube und sie träumen eine russisch-griechisch-orthodoxe Welt Herrschaft die von dem Bosphorus aus über Europa, Asien und Afrika ihre Arme ausbreiten werde. — Und was das Schreckliche ist dieser Traum ist keine Seifenblase, die ein Windzug vernichtet, es lauert darin eine Möglichkeit, die versteinend uns angrinst, wie das Haupt der Medusa!

Die Worte Napoleons auf Santa Helena daß in baldiger Zukunft die Welt eine amerikanische Republik oder eine russische Universalmonarchie sein werde, sind eine sehr entmuthigende Propherieung Welche Aussicht. Günstigen Falls als Republikaner vor monotoner Langweile sterben! Aume Enkel!

Ich habe oben erwähnt, wie die Engländer, viel besser als die Franzosen, über alle orientalischen Zustände unterrichtet sind. Mehr als je wimmelt es in der Levante von brittischen Agenten, die über jeden Beduinen, ja über jedes Kameel, das durch die Wüste zieht Erkundigungen einziehen. Wie viele Tscheteni Nebenbed Amen der Tasche, wie viele Gedärme dieser Vicekönig von Aegypten im Bauch hat man weiß es ganz genau in den Baracken von Downingstreet. Hier glaubte man nicht den Mirakelbüchern Kommer Schwärmer, hier glaubt man an Charakten und Zahlen. Aber nicht blos im Orient, auch im Occident hat England seine zuverlässigen Agenten und hier begreifen wir nicht selten Leuten, die mit ihrer geheimen Mission auch die

Correspondenz für Londoner aristokratische oder ministerielle Blätter verbinden; letztere sind darum nicht minder gut unterrichtet. Bei der Schweigsamkeit der Britten erfährt das Publicum selten das Gewerbe jener geheimen Berichterstatter, die selbst den höchsten Staatsbeamten Englands unbekannt bleiben; nur der jedesmalige Minister der äußern Angelegenheiten kennt sie und über-

liefert diese Kenntniß seinem Nachfolger. Der Banquier im Ausland, der einem englischen Agenten irgend eine Auszahlung zu machen hat, erfährt nie seinen Namen, er erhält nur die Ordre, den Betrag einer angegebenen Summe derjenigen Person auszuführen, die sich durch Vorzeigung einer Karte, worauf nur eine Nummer steht, legitimiren werde.





Ma. 1854.

Der vorstehende Bericht ist von der Redaction der „Allgemeinen Zeitung“ nicht aufgenommen worden und wir drucken ihn hier nach alten Brouillons die der Zufall erhalten. Indem aus diesem Berichte hervorgeht wie unvornehm die Nügte war welche ein früherer Artikel über den Deputirten Benoit Fouuld aussprach, zeigen wir, wie wenig es uns zu jener Zeit einfiel in jenem Artikel eine Ungerechtigkeiten zu begehen. Es kam uns damals ebenfalls nicht in den Sinn, die persönliche Erscheinung des erwähnten Deputirten zu verunglimpfen und zu diesem Behufe ein Spottwort des Nationals zu citiren. Schwärmerische Freunde des Herrn Benoit Fouuld und welcher reiche Mann besäße nicht einen Schwarm von Freunden, die für ihn schwärmen! behaupteten zwar zu jener Zeit am Schluß eines Artikels in der „Allgemeinen Zeitung“, der meine Chiffre trage und also meiner Autorschaft zugeschrieben werden müsse, hätten sie eine boshafte Citation aus dem „National“ gelesen, welche den Generaladvocaten Hebert und Herrn Benoit Fouuld betreffe und dahin laute, „daß letzterer der Einzige gewesen, der dem Generaladvocaten in der Kammer die Hand gereicht habe, und daß er selber wie der Discurs eines ... aussähe. Wahrlich einen sehr

schwächlichen Begriff von meinem Geiste und meiner Vernunft hegen jene guten Leute, welche glauben konnten, daß ich einen Angriff auf einen Mann wie Benoit Fouuld wagen würde wenn ich meine Pfeile dem albernen Köcher des „National“ entlehnen müßte. Eine solche Annahme war wirklich beleidigend für den Verfasser der Reisebilder! Nein, jene Citation, jene Mißere, stieß nicht aus meiner Feder, und gar in Bezug auf Herrn Hebert hätte ich mir keine Ungezogenheit damals erlaubt, aus ganz begreiflichen Gründen. Ich wollte nie mit der schrecklichen Person eines Generaladvocaten dessen discretionäre Befugnisse selbst die des Ministers übertragen, etwas zu schaffen haben; es gibt Personen die man gar nicht erwähnen muß wenn man nicht speciell das Metier eines Demagogen treibt und nach dem Ruhm des Eingesperrtwerdens schmachtet. Ich sage dieses jetzt wo eine solche Erklärung von meinen muthigen und kampflustigen Commilitonen nicht mißdeutet werden kann. Zur Zeit, wo der Artikel mit der läppi-chen Chiffre aus dem „National“ erschien enthielt ich mich jeder Erläuterung; ich durfte Niemanden das Recht einräumen, mich über einen Artikel zur Rede zu stellen, der anonym erschienen und nur eine Chiffre an der Stirn trug, womit

nicht ich sondern die Redaction meine Artikel zu bezeichnen pflegte um administrativen Bedürfnissen zu begegnen um z. B. die Comptabilität zu erleichtern, keineswegs aber um einem verehrungswürdigen Publico, wie eine leicht er Rathbare Charade, den Namen des Verfassers sub rosa zuzuführen. Da nur die Redaction und nicht der eigentliche Verfasser für jeden anonymen Artikel verantwortlich bleibt: da die Redaction gezwungen ist, das Journal sowohl der taufendköpfigen Leserwelt, als auch manchen ganz kopflosen Behörden gegenüber zu vertreten; da sie mit unzähligen Hindernissen materiellen und moralischen, täglich zu kämpfen hat, so muß ihr wohl die Erlaubniß anheimgestellt werden, jeden Artikel, den sie aufnimmt, ihren jedesmaligen Tagesbedürfnissen anzumodeln nach Gurdanken durch Ausmerzen, Auscheiden, Verznügen und Umänderungen jeder Art den Artikel druckbar zu machen und gehe auch dabei die gute Gesinnung und der noch bessere Zweck des Verfassers sehr bedenklich in die Krümpe. Ein in jeder Hinsicht politischer Schriftsteller muß der Sache wegen, die er verfaßt, der rohen Nothwendigkeit manche bittere Augenändnisse machen. Es gibt obscure Winkelblätter genug, worin wir unser ganzes Herz mit allen seinen Sornbränden ausschütten könnten — aber sie haben nur ein sehr dürftiges und einflußloses Publicum, und es wäre eben so gut, als wenn wir in der Bierstube oder im Kaffeehause vor den respectwren Stammgästen schwadronirten, gleich anderen großen Patrioten. Wir handeln weit klüger wenn wir unsere Gluth mäßigen und mit nüchternen Worten, wo nicht gar unter einer Maske, in einer Zeitung uns aussprechen, die mit Recht eine allgemeine Weltzeitung genannt wird, und vielen hunderttausend Lesern in allen Landen befehram zu Händen kommt. Selbst in seiner trostlosen Verstrümlung kann hier das Wort gedeiblich wirken; die nothdürftigste Andeutung wird zuweilen zu eraprießlicher Saat in unbekanntem Boden. Befestete mich nicht dieser Gedanke, so hätte ich mir wahrlich nie die Selbsttortur an-

gethan für die „Allgemeine Zeitung“ zu schreiben. Da ich von dem Treuen und der Redlichkeit jenes innigst geliebten Jugendfreundes und Waffenbruders seit mehr als achtundzwanzig Jahren der die Redaction der Zeitung leitet, zu jeder Zeit unbedingt überzeugt war, so konnte ich mir auch wohl manche erschreckliche Nachahler der Umarbeitung und Verballhornung meiner Artikel gefallen lassen; — sah ich doch immer die ehrlieben Augen des Freundes welcher dem Verwunderen zu sagen schien: Siege ich denn etwa auf Rosen? Dieser wackere Kämpfer der deutschen Presse, der schon als Jüngling für seine liberalen Ueberzeugungen Noth und Kerker erduldet hat, er, der für die Verbreitung von gemeinnützlichem Wissen, dem besten Emancipationsmittel, und überhaupt für das politische Heil seiner Mitbürger so viel gethan, viel mehr gethan, als Tausende von bramarbafrenden Maulhelden — er ward von diesen als servil verschrien, und die „Augsburger . . .“ war der Schmähdname, womit der Pöbel der Radicalen die „Allgemeine Zeitung“ immer titulirte.

Doch ich gerathe hier in eine Strömung, die mich zu weit führen könnte. Ich begnüge mich damit, hier flüchtig angedeutet zu haben, von welcher Art die Unfreiheit war, die ich höherer vaterländischer Rücksichten wegen ertrug, wenn ich für die „Allgemeine Zeitung“ schrieb. In dieser Beziehung begegnete ich mancher Mißdeutung, selbst in Sphären, wo Intelligenz zu herrschen pflegte. Eine solche war z. B. die oben bezeichnete Citation aus dem „National“, die man mir fälschlich zuschrieb. Da ich nicht gern unschuldig leide, so gerieth ich am Ende auf den unseligen Gedanken, das Majestätsverbrechen, dessen man mich beschuldigte, einmal wirklich zu begehen, und bei Gelegenheit der Wahlen zu Carbes mußte der Deputirte der Hautes-Pyrénées meinen Unmuth entgelten. Da ich jedes Unrecht am Ende selbst eingestehe, so will ich zu meiner eigenen Beschämung hier erwähnen, daß der Mann, dem ich jede Capacität absprach, sich bald darauf als ein Staatsmann von höchster Bedeutung auszeichnete. Ich trene mich darüber.



XI.

Paris, den 12. Juni 1840.

Sowohl die Redaction als das Eigenthum des „Commerce“ ist vor vierzehn Tagen in andere Hände übergegangen. Diese Nachricht ist an sich freilich nicht sehr wichtig, aber wir wollen daran allerlei Bemerkungen knüpfen. Zunächst bemerke ich, daß diese renovirten Blätter dieser Tage einen Ausfall gegen meine Correspondenz in der „Allgemeinen Zeitung“ enthielten, der eben so ungeschickt wie albern war. Der Verdächtigung, worauf es abgesehen, bin ich mit aufgeschlagenem Visir in „Constitutionnel“ entgegengetreten. Eine andere Bemerkung, die aber allgemeiner Art, drängt sich uns entgegen bei der Frage: Welche Farbe wird das „Commerce“ jetzt annehmen? Man hat mir nämlich geantwortet: Dieses Blatt wird sich weder für das dermalige Königthum, noch für die republikanische Partei aussprechen, und vor der Hand wird es wohl bonapartistisch werden.“ In dieser scheinbar answeichenden unbestimmten Antwort ertappen wir ein Geständniß, das uns über das ganze politische Treiben der Franzosen viel Belehrung und Aufschluß gewährt. Nämlich, in dieser Zeit der Schwankungen, wo Niemand weiß, was ihm die nächste Zukunft entgegenführt; wo Viele, mit der Gegenwart unzufrieden, dennoch nicht wagen mit den Tagesherrschern bestimmt zu brechen; wo die Meisten eine Stellung in der Opposition einnehmen wollen, die nicht auf immer verpflichtend und ebenso wenig compromittirend ist, sondern ihnen erlaubt, ohne sonderlich herbe Retractionen je nachdem das Kriegsglück entscheidet, in's Lager der siegenden Republik oder des unüberwindlichen Königthums überzugehen — in dieser Zeit ist der Bonapartismus eine bequeme Uebergangspartei. Aus diesem Grunde erkläre ich es mir, weshalb Jeder, der nicht genau weiß, was er will, oder was er darf, oder was er kann, sich um die imperialistische Standarte versammelt. Hier braucht man keiner Idee den Eid der Treue zu schwören und der Meineid wird hier keine Sünde gegen den heiligen Geist. Das Gewissen, die bessere Ehre, erlaubt hier auch späterhin jeden Abfall und Fahnenwechsel. — Und in der That, das napoleonische Kaiserthum war selber nichts Anderes als neu-

traler Boden für Menschen von den heterogenen Gesinnungen, es war eine nützliche Brücke für Leute, die sich aus dem Strome der Revolution darauf retteten und zwanzig Jahre lang darauf hin und her liefen, unentschlossen, ob sie sich auf das rechte oder auf das linke Ufer der Meinungen begeben sollten. Das napoleonische Kaiserthum war kaum etwas Anderes als ein abenteuerliches Interregnum ohne geistige Notabilitäten, und all seine ideelle Blüthe resumirt sich in einem einzigen Manne, der am Ende selber nichts ist als eine glänzende Thatsache, deren Bedeutung wenigstens bis jetzt noch halb ein Geheimniß ist. Dieses materielle Zwischenglied war ganz den damaligen Bedürfnissen angemessen. Wie leicht konnten die französischen Sansculotten in die galonirten Prachthosen des Empire hineinspringen, mit welcher Leichtigkeit hingen sie später die besiederten Hüte und goldenen Jacken des Ruhmes wieder an den Nagel und griffen wieder zur rothen Mütze und zu den Rechten der Menschheit! Und die ausgehungerten Emigranten, die adelichen Kavalieren, sie brauchten ihrem angeborenen Höflingsinn keineswegs zu entsagen, als sie dem Napoleon I. statt Ludwig XVI. dienten, und als sie, dem Erstern wieder den Rücken kehrend, dem legitimen Herrscher, Ludwig XVIII., huldigten!

Trotzdem, daß der Bonapartismus tiefe Sympathien im Volke findet und auch die große Zahl der Ehrgeizigen, die sich nicht für eine Idee entscheiden wollen, in sich aufnimmt, trotzdem glaube ich nicht, daß er so bald den Sieg davontragen möchte; käme er aber zur Herrschaft, so dürfte auch diese nicht von langer Dauer sein und sie würde, ganz wie die frühere napoleonische Regierung, nur eine kurze Vermittlungsperiode bilden. — Unterdessen aber versammeln sich alle möglichen Raubvögel um den todtten Adler und die Einsichtigen unter den Franzosen werden nicht wenig dadurch geängstigt. Die Majorität in der Kammer hat vielleicht doch nicht so ganz Unrecht gehabt als sie die zweite Begräbnißmillion verweigerte und hiedurch die aufloodernde Eroberungssucht etwas dämpfte. Die Kammer besitzt den Instinct der nationalen Selbsterhaltung, und sie hatte vielleicht eine dunkle Ahnung, daß dieser Bonapar-

tismus ohne Bonaparte, diese Kriegslust ohne den größten Feldherrn, das französische Volk seinem Untergang entgegenführt.

„Und wer sagt Ihnen, daß wir dessen nicht ganz bewußt waren, als wir über die zwei Millionen der Leichenfeier votirten?“ Diese Worte entschlüpften gestern einem meiner Freunde, einem Deputirten, mit welchem ich, die Galerie des Palais Royal durchwandernd, über jenes Votum sprach. Wichtiges und erfreuliches Geständniß! um so mehr, als es aus dem Munde eines

Mannes kommt, der nicht zu den blöden Hitzseelen gehört; vielleicht sogar ist bei diesem Gegenstand sein Name von einiger Bedeutung wegen der glorreichen Erinnerungen, die sich daran knüpfen — es ist der Sohn jenes tugendhaften Kriegers, der im Heilauschuß saß und den Sieg organisirte — es ist Hippolyt Carnot, Heilauschuß! *comité de salut public!* Das Wort klingt noch weit erschütternder als der Name Napoleon Bonaparte. Dieser ist doch nur ein zahmer Gott des Olymps im Vergleich mit jener wilden Titanenversammlung.

XII.

Paris, den 5. Juli 1840.

Für einige Zeit haben wir Ruhe, wenigstens vor den Deputirten und Fortepianospielern, den zwei schrecklichen Landplagen, wovon wir den ganzen Winter bis tief in's Frühjahr so viel erdulden müssen. Das Palais Bourbon und die Salons der Herren Erard und Herz sind mit dreifachen Schlössern verriegelt. Gottlob, die politischen und musikalischen Virtuosen schweigen! Die paar Greise, die im Luxembourg sitzen, murmeln immer leiser oder nicken schlaftrunken ihre Einwilligung zu den Beschlüssen der jüngern Kammer. Ein paarmal vor einigen Wochen machten die alten Herren eine verneinende Kopfbewegung, die man als bedrohlich für das Ministerium auslegte; aber sie meinten es nicht so ernsthaft. Herr Thiers hat nichts weniger als einen bedeutenden Widerspruch von Seiten der Pairskammer zu erwarten. Auf diese kann er noch sicherer zählen als auf seine Schildhalter in der Deputirtenkammer, obgleich er auch Letztere mit gar starken Bänden und Bändchen, mit rhetorischen Blumenketten und vollwichtigen Goldketten an seine Person gefesselt hat!

Der große Kampf dürfte jedoch nächsten Winter hervorbrechen, nämlich wenn Herr Odilon Barrot in's Ministerium getreten und Herr Guizot, der seinen Gesandtschaftsposten aufgeben wird, von London zurückkehrt und seine Opposition gegen Herrn Thiers auf's Neue eröffnet. Diese beiden Nebenbuhler haben schon frühe begriffen, daß sie zwar einen kurzen Waffenstillstand schließen aber nimmermehr



ihren Zweikampf ganz aufgeben können. Mit dem Ende desselben ändert vielleicht auch das ganze parlamentarische Gouvernement in Frankreich seinen Abschluß.

Herr Guizot beging einen großen Fehler als er an der Coalition Theil nahm. Er hat später selber eingestanden, daß es ein Fehler gewesen und gewissermaßen um sich zu rehabilitiren, ging er nach London: er wollte das Vertrauen der auswärtigen Mächte, das er in seiner Stellung als Oppositionsmann eingebüßt hatte, in seiner diplomatischen Laufbahn wiedergewinnen; denn er rechnet darauf, daß am Ende bei der Wahl eines Conseilpräsidenten in Frankreich wieder der fremdländische Einfluß obliegen werde. Vielleicht rechnet er zugleich auf einige einheimische Sympathien, deren Herr Thiers allmählig verlustig geben würde, und die ihm, dem geliebten Guizot zufließen. Böse Zungen versichern mir die Doctrinäre bildeten sich ein man liebe sie schon jetzt. So weit geht die Selbstverblendung selbst bei den

geheiligsten Leuten! Mein Herr Guizot wir sind noch nicht dahin gekommen Sie zu lieben: aber wir haben auch noch nicht aufgehört Sie zu verehren. Trotz all' unserer Liebhaberei für den beweglich brillanten Nebenbuhler haben wir dem schweren trüben Guizot nie unsere Anerkennung versagt; es ist etwas Sicheres, Haltbares, Gründliches in diesem Manne, und ich glaube, die Interessen der Menschheit liegen ihm am Herzen.

Von Napoleon ist in diesem Augenblicke keine Rede mehr; hier denkt Niemand mehr an seine Asche, und das ist eben sehr bedenklich. Denn die Begeisterung, die durch das beständige Getöse am Ende in eine sehr beiderde Wärme übergegangen war, wird nach fünf Monden wenn der kaiserliche Leichenzug anlangt, mit erneuerten Bränden aufklammen. Werden alldann die emporsprühenden Funken großen Schaden anstiften? Es hängt Alles von der Witterung ab. Vielleicht, wenn die Winterkälte frühe eintritt und viel Schnee fällt wird der Tode sehr früh begraben.



XIII.

Paris den 25. Juli 1840.



Auf den hiesigen Boulevards Theatern wird jetzt die Geschichte Bürger's des deutschen Poeten, tragirt; da sehen wir, wie er, die Leonore dichtend, im Mondschein sitzt und singt: Hurrah! les morts vont vite — mon amour, crains-tu les morts? Das ist wahrhaftig ein guter Refrain und wir wollen ihn unserem heutigen Berichte voranstellen, und zwar in nächster Beziehung auf das französische Ministerium. — Aus der Ferne schreitet die Leiche des Riesen von Sanct Helena immer bedrohlich näher und in einigen Tagen öffnen sich auch die Gräber hier in Paris und die unzufriedenen Gebeine der Juliushelden steigen hervor

und wandern nach dem Bastillenplatz, der furchtbaren Stätte, wo die Geispenster von anno 89 noch immer spuken . . . Les morts vont vite — mon amour, crains-tu les morts?

In der That, wir sind sehr beängstigt wegen der bevorstehenden Juliusstage, die dieses Jahr ganz besonders pomphaft, aber, wie man glaubt, zum letztenmal gefeiert werden; nicht alle Jahre kann sich die Regierung solche Schreckenlast aufbürden. Die Aufregung wird dieser Tage um so größer sein, je wahrverwandter die Töne sind, die aus Spanien herüber klingen, und je greller die Details des Barceloner Aufstandes, wo sogenannte Elende bis zur größten Beleidigung der Majestät sich vergaßen.

Während im Westen der Successionskrieg beendet und der eigentliche Revolutionskrieg beginnt, verwickeln sich die Angelegenheiten des Orients in einen unauflösllichen Knäuel. Die Revolte in Syrien setzt das französische Ministerium in die größte Verlegenheit. Auf der einen Seite will es

mit all' seinem Einfluß die Macht des Pascha von Aegypten unterstützen, auf der andern Seite darf es die Maroniten, die Christen auf dem Berg Libanon, welche die Fahne der Empörung aufpflanzten, nicht ganz desavouiren — denn diese Fahne ist ja die französische Tricolore; die Rebellen wollen sich durch letztere als Angehörige bekunden und sie glauben, daß dieses nur scheinbar den Mehemet Ali unterstütze, im Geheimen aber die syrischen Christen gegen die ägyptische Herrschaft aufwiegle. Inwieweit sind sie zu solcher Annahme berechtigt? Haben wirklich, wie man behauptet, einige Kenfer der katholischen Partei, ohne Vorwissen der französischen Regierung, ein Schilderheben der Maroniten gegen den Pascha angezettelt, in der Hoffnung, bei der Schwäche der Türken ließe sich jetzt nach Ver-

treibung der Aegyptier in Syrien ein christliches Reich begründen? Dieser eben so unzeitige wie fromme Versuch wird dort viel Un Glück stützen. Mehemed Ali war über den Ausbruch der syrischen Revolte so entrüstet, daß er wie ein wildes Thier raste und nichts Geringeres im Sinne hatte, als die Ausrottung aller Christen auf dem Berg Libanon. Nur die Vorstellungen des österreichischen Generalconsuls konnten ihn von diesem unmenschlichen Vorhaben abbringen, und diesem hochherzigen Manne verdanken viele Tausende von Christen ihr Leben, während ihm der Pascha noch mehr zu verdanken hat: er rettete nämlich seinen Namen vor ewiger Schande. Mehemed Ali ist nicht unempfindlich für das Ansehen das er bei der civilisirten Welt genießt, und Herr von Laurin entwaffnete seinen Horn ganz besonders durch eine Schilderung der Antipathien, die er durch die Ermordung der Maroniten in ganz Europa auf sich lüde, zum höchsten Schaden seiner Macht und seines Ruhmes.

Das alte System der Völkervertilgung wird solchermassen durch europäischen Einfluß im Orient allmählig verdrängt. Auch die Erstzrechts des Individuums gelangen dort zu höherer Anerkennung, und namentlich werden die Grausamkeiten der Tortur einem milderem Criminalverfahren weichen. Es ist die Blutgeschichte von Damascus, welche dieses letztere Resultat hervorbringen wird, und in dieser Beziehung dürfte die Reise des Herrn Cremieux nach Alexandria als eine wichtige Begebenheit eingezeichnet werden in die Annalen der Humanität. Dieser berühmte Rechtsgelehrte, der zu den gefeiertsten Männern Frankreichs gehört und den ich in diesen Blättern bereits besprach, hat schon seine wahrhaft fromme Wallfahrt angetreten, begleitet von seiner Gattin, die alle Gefahren, womit man ihren Mann bedrohte, theilen wollte. Mögen diese Gefahren, die ihn vielleicht nur abschrecken sollten von seinem edlen Beginnen, eben so klein sein wie die Leute, die sie bereiten! In der That dieser Advocat der Juden plaidirt zugleich die Sache der ganzen Menschheit. Um nichts Geringeres handelt es sich, als auch im Orient das europäische Verfahren beim Criminalproceß einzuführen. Der Proceß gegen die Damascener Juden begann mit der Folter; er kam nicht zu Ende weil ein österreichischer Unterthan inculpat

war und der österreichische Consul gegen das Torantren desselben eintritt. Jetzt soll nun der Proceß auf's Neue instruirt werden und zwar ohne obligate Folter, ohne jene Torturinstrumente, die den Beklagten die unsinnigsten Aussagen abmarterten und die Zeugen einschüchterten. Der französische Oberconsul in Alexandria setzt Himmel und Erde in Bewegung, um diese erneuerte Instruction des Processus zu hintertreiben; denn das Verrathen des französischen Consuls von Damascus könnte bei dieser Gelegenheit sehr stark beleuchtet werden, und die Schande seines Repräsentanten dürfte das Ansehen Frankreichs in Syrien erschüttern. Und Frankreich hat mit diesem Lande weitansgreifende Pläne die noch von den Kreuzzügen datiren die nicht einmal von der Revolution aufgegeben worden, die später Napoleon in's Auge faßte und woran selbst Herr Thiers denkt, für den Fall, daß Algier verloren ginge und der französische Ehrgeiz anderswo im Orient sein Futter suchen müßte! Die syrischen Christen erwarten ihre Befreiung von den Franzosen und diese, so freigeistig sie auch zu Hause sein mögen, gelten dennoch gern als fromme Schützer des katholischen Glaubens im Orient und schmeicheln dort der Celosie der Mönche. So erklären wir es uns weshalb nicht bloß Herr Cochelet in Alexandria sondern sogar unser Consulpräsident der Sohn der Revolution in Paris den Consul von Damascus in Saug nehmen. — Es handelt sich jetzt wahrlich nicht um die hohe Tugend eines Nam Menton oder um die Schlechtigkeit der Damascener Juden — es gibt vielleicht zwischen Beiden keinen großen Unterschied, und wie Jener nur unsern Haß so dürften Letztere für unsere Vorliebe zu gering sein — aber es handelt sich darum die Abschaffung der Tortur durch ein eclatantes Beispiel im Orient zu sanctioniren. — Die Consule der europäischen Großmächte, namentlich Oesterreichs und Englands, haben daher auf eine erneuerte Instruction des Processus der Damascener Juden ohne Zulassung der Tortur beim Pascha von Aegypten angetragen und es mag ihnen vielleicht nebenher einige Schadenfreude gewähren, daß eben Herr Cochelet, der französische Consul, der Repräsentant der Revolution und ihres Sohnes sich jener erneuten Instruction widersetzt und für die Tortur Partei nimmt.

XIV.

Paris den 27. Juli 1840.



Hier überfüllen sich die Brobspöten; aber die letzte die schlimmste die Convention zwischen England Rußland, Oesterreich und Preußen gegen den Pascha von Aegypten erregte weit mehr jauchzende Kampflust als Verstärkung sowohl bei der Regierung als bei dem Volke. Der gefrigger „Constitutionnel“ welcher ohne Umschweife gestand daß Frankreich ganz schände getränkt und beleidigt sei, beleidigt bis zur Voraussetzung einer feigen Unterwürfigkeit — diese ministerielle Anzeige des in London ausgebrüteten Verraths wirkte hier wie ein Trompetenstoß man glaubte den großen Hornschrei des Achilles zu vernehmen, und die verletzten Nationalgefühle und Nationalinteressen bewirkten jetzt einen Waffenstillstand der hadernden Parteien. Mit Ausnahme der Legitimisten, die ihr Beil nur vom Ausland erwarten, versammeln sich alle Franzosen um die dreifarbigte Fahne, und Krieg mit dem „periden Albion“ ist ihre gemeinsame Parole.

Wenn ich oben sagte, daß die Kampflust auch bei der Regierung entloderte so meine ich damit das hiesige Ministerium und zumal unsern festen Conseilpräsidenten, der das Leben Napoleons bereits bis zum Ende des Consulats beschrieben hat und mit südllich glühender Einbildungskraft seinem Helden auf so vielen Siegesfahrten und Schlachtfeldern folgte. Es ist vielleicht ein Unglück, daß er nicht auch den russischen Feldzug und die große Retirade im Geiste mitmachte. Wäre Herr

Thiers in seinem Buche bis zu Waterloo gelangt, so hätte sich vielleicht sein Kriegsmuth etwas abgekühlt. Was aber weit wichtiger und weit beachtenswerther als die kriegerischen Gelüste des Premierministers, das ist das unbegrenzte Vertrauen, das er in seine eigenen militärischen Talente setzt. Ja, es ist eine Thatfache, die ich aus vieljähriger Beobachtung verbürgen kann; Herr Thiers glaubt steif und fest, daß nicht das parlamentarische Scharmützeln, sondern der eigentliche Krieg, das klirrende Waffenspiel, seine angeborene Vocation sei. Wir haben es hier nicht mit der Untersuchung zu thun, ob diese innere Stimme Wahrheit spricht oder blos der

einen Selbsttäuschung schmeichelt. Nur darauf wollen wir aufmerksam machen, wie dieser eingebildete Feldherrnberuf wenigstens zur Folge hat, daß Herr Thiers vor den Kanonen des neuen Fürstencouncils nicht sonderlich erschrecken wird, daß es ihn heimlich freut, durch die äußerste Nothwendigkeit gezwungen zu sein, seine militärischen Talente der überraschten Welt zu offenbaren, und daß gewiß schon in diesem Augenblicke die französischen Admirale die bestimmteste

Ordre erhalten haben, die ägyptische Flotte gegen jeden Ueberfall zu schützen.

Ich zweifle nicht an dem Resultat dieses Schutzes, wie furchtbar auch die Seemacht der Engländer. Ich habe Toulon unlängst gesehen und hege einen großen Respekt vor der französischen Marine. Letztere ist bedeutender, als man im übrigen Europa weiß; denn außer den Kriegsschiffen, die auf dem bekannten Etat stehen und die Frankreich gleichsam officiell besitz, wurde seit 1814 eine fast doppelt so große Anzahl im Arsenal von Toulon allmählig fertig gebaut, die in einer Frist von sechs Wochen ganz bemanntbar ausgerüdet werden kann. — Wird aber durch ein bombardirendes Zusammentreffen der französischen und englischen Flotten im mittelländischen Meere der Frieden von Europa gestört werden und der all-

gemeine Krieg zum Ausbruche kommen? Keineswegs. Ich glaub' es nicht. Die Mächte des Continents werden sich noch lange heimen, ehe sie sich wieder mit Frankreich in ein Todesspiel einlassen. Und was John Bull betrifft, so weiß dieser dicke Mann sehr gut, was ein Krieg mit Frankreich, selbst wenn letzteres ganz isolirt zu stehen käme, seinem Säckel kosten würde; mit einem Wort, das englische Unterhaus wird auf keinen Fall die Kriegskosten bewilligen; und das ist die Hauptsache. Entstände aber dennoch ein Krieg zwischen den beiden Völkern, so wäre das, mythologisch zu reden, eine Malice der alten Götter, die, um ihren jetzigen Kollegen den Napoleon zu rächen, vielleicht die Absicht haben, den Wellington wieder in's Feld zu schicken und durch den Generalfeldmarschall Thiers bewegen zu lassen!

XV.

Paris den 29. Juli 1840.

Herr Guizot hat bewiesen, daß er ein ehrlicher Mann ist; er hat die geheime Verrätherei der Engländer weder zu durchschauen noch durch Gegenlist zu vereiteln gewußt. Er kehrt als ehrlicher Mann zurück und den diesjährigen Tugendpreis, den prix Monthyon, wird ihm Niemand streitig machen. Beruhige dich, puritanischer Stutzkopf, die treulosen „Cavaliere“ haben dich hinter's Licht geführt und zum Narren gehabt — aber dir bleiben deine stolzesten Selbstgefühle, das Bewußtsein, daß du noch immer du selbst bist. Als Christ und Doctrinär wirst du dein Mißgeschick geduldig ertragen, und seit wir herzlich über dich lachen können, öffnet sich dir auch unser Herz. Du bist wieder unser alter lieber Schulmeister, und wir freuen uns, daß der weltliche Glanz dir deine fromme, magisterliche Naivetät nicht geraubt hat, daß du gesoppt und gedrillt worden, aber ein ehrlicher Mann geblieben bist! Wir fangen an dich zu lieben. Nur den Gesandtschaftsposten zu London möchten wir dir nicht mehr anvertrauen; dazu gehört ein Geierblick, der die Künste des periden Albions zeitig genug

auszuspioniren weiß, oder ein ganz unwillkürlicher derber Vursche, der keine gelehrte Sympathie hegt für die großbritannische Regierungsform, keine höflichen speeches in englischer Sprache zu machen verzieht, aber auf französisch antwortet, wenn man ihn mit zweideutigen Reden hinhalten will. Ich rathe den Franzosen den ersten besten Grenadier der alten Garde als Gesandten nach London zu schicken und ihm allenfalls Vidocq als wirklichen geheimen Legationssecretär mitzugeben.

Sind aber die Engländer in der Politik wirklich so ausgezeichnete Köpfe? Worin besteht ihre Superiorität in diesem Felde? Ich glaube, sie besteht darin, daß sie erzprosaische Geschöpfe sind, daß keine poetischen Illusionen sie irre leiten, daß keine glühende Schwärmerei sie blendet, daß sie die Dinge immer in ihrem nüchternsten Lichte sehen, den nackten Chatbestand fest in's Auge fassen, die Bedingnisse der Zeit und des Ortes genau berechnen und in diesem Calcul weder durch das Pochen ihres Herzens, noch durch den Flügel Schlag großmüthiger Gedanken geblendet

werden. Ja, ihre Superiorität besteht darin, daß sie keine Einbildungskraft besitzen. Dieser Mangel ist die ganze force der Engländer und der letzte Grund ihres Gelingens in der Politik, wie in allen realistischen Unternehmungen, in der Industrie, im Maschinenbau u. s. w. Sie haben keine Phantasie; das ist das ganze Geheimniß. Ihre Dichter sind nur glänzende Ausnahmen; deshalb gerathen sie auch in Opposition mit ihrem Volke, dem kurznasigen, halbstirnigen und hinterkopflösen Volke, dem auserwählten Volke der Prosa, das in Indien und Italien eben so profaisch, kühl und berechnend bleibt, wie in Threadneedlestreet. Der Duft der Lotusblume berauscht sie eben so wenig, wie die Flamme des Vesuvus sie erwärmt. Bis an den Rand des letzteren schleppen sie ihre Theekessel und trinken dort Thee, gewürzt mit cant!

Wie ich höre, hat voriges Jahr die Taglioni in London keinen Beifall gefunden; das ist wahrhaftig ihr größter Ruhm. Hätte sie dort gefallen, so würde ich anfangen, an der Poesie ihrer Füße zu zweifeln. Sie selber, die Söhne Albions, sind die schrecklichsten aller Tänzer, und Strauß versichert, es gebe keinen Einzigen unter ihnen, welcher Tact halten könne. Auch ist er in der Grafschaft Middlesex zu Tode erkrankt, als er Alt-England tanzen sah. Diese Menschen haben kein Ohr, weder für Tact noch für Musik überhaupt, und ihre unnatürliche Passion für Clavierspielen und Singen ist um so widerwärtiger. Es gibt wahrlich auf Erden nichts so Schreckliches wie die englische Tonkunst, es sei denn die englische Malerei. Sie haben weder Gehör noch Farbensinn, und manchmal steigt in mir der Argwohn auf, ob nicht ihr Geruchssinn ebenfalls stumpf und verschmupft sei; es ist sehr leicht möglich, daß sie Rosäpfel und Apfelsinen nicht durch den bloßen Geruch von einander unterscheiden können.

Aber haben sie Muth? Dies ist jetzt das Wichtigste. Sind die Engländer so muthig, wie man sie auf dem Continent beständig schilderte? Die vielgerühmte Großmuth der Mylords existirt nur noch auf unserem Theater, und es ist leicht möglich, daß der Aberglaube von der kaltblütigen Courage der Engländer ebenfalls mit der Zeit verschwindet. Ein sonderbarer Zweifel ergreift uns, wenn wir sehen, wie ein paar Husaren hinreichend sind, ein tobendes Meeting von hunderttausend Engländern auseinander zu jagen. Und

haben auch die Engländer viel Muth als Individuen, so sind doch die Massen erschlaft durch die Gewöhnungen und Comfords eines mehr als hundertjährigen Friedens; seit so langer Zeit blieben sie im Inlande vom Krieg verschont, und was den Krieg betrifft, den sie im Auslande zu bestehen hatten, so führten sie ihn nicht eigenhändig, sondern durch angeworbene Söldner, gedungene Raubritter und Miethböcker. Auf sich schießen zu lassen, um Nationalinteressen zu vertheidigen, wird nimmermehr einem Bürger der City, nicht einmal dem Lordmayor, einfallen; dafür hat man ja bezahlte Leute. Durch diesen allzu langen Friedenszustand, durch zu großen Reichthum und zu großes Elend, durch die politische Verderbniß, die eine Folge der Repräsentativverfassung, durch das entnervende Fabrikwesen, durch den ausgebildeten Handelsgeist, durch die religiöse Heuchelei, durch den Pietismus, dieses schlimmste Opium, sind die Engländer als Nation so unkriegertisch geworden wie die Chinesen, und ehe sie diese letztern überwinden, sind vielleicht die Franzosen im Stande, wenn ihnen eine Landung gelänge, mit weniger als hunderttausend Mann ganz England zu erobern. Zur Zeit Napoleons schwebten die Engländer beständig in einer solchen Gefahr, und das Land ward nicht geschützt durch seine Bewohner, sondern durch das Meer. Hätte Frankreich damals eine Marine besessen, wie es sie jetzt besitzt, oder hätte man die Erfindung der Dampfschiffe schon so fürchtbar auszubenten gewußt, wie heutzutage, so wäre Napoleon sicher an der englischen Küste gelandet, wie einst Wilhelm der Eroberer — und er würde keinen großen Widerstand gefunden haben; denn er hätte eben die Eroberungsrechte des normannischen Adels vernichtet, das bürgerliche Eigenthum geschützt und die englische Freiheit mit der französischen Gleichheit vermählt!

Weit greller, als ich sie ausgesprochen, stiegen die vorstehenden Gedanken gestern in mir auf beim Anblick des Zuges, der dem Leichenwagen der Juliushelden folgte. Es war eine ungeheure Volksmasse, die ernst und stolz dieser Todtenfeier beiwohnte. Ein imposantes Schauspiel, und in diesem Augenblick sehr bedeutungsvoll. Fürchten sich die Franzosen vor den neuen Allirten? Wenigstens in den drei Julustagen spüren sie nie eine Anwandlung von Furcht, und ich kann sogar versichern, daß etwa hundertund-



fünfzig Deputirte, die noch in Paris sind, sich auf's Bestimmteste für den Krieg ausgesprochen haben, im Fall die beleidigte Nationallehre dieses Opfer verlange. Was aber das Wichtigste, Ludwig Philipp scheint dem ruhigen Erdulden jeder Unbill Valet gesagt und für den Fall der

Noth den durchgreifendsten Entschluß gefaßt zu haben. — Wenigstens sagt er es, und Herr Thiers versichert, daß er den aufbrausenden Unwillen des Königs manchmal nur mit Mühe besänftige. Oder ist solche Kriegslust nur eine Kriegslust des göttlichen Dulders Odyseus?



XVI.

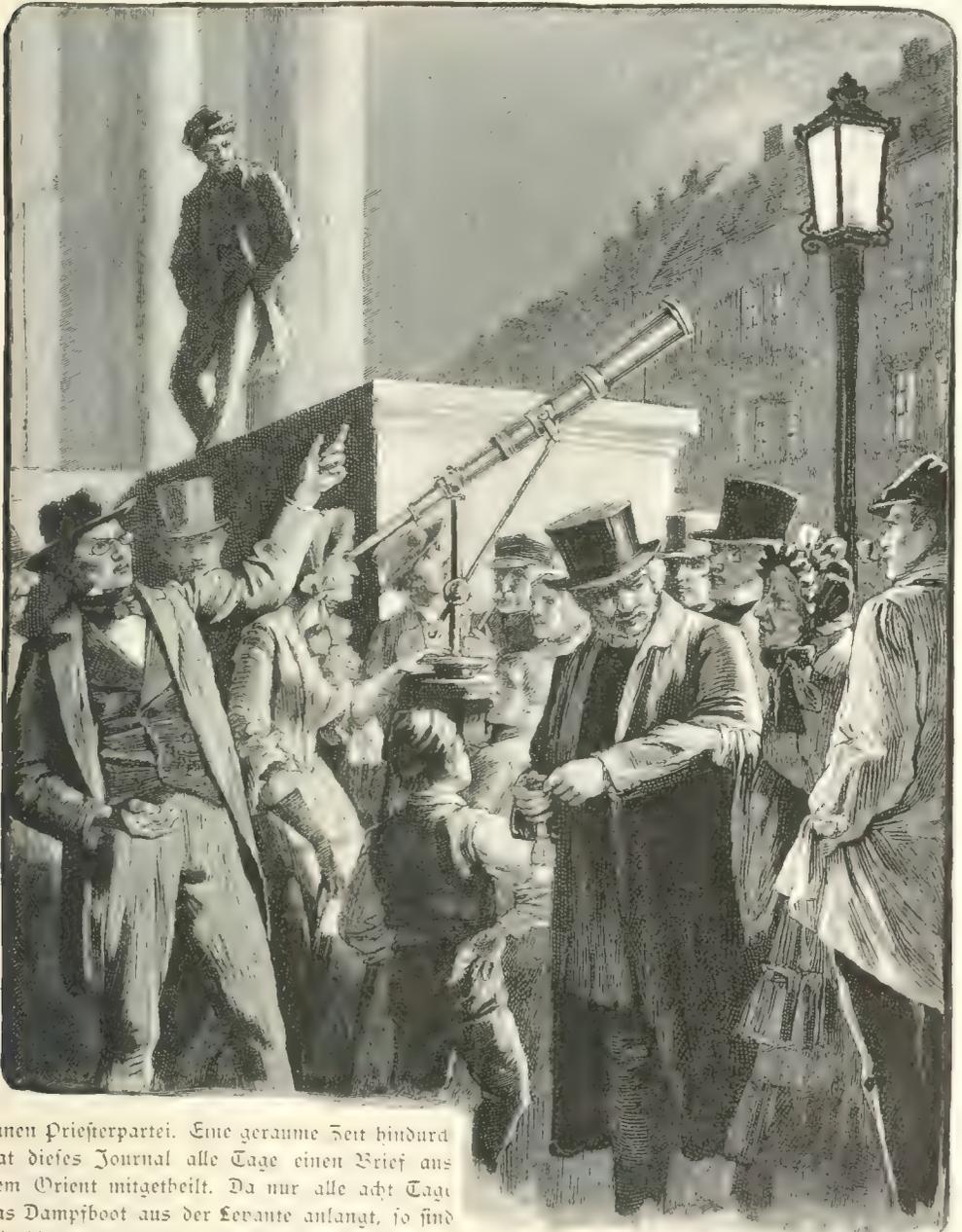
Paris, den 30. Juli 1840.

Ds gab gestern keine Börse, ebenso wenig wie vorgestern, und die Course hatten Mühe, sich von der großen Gemüthsbewegung etwas zu erholen. Paris, wie Sparta, hat seinen Tempel der Furcht, und das ist die Börse, in deren Hallen man immer um so ängstlicher zittert, je stürmischer der Muth ist, der draußen tobt.

Ich habe mich gestern sehr bitter über die Engländer ausgesprochen. Bei näherer Erkundigung erscheint ihre Schuld nicht so groß wie ich anfangs glaubte. Wenigstens das englische Volk desavonirt seinen Mandatarium. Ein dicker Bräute, der alle Jahre am 29. Julius hieher kommt, um seinen Töchtern das Feuerwerk auf dem Pont de la Concorde zu zeigen, versichert mir, es herrsche in England der größte Unwillen gegen den Coycomb Palmerston, der voraussuchen konnte, daß die Convention wegen Aegypten die Franzosen auf's Neueste beleidigen müsse. Es sei in der That, gestehen die Engländer eine Beleidigung von Seiten Englands aber es sei keine Verrätherei; denn Frankreich habe seit langer Zeit darum gewußt daß man Mehemed Ali aus Syrien mit Gewalt verjagen wolle: das französische Ministerium sei hiemit ganz einverstanden gewesen; es habe selber in Betreff jener

Provinz eine sehr zweideutige Rolle gespielt; die geheimen Lenker der syrischen Revolte seien Franzosen, deren katholischer Fanatismus nicht in Downing-Street, sondern auf dem Boulevard des Capucines allerlei aufmunternde Sympathien finde; bereits in der Geschichte von den gefolterten Juden zu Damascus habe sich das französische Ministerium zu Gunsten der katholischen Partei sehr compromittirt; schon bei dieser Gelegenheit habe Lord Palmerston seine Mißachtung des französischen Premierministers hinlänglich beurkundet, indem er den Behauptungen desselben öffentlich widersprach u. s. w. — Wie dem auch sei, Lord Palmerston hätte voraussehen können, daß die Convention nicht ausführbar ist und daß also die Franzosen unniügerweise in Varnisch gesetzt würden, was immerhin seine gefährlichen Folgen haben kann. Je länger wir darüber nachdenken, desto mehr wundern wir uns über das ganze Ereigniß. Es gibt hier Motive die uns bis jetzt noch verborgen sind, vielleicht sehr feine staatskluge Motive — vielleicht auch sehr einfältige.

Ich habe oben der Geschichte von Damascus erwähnt. Diese findet hier noch immer viel Besprechung; namentlich bildet sie einen stehenden Artikel im „Univers“, dem Organ der ultramon-



tanen Priesterpartei. Eine geraume Zeit hindurch hat dieses Journal alle Tage einen Brief aus dem Orient mitgetheilt. Da nur alle acht Tage das Dampfsboot aus der Levante anlangt, so sind wir hier um so mehr an ein Wunder zu glauben geneigt, als wir ohnehin durch die Damascener Vorgänge in die Mirakelzeit des Mittelalters zurückversetzt sind. Ist es doch schon ein Wunder, daß die aus der Luft gegriffenen Nachrichten des „Univers“ in Frankreich einigen Anklang

finden! Ja, es ist nicht zu leugnen, ein großer Theil der Franzosen ist nicht abgeneigt, dem blutigen Unglimpf Glauben zu schenken, und die obscursten Erfindungen der Truglist stoßen hier auf sehr lauen Widerspruch. Verwundert fragen



wir uns: Ist das Frankreich die Heimat der Aufklärung, das Land, wo Voltaire gelacht und Rousseau gemeint hat? Sind das die Franzosen, die einst der Göttin der Vernunft in Notre-dame huldigten, allen Frömmelertum abgeschworen und sich als die Nationalfeinde des Fanatismus in der ganzen Welt proclamirten? Wir wollen ihnen nicht Unrecht thun; eben weil ein blinder Zorn gegen allen Aberglauben sie noch besetzt eben weil sie, alte Kinder des achtzehnten Jahrhunderts, allen Religionen die infamsten Unthaten zutrauen, hielten sie auch die Bekenner des Judenthums räthig. Dergleichen begangen zu haben, und ihre leichtsinnigen Ansichten über die Damascener Vorgänge sind nicht aus Fanatismus gegen die Juden sondern aus Haß gegen den Fanatismus selbst hervergegangen. — Daß über jene Vorgänge keine so bornirten Meinungen in Deutschland aufkommen konnten zeugt nur von unrer größeren Gelahrtheit, geschichtliche Kenntnisse sind so sehr in deutschen Volke verbreitet, daß selbst der grimmigste Groll nicht mehr zu den alten Blutmärchen greifen darf.

Wie sonderbar die Leichtgläubigkeit bei dem gemeinen Volk in Frankreich mit der größten Skepsis verbunden ist, bemerkte ich vor einigen Abenden auf der Place de la Bourne, wo ein Kerl mit einem großen Fernrohr sich postirt hatte und für zwei Sous den Mond zeigte. Er erzählte dabei den umstehenden Gassern, wie groß dieser Mond sei, so viele tausend Quadratmeilen, wie es Berge darauf gebe und Flüsse, wie er so viele tausend Meilen von der Erde entfernt sei, und dergleichen merkwürdige Dinge mehr, die einen alten Portier, der mit seiner Gattin vorbeiging, unwiderstehlich anreizten, zwei Sous auszugeben, um den Mond zu betrachten. Seine theure Ehehälfte jedoch widersetzte sich mit rationalistischem Eifer und rief ihm, seine zwei Sous lieber für Tabak auszugeben. Das sei Alles Aberglaube was man von dem Monde erzählen könne von seinen Bergen und Flüssen und seiner un-menschlichen Größe, das habe man erfunden, um den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken.

XVII.

Granville Departement de la Manche den 27. August 1840.

Seit drei Wochen durchstreife ich die Normandie die Kreuz und die Quer und über die Stimmung die sich hier bei Gelegenheit der letzten Ereignisse kundgab, kann ich Ihnen aus eigener Beobachtung berichten. Die Gemüther waren durch die kriegerischen Trompetenstöße der französischen Presse schon ziemlich aufgeregert, als die Landung des Prinzen Ludwig allen möglichen Befürchtungen Spielraum gab. Man ängstigte sich durch die zweiflungsvollsten Hypothesen. Bis auf diese Stunde glauben die Leute hierzulande, daß der Prinz auf eine ausgedehntere Verschwörung rechnete und sein langes Verharren bei der Säule von Boulogne von einem Rendezvous zeugte das durch Verrath oder Zufall vereitelt ward. Zwei Drittel der zahlreichen englischen Familien die in Boulogne wohnen, nahmen Reißaus, ergriffen von panischer Furcht als sie in dem getulhamen Städtchen einige geräthliche Klunten

schiffe vernahmen und den Krieg vor ihrer eigenen Thür sahen. Diese Flüchtlinge, um ihre Angst zu rechtfertigen, brachten die entsetzlichsten Gerüchte nach der englischen Küste und Englands Küstselten wurden noch blässer vor Schrecken. Durch Wechselwirkung werden jetzt die Engländer die in der Normandie haufen, von ihren heimischen Angehörigen zurückberufen in das glückliche Eiland, das vor den Verheerungen des Krieges noch lange gelähmt sein wird — nämlich so lange bis einmal die Franzosen eine hinlängliche Anzahl Dampfschiffe ausgerüstet haben werden womit man eine Landung in England bevorzuehliggen kann.

In Boulogne wäre eine solche Dampflotte bis zum Tage der Ausfahrt von unzähligen kleinen Forts besetzt. Dergleiche welche die ganze Küste der Departements du Nord und de la Manche umgeben sind auf Felten gepflanzt die aus dem

Meere hervorragend, wie vor Anker liegende feinerne Kriegsschiffe auslehen. Sie sind während der langen Friedenszeit etwas haufällig geworden, jetzt aber werden sie mit großem Eifer gerüstet. Von allen Seiten sah ich zu diesem Behufe eine Menge blanke Kanonen heranschleppen, die mich sehr freundlich anlachten; denn diese klugen Geschöpfe theilen meine Antipathie gegen die Engländer und werden solche gewiß weit donnernder und treffender aussprechen. Veiläufig bemerke ich, daß die Kanonen der französischen Küstenforts über ein Drittel weiter schießen als die englischen Schiffskanonen, welche zwar von eben so großem Kaliber, aber nicht von derselben Länge sein können.

Hier in der Normandie haben die Kriegserüchte alle Nationalgefühle und Nationalerinnerungen aufgeregt, und als ich im Wirthshaus zu Saint-Valery während des Tischgesprächs den Plan einer Landung in England discutiren hörte, fand ich die Sache durchaus nicht lächerlich; denn auf derselben Stelle hatte sich einst Wilhelm der Eroberer eingeschifft, und seine damaligen Kameraden waren eben solche Normannen, wie die guten Leute, die ich jetzt eine ähnliche Unternehmung besprechen hörte. Möge der stolze englische Adel nie vergessen, daß es Bürger und Bauern in der Normandie gibt, die ihre Blutsverwandtschaft mit den vornehmsten Häusern Englands urkundlich beweisen können und gar nicht üble Lust hätten, ihren lieben Vettern und Vasen einen Besuch abzustatten.

Der englische Adel ist im Grunde der jüngste in Europa, trotz der hochklingenden Namen, die selten ein Zeichen der Abstammung, sondern gewöhnlich nur ein übertragener Titel sind. Der übertriebene Hochmuth dieser Lordships und Ladyships ist vielleicht eine Nüchtheit ihrer parvenierten Jugendlichkeit, wie denn immer, je jünger der Stammbaum, desto grünlich bitterer die Früchtchen. Jener Hochmuth trieb einst die englische Ritterschaft in den verderblichen Kampf mit den demokratischen Richtungen und Ansprüchen Frankreichs, und es ist leicht möglich, daß ihre jüngsten Uebermüthe aus ähnlichen Gründen entsprungen; denn zu unserer größten Verwunderung fanden wir, daß bei jener Gelegenheit die Tories mit den Whigs übereinstimmten.

Woher aber kommt es, daß solche Emeute aller aristokratischen Interessen immer im englischen

Volke so vielen Anklang fand? Der Grund liegt darin, daß erstens das ganze englische Volk, die Gentry eben so gut wie die high nobility, und der Mob eben so gut wie Jene, von sehr aristokratischer Gesinnung sind, und zweitens, weil immer im Herzen der Engländer eine geheime Eifersucht, wie ein böses Geschwür, jückt und eitert, sobald in Frankreich ein behaglicher Wohlstand emporblüht, sobald die französische Industrie durch den Frieden gedeiht und die französische Marine sich bedeutend ausbildet.

Namentlich in Beziehung auf die Marine wird den Engländern die gehässige Mißgunst zugeschrieben, und in den französischen Häfen zeigt sich wirklich eine Entwicklung von Kräften, die leicht den Glauben erregt, die englische Seemacht in einiger Zeit von der französischen überflügelt zu sehen. Erstere ist seit zwanzig Jahren stationär geblieben, statt daß letztere im thätigsten Fortschritt begriffen ist. Ich habe in einem früheren Briefe bereits bemerkt, wie im Arsenal zu Coulon der Bau der Kriegsschiffe so eifrig betrieben worden, daß im Fall eines Krieges binnen kurzer Frist fast doppelt so viele Schiffe, wie Frankreich 1814 besitzen durfte, in See stehen könnten. Ein Leipziger Tagesblatt widersprach dieser Behauptung in einer ziemlich herben Weise; ich kann nur die Achsel darüber zucken, denn dergleichen Angaben schöpfe ich nicht aus bloßem Hörensagen, sondern aus der unmittelbarsten Anschauung. In Cherbourg, wo ich mich vor acht Tagen befand (ein gut Stück französischer Marine plätschert dort im Hafen), versicherte man mir, daß zu Brest ebenfalls doppelt so viele Kriegsschiffe befindlich wie früher, nämlich über fünfzehn Kriegsschiffe, Fregatten und Briggs, von der anständigsten Kanonenzahl, theils ganz, theils bis auf einige $\frac{1}{20}$ fertig gebaut und ausgerüstet. In vier Wochen werde ich Gelegenheit haben, sie persönlich kennen zu lernen. Bis dahin begnüge ich mich zu berichten, daß eben so wie hier, in der basse Normandie, auch an der bretonischen Küste unter dem Sevolke die kriegsmuthigste Aufregung herrscht und die ernsthaftesten Vorbereitungen zum Kriege gemacht werden.

Was mich betrifft, ich glaube nicht an Krieg, und, wie Sie wissen, zweifelte ich nie am Fortbestand des Friedens. Aber es ist immer wichtig zu erfahren, mit welchen Gesinnungen das Volk einen Ausbruch der Feindseligkeiten begrüßen

würde. Und in dieser Beziehung bemerkte ich bei der großen Mäße einen bewunderungswürdigen Scharfsinn.

Die Franzosen tauchten sich nicht über die Gefahren die ihnen sowohl von innen als von außen entgegen drohen. Da sie aber genau ihren Zustand kennen und genau wissen was sie wollen, werden sie mit der größten Schnelligkeit verfahren. Ich bin überzeugt sie entledigen sich zuerst jener vergangenheitslichen Partei, die

eine unverwundliche Feinde: des neuen Frankreichs weder durch Grobmuth noch durch Vernunft entwaffnet werden konnte, und bei der geringsten Hoffnung einer fremden Invasion die alten Ränke spielen läßt und, wie man behauptet, wieder die Ebonans in der Vendée zum Bürgerkriege aufreizt.

Nevende verüchern mir daß dort schon einige Scharmühel vorgefallen, aber diese unreifen Veruche bald unterdrückt wurden. Wichtig war



es mir zu ermitteln, wie man hierzulande über den König denkt, und mit Freude bemerkte ich, daß man ihm das treueste Mitgefühl für sein Volk zutraut und auch nicht der leiseste Verdacht antinationaler Sympathien auf ihm läßt. Man weiß zwar, daß er den Frieden liebt — und wem ein ehrlicher Mann liebt ihn nicht? — aber man weiß auch daß er den Krieg nicht bis zur Verzweiflung schiebt.

In der That Ludwig Philipp ist ein Held, aber in der Weise jenes Odysseus, der sich nicht gern schlug, wenn er mit der Diplomatie der Rede sich durchhelfen konnte, der aber eben so tapfer focht wie irgend ein Aias oder Achilles wenn er mit Worten nicht mehr auslangte und nothgedungen zum Schwert oder Bogen greifen mußte. Die Meinung geht sogar dahin, daß er im schlimmsten Falle zu einer sehr terroristischen Gegenwehr seine Zuflucht nehmen werde.

Um Gott um kein Krieg! Ich fürchte daß das ganze französische Volk wenn man es hart bedränge, jene rothe Mütze wieder hervorholt, die ihm noch weit mehr als das dreieckige bonapartistische Wappenschildchen das Haupt erheben dürfte! Ich möchte hier gern die Frage aufwerfen, inwieweit die dämonischen Zerstörungskräfte, die jenem alten Talisman in Frankreich gehorchen, auch im Auslande sich geltend machen könnten? Es wäre wichtig zu untersuchen von welcher Bedeutung die Gewalten sind, die einem Zauber mittel zugeschrieben werden, wovon die französische Presse in der jüngsten Zeit unter dem Namen Propaganda so geheimnißvoll und bedrohlich künftete und zuweilen? Ich muß aus leicht begreiflichen Gründen aller solchen Untersuchungen enthalten, und in Betreff der vielbesprochenen Propaganda erlaube ich mir nur eine parabolische Andeutung.

Es ist Ihnen bekannt, daß in Lappland noch viel Heidenthum herrscht, und daß die Lappen, welche zur See gehen wollen, sich vorher, um den nothwendigen Fahrwind einzukaufen, zu einem Herrenmeister begeben. Dieser überliefert ihnen ein Tuch, worin drei Knoten sind. Sobald man auf dem Meere ist und den ersten Knoten öffnet, bewegt sich die Luft und es bläst ein guter Fahrwind. Öffnet man den zweiten Knoten, so entsteht schon eine weit stärkere Lusterschütterung, und es heult ein wüthendes Wetter. Öffnet man aber gar den dritten Knoten, so erhebt sich der wildeste Sturm und peitscht das rasende Meer, und das Schiff kracht und geht unter mit Mann und Maus. Wenn der arme Lappe zu seinem Herrenmeister kommt, behauptet er freilich er habe genug an einem

einzigem Knoten, an gutem Fahrwind, er brauche keinen stärkeren Wind und am allerwenigsten einen gefährlichen Sturm; aber es hilft ihm nichts, man verkauft ihm den Wind nur en gros, er muß für alle drei Sorten zahlen, und wehe ihm, wenn er etwa späterhin auf dem hohen Meere zu viel Branntwein trinkt und im Rausche die bedenklicheren Knoten aufknüpft! — Die Franzosen sind nicht so läppisch wie die Lappen, obgleich sie leichtsinnig genug wären, die Stürme zu entzügen, wodurch sie selber zu Grunde gehen müßten. Bis jetzt sind sie noch weit genug davon entfernt. Wie man mir mit Betrübniß versichert, hat sich das französische Ministerium nicht sehr kauflustig gezeigt, als ihm einige preussische und polnische revolutionäre Windmacher die aber keine Herrenmeister sind!) ihren Wind anboten.

XVIII.

Paris, den 21. September 1840.

Hine sonderliche Ausbeute bin ich dieser Tage von einem Streifzuge durch die Bretagne zurückgekehrt. Ein armselig ödes Land, und die Menschen dumm und schmutzig. Von den schönen Volksliedern, die ich dort zu sammeln gedachte, vernahm ich keinen Laut. Dergleichen existirt nur noch in alten Sangbüchern, deren ich einige aufkaufte; da sie jedoch in bretonischen Dialekten geschrieben sind, muß ich sie mir erst in's Französische übersetzen lassen, ehe ich etwas davon mittheilen kann. Das einzige Lied, was ich auf meiner Reise singen hörte, war ein deutsches; während ich mich in Rennes barbiren ließ, meckerte Jemand auf der Straße den Jungfernkranz aus dem „Freischütz“ in deutscher Sprache. Den Sänger selbst hab' ich nicht gesehen, aber seine weißchenblaue Seide klang mir tagelang noch im Gedächtniß. Es wimmelt jetzt in Frankreich von deutschen Bettlern, die sich mit Singen ernähren und den Ruhm der deutschen Conkunst nicht sehr fördern.

Ueber die politische Stimmung der Bretagne kann ich nicht viel berichten, die Leute sprechen sich hier nicht so leicht aus wie in der Normandie; die Leidenschaften sind hier ebenso schweigsam wie tief, und der Freund wie der Feind der

Tagesregierung brütet hier mit stummen Grimm. Wie im Beginn der Revolution, gibt es auch jetzt noch in der Bretagne die glühendsten Enthufastungen der Revolution, und ihr Eifer wird durch die Schrecknisse, womit die Gegenpartei sie bedroht, bis zur blutdürstigsten Wuth gesteigert. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Bayern in der Bretagne aus Liebe für die ehemalige Adelherrschaft bei jedem legitimistischen Aufruf zu den Waffen griffen. Im Gegentheil, die Grenel des alten Regimes, sind noch im farbigsten Andenken, und die edlen Herren haben in der Bretagne entsetzlich genug gewirthschaftet. Sie erinnern sich vielleicht der Stelle in den Briefen der Frau von Sevigné, wo sie erzählt, wie die unzufriedenen Vilains und Rotürriers dem Generalgouverneur die Fenster eingeschmissen und die Schuldigen auf's Grausamste hingerichtet wurden. Die Zahl Derjenigen, die durch's Rad starben, muß sehr groß gewesen sein, denn da man später mit dem Strange verfuhr, bemerkte Frau von Sevigné ganz naïv, „nach dem vielen Rädern sei das Hängen für sie eine wahre Erfrischung“. Die mangelnde Liebe wird durch Versprechungen ersetzt, und ein armer Bretoner, der bei jedem legitimistischen Schilderheben sich thätig gezeigt



und nichts als Wunden und Elend dabei gewann, gestand mir, daß er diesmal seines Lohnes gewiß sei, da Heinrich V. bei seiner Rückkehr Jedem, der für seine Sache gekochten, eine lebenslängliche Pension von fünfshundert Francs bezahlen werde.

Bezt aber das Volk in der Bretagne nur sehr laue und eigennützige Sympathien für die alte Noblesse, so folgt es desto unbedingter allen Inspirationen der Geistlichkeit, in deren geistiger und leiblicher Botmäßigkeit es geboren wird, lebt und stirbt. Wie dem Druiden in der alten Celtentzeit, gehorcht der Bretoner jetzt seinem Pfarrer und nur durch dessen Vermittlung dient er dem Edelmann. George Cadoudal war wahrlich kein ferviler Lakai des Adels, eben so wenig wie Charette, der sich über Letztern mit der bittersten Geringschätzung aussprach und an Ludwig XVIII. unumwunden schrieb: „La lâcheté de vos gentils-hommes a perdu votre cause.“ aber vor ihren tonsurirten Oberhäuptern beugten die Leute demüthig das Knie. Selbst die bretonischen Jakobiner konnten sich nie ganz von ihren kirchlichen Velleitäten lossagen, und es blieb immer ein

Zwiespalt in ihrem Gemüthe, wenn die Freiheit in Conflict gerieth mit ihrem Glauben.

Jetzt hat sich auch in dieser Beziehung Manches geändert. Lamennais selber ist ein Bretoner, und seine Lehre ist vielleicht mit ein Erzeugniß des Bodens. Die Geistlichkeit mußte sich versöhnen mit der neuen Gedanken-Dynastie, als sie die Hoffnung angab, die Dynastie der alten Gedanken wieder herzustellen. Laßt uns ihnen nicht Unrecht thun; um die Menschen zu beglücken, muß man sie lenken können, und die Mittel zu diesem ernstern Zweck erlangt man nur durch Verbündung mit den herrschenden Gewalten. Die Lehre Lamennais' ist aber nicht bloß für Frankreich sondern für ganz Europa von der fürchtbarsten Bedeutung; besonders im Fall eines Krieges gegen die Quadrupel Alliance würde sie eine Rolle spielen. Ich habe Sie längst darauf aufmerksam gemacht daß das französische Min-

sterium mit jener Partei Allerlei im Sinne führt und sie nicht bloß schont, sondern ihr auch mitunter schmeichelt. Was man auch sage, Herr Chiers ist ein großer Staatsmann, und bei seiner religiösen Indifferenz mag es ihm leicht einfallen, auch die Religion, die Heilsbotschaft des Friedens, als Berührungsmittel zu benutzen. Ueberhaupt dürften im Fall eines Krieges allerlei Erscheinungen emporzucken, wovon man jetzt noch keine Ahnung hat, und schauerlich ist der gegenwärtige Moment, wo von den kleinsten Mißgriffen der Friede der Welt abhängig ist.

Wird es aber zum Krieg kommen? Jetzt nicht; doch der böse Dämon ist wieder entseßelt und spukt in den Gemüthern. Wer hat diesen Dämon geweckt? Ich glaube die Selbstsucht der Engländer ist eben so schuldig wie der Leichtsinm der Franzosen. In der That, einer der bedeutendsten Staatsmänner verückerte mich vor etwa sechs Wochen der schlaue Brunnow habe dadurch die Engländer gefördert, daß er ihnen in der Perspective den Untergang der französischen Marine zeigte, als ein natürliches Resultat der eintretenden Ver-



wickelungen und Collisionen. Und, sonderbar! in der ganzen Normandie, wie ich Ihnen bereits aus Granville schrieb, und auch in der Bretagne fand ich, wie eine Volkslage, überall die Meinung verbreitet, als habe England sich mit den russischen Interessen verbündet, aus perfrider Eifersucht wegen der blühenden Entwicklung der französischen Marine. Was die feinste diplomatische Nase gerochen, durchschaut das Volk mit seiner wunderbaren Klarheit.

Das französische Ministerium handelte aber sehr unbesonnen, als es gleich mit vollen Säcken in die Kriegstrompete stieß und ganz Europa auftrommelte. Wie der Fischer in dem arabischen

Märchen, hat Tibers die Flasche geöffnet, woraus der schreckliche Dämon emporstieg . . . er erschraf nicht wenig über dessen kolossale Gestalt und möchte ihn jetzt zurückbannen mit icklaunen Worten. „Bist du wirklich aus einer so kleinen Bouteille hervorgehtiegen?“ sprach der Fischer zu dem Riesen, und zum Beweise verlangte er, daß er wieder in dieselbe Flasche hineinkrieche; und als der große Narr es that, verschloß der Fischer die Flasche mit einem guten Stöpsel . . . Die Post geht ab, und, wie die Sultanin Scheherezade, unterbrechen wir unsere Erzählung, vertröstend auf morgen, wo wir aber ebenfalls, wegen der vielen eingeklebten Episoden, keinen Schluß liefern.

XIX.

Paris den 1. October 1840.

„Haben Sie das Buch Baruch gelesen?“ Mit dieser Frage lief einst Lafontaine durch alle Straßen von Paris, jedem seiner Bekannten anhaltend, um ihm die große Neuigkeit mitzutheilen, daß das Buch Baruch wunderschön sei, eine der besten Sachen, die je geschrieben worden. Die Leute sahen ihn verwundert an und lächelten vielleicht in derselben Weise, wie ich Sie lächeln sehe, wenn ich Ihnen mit der heutigen Post die wichtige Nachricht mittheile, daß „Tausend und eine Nacht“ eines der besten Bücher ist, und gar besonders nützlich und belehrend in jetziger Zeit . . . Denn aus jenem Buche lernt man den Orient besser kennen als aus den Berichten Lamartine's, Poujoulat's und Consorten; und wenn auch diese Kenntniß nicht hinreicht, die orientalische Frage zu lösen, so wird sie uns wenigstens ein Bischen aufheitern in unserm occidentalischen Elend! Man fühlt sich so glücklich, während man dies Buch liest! Schon der Rahmen ist kostbarer als die besten Gemälde des Abendlandes. Welch ein prächtiger Kerl ist jener Sultan Schariar, der seine Gattinnen des andern Morgens nach der Brautnacht unverzüglich tödten läßt! Welche Tiefe des Gemüths, welche schauerliche Seelenkeuschheit, welche Hartbeit des ehelichen Bewußtseins offenbart sich in jener naiven Liebesthat, die man bisher als grausam, barbarisch, despotisch verunglimpft! Der Mann hatte einen

Abscheu gegen jede Verunreinigung seiner Gefühle, und er glaubte sie schon verunreinigt durch den bloßen Gedanken, daß die Gattin, die heut an seinem hohen Herzen lag, vielleicht morgen in die Arme eines Andern, eines schmutzigen Lumps, hinabsinken könne — und er tödtete sie lieber gleich nach der Brautnacht! Da man so viele verkannte Edle, die das blödsinnige Publicum lange Zeit verhörrte und schmährte, jetzt wieder zu Ehren bringt, so sollte man auch den wackern Sultan Schariar in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren suchen. Ich selbst kann mich in diesem Augenblick einem solchen verdienstlichen Werke nicht unterziehen, da ich schon mit der Rehabilitation des seligen Königs Prokrustes beschäftigt bin; ich werde nämlich beweisen, daß dieser Prokrustes bisher so falsch beurtheilt worden, weil er seiner Zeit vorausgeschritten und in einer heroisch aristokratischen Periode die heutigsten Plebejer Ideen zu verwirklichen suchte. Keiner hat ihn verstanden, als er die Großen verkleinerte und die Kleinen so lange ausreckte, bis sie in sein eisernes Gleichheitsbett paßten.

Der Republikanismus macht in Frankreich täglich bedeutendere Fortschritte, und Robespierre und Marat sind vollständig rehabilitirt. O, edler Schariar und echt demokratischer Prokrustes! Auch ihr werdet nicht lange mehr verkannt bleiben. Erst jetzt versteht man euch. Die Wahrheit liegt am Ende.

Madame Lafarge wird seit ihrer Verurtheilung noch leidenschaftlicher als früher besprochen. Die öffentliche Meinung ist ganz zu ihren Gunsten seitdem Herr Raspail, der unbedenkteste Mann Frankreichs, sein Gutachten in die Waagschale geworfen. Bedenkt man einerseits, daß hier ein strenger Republikaner gegen seine eigenen Parteiinteressen auftritt und durch seine Behauptungen eines der volkstümlichsten Journale des neuen Frankreichs die Jury unmittelbar compromittirt; und bedenkt man andererseits, daß der Mann, auf dessen Ausspruch die Jury das Verdammungsurtheil basirte, ein berühmter Intriguant und Charlatan ist, eine Klette am Kleide der Großen, ein Dorn im Fleische der Unterdrückten, schmeichelnd nach oben, schmählich nach unten, falsch im Reden wie im Sorgen: o Himmel! dann werfelt man nicht länger daß Marie Capelle unschuldig ist, und an ihrer statt der berühmte Toxologe, welcher Decan der medicinischen Facultät von Paris, nämlich Herr Orfila auf dem Marktplatze von Tulle an den Pranger gestellt werden sollte! Wer aus näherer Beobachtung die Umtriebe jenes eiteln Selbstsüchtlings nur einigermaßen kennt ist in keiner Seele überzeugt daß ihm kein Mittel zu schlecht ist, wo er eine Gelegenheit findet, sich in seiner wissenschaftlichen Specialität wichtig zu machen und überhaupt den Glanz seiner Verübungen zu fördern! In der That, dieser schlechte Sänger, der, wenn er in den Soirées von Paris seine schlechten Romane meckert, kein menschliches Ohr schon und Jeden tödten möchte, der ihn auslacht: er würde auch kein Bedenken tragen, ein Menschenleben zu opfern, wo es gälte, das versammelte Publicum glauben zu machen, Niemand sei so geschickt wie er, jedes verborgene Gift an den Tag zu bringen! Die öffentliche Meinung geht dahin daß im Leichnam des Lafarge gar kein Gift, desto mehr hingegen im Herzen des Herrn Orfila vorhanden war. Diejenigen, welche dem Urtheil der Jury von Tulle beistimmen, bilden eine sehr kleine Minorität und geborden sich nicht mehr mit der frühern Sicherheit. Unter ihnen gibt es Leute, welche zwar an Vergiftung glauben, dieses Verbrechen aber als ein eine Art Nothwehr betrachten und gewissermaßen justificiren. Lafarge, sagen sie, sei einer größern Unthat anflaßbar: er habe um sich durch ein Verratsgut

vom Bankerott zu retten, mit betrügerischen Vorspiegelungen das edle Weib gleichsam gestohlen und sie nach seiner öden Diebshöhle geschleppt, wo, umgeben von der rohen Sippschaft, unter moralischen Martern und tödlichen Entbehrungen, die arme, verzärtelte, an tausend geistige Bedürfnisse gewöhnte Parricide wie ein Fisch außer dem Wasser, wie ein Vogel unter Fledermäusen, wie eine Blume unter limousinischen Bestien elendiglich dahinsterben und vermodern mußte! Ist das nicht ein Meuchelmord, und war hier nicht Nothwehr zu entschuldigen? So sagen die Vertheidiger, und sie setzen hinzu: Als das unglückliche Weib sah, daß sie gefangen war, entseufert: in der wüsten Wirthshaus welche Glandier bewacht von der alten Diebesmutter ohne geistliche Nennungsbülfe zu gefesselt durch die Gerone selbst - da verlor sie den Kopf und zu den tollen Befreiungsmitteln, die sie zuerst versuchte, gehört jener jamöse Brief, worin sie dem rohen Gatten vorlog, sie liebe einen Andern, sie könne ihn nicht lieben, er möge sie also loslassen sie wolle nach Aßen fliehen und er möge ihr Vorratsgut behalten. Die holde Warrin! In ihrem Wahnsinn glaubte sie, ein Mann könne mit einem Weibe nicht leben, welches ihn nicht liebe, daran stürbe er, das sei der Tod . . . Da sie aber sah, daß der Mann auch ohne Liebe leben konnte, daß ihn Lieblosigkeit nicht tödtete da griff sie zu purem Arsenik . . . Rattengift für eine Ratte! — Die Mörder der Jury von Tulle ahnen: Nebenliches fühlt zu haben, denn sonst wäre es nicht zu begreifen, weshalb sie in ihrem Verdict von Milderungsgründen sprachen. So viel ist aber gewiß, daß der Proceß der Dame von Glandier ein wichtiges Actenstück ist, wenn man sich mit der großen Frauenfrage beschäftigt, von deren Lösung das ganze gesellschaftliche Leben Frankreichs abhängt. Die außerordentliche Theilnahme die jener Proceß erregt, entspringt aus dem Bewußtsein eignen Leids. Ihr armen Frauen ihr Leid wahrhaftig übel dran. Die Juden in ihren Gebeten danken täglich dem lieben Gott, daß er sie nicht als Frauenzimmer zur Welt kommen ließ. Nawes Gebet von Menschen, die eben durch Geburt nicht glücklich sind, aber ein weibliches Geichöpf zu sein für das schrecklichste Unglück halten! Sie haben Noth: selbst in Frankreich wo das weibliche Elend mit so vielen Noien bedeckt wird.



Seit gestern Abend herrscht hier eine Aufregung die alle Begriffe übersteigt. Der Kanonendonner von Veirut findet sein Echo in der Brust aller Franzosen. Ich selber bin wie betäubt; schreckliche Befürchtungen dringen in mein Gemüth. Der Krieg ist noch das geringste der Uebel, die ich fürchte. In Paris können Auftritte stattfinden, wogegen alle Scenen der vorigen Revolution wie heitere Sommernachtsträume erscheinen möchten! Der vorigen Revolution? Nein, die Revolution ist

noch eine und dieselbe, wir haben erst den Anfang gesehen und Viele von uns werden die Mitte nicht überleben! Die Franzosen sind in einer schlechten Lage, wenn hier die Bajonetten-Mehrzahl entscheidet. Aber das Eisen tödtet nicht, sondern die Hand, und diese gehorcht der Seele. Es kommt nun darauf an, wie viel Seele auf jeder Wagschale sein wird. Vor den Bureaux de recrutement macht man heute Queue wie vor den Theatern, wenn ein gutes Stück gegeben wird;

eine unzählige Menge junger Leute läßt sich als Freiwillige zum Militärdienst einschreiben. Im Palais Royal wimmelt's von Curriers die sich die Zeitungen vorlesen und sehr ernsthaft dabei ansehen. Der Ernst, der sich in diesem Augenblick fast wortfarg äußert, ist unendlich beängstigender als der geschwähige Horn vor zwei Mo-

naten. Es heißt daß die Kammern berufen werden, was vielleicht ein neues Unglück. Deliberirende Corporationen labmen jede handelnde Thatkraft der Regierung, wenn sie nicht selbst alle Regierungsgewalt in Händen haben, wie z. B. der Convent von 1792. In jenem Jahre waren die Franzosen in einer weit schlimmern Lage als jetzt.

XXI.

Paris den 7. October 1840.



Stündlich steigt die Aufregung der Gemüther. Bei der hitzigen Ungeduld der Franzosen ist es kaum zu begreifen, wie sie es aushalten können in diesem Zustand der Ungewißheit. Entscheidung um jeden Preis! ruft das ganze Volk, das seine Ehre gekränkt glaubt. Ob diese Kränkung eine wirkliche oder nur eine eingebildete ist, vermag ich nicht zu entscheiden; die Erklärung der Engländer und Russen, daß es ihnen nur um die Sicherung des Friedens zu thun sei, klingt jedenfalls sehr ironisch wenn zu gleicher Zeit zu Beirut der Kanonendonner das Gegentheil behauptet. Daß man auf das dreifarbigte Pavillon des französischen Consuls zu Beirut mit besonderer Vorliebe gefeuert hat, erregt die meiste Enttäuschung. Vorgestern Abend verlangte das Parterre in der großen Oper, daß das Orchester

die Marseillaise anstimme; da ein Polizeicommissär diesem Verlangen widersprach, sang man ohne Begleitung aber mit so schwanbendem Horn, daß die Worte in den Köpfen hockten und ganz unverständlich herorgebrüllt wurden. Oder haben die Franzosen die Worte jenes schrecklichen Liedes vergessen und erinnern sich nur noch der alten Melodie? Der Polizeicommissär, welcher auf die Scene trat um dem Publikum eine Gegenvorstellung zu machen, stotterte unter vielen Verbeugungen: das Orchester könne die Marseillaise nicht aufspielen, denn dieses Musikstück stünde nicht auf dem Anschlagszettel. Eine Stimme im Parterre erwiderte: „Mein Herr, das ist kein Grund denn Sie selbst haben ja auch nicht auf dem Anschlagszettel. Für heute hat der Polizeipräsident allen Theatern die Erlaubniß erteilt, die

Marseiller Hymne zu spielen und ich halte diesen Umstand nicht für unwichtig. Ich sehe darin ein Symptom, dem ich mehr Glauben schenke als allen kriegerischen Declamationen der Ministerialblätter. Letztere stoßen in der That seit einigen Tagen so bedeutend in die Trompete Vellonas, daß man den Krieg als etwas Unvermeidliches zu betrachten schien. Die friedfertigsten waren der Kriegsminister und der Marineminister; der Kampflustigste war der Minister des Unterrichts — ein wackerer Mann, der seit seiner Amtsführung selbst die Achtung seiner Feinde erworben und jetzt eben so viel Thatkraft wie Begeisterung entfaltet, aber die Kriegskräfte Frankreichs gewiß nicht so gut zu beurtheilen weiß wie der Marineminister und der Kriegsminister. Thiers hält Allen die Wage und ist wirklich der Mann der Nationalität. Letztere ist ein großer Hebel in seinen Händen, und er hat von Napoleon gelernt, daß man die Franzosen damit noch weit gewaltiger bewegen kann als mit Ideen; — daß man durch sie die Ideen schützen kann. Trotz seinem Nationalismus bleibt aber Frankreich der Repräsentant der Revolution, und die Franzosen kämpfen nur für diese, wenn sie sich selbst aus Eitelkeit, Eigen-

nuz und Thorheit schlagen. Thiers hat imperia listische Gelüste und wie ich Ihnen schon Ende Julius schrieb, der Krieg ist die Freude seines Herzens.

Jetzt ist der Fußboden seines Arbeitszimmers ganz mit Landkarten bedeckt, und da liegt er auf dem Bauche und steckt schwarze und grüne Nadeln in's Papier, ganz wie Napoleon. Daß er an der Börse speculirt habe, ist eine schöne Verleumdung; ein Mensch kann nur einer einzigen Leidenschaft gehorchen, und der Ehrgeizige denkt selten an Geld. Durch seine Familiarität mit gemüthungslosen Glücksrittern hat sich Thiers all die boshaften Gerüchte, die an seinem Leumund nagen, selber zugezogen. Diese Leute, wenn er ihnen jetzt den Rücken kehrt, schmähén ihn noch mehr als seine politischen Feinde. Aber warum pflegte er Umgang mit solchem Gesindel? Wer sich mit Hundsniederlegt steht mit Flöhen auf.

Ich bewundere den Muth des Königs; jede Stunde, wo er zögert, dem verletzten Nationalgefühl Gemüthbauung zu schaffen wächst die Gefahr, die den Thron noch entschlicher bedroht als alle Kanonen der Allirten.

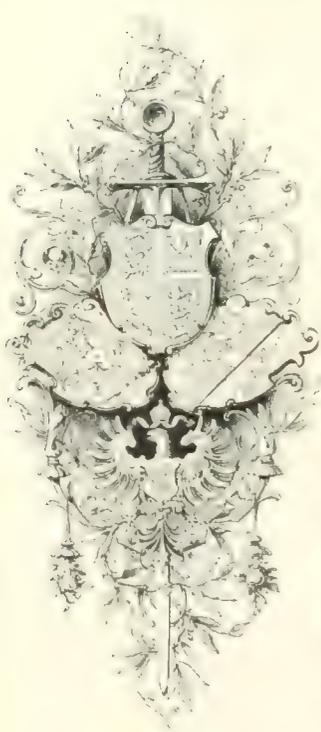


Welche Hand muß das sein, die es vermag, die empörten Volksleidenschaften zu zügeln, und die nicht zittert, selbst das Opfer zu werden. Morgen, heißt es, sollen die Ordonanzen publizirt werden, welche die Kammern berufen und Frankreich in Kriegszustand *état de guerre* erklären. Gestern Abend, auf der Nachtbörse von Tortoni, hieß es, Salande habe Befehl erhalten, nach der Straße von Gibraltar zu eilen und der russischen Flotte, wenn sie sich mit der

englischen vereinigen wolle, den Durchgang in's mittelländische Meer zu wehren. Die Rente, welche am Tage schon zwei Percent gefallen war, purzelte noch zwei Percent tiefer. Herr von Rothschild, wird behauptet, hatte gestern Schnitzschmerz; Andere sagen Kolik. Was wird daraus werden? Das Gewitter zieht immer näher. In den Lüften vernimmt man schon den Flügelschlag der Walfären. Es ist in diesem Augenblick wahrlich keine Schande, wenn man zittert.

XXII.

Paris den 29. October 1840.



Tbiers geht ab, und Guizot tritt wieder auf. Es ist aber das'elbe Stück, und nur die Acteure wechseln. Dieser Rollenwechsel geschah auf Verlangen sehr vieler hohen und allerhöchsten Personen nicht des gewöhnlichen Publicums, das mit dem Spiel seines ersten Helden sehr zufrieden war. Dieser buhlte vielleicht etwas zu sehr um den Beifall des Parterres; sein Nachfolger hat mehr die höhern Regionen im Auge, die Gesandtenlogen.

Wir haben in diesen Blättern unsere Vorliebe für Tbiers immer freimüthig ausgesprochen und unsere Abneigung gegen Guizot mehr verhehlt; nur den Privatcharakter Guizot's haben wir unbedingt gewürdigt, und gern zollten wir dem Menschen unsere Achtung während unsere Rüge den Staatsmann bloßstellte. Werden wir gegen Letztern die höchste Unparteilichkeit ausüben können? Wir wollen es ehrlich versuchen. In diesem Augenblick ist es unsere größte Pflicht. In diesem Augenblick vertragen wir nicht unser Mitleid dem Manne der unter den jetzigen Umständen in das Hôtel des Capucines seinen Einzug hält; er ist viel mehr zu bedauern als Derjenige der dieses Marterhaus oder Drüllhaus verläßt. Er ist fast eben so zu bedauern wie der König selber; auf diesen schießt man, den Minister verleumdete man. Mit wie viel Noth bewarft man Tbiers während seines Ministeriums? Heute bezieht er wieder sein kleines Haus auf der Place Saint-George, und ich rathe ihm, gleich ein Bad zu nehmen. Hier wird er sich

wieder seinen Freunden in stockloser Größe zeigen, und wie vor vier Jahren als er in derselben plötzlichen Weise das Ministerium verließ blieben sind und sein Herz nicht eingeschrumpft. Er ist nur ernsthafter geworden, obgleich der wahre Ernst ihm nie fehlte und sich, wie bei Cäsar, unter leichten Lebensformen verbarg. Die Beschuldigung der Forsanterie, die man in der letzten Zeit am öftesten gegen ihn vorbrachte, widerlegt er eben durch seinen Abgang vom Ministerium;

eben weil er kein bloßer Maulheld war, weil er wirklich die größten Kriegsrüstungen vornahm, eben deshalb mußte er zurücktreten. Jetzt sieht Jeder ein, daß der Anruf zu den Waffen keine prahlerische Spiegelfechtereie war. Ueber vierhundert Millionen beläuft sich schon die Summe, welche für die Armee die Marine und die Ve-

festigungswerke verwendet worden und in einigen Monaten stehen sechshunderttausend Soldaten auf den Beinen. Noch stärkere Vorbereitungen zum Kriege standen in Vorschlag, und das ist der Grund, weshalb der König noch vor dem Beginn der Kammeritzungen sich um jeden Preis des großen Rüstmeisters entledigen mußte, des Chefs aller Trommeln sich vermeide aus leicht errathbaren Gründen das Wort Tambour-Major. Er mußte sich wie gesagt dieses Chefs aller Trommeln entledigen, der eben so unbetonnen wie betäubend die Kriegsrevolle schlug.

Einige beschränkte Deputirtenkörperspie werden jetzt freilich über nutzlose Ausgaben schreiben und

nicht bedenken daß es eben jene Kriegsrüstungen sind, die uns vielleicht den Frieden erhielten. Ein Schwert hält das andere in der Scheide. Die große Frage: ob Frankreich durch die Londoner Traktatsvorgänge beleidigt war oder nicht, wird jetzt in der Kammer debattirt werden. Es ist eine verwickelte Frage bei deren Verantwortung man auf die Verschiedenheit der Nationalität Rücksicht nehmen muß. Vor der Hand aber haben wir Frieden, und dem König Ludwig Philipp gebührt das Lob, daß er zur Erhaltung des Friedens eben so viel Mühe angewendet als Napoleon dessen im Kriege bekundete. Ja, lacht nicht, er ist der Napoleon des Friedens!

XXIII.

Paris, den 4. November 1840.



auschall Soult der Mann des Schwertes, sorgt für die innere Ruhe Frankreichs, und dieses ist seine ausschließliche Aufgabe, für die äußere Ruhe bürgt unter dessen Ludwig Philipp, der König der Klugheit, der mit geduldigen Händen, nicht mit dem Schwerte, die Wirrnisse der Diplomatie, den gordischen Knäuel, zu lösen sucht. Wird's ihm gelingen? Wir wünschen es, und zwar im Interesse der Fürsten wie der Völker Europas. Letztere können durch einen Krieg nur Tod und Elend gewinnen. Erstere, die Fürsten, würden selbst im günstigsten Falle durch einen Sieg über Frankreich die Gefahren verwirklichen, die vielleicht jetzt nur in der Imagination einiger Staatsleute als besorgliche Gedanken existiren. Die große Umwälzung welche seit fünfzig Jahren in Frankreich stattfand, ist, wo nicht beendigt, doch gewiß gehemmt, wenn nicht von außen das entseßliche Rad wieder in Bewegung gesetzt wird. Durch die Bedrohnisse eines Krieges mit der neuen Coalition wird nicht blos der Thron des Königs, sondern auch die Herrschaft jener Bourgeoise gefährdet, die Ludwig Philipp rechtmäßig, jedenfalls thatsächlich repräsentirt. Die Bourgeoise, nicht das Volk hat die

Revolution von 1789) begonnen und 1870 vollendet sie ist es welche jetzt regiert obgleich viele ihrer Mandatarien von vornehmerm Geblüte sind und sie ist es welche das andringende Volk das nicht blos Gleichheit der Gesetze, sondern auch Gleichheit der Genüsse verlangt, bis jetzt im Saume hielt. Die Bourgeoisie welche ihr mühsames Werk die neue Staatsbegründung gegen den Andrang des Volkes das eine radicale Umgestaltung der Gesellschaft begehrt zu verteidigen hat, ist gewiß zu schwach wenn auch das Ausland sie mit vierfach stärkeren Kräften ansehe, und noch ebe es zur Invasion käme würde die Bourgeoisie abdanken, die unteren Classen würden wieder an ihre Stelle treten, wie in den schrecklichen Neunzigerjahren, aber besser organisiert, mit klarerem Bewußtsein, mit neuen Doctrinen, mit neuen Göttern, mit neuen Erd- und Himmelskräften; statt mit einer politischen, müßte das Ausland mit einer sozialen Revolution in den Kampf treten. Die Klugheit dürfte daher den allirten Mächten ratben das jetzige Regiment in Frankreich zu unterstützen damit nicht weit gefährlichere und contagiösere Elemente entzückt werden und sich geltend maaden. Die Gerechtigkeit selbst gibt ja ihren Stellvertretern ein so belehrendes Beispiel; der jüngste Mordversuch zeigt, wie die Vorrichtung dem Haupte Ludwig Philipps einen ganz besondern Schutz angedeihen läßt. . . sie schützt den großen Spritzenmeister, der die Flamme dämpft und einen allgemeinen Weltbrand verhütet.

Ich zweifle nicht daß es dem Marshall Soult gelingen wird die innere Ruhe zu sichern. Durch seine Kriegserüstungen hat ihm Thiers genug Soldaten hinterlassen, die freilich ob der veränderten Bestimmung sehr mißmüthig sind. Wird er auf Letztere zählen können wenn das Volk mit bewaffnetem Ungeßtim den Krieg begehrt? Werden die Soldaten dem Kriegsgelüfte des eigenen Verzens widerstehen können und sich lieber mit ihren Brüdern als mit den Fremden schlagen? Werden sie den Vorwurf der Feigheit ruhig anhören können? Werden sie nicht ganz den Kopf verlieren, wenn plötzlich der todte Feldherr von Sanct Helena anlangt? Ich wollte der Mann läge schon ruhig unter der Kuppel

des Invalidendoms und wir hätten die Feichfeier glücklich überstanden!

Das Verhältniß Guizot's zu den beiden oben genannten Trägern des Staates werde ich späterhin besprechen. Auch läßt sich noch nicht bestimmen inwieweit er Beide durch die Negide seines Wortes zu schirmen denkt. Sein Rednertalent dürfte in einigen Wochen stark genug in Anspruch genommen werden und wenn die Kammer wie es heißt über den ~~casus belli~~ ein Princip aufstellen wird, kann der gelehrte Mann seine Kenntniße auf's Glänzendste entwickeln. Die Kammer wird nämlich die Erklärung der coalisirten Mächte, daß sie bei der Pacification des Orients keine Territorialvergrößerungen und sonstige Privatvortheile beabsichtigen, in besondere Erwägung ziehen und jeden factischen Widerspruch mit jener Erklärung als einen casus belli feststellen. Solche Erklärungen sind immer trügerisch und die Habicht kauft immer der Ebluchfenden Rang ab wo es eine gute Beute zu theilen gilt. Das wird auch der Fall sein bei dem Sturz des osmanischen Reiches, dessen langsamer Todeskampf ein erschreckliches Ding ist. Die hungrigen Geier umflattern den Sterbenden, um sich später die Fetten des Leichnams freitrag zu machen. Wem wird der fetteste Bissen zufallen? Rußland England oder Oesterreich? Frankreich wird für sein Theil nur den Ekel an diesem Schauspiel haben. Man nennt das die orientalische Frage.

Ueber die Rolle, die Thiers bei dieser Gelegenheit spielen wird und ob er dem alten Nebenbuhler Guizot wieder mit all seiner Sprachgewalt entgegen zu treten gedenkt, kann ich Ihnen ebenfalls erst später berichten.

Guizot hat einen schweren Stand, und ich habe Ihnen schon oft gesagt daß ich großes Mitleid für ihn empfinde. Er ist ein wackerer, festgesinnter Mann, und Calamatta hat in einem vortrefflichen Porträt sein edles Aeußere sehr getreu abconterfeit. Ein starrer puritanischer Kopf, angelehnt an eine steinerne Wand — bei einer hastigen Bewegung des Kopfes nach hinten könnte er sich sehr beschädigen. Das Porträt ist an den Fenstern von Goupil und Rittner ausgestellt. Es wird viel betrachtet und Guizot muß schon in ~~der~~ viel ausstehen von den malitiosen Jungen.



XXIV.

Paris den 6. November 1840.

Ueber die Julusrevolution und den Urtheil den Ludwig Philipp daran genommen, ist jetzt ein Buch erschienen welches die allgemeine Aufmerksamkeit erregt und überall heisproden wird. Es ist dieses der erste Theil von Louis Blanc's *Histoire de dix ans*. Ich habe das Werk noch nicht zu Gesicht bekommen; sobald ich es gelesen, will ich versuchen, ein selbstständiges Urtheil darüber zu fällen. Heute berichte ich Ihnen blos, was ich von vorüberem über den Verfasser und seine Stellung sagen kann, damit Sie den rechten Standpunkt gewinnen, von wo aus sie genau ermessen mögen, wie viel Urtheil der Parteigeist an dem Buche hat, und wie viel Glauben Sie seinem Inhalt schenken oder verweigern können.

Der Verfasser, Herr Louis Blanc, ist noch ein junger Mann, höchstens einige dreißig Jahre alt, obgleich er seinem Aeußern nach wie ein kleiner Junge von dreizehn Jahren ausieht. In der That, seine überaus winzige Gestalt, sein rothbäckiges bartloses Gesichtchen und auch seine weichlich zarte, noch nicht zum Durchbruch gekommene Stimme geben ihm das Ansehen eines allerliebsten Bübchens, das eben der dritten Schulclasse entspringen und seinen ersten schwarzen Frack trägt, und doch ist er eine Notabilität der republikanischen Partei, und in seinem Raisonne-

ment herrscht eine Mäßigung, wie man sie nur bei Greisen findet. — Seine Physiognomie, namentlich die muntern Aenglein, deuten auf südfranzösischen Ursprung. Louis Blanc ist geboren zu Madrid von französischen Eltern. Seine Mutter ist Corsicanerin, und zwar eine Pozzo di Borgo. Er ward erzogen in Nodex. Ich weiß nicht, wie lange er schon in Paris verweilt, aber bereits vor sechs Jahren traf ich ihn hier als Redacteur eines republikanischen Journals. „Le Monde“ geheißten, und seitdem stiftete er auch die „Revue du Progrès“, das bedeutendste Organ des Republikanismus. Sein Vetter Pozzo di Borgo, der ehemalige russische Gesandte, soll mit der Richtung des jungen Mannes nicht sehr zufrieden gewesen sein und darüber nicht selten Klage geführt haben. (Von jenem berühmten Diplomaten sind, nebenbei gesagt, sehr betrübende Nachrichten hier angelangt, und seine Geisteskrankheit scheint unheilbar zu sein; er verfällt manckmal in Rairei, und glaubt alsdann, der Kaiser Napoleon wolle ihn erschießen lassen.) Louis Blanc's Mutter und seine ganze mütterliche Familie lebt noch in Corsica. Doch das ist die leibliche Sippschaft, die des Blutes. Dem Geiste nach ist Louis Blanc zunächst verwandt mit Jean Jacques Rousseau, dessen Schriften der Ausgangspunkt seiner ganzen Denk- und Schreibweise. Seine warme, nette, wahrheitliche Prosa erinnert an jenen ersten Kirchenvater der Revolution. L'organisation du travail ist eine Schrift



von Louis Blanc die bereits vor einiger Zeit die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Wenn auch nicht gründliches Wissen doch eine glühende Sympathie für die Leiden des Volks zeigt sich in jeder Zeile dieses kleinen Opus und es bekundet sich darin zu gleicher Zeit jene Vorliebe für unbeschränkte Herrschaft, jene gründliche Abneigung gegen genialen Personalismus wodurch sich Louis Blanc von einigen seiner republikanischen Genossen z. B. von dem geschickten Privat auffallend unterscheidet. Diese Abweichung hat vor einiger Zeit fast ein Herwürfink hervorgebracht als Louis Blanc nicht die absolute Pressefreiheit anerkennen wollte, die von jenen Republikanern in Anspruch genommen wird. Hier zeigte es sich ganz klar daß diese letztern die Freiheit nur der Freiheit

wegen lieben. Louis Blanc aber die erbe vielmehr als ein Mittel zur Verödierung philanthropischer Zwecke betrachtet, so daß ihm nur diesem Standpunkte die gouvernementale Autorität, ohne welche keine Regierung das Wohl des Volks fördern konnte weit mehr gilt als alle Vergnüsse und Berechtigungen der individuellen Kraft und Größe. Ja vielleicht schon wegen seiner Taille ist ihm jede große Persönlichkeit zuwider und er schielt an sie hinauf mit jenem Mißtrauen, das er mit einem andern Schüler Rouveau's dem seligen Maximilian Robespierre, gemein hat. Ich glaube, der Knips möchte jeden Kopf abschlagen lassen, der das vorgeschriebene Recrutenmaß übertragt, versteht sich im Interesse des öffentlichen Wohls, der allgemeinen Gleichheit, des sozialen Volks glücks. Er selbst ist mächtig scheint dem eignen kleinen Körper keine Genüsse zu gönnen und er will daher im Staate allgemeine Küchengleichheit

einführen, wo für uns Alle dieselbe spartanische schwarze Suppe gekocht werden soll, und was noch schrecklicher wo der Niese auch dieselbe Portion bekäme deren sich Vender Zwerg zu erretten hätte. Nem. dafür dank ich neuer Luftung!

Es ist wahr, wir sind Alle Brüder, aber ich bin der große Bruder und ihr seid die kleinen Brüder und mir gebührt eine bedeutendere Portion. Louis Blanc ist ein spaßbares Compositum von Republikaner und Spartaner. Jedenfalls traue ich ihm eine große Zukunft zu und er wird eine Rolle spielen, wenn auch eine kurze. Er ist ganz dazu gemacht, der große Mann der Kleinen zu sein, die einen solchen mit Leichtigkeit auf ihren Schultern zu tragen vermögen, während Menschen von kolossalem Hühnchnitt ich möchte fast sagen: Geister von starker Corpulenz, ihnen eine zu schwere Last sein möchten.

Obgleich Louis Blanc nach republikanischer Strenge trachtet, ist er nichtsdestoweniger mit jener kindischen Eitelkeit behaftet, die man fast immer bei Menschen von sehr kleiner Statur findet. Er möchte gern bei den Frauen glänzen, und diese frivolen Wesen, diese lästerhaften Geschöpfe, lachen ihm in's Gesicht; er hat gut auf den Stelzen der Phrase einherschreiten, diese Damen nehmen es nicht für Ernst und ziehen dem unbärtigen Tribunen einen Flachkopf mit langem Schnurrbart vor. Der Tribun widmet indeß seiner Reputation eines großen Patrioten, seiner Popularität, dieselbe Sorgfalt, welche seine Nebenbuhler ihren Schnurrbärten widmen; er pflegt sie auf's beste, er ölt sie ein, schert sie, kräuselt sie, streichelt sie und streichelt sie wieder, und er umschmeichelt den unbedeutendsten Strolch von Journalisten, der ein paar Zeilen der Reclame zu seinen Gunsten in eine Zeitung einrücken lassen kann. Wer ihm das angenehmste Compliment machen will, vergleicht ihn mit Herrn Thiers, dessen Statur freilich nicht die eines Riesen, der aber geistig wie körperlich immer noch zu groß ist, um mit Herrn Blanc verglichen zu werden, wenn nicht etwa aus Bosheit. Ein Republikaner, der sich nicht allzu sehr der Höflichkeit befließigt, wie es Männern von großen Ueberzeugungen ansteht, sagte eines Tages recht grob zu Louis Blanc: „Schmeichle Dir nicht, Herrn Thiers ähnlich zu sein. Es ist noch ein großer Unterschied zwischen euch Weiden; Herr Thiers gleicht Dir Bürger,

wie ein kleines Zehnfousstück einem ganz kleinen Fünffousstück gleich.“

Das neue Buch von Louis Blanc, soll vorzüglich geschrieben sein, und da es eine Menge unbekannter und boshafter Anekdoten enthält, hat es schon ein kostbares Interesse für die schadenfrohe große Menge. Die Republikaner schwelgen darin mit Wonne; die Misère, die Kleinheit jener regierenden Bourgeoisie, die sie stürzen wollen, ist hier sehr ergötzlich aufgedeckt. Für die Legitimisten aber ist das Buch wahrer Caviar, denn der Verfasser, der sie selbst verschont, verhöhnt ihre bürgerlichen Besieger und wirft vergifteten Koth auf den Königsmantel von Ludwig Philipp. Sind die Geschichten, die Louis Blanc von ihm erzählt, falsch oder wahr? Ist Letzteres der Fall, so hatte die große Nation der Franzosen, die so viel von ihrem Point d'honneur spricht, sich seit zehn Jahren von einem gewöhnlichen Gaukler, von einem gekrönten Bosko, regieren und präferiren lassen. Es wird nämlich in jenem Buche folgendes erzählt: Den 1. August, als Carl X. den Herzog von Orleans zum Lieutenant-General ernannt, habe sich Dupin zu Letzterm nach Neuilly begeben und ihm vorgestellt, daß er, um dem gefährlichen Verdacht der Zweideutigkeit zu entgehen, auf eine entschiedene Weise mit Carl X. brechen und ihm einen bestimmten Absagebrief schreiben müsse. Ludwig Philipp habe dem Rathe Dupin's seinen ganzen Beifall geschenkt und ihn selbst gebeten, einen solchen Brief für ihn zu redigiren; dieses sei geschehen, und zwar in den derbsten Ausdrücken, und Ludwig Philipp, im Begriff, den schon mit einem Adresscouvert versehenen Brief zu versiegeln und das Siegellack bereits an die Wachskerze haltend, habe sich plötzlich zu Dupin gewandt mit den Worten: „In wichtigen Fällen consultire ich immer meine Frau, ich will ihr erst den Brief vorlesen, und findet er Beifall, so schicken wir ihn gleich ab.“ Hierauf habe er das Zimmer verlassen, und nach einer Weile mit dem Briefe zurückkehrend, habe er denselben schnell versiegelt und unverzüglich an Carl X. abgeschickt. Aber nur das Adresscouvert sei daselbe gewesen, dem plump Dupin'schen Briefe jedoch habe der fingerfertige Künstler ein ganz demüthiges Schreiben substituirt, worin er, seine Unterthanentreue betheuernd, die Ernennung als Lieutenant-General annahm und den König beschwor,

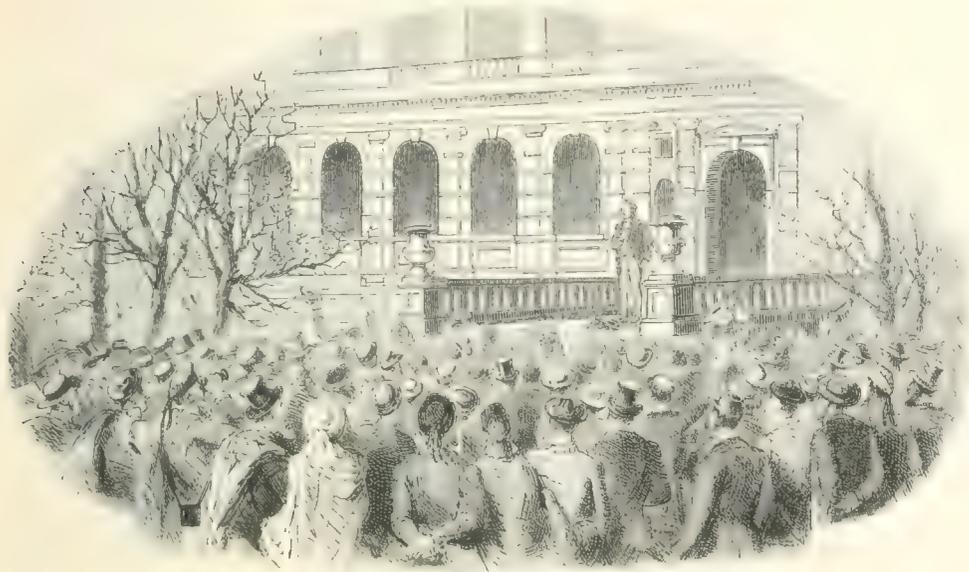
zu Gunsten seines Enkels zu abdiciren. Die nächste Frage ist nun: Wie ward dieser Vorgang entdeckt? Hierauf hat Louis Blanc einem Bekannten von mir mündlich die Antwort ertheilt: Herr Verryer, als er nach Prag zu Carl X reiste, habe demselben ehrfurchtsvoll vorgestellt, daß Seine Majestät sich einst mit der Abdication etwas zu sehr übereilt, worauf ihm Seine Majestät, um sich zu justificiren, den Brief zeigte, den ihm zu jener Zeit der Herzog von Orleans geschrieben; dem Rath desselben habe er um so eifriger befolgt, da er in ihm den Lieutenant-Generat des Königreichs anerkannt hatte. Es ist also Herr Verryer, welcher jenen Brief gesehen hat und auf dessen Autorität die ganze Anekdote beruht. Für die Legitimisten ist diese Autorität gewiß hinreichend, und sie ist es auch für die Republikaner, die Alles glauben, was der legitime Haß gegen Ludwig Philipp erfindet. Wir haben dieses noch jüngst, als eine verrufene Vettel die bekannten falschen Briefe schmiedete, bei welcher Gelegenheit Herr Verryer sich bereits als Advocat der Fälschung im vollen Glanze zeigte. Wir, die wir weder Legitimisten noch Republikaner sind, wir glauben nur an das Talent des Herrn Verryer, an sein wohlklingendes Organ, an seinen Sinn für Spiel und Musik, und ganz besonders glauben wir an die ungeheuren Summen, womit die legitimistische Partei ihren großen Sachwalter honorirt.

Was Ludwig Philipp betrifft, so haben wir in diesen Blättern oft genug unsere Meinung über ihn ausgesprochen. Er ist ein großer König, obgleich ähnlicher dem Odvessens als dem Napoleon dem wüthenden Autokraten, der im Zwist mit dem erfindungsreichen Dolder gar kläglich unterliegen mußte. Er hat aber die Krone Frankreichs nicht wie ein Schelm escamotirt, sondern die bitterste Nothwendigkeit, ich möchte sagen: die Angnade Gottes, drückte ihm die Krone auf's Haupt, in einer verbängnißvollen Schreckensstunde. Freilich, er hat bei dieser Gelegenheit ein Vischen Comödie gespielt, er meinte es nicht ganz ehrlich mit seinen Committenten, mit den Juliushelden, die ihn auf's Schild erhoben — aber meinten es diese so ganz ehrlich mit ihm dem Orleans? Sie hielten ihn für einen bloßen Hampelmann, sie setzten ihn lustig auf den rothen Sessel, im hohen Glauben, ihn mit leichter Mühe wieder herabwerfen zu können, wenn er sich nicht gefentig

genug an den Drähten regieren ließe, oder wenn es ihnen gar einfiel, die Republik, das alte Stück, wieder aufzuführen. Aber diesmal, wie ich bereits mal gesagt habe, war es das Königthum selbst, welches die Rolle des Junius Brutus spielte, um die Republikaner zu täuschen, und Ludwig Philipp war klug genug, die Maske der schamfürlichsten Einfalt vorzunehmen, mit dem großen sentimentalen Parapluie unterm Arm wie Staberle durch die Gassen von Paris zu schlendern, Bürger Krethi und Bürger Plethi die ungewaschenen Hände zu schütteln und zu lächeln und sehr gerührt zu sein. Er spielte wirklich damals eine curiose Rolle, und als ich kurz nach der Juliusrevolution hieher kam, hatte ich noch oft Gelegenheit darüber zu lachen. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß ich bei meiner Ankunft gleich nach dem Palais-Royal eilte, um Ludwig Philipp zu sehen. Der Freund, der mich führte, erzählte mir, daß der König jetzt nur zu bestimmten Stunden auf der Terrasse erscheine; früher aber, noch vor wenig Wochen habe man ihn zu jeder Zeit sehen können, und zwar für fünf Francs. Für fünf Francs! — rief ich mit Verwunderung — zeigt er sich denn für Geld? Nein, aber er wird für Geld gezeigt, und es hat damit folgende Bewandniß: Es gibt eine Societät von Laqueurs, Marchands de Contremarques und sonstigem Lumpengesindel, die jedem Fremden anbieten, ihm für fünf Francs den König zu zeigen; gäbe man ihnen zehn Francs, so werde man ihn sehen, wie er die Augen gen Himmel richtet und die Hand betheuernd auf's Herz legt: gäbe man aber zwanzig Francs so solle er auch die Marsseillaise singen. Gab man nun jenen Kerls ein fünfFrankenstück, so erhoben sie ein jubelndes Vivatrufen unter den Fenstern des Königs, und Höchster selbst erschien auf der Terrasse, verbeugte sich und trat wieder ab. Hatte man jenen Kerls zehn Francs gegeben so hätten sie noch viel lauter und geberdeten sich wie besessen, während der König erblinnet, welcher alsdann zum Zeichen seiner stummen Rührung die Augen gen Himmel richtete und die Hand betheuernd auf's Herz legte. Die Engländer aber ließen es sich manchmal zwanzig Francs kosten und dann ward der Enthusiasmus auf's Höchste gesteigert, und sobald der König auf der Terrasse erschien, ward die Marsseillaise angestimmt und so fürchterlich gegröhlt, bis Ludwig Philipp, vielleicht nur um

dem Gesang ein Ende zu machen, sich verbogte, die Augen gen Himmel richtete, die Hand auf's Herz legte und die Marseillaise mitsang. Ob er auch mit dem Fuße den Tact schlug, wie behauptet wird, weiß ich nicht. Ich kann überhaupt die

Wahrheit dieser Anekdote nicht verbürgen. Der Freund, der sie mir erzählte, ist seit sieben Jahren todt; seit sieben Jahren hat er nicht gelogen. Es ist also nicht Herr Berryer, auf dessen Autorität ich mich berufe.



XXV.

Paris, den 7. November 1840.

Der König hat geweint. Er weinte öffentlich, auf dem Throne, umgeben von allen Würdenträgern des Reichs, angesichts seines ganzen Volks, dessen erwählte Vertreter ihm gegenüber standen und Zeugen dieses kummervollen Anblicks waren alle Fürsten des Auslandes, repräsentirt in der Person ihrer Gesandten und Abgeordneten. Der König weinte! Dieses ist ein betäubendes Ereigniß. Viele verdächtigen diese Thränen des Königs und vergleichen sie mit denen des Reineke. Aber ist es nicht schon hinlänglich tragisch, wenn ein König so sehr bedrängt und geängstet worden, daß er zu dem feuchten Hilfsmittel des Weinens seine Zuflucht genommen? Nein, Ludwig Philipp, der königliche Dulder, braucht nicht eben seinen Thränen- drüsen Gewalt anzuthun, wenn er an die Schreck- nisse denkt, woron er, sein Volk und die ganze

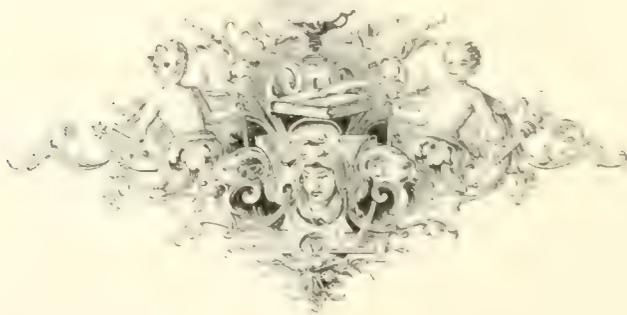
Welt bedroht ist. Wie alle bedeutenden Menschen, sucht er gern seine besondern Bedürfnisse mit dem Gemeinwohl seiner Zeitgenossen in Einklang zu bringen, und so steigerte sich in ihm die Ueberzeugung, daß der Krieg nicht blos für ihn, sondern für die ganze Menschheit ein Unglück sei, und alle seine Kämpfe zur Erhaltung des Friedens, die Gefahren, worein sie ihn verstricken, die Kränkungen, denen er dadurch ausgesetzt, betrachtet er als ein Martyrthum. Vielleicht hat er Recht, vielleicht leidet er für uns Alle — verleumdet wenigstens nicht seine Thränen! — Es war ein trauriges Factum, das den trübseligsten Interpretationen begegnet.

Ueber die Stimmung der Kammer läßt sich noch nichts Bestimmtes vermelden. Und doch hängt Alles davon ab, die innere wie die äußere Ruhe

Frankreichs und der ganzen Welt. Entsteht ein bedeutender Zwispalt zwischen den Bourgeois-Notabilitäten der Kammer und der Krone so zögern die Hänflinge des Radicalismus nicht länger mit einem Aufstand, der schon im Geheimen organisiert wird, und der nur auf die Stunde harret, wo der König nicht mehr auf den Vorhänd der Deputirtenkammer rechnen kann. So lange beide Theile nur schmolten, aber doch ihren Ebecontract nicht verletzen, kann kein Umsturz der Regierung gelingen, und das wissen die Radelführer der Bewegung sehr gut, deshalb verschlucken sie für den Augenblick all ihren Grimm und hüten sich vor jedem unzeitigen Schilderheben. Die Geschichte Frankreichs zeigt, daß jede bedeutende Phase der Revolution immer parlamentarische Anfänge hatte, und die Männer des gesetzlichen Widerstandes immer mehr oder minder deutlich dem Volk das fruchtbare Signal gaben. Durch diese Theilnahme, wir möchten fast sagen Complicität eines Parlaments ist das Interregnum der rohen Fäuste nie von langer Dauer, und die Franzosen sind vor der Anarchie viel mehr geschützt als andere Völker, die im revolutionären Zustande sind z. B. die Spanier. Das sahen wir in den Tagen des Julius das sahen wir in

den Tagen der ersten Revolution, wo das Parlament, die legislative Versammlung, sich in einen executirenden Convent verwandelte. Es ist wieder eine solche Umwandlung, die man im schlimmsten Fall erwartet.

Der Sieg, den gestern das Ministerium in den Bureaux der Kammer davongetragen, ist nicht so wichtig, wie man nach dem Triumphgeschrei seiner Blätter schließen dürfte. Die Wahl des Präsidenten und der Vicepräsidenten zeigt zwar von einiger Laubeit, ist aber in der Hauptsache von keiner Bedeutung. Die französischen Deputirten sind eben solche Franzosen wie die übrigen, und werden ebenso wie diese durch Ereignisse in leidenschaftliche Bewegung gesetzt. Lassen Sie nur einmal eine Nachricht anlangen, die das Nationalgefühl verletzt — und der Moderantismus der Moderantesten wird spurlos verschwinden. Die Leute, auf welche das Ministerium rechnet, gehören meistens zu jenem Marais dessen charakteristische Tugend darin besteht, daß er die Regierung unterstützt, so lange sie nicht mit bedeutender Stärke angegriffen wird. Heute ist der Marais gegen Chiens, morgen ist er für ihn — doch wir wollen mit unserm Urtheil den Ereignissen nicht vorgreifen.



XXVI.

Paris den 12. November 1840.

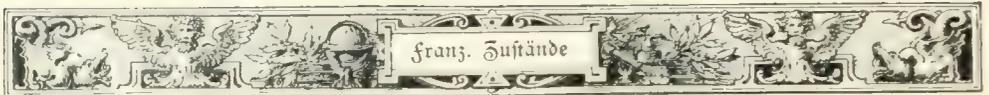


Die Geburt des Herzogs von Chartres ist ein Nachtrag zur Kronrede. „Mitleid, das nackte Kindlein“ — sagt Shakespear. Und das Kindlein ist obendrein ein Prinz von Geblüt und also bestimmt, die traurigsten Prüfungen zu erdulden wo nicht gar die königliche Dornenkrone von Frankreich auf dem Haupte zu tragen! Gebt ihm eine deutsche Hebamme, damit er die Milch der Geduld sange. Er befindet sich frisch und gesund. Das kluge Kind hat gleich seine Situation begriffen und gleich zu weinen angefangen. Uebrigens soll es dem Großvater sehr ähnlich sehen. Letzterer jauchzt vor Freude. Wir gönnen ihm von Herzen diesen Trost, diesen Balsam; hat er doch in der letzten Zeit so viel gelitten! Ludwig Philipp ist der vortrefflichste Hausvater, und eben die übertriebene Sorgfalt für das Glück seiner Familie brachte ihn in so viele Collisionen mit den Nationalinteressen der Franzosen. Eben weil er Kinder hat und sie liebt, hegt er auch die entschiedenste Zärtlichkeit für den Frieden. Kriegslustige Fürsten sind gewöhnlich kinderlos. Dieser Sinn für Häuslichkeit und häusliches Glück, wie dergleichen bei Ludwig Philipp vorherrschend, ist gewiß ehrenwerth, und jedenfalls ist das allerhöchste Muster von dem heilsamsten Einfluß auf

die Sitten. Der König ist tugendhaft im bürgerlichsten Geschmack, sein Haus ist das honesteste von ganz Frankreich, und die Bourgeoisie, die ihn zu ihrem Statthalter gewählt, hat noch immer hinlängliche Gründe, mit ihm zufrieden zu sein.

So lange die Bourgeoisie am Ruder steht, droht der jetzigen Dynastie keine Gefahr. Wie soll es aber gehen, wenn Stürme aufsteigen, wo stärkere Hände zum Ruder greifen, und die Hände der Bourgeoisie, die mehr geeignet zum Geldzählen und Buchführen, sich ängstlich zurückziehen? Die Bourgeoisie wird noch weit weniger Widerstand leisten, als die ehemalige Aristokratie; denn selbst in ihrer kläglichsten Schwäche, in ihrer Erschlaffung durch Sittenlosigkeit, in ihrer Entartung durch Courtisanerie, war die alte Noblesse doch noch beseelt von einem gewissen Point d'honneur, das unserer Bourgeoisie fehlt, die durch den Geist der Industrie emporblüht, aber auch untergehen wird. Lamartine prophezeit ihr einen 10. August, aber ich zweifle, ob die bürgerlichen Ritter des Julinsthrons sich so heldenmüthig zeigen werden, wie die gepuderten Marquis des alten Regimes, die in seidnen Röcken und mit dünnen Galanteriedegen sich dem eindringenden Volke in den Tuilerien entgegensetzten. Ich habe Lamartine's erwähnt, des großen Poeten; dieser Mann hat auch im Gebiete der Politik viel Zukunft. Ich liebe ihn nicht, aber volle Unparteilichkeit wollen wir ihm widerfahren lassen, wenn nächstens in der Kammer über die orientalischen Angelegenheiten seine edle Stimme sich erheben wird.

Die Nachrichten, die uns aus dem Osten zukommen, sind für die Franzosen sehr betrübend. Die Autorität Frankreichs ist im Orient unwiederbringlich verloren und wird die Beute von England und Rußland. Die Engländer haben erlangt, was sie wollten, die thatsäcliche Obmacht in Syrien, die Sicherung ihrer Handelsstraße nach Indien; der Euphrat, einer der vier Paradiesflüsse, wird ein englisches Gewässer, worauf man mit dem Dampfschiffe fährt, wie nach Ramsgate und Margate zc. — auf Towerstreet ist das Steamboat-Office, wo man sich einschreibt — zu Bagdad dem alten Babylon, steigt man aus und trinkt



Porter oder Thee. — Die Engländer schwören täglich in ihren Blättern, daß sie keinen Krieg wollten, und daß der famose Pacifications-tractat nicht im mindesten die Interessen Frankreichs verletzen und die Fackel des Krieges in die Welt schleudern sollte — und dennoch war es der Fall; die Engländer haben die Franzosen auf's Bitterste beleidigt und die ganze Welt einem allgemeinen Brande ausgesetzt, um für sich einige Schwachvorteile zu erzielen! Aber die Selbstsucht sorgt nur für den Moment, und die Zukunft bereitet ihr die Strafe. Die Vorteile, die Rußland durch den erwähnten tractat erntete sind zwar nicht von so haarer Münze man kann sie nicht so schnell berechnen und eincassiren, aber sie sind vom unschätzbaren Werthe für seine Zukunft. Zunächst ward dadurch die Alliance zwischen Frankreich und England aufgelöst, was ein wichtiger Gewinn für Rußland das früh oder spät

mit einer jener Mächte in die Schranken treten muß. Dann ward die Macht jenes Aegyptiers vernichtet, der, wenn er sich an die Spitze der Moslemim stellte, im Stande war, das türkische Reich zu schützen vor den Russen, die es schon als ihr Eigenthum betrachteten. Und noch viele Vortheile der Art haben die Russen erbeutet, und zwar ohne großen Aufwand von Gefahr, da im Fall eines Krieges die Franzosen nicht bis zu ihnen hinüberreichen könnten, eben so wenig wie sie den Engländern beizukommen vermöchten. Zwischen England und dem Horn der Franzosen liegt das Meer, zwischen den letztern und den Russen liegt Deutschland; — und wir armen Deutschen, durch den Zufall der Weltlichkeit wir hätten uns schlagen müssen für Dinge, die uns gar nichts angehen, für nichts und wieder nichts, gleichsam für des Kaisers Varr. — Ach wäre es noch für den Varr eines Kaisers!

XXVII.

Paris, den 6. Januar 1841.

Das junge Jahr begann wie das alte mit Musik und Tanz. In der großen Oper erklingen die Melodien Donizetti's, womit man die Zeit nothdürftig ausfüllt, bis der Prophet kommt, nämlich das Meyerbeer'sche Opus dieses Namens. Vorgestern Abend debütierte Mademoiselle Heinefetter mit großem, glänzendem Erfolg. Im Odeon, dem italienischen Nachtigallenest, flöten schmelzender als je der alternde Kubini und die ewig junge Grisi, die singende Blume der Schönheit. Auch die Concerte haben schon begonnen in den rivalisirenden Sälen von Herz und Erard, den beiden Holzkünstlern. Wer in diesen öffentlichen Anstalten Polyhymnia's nicht genug Gelegenheit findet, sich zu langweilen, der kann schon in den Privatloiren sich nach Herzenslust ausgäbnen — eine Schaar junger Dilettanten die zu den fürchterlichsten Hoffnungen berechtigten, läßt sich hier hören in allen Conarten und auf allen möglichen Instrumenten; Herr Orfila meckert wieder seine unbarmherzigsten Romanzen gefungenes Vatten-gift. Nach der schlechten Musik wird lauwarmes

Zuckerwasser oder gefalzenes Eis herumgereicht und getanzet. Auch die Maskenbälle erheben sich schon unter Pauken- und Trompetenschall und wie mit Verzweiflung stürzen sich die Pariser in den tosenden Strudel des Vergnügens. Der Deutsche trinkt, um sich von drückender Sorgenlast zu befreien; der Franzose tanzt den herantobenden betäubenden Galoppwalzer. Die Göttin des Leichtsinns möchte gerne ihrem Lieblingsvolke allen trüben Ernst aus der Seele hinausgaukeln, aber es gelingt ihr nicht in den Zwischenpausen der Quadrille flüstert Harlekin seinem Nachbarn Pierrrot in's Ohr: „Glauben Sie, daß wir uns dieses Frühjahr schlagen müssen?“ Selbst der Champagner ist unmächtig, und kann nur die Sinne benebeln, die Herzen bleiben nüchtern, und manchmal beim lustigsten Banket erleiden die Gäste, der Witz stirbt auf ihren Lippen, sie werfen sich erschrockene Blicke zu — an der Wand sehen sie die Worte: Mene, Tekel, Peres!

Die Franzosen verbehlen sich nicht das Gefährliche ihrer Lage, aber der Muth ist ihre National-tugend. Und am Ende wissen sie sehr gut, daß

die politischen Besitzthümer, die ihre Väter mit kampflustigster Tapferkeit erworben haben, nicht durch duldende Nachgiebigkeit und müßige Demuth bewahrt werden können. Selbst Guizot, der so unwürdig geschmähte und verleumdete Guizot, ist keineswegs gesonnen, den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Dieser Mann behauptet zwar einen unerschrockenen Widerstand gegen den anstürmenden

Radicalismus, aber ich bin überzeugt, daß er sich mit derselben Entschlossenheit dem Andrang absolutischer und hierarchischer Bestrebung entgegenstemmen würde. Ich weiß nicht, wie groß die Zahl der Nationalgardisten war, die beim kaiserlichen Leichenbegängnisse: A bas Guizot! riefen; aber ich weiß, daß die Nationalgarde, veritunde sie ihre eigenen Interessen eben so verständig wie



danfbar handeln würde, wenn sie gegen jene schändlichen Rufe öffentlich protestirte. Denn die Nationalgarde ist am Ende doch nichts Anderes, als die bewaffnete Bourgeoisie, und eben diese, gefährdet zu gleicher Zeit durch die intriguirende Partei des alten Regimes und die Prädicanten einer Baboenschen Republik, hat in Guizot ihren natürlichen Schutzvogt gefunden, der sie schützt nach oben wie nach unten. Guizot hat nie etwas Anderes gewollt als die Herrschaft der Mittelclassen, die er durch Bildung und Besitz dazu geeignet glaubte, die Staatsgeschäfte zu lenken und zu vertreten. Ich bin überzeugt, hätte er in der französischen Aristokratie noch ein Lebens- element gefunden, wodurch sie fähig gewesen wäre, zum Heile des Volkes und der Menschheit zu regieren, Guizot wäre ihr Kämpfe geworden, mit eben so großen Eifer und gewiß mit größerer

Aneigemüßigkeit, als Berryer und ähnliche Paladine der Vergangenheit; ich bin in gleicher Weise überzeugt, daß er für die Proletarietherrschaft kämpfen würde, und zwar mit strengerer Ehrlichkeit als Lamennais und seine Kreuzbrüder, wenn er die unteren Classen durch Bildung und Einsicht reif glaubte, das Staatsruder zu führen und wenn er nicht einsähe, daß der unzeitige Triumph der Proletarier nur von kurzer Dauer und ein Unglück für die Menschheit wäre, indem sie in ihrem blödsinnigen Gleichheitsstammel Alles, was schön und erhaben auf dieser Erde ist, zerstören, und namentlich gegen Kunst und Wissenschaft ihre bilderstürmende Wuth anlassen würden.

Guizot ist jedoch kein Mann des starren Stillstandes, sondern des geregelten und gezeitigten Fortschrittes. Die Feinde der Revolution würdigen ihn in dieser Beziehung weit besser als unsere Radi-



calen; jene haben wohl eingesehen, daß, während er das Regiment der Mittelclassen gegen den Aufstand der Proletarier schützt, er dennoch durch seine Unterichtsreformen die untern Classen vorbereitete, im Laufe der Zeit, in allmältiger Entwicklung ohne gewaltsame Plötzlichkeit, an jenem Regiment einen erspriesslichen und segensreichen Antheil zu nehmen.

Die Zukunft wird diesem Manne die glorreichste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Vielleicht wird dergleichen ihm schon in der nächsten Gegenwart zu Theil — er braucht nur das Hôtel des Capucines zu verlassen. Würde er in diesem Fall wieder seinen Gesandtschaftsposten in London antreten? Würde er, trotz seiner Sympathie für England, jenes neue Ministerium unterstützen, das eine Alliance mit Rußland träumt? — Es ist möglich, denn im Fall man Frankreich zum Kriege zwänge, würde Guizot, alle revolutionären Mittel verschmähend, nur politischen Alliancen nachstreben. „Können wir trotz aller Opfer und Mäßigung den Frieden nicht aufrecht erhalten, so werden wir den Krieg als eine Nothwendigkeit führen, und nicht als ein lärmender Haufen.“ — so äußerte sich Guizot im vertrauten Salon. Hierin liegt aber der Hauptgrund, weshalb ihm

alle jene Leute gram sind, die nur von einer Propaganda den Sieg erwarten und sich dabei als nothwendige Werkzeuge wichtig machen wollen. Das sind namentlich die Journalisten, die ihrer Feder alle mögliche Hilfswirkung zutrauen. „Das Beste in der Welt ist eine baumwollene Nachtmühe,“ sagt der Bonnetier, und die Journalisten sagen: „Das Beste ist ein Zeitungsartikel!“ Wie sehr sie sich irren, erübren wir in jüngster Zeit, wo die propagandistischen Phrasen des „National,“ des „Courrier français“ und des „Constitutionnel“ so viel Mißmuth in Deutschland erregten. Da waren die Väter weit praktischer; als sie die kosmopolitischen Ideen der Revolution in Gefahr sahen, suchten sie Hilfe im Nationalgefühl. Die Söhne, welche ihre Nationalität bedroht sehen, nehmen ihre Zuflucht zu den kosmopolitischen Ideen; — diese aber treiben nicht so mächtig zur That wie jene begeisterten Erddünste, die wir Vaterlandsliebe nennen.

Ob im Fall eines Krieges die russische Alliance für die Franzosen heilsamer sei als die Propaganda, daran zweifle ich. Durch letztere wird nur ihre zeitliche Gesellschaftsform bedroht, erstere aber gefährdet das Wesen ihrer Gesellschaft selbst, ihr innerstes Lebensprincip, die Seele des französischen Volks.



XXVIII.

Paris, den 11. Januar 1841.



immer mehr verbreitet sich unter den Franzosen die Meinung, daß Bellona's Trommeten dieses Frühjahr den Gesang der Nachtigallen überschmettern, und die armen Veilchen, zertreten vom Pferdehuf, ihren Duft im Pulverdampf verhauchen müssen. Ich kann dieser Ansicht keineswegs beistimmen, und die süßeste Friedenshoffnung nißtet beharrlich in meiner Brust. Es ist jedoch immer möglich, daß die Unglückspropheten Recht haben, und der kecke Lenz mit anvorsüchtiger Luete den geladenen Kanonen nahe. Ist aber diese Gefahr überstanden, und ist gar der heiße Sommer gewitterlos vorübergezogen, dann, glaube ich, ist Europa für lange Zeit vor den Schrecknissen eines Krieges geschützt, und wir dürfen uns eines langen, dauernden Friedens verüchert halten. Die Wirrnisse, die von oben kamen, werden alsdann auch dort oben ruhig gelöst worden sein, und das niedrige Gezücht des Nationalbasses, das sich in den untern Schichten der Gesellschaft entwickelt hat, wird von der bessern Einsicht der Völker wieder in seinen Schlamm zurückgetreten werden. Das wissen aber auch die Dämonen des Umsturzes diesseits und jenseits des Rheins, und wie hier in Frankreich die

radicale Partei, aus Angst vor der definitiven Bevestigung der Orleans'schen Dynastie und ihrer auf lange Zeit gesicherten Dauer, die Wechselfälle des Kriegs herbeiwünscht, um nur die Chance eines Regierungswechsels zu gewinnen: so predigt jenseits des Rheins die radicale Partei einen Kreuzzug gegen die Franzosen, in der Hoffnung, daß die entzügelten Leidenenschaften einen wilden Zustand herbeiführen, wo viel leichter als in einer zahmen und gezähmten Periode die Ideen der Bewegung verwirklicht werden können. Ja, die Furcht vor der einschläfernden und fesselnden Macht des Friedens brachte diese Leute zu dem verzweiflungsvollen Entschluß, das französische Volk wie sie in ihrer Unschuld sich ausdrücken) aufzuopfern. Wir sagen es offen, weil uns dieser Heroismus eben so thöricht wie undankbar erscheint, und weil wir unfägliches Mitleid empfinden mit der bärenhaften Unbeholfenheit, die sich einbildet, klüger zu sein, als alle Füchse der List! O ihr Thoren, ich rathe euch, legt euch nicht auf das gefährliche Fach der

die radicale Partei einen Kreuzzug gegen die Franzosen, in der Hoffnung, daß die entzügelten Leidenenschaften einen wilden Zustand herbeiführen, wo viel leichter als in einer zahmen und gezähmten Periode die Ideen der Bewegung verwirklicht werden können. Ja, die Furcht vor der einschläfernden und fesselnden Macht des Friedens brachte diese Leute zu dem verzweiflungsvollen Entschluß, das französische Volk wie sie in ihrer Unschuld sich ausdrücken) aufzuopfern. Wir sagen es offen, weil uns dieser Heroismus eben so thöricht wie undankbar erscheint, und weil wir unfägliches Mitleid empfinden mit der bärenhaften Unbeholfenheit, die sich einbildet, klüger zu sein, als alle Füchse der List! O ihr Thoren, ich rathe euch, legt euch nicht auf das gefährliche Fach der

Werden aber nicht auch von oben die Funken der Zwietracht geschürt? Ich weiß es nicht. Ich glaube es nicht, und es will mich bedünken, die diplomatischen Wirrnisse seien mehr ein Resultat der Ungeschicklichkeit als des bösen Willens. Wer will aber den Krieg? England und Rußland könnten sich schon jetzt zufrieden geben: - sie haben bereits genug Vortheile im Trüben erhascht. Für Deutschland und Frankreich jedoch ist der Krieg eben so unnöthig wie



gefährlich: die Franzosen befüßen zwar gern die Rheingrenze, aber nur weil sie sonst gegen etwaige Invasionen zu wenig geschützt sind, und die Deutschen brauchten nicht zu fürchten die Rheingrenze zu verlieren, so lange sie nicht selber den Frieden brechen. Weder das deutsche Volk, noch das französische Volk begehrt nach Krieg. Ich brauche wohl nicht erst zu beweisen, daß die Rodomontaden unserer Deutschbämmler, die nach dem Besitz von Elsaß und Lothringen schreiben nicht der Ausdruck des deutschen Bauers und des deutschen Bürgers sind. Aber auch der französische Bürger und der französische Bauer, der Kern und die Masse des großen Volks, wünschen keinen Krieg, da die Bourgeoisie nur nach industriellen Ausbeutungen, nach Eroberungen des Friedens trachtet, und der Landmann noch aus der Kaiserperiode sehr gut weiß, wie theuer, wie bluttheuer er die Triumphe der Nationalitätlichkeit bezahlen muß.

Die kriegerischen Gelüste, die bei den Franzosen seit den Zeiten der Gallier so stürmisch loderten und brodelten, sind nachgerade ziemlich erloschen und wie wenig die militärische Furor francese jetzt bei ihnen vorherrschend, zeigte sich bei der Leichenfeier des Kaisers Napoleon Bonaparte. Ich kann nicht mit den Berichterstattern übereinstimmen, die in dem Schauspiel jenes wunderbaren Begräbnisses nur Pomp und Gepränge

sahen. Sie hatten kein Auge für die Gefühle, die das französische Volk bis in seine Tiefen erschütterten. Diese Gefühle waren aber nicht die des soldatischen Ehrgeizes und Stolzes, den siegreichen Imperator begleitete nicht jener Prätorianerjubel, jene lärmige Ruhm- und Raubsucht, deren man sich in Deutschland noch sehr gut erinnert aus den Tagen des Empire. Die alten Eroberer haben seitdem das Heulische gelehrt, und es war eine ganz neue Generation die dem Leichenbegängnisse zuschaute, und wenn nicht mit brennendem Zorn, doch gewiß mit der Wehmuth der Pietät sah sie auf diesen goldenen Katafalk, worin gleichsam alle freunden Leiden, glorreiche Irthümer und gebrochene Hoffnungen ihrer Väter die eigentliche Seele ihrer Vater erseufert lag! Da gab's mehr stumme Thränen als lautes Geschrei. Und dann war die ganze Erscheinung so fabelhaft, so märchenartig, daß man kaum seinen Augen traute, daß man zu träumen glaubte. Denn dieser Napoleon Bonaparte, den man begraben sah, war für das heutige Geschlecht schon längst dahingeschwunden in das Reich der Sage, zu den Schatten Alexanders von Macedonien und Carls des Großen und jetzt siehe! eines kalten Wintertags erscheint er mitten unter uns Lebenden, auf einem goldenen Siegeswagen, der geisterhaft dahintrollt in den weißen Morgennebeln.



Diese Nebel aber zerrannen wunderbar, sobald der Leichenzug in den Champs Elysées anlangte. Hier brach die Sonne plötzlich aus dem trüben Gewölk und küßte zum letzten Mal ihren Liebling und streute roßige Lichter auf die imperialen Adler, die ihm vorangetragen wurden und wie mit sanftem Mitleid bestrahlte sie die armen, spärlichen Ueberreste jener Legionen, die eint im Sturmschritt die Welt erobert und jetzt mit verschollenen Uniformen, matten Gliedern und veralteten Manieren hinter dem Leichenwagen als Leidtragende einhergeschwankten. Unter uns gesaß die Invaliden der großen Armee saßen aus wie Caricaturen, wie eine Satire auf den Ruhm, wie ein römisches Spottlied auf den todtten Triumphator!

Die Muse der Geschichte hat diesen Leichenzug eingezeichnet in ihre Annalen als besondere Merkwürdigkeit; aber für die Gegenwart ist dieses Ereigniß minder wichtig, und liefert nur den Beweis, daß der Geist der Soldatesca bei den Franzosen nicht so blühend vorwaltet, wie mancher Bramarbas diesseits des Rheins prahlt und mancher Schöps jenseits ihm nachschwaßt. Der Kaiser ist todt und begraben. Wir wollen ihn preisen und bejagen, aber zugleich Gott danken, daß er todt ist. Mit ihm starb der letzte Held nach altem Geschmack, und die neue Philisterwelt athmet auf, wie erlöst von einem glänzenden Alp. Ueber seinem Grabe erhebt sich eine industrielle Bürgerzeit, die ganz andre Helden bewundert, etwa den tugendbaiten Lafayette, oder James Watt, den Baumwollspinner.

XXIX.

Paris, den 31. Januar 1841.

Zwischen Völkern, die eine freie Presse, unabhängige Parlamente und überhaupt die Institution des öffentlichen Verfahrens besitzen, können die Mißverständnisse, die durch die Intriguen von Bösjunkern und durch die Unholde der Parteisucht angezettelt werden nicht auf die Länge fortdauern. Nur im Dunkeln kann die dunkle Saat zu einem unheilbaren Herwüthiß emperwuchern. Wie diesseits, so haben auch jenseits des Canals sich die edelsten Stimmen darüber ausgesprochen, daß nur frevelhafter Unverstand, wo nicht liberticide Böswilligkeit, den Frieden der Welt gestört; und während noch von Seiten der englischen Regierung durch die Schweigsamkeit der Thronrede das schlechte Verfahren gegen Frankreich gleichsam officiell fortgesetzt wird, protestirt dagegen das englische Volk durch seine würdigsten Repräsentanten, und gewährt den Franzosen die unumwundenste Genugthuung. Lord Brougham's Rede im eben eröffneten Parlamente hat hier eine versöhnende Wirkung hervorgebracht, und er darf sich mit Recht rühmen, daß er ganz Europa einen großen Dienst erzeigt. Auch andre Lords, sogar Wellington, haben lobenswerthe Worte gesprochen, und Letzterer war diesmal das Organ der wahren Wünsche

und Gesinnungen seiner Nation. Die angedrohte Alliance der Franzosen mit Rußland hat Seiner Herrlichkeit die Augen geöffnet, und der edle Lord ist nicht der Einzige, dem solche Erleuchtung widerfuhr. Auch in unsern deutschen Gauen erschwingen sich die gemäßigten Tories zu einer bessern Erkenntniß der eigenen politischen Interessen, und ihre Bullenbeißer, die altdeutschen Rüden, die schon das freudigste Jagdgeheul erhoben, werden wieder ruhig angekoppelt; unsre christlich germanischen Nationalen erhalten die allerhöchste Weisung, nicht mehr gegen Frankreich zu bellen. Was aber die schreckliche Alliance betrifft, so steht sie gewiß noch im weiten Feld, und der Unmuth gegen die Engländer, selbst gesteigert bis zum höchsten Haße, dürfte in Frankreich noch immer keine Liebe für die Russen hervorgerufen.

An eine baldige Lösung der orientalischen Wirren glaube ich eben so wenig wie an die moskowitische Alliance. Vielmehr verwickeln sich die Verhältnisse in Syrien und Mehemed Ali spielt dort seinen Feinden manchen gefährlichen Schabernack. Es circuliren wunderliche, meistens aber widersprechende Gerüchte von den Listen, womit der Alte sein verlorenes Ansehen wieder

zu erobern sucht. Sein Unglück ist die Ueberschlanheit, die ihn verhinderte, die Dinge in ihrem natürlichsten Lichte zu sehen. Er verfängt sich in den Fäden der eigenen Ränke; z. B. indem er die Presse zu fördern mußte und über seine Macht allerlei trügerische Verichte in Europa ausposaunen ließ, gewann er zwar die Sympathie der Franzosen, die den Werth seiner Alliance

überschätzten, aber er war zugleich selbst daran Schuld, daß die Franzosen ihm hinlangliche Kräfte zutrauten, ohne ihre Beihilfe bis zum Frühjahr Widerstand zu leisten. Hiedurch ging er zu Grunde, nicht durch seine Tyrannie, wovon die „Allgemeine Zeitung“ gewiß allzu grelle Gemälde lieferte. Dem franken Löwen gibt jetzt Jeder die kleinlichsten Fieselstritte. Das Ungeheuer ist vielleicht



nicht so schlecht, wie es die Leute die er nicht bestochen hat oder nicht bestechen wollte ärgerlich behaupten. Ungenügen seiner großmüthigen Handlungen versichern. Mehemed Ali sei persönlich mildreich und gütig, er liebe die Civilisation, und nur die äußerste Nothwendigkeit, der Kriegszustand seiner Lande, zwänge ihn zu jenem Erpreßungssystem, womit er seine Fellahs heimtucke. Diese unglücklichen Wilbauern seien in der That eine Herde von Jammergestalten, die, unter Stockschlägen zur Arbeit getrieben, bis auf's Blut ausgefangt werden. Aber das sei, heißt es, altegyptische Methode die unter allen Pharaonen dieselbe war, und die man nicht nach modern europäischem Maßstabe beurtheilen dürfe. Die Anklage der Philantropen

könnte der arme Pascha mit denselben Worten zurückweisen, womit unsre Köchin sich entschuldigte, als sie die Krebse in allmählig siedendem Wasser lebendig kochte. Sie wunderte sich, daß wir dieses Verfahren eine unmenschliche Grausamkeit nannten und verurtheilte uns die armen Thierchen seien von jeher daran gewohnt. Als Herr Cremien Mehemed Ali von den Justizgeueln sprach, die in Damascus verurtheilt worden fand er ihn zu den heilsamsten Reformen geneigt, und wären nicht die politischen Ereignisse allzu kümmerlich dazwischen getreten, so hätte es der berühmte Advocat gewiß erreicht den Pascha zur Einführung des europäischen Criminalverfahrens in seinen Staaten zu bewegen.

Mit dem Sturze Mehemed Ali's gehen auch die stolzen Hoffnungen zu Grabe, wovon muhamedanische Phantasie, zumal unter den Seltten der Wüste, sich so schwärmerisch wiegte. Hier galt Ali für den Helden, der bestimmt sei, dem schwachen Türkenregimente zu Stambul ein barsches Ende zu machen und dort selber das Kalifat übernehmend, die Fahne des Propheten zu stützen. Und wahrhaftig in seiner starken Faust wäre sie besser aufgehoben als in den schwachen Händen des jetzigen Gouvernors des muhamedanischen Glaubens, der früh oder spät den Legionen und den noch gefährlicheren Machthabern des Cais aller Neuzen erliegen muß. Dem poltischen und religiösen Fanatismus, worüber der russische Kaiser, der zugleich das Oberhaupt der griechischen Kirche ist, verfügen kann, hätte ein regenerirtes Reich der Moslemim unter Mehemed Ali oder einem sonstig neuen Dynasten mit ähnlicher Gewalt widerstanden, da ein eben so ungestüm fanatisches Element zu seiner Erhaltung in die Schranken gezwungen wäre. Ich rede hier vom Genius der Araber, der nie ganz erhorben sondern nur im stillen Beduinenleben eingeschlafen, und oft wie träumend nach dem Schwerte griff, wenn irgend ein ausgezeichneterer Löwe dranken sein kriegerisches Gehüll vernahmen ließ. Diese Araber harren vielleicht nur des rechten Rufs, um schlafgestärkt wieder aus ihren schwülen Einöden hervorzuflürmen wie ehemals. — Wir haben sie aber nicht mehr zu fürchten wie ehemals, wo wir vor den Halbmondstandarten zitterten, und es wäre vielmehr ein Glück für

uns, wenn Constantinopel jezt der Tummelplatz ihres Glanzensiegers würde. Dieser wäre das beste Bollwerk gegen jenes moskovitische Gellüste, das nichts Geringeres im Schilde führt, als an den Ufern des Bosphorus die Schlüssel der Welt Herrschaft zu erkämpfen oder zu erschleichen. Welch eine Macht besitzt bereits der Kaiser von Rußland, den man wahrlich bescheiden nennen muß, wenn man bedenkt, wie stolz Andere an seiner Stelle sich gebenden würden. Aber weit gefährlicher als der Stolz des Herrn ist der Knechtschaftshochmut seines Volkes, das nur in seinem Willen lebt und mit blindem Gehorsam in der heiligen Machtvollkommenheit des Gebieters sich selber zu verherrlichen glaubt. Die Begeisterung für das römisch-katholische Dogma ist abgenutzt, die Ideen der Revolution finden nur noch lano Enthusiasmus und wir müssen uns wohl nach neuen, frischen Fanatismen umsehen, die wir dem slavisch griechischen orthodoxen absoluten Kaiserglauben entgegensetzen könnten!

Ab! wie schrecklich ist diese orientalische Frage, die bei jeder Wirrnis uns so höhnisch angrinst! Wollen wir der Gefahr, die uns von dorther bedroht (schon jetzt vorbengend) so haben wir den König, Wollen wir hingegen geduldig dem fortschritt des Uebels zusehen, so haben wir die sichere Knechtschaft. Da ist ein schlimmes Dilemma. Wie sie sich auch betrage, die arme Jungfrau Europa — sie mag mit Klugheit bei ihrer Lampe wachend bleiben, oder als ein sehr unkluges Fräulein bei der erlöschenden Lampe einschlafen — ihrer harret kein Freundtag.

XXX.

Paris, den 15. Februar 1841.

Sie gehen jeder Frage direct auf den Leib und zerran daran so lange herum, bis sie entweder gelöst, oder als unauflösbar beseitigt wird. Das ist der Charakter der Franzosen, und ihre Geschichte entwickelt sich daher wie ein gerichtlicher Proceß. Welche logische systematische Aufeinanderfolge bieten alle Vorgänge der französischen Revolution! In diesem Wahnsinn war wirklich Methode, und die Historiographen, die nach dem Vorbild von Mignet, dem Zufall und den menschlichen Leidenschaften wenig Spielraum gestattend, die tollsten Erscheinungen seit 1789 als ein

Resultat der strengsten Nothwendigkeit darstellen — diese sogenannte fatalistische Schule ist in Frankreich ganz an ihrem Platz, und ihre Bücher sind ebenso wahrhaft wie leichtfäglich. Die Anschauungs- und Darstellungsweise dieser Schriftsteller, angewendet auf Deutschland, würde jedoch sehr irrthümliche und unbrauchbare Geschichtswerke hervorbringen. Denn der Deutsche, aus Scheu vor aller Aenderung, deren folgen nicht klar zu ermitteln sind, geht jeder bedeutenden politischen Frage so lange wie möglich aus dem Wege oder sucht ihr durch Umwege eine noth-



dürftige Vermittlung abzugewinnen, und die Fragen häufen und verwickeln sich unterdessen bis zu jenem Anäuel, welcher am Ende vielleicht, wie jener gordische nur durch das Schwert gelöst werden kann. Der Himmel behüte mich dem großen Volk der Deutschen hiermit einen Vorwurf machen zu wollen! Weiß ich doch daß jener Mißstand aus einer Tugend hervorgeht die den Franzosen fehlt. Je unwissender ein Volk, desto leichter stürzt es sich in die Strömung der That; je wissenschaftsreicher und nachdenklicher ein Volk, desto länger sondirt es die Flut, die es mit flügel Schritten durchwaten wenn es nicht gar zögernd davor stehen bleibt, aus Furcht vor Untiefen oder vor der erkältenden Nässe, die einen gefährlichen Nationalschnupfen verursachen könnte. Am Ende ist auch wenig daran gelegen, daß wir solchermassen nur langsam fortschreiten oder durch Stillstand einige hundert Jährchen verlieren, denn dem deutschen Volk gehört die Zukunft, und zwar eine sehr lange bedeutende Zukunft. Die Franzosen handeln so schnell und handhaben die Gegenwart mit solcher Eile weil sie vielleicht ahnen daß für sie die Dämmerung heranbricht; haßig verrichten sie ihr Tagwerk. Aber ihre Rolle ist noch immer ziemlich schön, und die übrigen Völker sind doch nur das verehrungswürdige Publicum, das der französischen Staats- und Volkscömödie zuschaut. Dieses Publicum freilich wandelt zuweilen das Gelächte an, ein Wischen laut seinen Weisfall oder Tadel auszusprechen, wo nicht gar auf die Scene zu steigen und mitzuspielden; aber die Franzosen bleiben doch immer die Hauptacteurs im großen Welt-drama, man mag ihnen Lorbeerkränze oder faule Äpfel an den Kopf werfen. „Mit Frankreich ist es aus“ — mit diesen Worten läuft hier mancher deutsche Correspondent herum und prophezeit den Untergang des heutigen Jerusalems; aber er selber fristet doch sein kümmerliches Leben durch Berichterstattung dessen, was diese so gesunkenen Franzosen täglich schaffen und thun, und seine respectiven Committenten, die deutschen Zeitungsredactionen, würden ohne Berichte aus Paris keine drei Wochen lang ihre Journalspalten füllen können. Nein, Frankreich hat noch nicht geendet aber — wie alle Völker wie das Menschengeschlecht selbst — es ist nicht ewig, es hat vielleicht schon seine Glanzperiode überlebt, und es geht jetzt mit ihm eine Umwand-

lung vor, die sich nicht ableugnen läßt; auf seiner glatten Stirn lagern sich diverse Runzeln, das leichtsinnige Haupt bekommt graue Haare, senkt sich sorgenvoll und beschäftigt sich nicht mehr ausschließlich mit dem heutigen Tage — es denkt auch an morgen.

Der Kammerbeschluß über die Fortification von Paris heurkundet eine solche Uebergangsperiode des französischen Volksgeistes. Die Franzosen haben in der letzten Zeit sehr viel gelernt, sie verloren dadurch alle Lust des blinden Hinausstürmens in die gefährliche Fremde. Sie wollen jetzt sich selber zu Hause verschanzen gegen die eventuellen Angriffe der Nachbarn. Auf dem Grabe des kaiserlichen Adlers ist ihnen der Gedanke gekommen daß der bürger königliche Hahn nicht unsterblich sei. Frankreich lebt nicht mehr in dem festen Nanke seiner unüberwindlichen Obmacht; es ward ermüdet durch das aldermittwochliche Bewußtsein seiner Besiegbarkeit, und ach wer an den Tod denkt ist schon halb gestorben! Die Befestigungswerke von Paris sind vielleicht der Riesensarg, den der Riese sich selber decretirte in trüber Ahnung. Es mag jedoch noch eine gute Weile dauern, ehe seine Sterbestunde schlägt, und manchem Nichtriesen dürfte er zuvor die tödtlichsten Hiebe versetzen. Jedenfalls wird er einst durch die klirrende Wucht seines Hintertens den Erdboden schüttern machen und noch fürchtbarer als im Leben wird er durch seine posthumer Werke, als nachtwandelndes Gespenst, seine Feinde ängstigen. Ich bin überzeugt, im Fall man Paris zerstörte, würden seine Bewohner wie einst die Juden sich in die ganze Welt zerstreuen und dadurch noch erfolgreicher die Saat der gesellschaftlichen Umwandlung verbreiten.

Die Befestigung von Paris ist das wichtigste Ereigniß unserer Zeit, und die Männer, die in der Deputirtenkammer dafür oder dagegen stimmten, haben auf die Zukunft den größten Einfluß geübt. An diese enceinte continue, an diese forts détachés knüpft sich jetzt das Schicksal des französischen Volks. Werden diese Wänter vor dem Gewitter schützen, oder werden sie die Blitze noch verderblicher anziehen? Werden sie der Freiheit oder der Knechtschaft Vorläufer sein? Werden sie Paris vor Ueberfall retten oder dem Herkules-rechte des Kriegs unbaumberzig bloßstellen? Ich weiß es nicht denn ich habe weder Eig noch Stimme im Rathe der Götter. Aber so viel weiß ich

daß die Franzosen sich sehr gut schlagen würden wenn sie einst Paris verteidigen müßten gegen eine dritte Invasion. Die zwei früheren Invasionen würden nur dazu gedient haben, den Grimm der Gegenwehr zu steigern. Ob Paris, wenn es befestigt gewesen wäre, jene zwei ersten Male widerstanden hätte, wie in der Kammer behauptet ward, möchte ich aus guten Gründen bezweifeln. Napoleon, geschwächt durch alle möglichen Siege und Niederlagen, war nicht im Stande, dem andrängenden Europa die Zauber mittel jener Idee, welche „Heere aus dem Boden stampft“, entgegenzusetzen; er hatte nicht mehr Kraft genug, die Fessel zu brechen, womit er selber jene Idee angekettert; die Allirten waren es, die bei der Einnahme von Paris jene gebundene Idee in Freiheit setzten. Die französischen Liberalen und Ideologen handelten gar nicht so dumm, gar nicht so närrisch, als sie dem bedrängten Imperator zu seiner Verteidigung keinen Beistand leisteten, denn dieser war ihnen weit gefährlicher als alle jene fremden Helden, die doch am Ende mit Geld und guten Worten abziehen mußten und nur einen matten Statthalter hinterließen, dessen man sich auch mit der Zeit entledigen konnte, wie im Julius 1850 wirklich geschah, seit welcher Zeit die Ideen der Revolution wieder in Paris installiert wurden. Die Macht jener Ideen ist es, die einer dritten Invasion die Stirne bieten würde, und die jetzt, gewißigt durch bittere Erfahrungen, nicht mehr auf die Allgewalt der Begeisterung rechnet, sondern auch die materiellen Bollwerke der Vertheidigung nicht verschmäht.

Hier stoßen wir auf die Spaltung, welche in diesem Augenblick unter den Männern der radicalen Partei in Betreff der Befestigung von Paris herrscht und die leidenschaftlichsten Debatten hervorruft. Bekanntlich hat die fraction der Republikaner, die durch den „National“ repräsentirt wird, den Gesetzworschlag der Befestigung am wirksamsten verfochten. Eine andere fraction, die ich die Linke der Republikaner nennen möchte, erhebt sich dagegen mit dem wildesten Jorn, und da sie in der Presse nur wenige Organe besitzt, so ist bis jetzt die „Revue du Progrès“ das einzige Journal, wo sie sich aussprechen konnte. Die darauf bezüglichen Artikel flossen aus der Feder Louis Blanc's und sind der höchsten Beachtung werth. Wie ich höre, beschäftigt sich

auch Arago mit einer Schrift über denselben Gegenstand. Diese Republikaner sträuben sich gegen den Gedanken, daß die Revolution zu materiellen Vollwerken ihre Zurückt nehmen müsse, sie sehen darin eine Schwächung der moralischen Wehrmittel, eine Erschlaffung der früheren dämonischen Energie, und sie möchten lieber, wie einst der gewaltige Convent, den Sieg decretiren, als Sicherheitsanstalten treffen gegen die Niederlage. Es sind in der That die Traditionen des Wohlfahrtsausschusses, welche diesen Leuten vorschweben, statt daß die Messieurs des „National“ vielmehr die Traditionen der Kaiserzeit im Sinne tragen. Ich sagte eben „Messieurs“, denn dies ist der Spottname, womit Jene, die sich Citoyens nennen, ihre Antagonisten tituliren. Terroristisch sind im Grunde beide fractionen, nur daß die Messieurs des „National“ lieber durch Kanonen, die Citoyens hingegen lieber durch die Guillotine agiren möchten. Es ist leicht bearenslich, daß Erstere eine große Sympathie für einen Gesetzworschlag empfinden mußten, wodurch die Revolution zur Zeit der Noth in einem rein militärischen Gewande erscheinen könnte und die Kanonen im Stande wären, die Guillotine im Zaume zu halten! So, und nicht anders, erkläre ich mir den Eifer, womit sich der „National“ für die Befestigung von Paris aussprach.

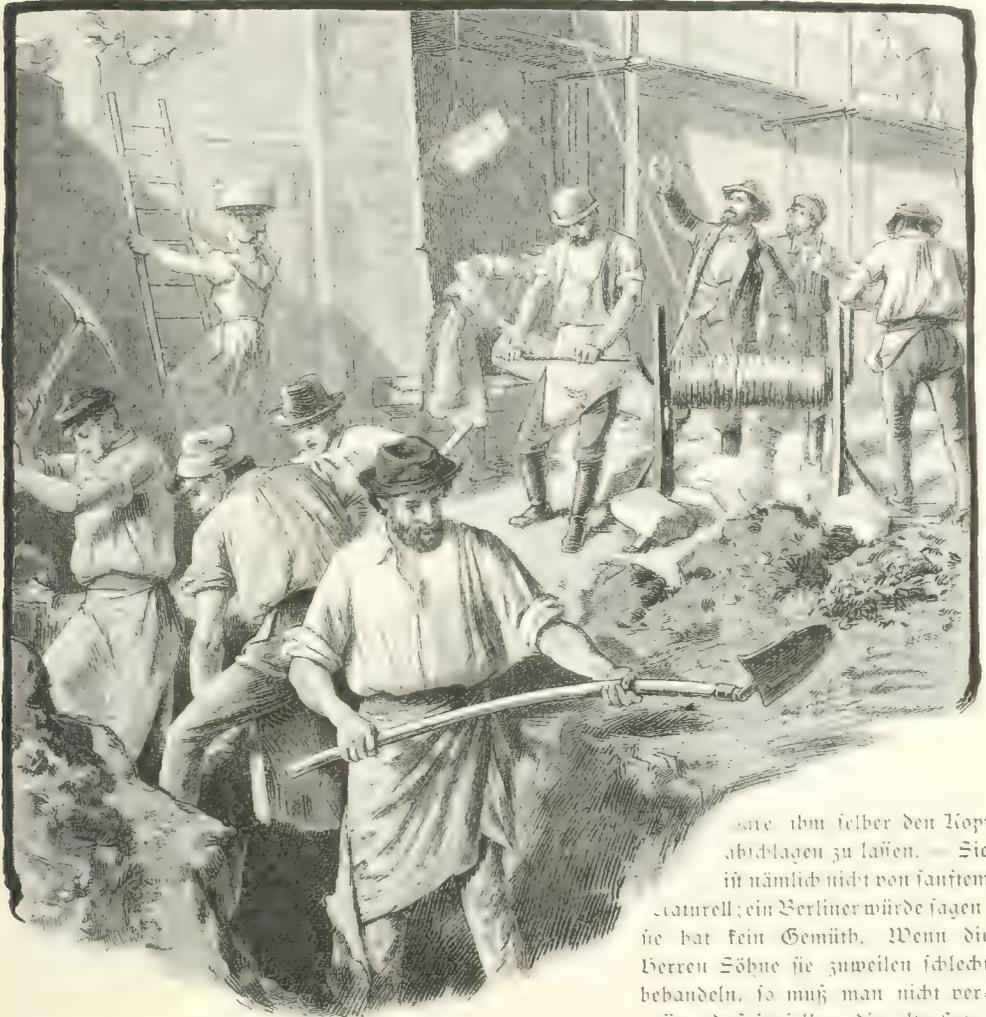
Sonderbar! diesmal begegneten sich der „National“, der König und Thiers in dem heißesten Wunsche um dieselbe Sache. Und doch ist dieses Begegniß sehr natürlich. Laßt uns durch Zumuthung arglistiger Hintergedanken keinen von diesen Dreien verleunden. Wie sehr auch persönliche Neigungen im Spiele sind, so handelten doch alle Drei zunächst im Interesse Frankreichs; Ludwig Philipp eben so gut wie Thiers und die Herren des „National“. Jedoch, wie gesagt, persönliche Neigungen kamen in's Spiel. Ludwig Philipp, dieser abgesagte Feind des Krieges, des Zerstorens, ist ein eben so leidenschaftlicher Freund des Bauens, er liebt Alles, wobei Hammer und Kelle in Bewegung gesetzt wird, und der Plan der Befestigung von Paris schmeichelte dieser angeborenen Passion. Aber Ludwig Philipp ist auch der Repräsentant der Revolution, er mag es wollen oder nicht, und wo diese bedroht wird, steht seine eigene Existenz in Frage. Er muß sich in Paris halten um jeden Preis. Denn bemäch-

tigen sich die fremden Potentaten seiner Hauptstadt, so würde seine Legitimität ihn nicht so inviolabel schützen wie jene Könige von Gottes Gnaden, die überall wo sie sind, den Mittelpunkt ihres Reiches bilden. Viele Paris gar in die Hände der Republikaner, in Folge einer Revolte, so würden die fremden Mächte vielleicht mit Heeresmacht heranziehen, aber schwerlich um eine Restauration zu versuchen zu Gunsten Ludwig Philipps, welcher im Julius 1850 König der Franzosen ward, nicht *parce qu'il Bourbon*, sondern *qu'onque Bourbon!* Dies fühlte der kluge Herrscher, und er verschanzt sich in seinem Malaparnus. Daß die Befestigung von Paris wie für ihn selber, so auch für Frankreich heilsam und nothwendig, ist sein fester Glaube, und neben der Privatlaune und dem Selbsterhaltungstrieb leitet ihn hier eine echte und wahrhafte Vaterlandsliebe. Jeder König ist ja ein natürlicher Patriot und liebt sein Land, in dessen Geschichte sein Leben wurzelt und mit dessen Schicksalen es verwachsen ist. Ludwig Philipp ist ein Patriot, und zwar im bürgerlichen, familienväterlichen, neufränkischen Sinne, wie denn überhaupt in den Orleans eine ganz andere Art des Patriotismus sich entwickelte als in den Bourbonen der älteren Linie, die mehr vom historischen Stammesstolze vom mittelalterlichen Adelthum befest waren, als von eigentlicher Liebe für Frankreich.

Da diese Vaterlandsliebe von den Franzosen als die höchste Tugend angesehen wird, so war es eine sehr wirksame Wüberei, daß die Feinde des Königs seine patriotischen Gesinnungen durch verfälschte Briefe verdächtigten. Ja diese famosen Briefe sind zum Theil verfälscht zum Theil ganz falsch, und ich begreife nicht, wie manche ehrliche Leute unter den Republikanern nur einen Augenblick an ihre Echtheit glauben konnten. Aber diese Leute sind immer die Düpes der Legitimisten, welche die Waffen schmieden, womit Jene das Leben oder den Lennund des Königs zu menseln suchen. Der Republikaner ist immer bereit, sein Leben bei jeder gefährlichen Unthat auf's Spiel zu setzen; aber er ist doch nur ein tappisches Werkzeug wemder Eündlankeit die für ihn denkt und rednet; man kann im wahren Sinne des Wortes von den Republikanern behaupten, daß sie das Pulver nicht erfunden haben, womit sie auf den König schießen.

Ja, wer in Frankreich das Nationalgefühl besitzt und begreift, übt den unwiderstehlichsten Zauber auf die Masse und kann sie nach Verlieben lenken und treiben, ihnen das Geld oder das Blut abzapfen und sie in alle möglichen Uniformen stecken, in die Rittertracht des Ruhmes oder in die Livreen der Knechtschaft. Das war das Geheimniß Napoleons, und sein Geschichtschreiber Thiers hat es ihm abgelauscht, abgelauscht mit dem Herzen nicht mit dem bloßen Verstande; denn nur das Gefühl versteht das Gefühl. Thiers ist wahrhaft durchglüht vom französischen Nationalgefühl, und wer dieses gemerkt hat, versteht seine Macht und Unmacht, seine Irthümer und Vorzüge, seine Größe und Kleinheit und sein Abrecht auf die Zukunft. Dieses Nationalgefühl erklärt alle Acte seines Ministeriums — hier sehen wir die Translation der kaiserlichen Asche, die glorreichste Feier des Heldenthums, neben der kläglichen Verrennung jenes kläglichen Consuls von Damascus, welcher mittelalterliche Justizgräuel unterstützte, aber ein Repräsentant von Frankreich war, hier sehen wir das lechtsinnigste Aufbrausen und Marmschlagen, als der Londoner Tractat divulgirt und Frankreich beleidigt ward, und daneben die besonnene Activität der Bewaffnung und jenen kolossalen Entschluß der Fortification von Paris. Ja Thiers war es, welcher letztere begann und für dieses Beginnen auch nachträglich das Gesetz in der Kammer eroberte. Nie sprach er mit größerer Vereblamkeit wie hat er mit reinerer Taktik einen parlamentarischen Sieg erfochten. Es war eine Schlacht, und im letzten Augenblick war die Entscheidung sehr zweifelhaft, aber das Feldherrnauge des Thiers entdeckte schnell die Gefahr, die dem Gesetz drohte, und ein improvisirtes Amendement gab den Ausschlag. Ihm gebührt die Ehre des Tages.

Es fehlte nicht an Leuten, die den Eifer den Thiers für den Gesetzentwurf an den Tag legte, nur egoistischen Motiven zuschrieben. Aber hier war wirklich nur der Patriotismus vorwiegend und ich wiederhole es Volt Thiers ist durchdrungen von diesem Geühle. Er ist ganz der Mann der Nationalität, nicht der Revolution, als deren Sohn er sich gern darstellt. Mit dieser Wendung hat es freilich seine Richtigkeit, die Revolution ist seine Mutter, aber man darf nicht über schwengliche Gemüthe daraus berechnen. Thiers



...ste ihm selber den Kopf
abzublagen zu lassen. — Sie
ist nämlich nicht von lauem
Stammell; ein Berliner würde sagen:
sie hat kein Gemüth. Wenn die
Herren Söhne sie zuweilen schlecht
behandeln, so muß man nicht ver-
gessen, daß sie selber, die alte Frau,

liebt zunächst das Vaterland, und ich glaube er würde diesem Gefühle alle mütterlichen Interessen, nämlich die der Revolution, unbedingt aufopfern. Sein Enthusiasmus ist gewiß sehr abgekühlt für den ganzen Freiheitspectakel, der nur noch als ein verhallendes Echo in seiner Seele nachklingt. Er hat ja als Geschichtschreiber alle Phasen desselben im Geiste mitgelebt, als Staatsmann mußte er mit der fortgesetzten Bewegung tagtäglich kämpfen und ringen, und nicht selten mag diesem Sohn der Revolution die Mutter sehr lästig, sehr fatal geworden sein; denn er weiß sehr gut, daß die alte Frau capabel

für ihre Kinder niemals dauernde Härtslichkeit beweisen und die besten immer ermordet hat.

Wir sind gekommen. Jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und von Herrn Chierns Dingen zu verlangen, die nicht in seinem Wesen liegen und mit seiner Geschichte unvereinbar sind. Wir haben seinen Patriotismus gerühmt, wir wollen auch seine Genialität anerkennen. Sonderbar genug ist es, daß diese heterogenen Vorzüge in diesem Manne vereinigt sind. Ja, er ist nicht blos ein patriotischer Franzose, sondern auch ein Mensch von Genie, und manchmal wenn er zu diesem Bewußtsein gelangt, vergißt



er fern beibringt beständiges Nationalgefühl, es erregt ihn die Übung eines so zu sagen zeitlichen Weltbürgerthums und in solchem Ma-

ße sprech er ernt die merkwürdigen Worte: „Ich liebe mein Jahrhundert, denn dieses ist ein Vaterland, das ich in der Zeit behalte.“

XXXI.

Paris, den 31. März 1841.

Die Debatton in der Doumstimmung über das literarische Eigenthum sind sehr vortheilhaft. Es ist aber jedenfalls ein bedeutendes Zeichen der Zeit, daß die heutige Gesellschaft, die auf dem Eigenthumsrechte beharrt ist auch den Herrern eine gewisse Theilnahme an diesem Vorrecht gestatten möchte, aus Billigkeitsgefühl oder vielleicht auch als Belohnung. Kann der Gedanke Eigenthum werden? Ist das Wort das Eigenthum der Sprache, wie nicht gar des Wortschatzes? Ich erwarte mich jedes Verhörs über solche Frage und freue mich nur darüber, daß Ihr dem armen Dichter, der sich beunruhigt eine kleine Vergütung verdienen will für sein großes, gemeinnütziges Beleuchtungs- verdient!

Das Schicksal des Medonod Mi wird weniger besprochen, als man glauben sollte; doch will es mich bedanken, als bemerke in den Gemüthern ein um so tieferes Mitleid für den Mann, der dem Strome Frankreichs zu weh man hat. Das Uebel der Franzosen im Orient geht verloren, und dieser Verlust wirkt auch mächtig auf ihre südlichen Verhältnisse. Sterne, an die man nicht mehr glauben kann, erbleichen. — Als die amerikanischen Handel sich so bedenklich gestalteten, ward von englischer Seite die Ausarbeitung der ägyptischen Erbschaftsfrage auf's Eiligste betrieben. Frankreich hatte da leichtes Spiel, zum Besten des Paschas zu agiren; das Ministerium scheint aber nichts gethan zu haben, um den getreuesten Allürten zu retten.

Die amerikanischen Handel sind es aber nicht allein, was die Engländer antreibt, die ägyptische Erbschaftsfrage so bald aus dem Spiel abzurufen und somit die französische Diplomatie wieder in

den Stand zu setzen, an den Beratungen und Vorschlägen der verschiedenen Großmächte Theil zu nehmen. Die Dardanellenfrage steht drohend vor der Thür, verlangt schnelle Entscheidung und hier stehen die Engländer auf die consensuelle Seite des französischen Cabinets, dessen Junkturien bei dieser Gelegenheit mit ihren eigenen übereinstimmen, Rußland gegenüber.

Ja, die sogenannte Dardanellenfrage ist von der höchsten Wichtigkeit, und nicht bloß für die europäischen Großmächte sondern für uns Alle für den Kleinsten wie für den Größten, für Keuß, Schleis, Greiz und Hinterpommern eben so gut wie für das allmächtige Oesterreich, für den geringsten Staat so wie für den mächtigsten, für die abentheuerlichsten, denn das Schicksal der Welt eben steht hier in Frage, und diese Frage muß an den Dardanellen gelöst werden, entweder in welcher Weise. So lange dieses nicht geschehen, kränfelt Europa an einem heimlichen Uebel, das ihm keine Hilfe läßt und das so lange nicht entzogen, am Ende zum Ausbruch kommt. Die Dardanellenfrage ist nur ein Symptom der orientalischen Frage selbst, der türkischen Erbschaftsfrage, des Ohmdahels, wozu wir schon des Bruchens des im europäischen Staatsrecht ganz und der Länder nur gemahnt ausgeschieden, vielleicht nur mit dem Schwert ausgeschnitten werden kann. Wenn sie auch von ganz andern Dingen sprechen, so spielen doch alle Mächthaber nach dem Dardanellen nach der hohen Pforte, nach dem alten Bosphorus, nach Scamand, nach Constantinople. — Das Gebot der zwei Nationen, Wäre im europäischen Staatsrecht das Prinzip der Volkssouveränität sanctionirt, so könnte das Zusammenbrechen des osmanischen Kaiserthums nicht mit der Abgabe der Welt so gerathet sein, da

alsdann in dem aufgelösten Reiche die einzelnen Völker sich bald ihre besondern Regenten selbst erwählen und sich so gut als möglich fortregeren lassen würden. Aber im allergrößten Theil Europas herrscht noch das Dogma des Absolutismus, wo nach Land und Leute das Eigenthum des Fürsten sind, und dieses Eigenthum durch das Recht des

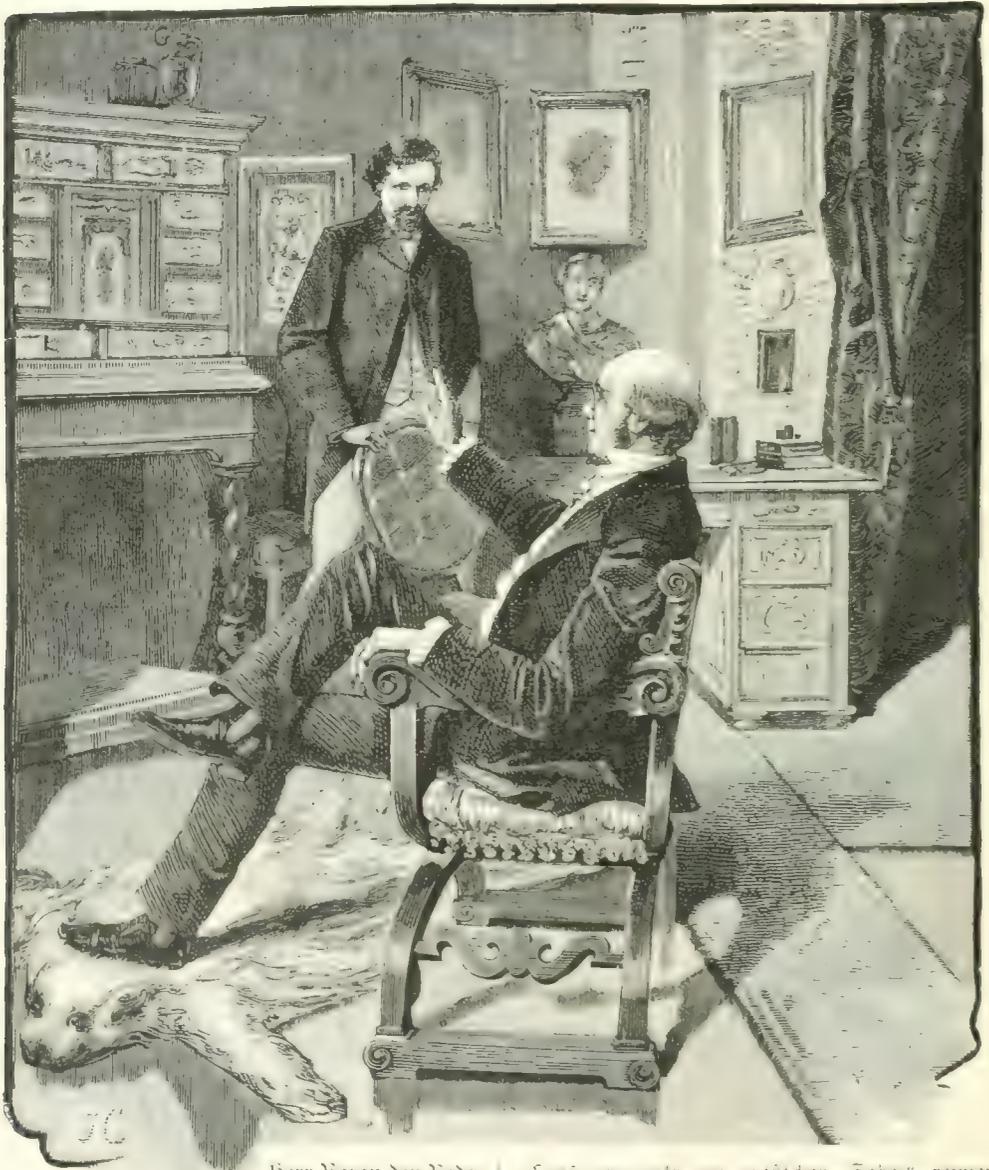
Stärkern durch die ultim. ratio regis, das Kanonenrecht, erwerbbar ist. — Was Wunder, daß keiner der hohen Potentaten den Vätern die große Erbschaft gönnen wird, und jeder ein Stück von dem morgenländischen Kuchen haben will; jeder wird Appetit bekommen, wenn er sieht, wie die Barbaren des Nordens sich glücklich thun, und der



kleinste deutsche Machthaber wird wenigstens auf ein Viergeld Anspruch machen. Das sind die menschlichen Antriebe, weshalb der Untergang der Türkei für die Welt verderblich werden muß. Die politischen Beweggründe, warum hauptsächlich England, Frankreich und Oesterreich nicht erlauben können, daß Rußland sich in Constantinopel festsetze, sind jedem Schulknaben einleuchtend.

Der Ausbruch eines Krieges, der in der Natur der Dinge liegt, ist aber vorderhand vertagt. Kurzsichtige Politiker, die nur zu Palliativen ihre Zuflucht nehmen, sind beruhigt und hoffen ungetrübte Friedenstag. Besonders unsere Financiers sehen wieder Alles im lieblichsten Hoffnungslichte. Auch der größte derselben scheint sich solcher Täuschung hinzugeben, aber nicht zu jeder Stunde. Herr von Rothbild, welcher seit einiger Zeit

etwas unpäßlich schien, ist jetzt wieder ganz hergestellt und sieht gesund und wohl aus. Die Zeichendeuter der Börse, welche sich auf die Physiognomie des großen Barons so gut verstehen, versichern uns, daß die Schwalben des Friedens in seinem Lächeln nisten, daß jede Kriegsbesorgniß aus seinem Gesichte verschwunden, daß in seinen Augen keine elektrischen Gewittersünken sichtbar seien, und daß also das entsetzliche Kanonendonnerwetter, das die ganze Welt bedrohte, sich gänzlich verzogen habe. Er nieste sogar den Frieden. Es ist wahr, als ich das letzte Mal die Ehre hatte, Herrn von Rothbild meine Aufwartung zu machen, strahlte er vom erquicklichsten Wohlbehagen, und seine rosige Laune ging fast über in Poësie; denn, wie ich schon einmal erzählt, in solchen heitern Momenten pflegt der



Herr Baron den Redefluß seines Humors in Reimen ausströmen zu lassen. Ich fand daß ihm das Reimen diesmal ganz besonders gelang; nur auf „Constantinopel“ wußte er keinen Reim zu finden und er fragte sich an dem Kopf wie alle Dichter thun wenn ihnen der Reim fehlt. Da ich selbst auch ein Stück Poet bin, so erlaubte ich mir dem Herrn Baron zu bemerken, ob sich nicht auf

„Constantinopel“ ein russischer „Sobor“ reimen ließe? Aber dieser Reim schien ihm sehr zu missfallen, er behauptete England würde ihm nie zugehen und es konnte dadurch ein europäischer Krieg entstehen welcher der Welt viel Blut und Thränen und ihm selber eine Menge Geld kosten würde.

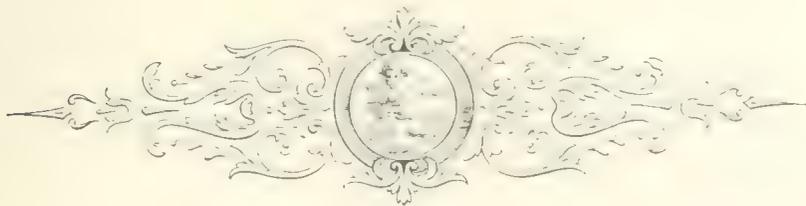
Herr von Nothbild ist in der That der beste polnische Thermometer, ich will nicht sagen Weiter

frösch, weil das Wort nicht hinlänglich respectvoll klinge. Und man muß doch Respect vor diesem Manne haben, sei es auch nur wegen des Respectes, den er den meisten Leuten einflößt. Ich besuche ihn am liebsten in den Bureauz seines Comptoirs, wo ich als Philosoph beobachten kann, wie sich das Volk, und nicht bloß das Volk Gottes, sondern auch alle andern Völker vor ihm beugen und bücken. Das ist ein Krümmen und Winden des Rückrats, wie es selbst dem besten Akrobaten schwer fielen. Ich sah Leute, die, wenn sie dem großen Baron naheten, zusammenzuckten, als berührten sie eine voltaische Säule. Schon vor der Thür seines Cabinets ergreift Viele ein Schauer der Ehrfurcht, wie ihn einst Moses auf dem Berge empfunden, als er merkte, daß er auf heiligem Boden stand. Ganz so wie Moses alsbald seine Schuhe auszog, so würde gewiß mancher Mäkler oder Agent de Change, der das Privacabinet des Herrn von Rothschild zu betreten wagt, vorher seine Stiefel ausziehen, wenn er nicht fürchtete, daß alsdann seine Füße noch übler riechen und den Herrn Baron dieser Mühsnit incommodiren dürfte. Jenes Privacabinet ist in der That ein merkwürdiger Ort, welcher erhabene Gedanken und Gefühle erregt, wie der Anblick des Weltmeers oder des gestirnten Himmels — wir leben hier, wie klein der Mensch und wie groß Gott ist! Denn das Geld ist der Gott unserer Zeit, und Rothschild ist sein Prophet.

Vor mehreren Jahren, als ich mich einmal zu Herrn von Rothschild begeben wollte, trug eben ein galonnirter Bedienter ein gewisses Geschirr über den Corridor, und ein Börsenspeculant, der in demselben Augenblick vorbeiging, zog ehr-

furchtsvoll seinen Hut ab vor dem mächtigen Copse. So weit geht, mit Respect zu sagen, der Respect gewisser Leute. Ich merkte mir den Namen jenes devoten Mannes, und ich bin überzeugt, daß er mit der Zeit ein Millionär sein wird. Als ich einst dem Herrn * erzählte, daß ich mit dem Baron Rothschild in den Gemächern seines Comptoirs en famille zu Mittag gespeist, schlug Jener mit Erstaunen die Hände zusammen und sagte mir, ich hätte hier eine Ehre genossen, die bisher nur den Rothchilds von Geblüt oder allenfalls einigen regierenden Fürsten zu Theil geworden, und die er selbst mit der Hälfte seiner Aale einkaufen würde. Ich will hier bemerken, daß die Aale des Herrn *, selbst wenn er die Hälfte einbüßte, dennoch eine hinlängliche Länge behalten würde.

Das Comptoir des Herrn von Rothschild ist sehr weitläufig, ein Labyrinth von Sälen, eine Caserne des Reichthums; das Zimmer, wo der Baron von Morgen bis Abend arbeitet — er hat ja nichts Anderes zu thun als zu arbeiten — ist jüngst sehr verschönert worden. Auf dem Kamin steht jetzt die Marmorbüste des Kaisers Franz von Oesterreich, mit welchem das Haus Rothschild die meisten Geschäfte gemacht hat. Der Herr Baron will überhaupt aus Pietät die Büsten von allen europäischen Fürsten anfertigen lassen, die durch sein Haus ihre Anleihen gemacht, und diese Sammlung von Marmorbüsten wird eine Walhalla bilden, die weit großartiger sein dürfte als die Regensburger. Ob Herr Rothschild seine Walhallagenossen in Reimen oder im ungereimten königlich bayrischen Capidarstyl feiern wird, ist mir unbekannt.



In eben so bedeutungsvolles wie trauriges Ereigniß ist das Verdict der Jury, wodurch der Redacteur des Journals „La France“ von der Anklage absichtlicher Beleidigung des Königs gänzlich freigesprochen wurde. Ich weiß wahrlich nicht, wen ich hier am meisten beklagen soll! Ist es jener König, dessen Ehre durch verfällichte Briefe besetzt wird und der dennoch nicht wie jeder Andere sich in der öffentlichen Meinung rehabilitiren kann? Was jedem Andern in solcher Verdrängniß gestattet ist, bleibt ihm grausam verweigert. Jeder Andere der sich in gleicher Weise durch falsche Briefe von landesverrätherischem Inhalt dem Publicum gegenüber bloßgestellt sähe, könnte es dahin bringen, sich förmlich in Anklagezustand setzen zu lassen und in Folge seines Processes die Unrechtheit jener Briefe auf's Vündigste zu erweisen. Eine solche Ehrenrettung gibt es aber nicht für den König, den die Verfassung nur unverletzlich erklärt und nicht persönlich vor Gericht zu stellen erlaubt. Noch weniger ist ihm das Duell gestattet, das Gottesurtheil, das in Ehrensachen noch immer eine gewisse juristische Geltung bewahrt. Ludwig Philipp muß ruhig auf sich schießen lassen, darf aber nimmermehr selbst zur Pistole greifen, um von seinen Beleidigern Genußthuung zu fordern. Eben so wenig kann er im üblich pariser Stile eine abgedrungene Erklärung gegen seine Verleumder in den respectiven Landeszeitungen inseriren lassen; denn, ach! Könige, wie große Dichter, dürfen sich nicht auf solchem Wege vertheidigen und müssen alle Lügen, die man über ihre Person verbreitet, mit schweigender Langmuth ertragen. In der That ich bege das übermüthigste Mitgefühl für den königlichen Dulder, dessen Krone nur eine Zielscheibe der Verleumdung und dessen Scepter, wo es eigene Vertheidigung gilt, minder brauchbar wie ein gewöhnlicher Stock. — Oder soll ich noch weiter euch bedauern, ihr Legitimisten, die ihr euch als die auserwählten Paladine des Royalismus geberdet und dennoch in der Person Ludwig

Philipp's das Wesen des Königthums das königliche Ansehen, herabgewürdigt habt? Jedenfalls habe ich Mitleid mit euch, wenn ich an die schrecklichen Folgen denke, die ihr durch solchen Frevel zunächst auf eure eigenen thörichten Häupter herabruft! Mit dem Untergang der Monarchie harrt einer wieder dabeiin das Ver. und in der Fremde der Vettelstab. Ja einer Schicksal wäre jetzt noch weit schmähtlicher als in früheren Tagen; euch, die gefoppten Compères eurer Henker, würde man nicht mehr mit wildem Jörn tödten, sondern mit höhnischem Gelächter, und in der Fremde würde man euch nicht mehr mit jener Ehrfurcht, die einem unverschuldeten Unglück gebührt, sondern mit Geringschätzung das Mindesten berechnen.

Was soll ich aber von den guten Leuten der Jury sagen, die in weinerlicher Verblendung das Brecheisen legten an das fundament des eigenen Hauses? Der Grundstein, worauf ihre ganze bürgerliche Staatsbontif ruht, die königliche Autorität, ward durch jenes beleidigende und schmachvolle Verdict heillos zerstört. Die ganze verderbliche Bedeutung dieses Verdicts wird jetzt allmählig erkannt, es ist das unangenehmste Tagesgespräch, und mit Entsetzen sieht man, wie der fatale Ausgang des Processes ganz systematisch ausgebeutet wird. Die verfälchten Briefe haben jetzt eine legale Stütze, und mit der Unverantwortlichkeit steigt die Frechheit bei den Feinden der bestehenden Ordnung. In diesem Augenblick werden lithographische Copien der vorgeblichen Autographen in unzähligen Exemplaren über ganz Frankreich verbreitet, und die Unzahl reicht sich vergrößert die Bande ob des gesungenen Meistersstücks. Die Legitimisten rufen Victoria, als hätten sie eine Schlacht gewonnen. Glorreiche Schlacht, wo die Contemporäne, die Witwe der großen Nemee, die verurtheilte Madame de St. Eme das Banner trug. Der edle Baron Larochefajuelin beschrimte mit seinem Wappenschilde diese neue Jeanne d'Arc. Er verdinget ihre Standmuthigkeit — warum nicht auch ihre jugendliche Keimheit? Vor Allen aber verdient

man diesen Triumph dem großen Verräther dem bürgerlichen Dienstmann der legitimistischen Ritterschaft, der immer geistreich spricht, gleichviel für welche Sache.

Indessen, hier in Frankreich, dem Lande der Parteien, wo den Ereignissen alle ihre Consequenzen unmittelbar abgepreßt werden, geht die böse Wirkung immer Hand in Hand mit

einer mehr oder minder heilsamen Gegenwirkung. Und dieses zeigt sich auch bei Gelegenheit jenes unglücklichsten Verdichters. Die argen Folgen des selben werden für den Moment eingermessen neutralisirt durch den Jubel und das Siegesgeschrei, das die Legitimisten erheben; das Volk haßt sie so sehr, daß es all seinen Unmuth gegen Ludwig Philipp vergißt, wenn jene Erbfeinde



des neuen Frankreichs allzu jauchzend über ihn triumphiren. Der schlimmste Vorwurf, der gegen den König in jüngster Zeit angebracht wurde, war ja eben, daß man ihn beschuldigte, er betreibe allzu eifrig seine Ausöhnung mit den Legitimisten und opfere ihnen die demokratischen Interessen. Deshalb erregte die Beleidigung, die dem Könige gerade durch diese fröndirenden Edelleute widerfuhr, zunächst eine gewisse Schadenfreude bei der Bourgeoisie, die, angehezt durch die Journale des unzufriedenen Mittelstandes, von den reactionären Vorsätzen des jetzigen Ministeriums die verdrießlichsten Dinge fabelt.

Welche Bewandniß hat es aber mit jenen reactionären Vorsätzen, die man absonderlich Herrn Guizot zuschreibt? Ich kann ihnen keinen Glauben schenken. Guizot ist der Mann des

Widerstandes, aber nicht der Reaction. Und seid überzeugt, daß man ihn ob seines Widerstandes nach oben schon längst verabschiedet hätte, wenn man nicht seines Widerstandes nach unten bedürfte. Sein eigentliches Geschäft ist die thatsächliche Erhaltung jenes Regiments der Bourgeoisie, das von den marodirenden Nachzügeln der Vergangenheit eben so grimmig bedroht wird wie von der plünderungslustigen Avantgarde der Zukunft. Herr Guizot hat sich eine schwierige Aufgabe gestellt, und ach! Niemand weiß ihm Dank dafür. Am undankbarsten wahrlich zeigen sich gegen ihn eben jene guten Bürger, die seine starke Hand schätzen und schütz, denen er aber nie vertraulich die Hand gibt, und mit deren kleinlichen Leidenschaften er nie gemeinschaftliche Sache macht. Sie lieben ihn nicht,

diese Spießbürger. denn er lacht nicht mit ihnen über Voltaire'sche Witze. er ist nicht industriell und tanzt nicht mit ihnen um den Maibaum der Ghou! Er trägt das Haupt sehr hoch und ein melancholischer Stolz spricht aus allen seinen Zügen: „Ich könnte vielleicht etwas Besseres thun, als für dieses Lumpenpack in müßigen Tageskämpfen mein Leben vergeuden! Das ist in der That der Mann der nicht so zärtlich um Popularität buhlt und sogar den Grundriss aufgestellt hat, daß ein guter Minister unpopulär sein müsse. Er hat nie der Menge gefallen wollen, sogar nicht in jenen Tagen der Restauration, wo er als gelehrter Volkstribun am herrlichsten gefeiert wurde. Als er in der Sorbonne seine denkwürdigen Vorlesungen hielt und der Beifall der Jugend sich ein Wischen allzu stürmisch äußerte dämpfte er selber diesen

huldigenden Lärm mit den strengen Worten: „Meine Herren auch im Enthusiasmus muß die Ordnung vormalten!“ Ordnungsliebe ist überhaupt ein vorstehender Zug des Guizot'schen Charakters, und schon aus diesem Grunde wirkte sein Ministerium sehr wohlthätig in der Confusion der Gegenwart. Man hat ihn wegen dieser Ordnungsliebe nicht selten der Pedanterie beschuldigt, und ich gehebe der schroffe Ernst seiner Erscheinung wird gemildert durch eine gewisse anklebende gelehrte Magisterhaftigkeit, die an unsere deutsche Heimat, besonders an Göttingen erinnert. Er ist ebensowenig reactionär wie Bestraf Heeren Trotsen oder Eckhorn solches gewesen — aber er wird nie erlauben, daß man die Pedelle prägte oder sich sonstig auf der Wzenderstraße herumbalge und die Laternen zerfchläge.



Paris den 19. Mai 1841.



Vorigen Sonnabend hielt diejenige Section des Institut Royal, welche sich Academie des sciences morales et politiques nennt, eine ihrer merkwürdigsten Sitzungen. Der Schauplatz war, wie gewöhnlich, jene Halle des Palais Mazarin die durch ihre hohe Wölbung, sowie durch das Personal, das manchmal dort seinen Sitz nimmt, so oft an die Kuppel des Invalidendoms erinnert. In der That, die

andern Sectionen des Institutes, die dort ihre Vorträge halten, zeugen nur von greisenhafter Obmacht, aber die oben erwähnte Academie des sciences morales et politiques macht eine Ausnahme und trägt den Charakter der Frische und Kraft. Es herrscht in dieser letzten Section ein großartiger Sinn, während die Einrichtung und der Gesammtgeist des Institut Royal sehr kleinlich ist. Ein Wisling bemerkte sehr richtig: „Diesmal ist der Theil größer als das Ganze.“ In der Versammlung vom vorigen Sonnabend athmete eine ganz besonders jugendliche Regung; Cousin, welcher präsidirte, sprach mit jenem muthigen Feuer, das manchmal nicht sehr wärmt, aber immer leuchtet; und gar Mignet, welcher das Gedächtniß des verstorbenen Merlin de Douai, des berühmten Juristen und Conventglieds, zu feiern hatte, sprach so blühend schön, wie er selbst aussieht. Die Damen die den Sitzungen der Section des sciences morales et politiques immer in großer Anzahl beiwohnen, wenn ein Vortrag des schönen Secrétaire perpétuel angekündigt ist, kommen dorthin vielleicht mehr um zu sehen als um zu hören, und da viele darunter sehr hübsch sind, so wirkt ihr Unblick manchmal störend auf die Zuhörer. Was mich betrifft, so fesselte mich diesmal der Gegenstand der Mignet'schen Rede ganz ausschließlich, denn der berühmte Geschichtschreiber der Revolution sprach wieder über einen der wichtigsten Führer der großen Bewegung, welche das bürgerliche Leben der Franzosen umgestaltet,

und jedes Wort war hier ein Resultat interessanter Forschung. Ja, das war die Stimme des Geschichtschreibers, des wirklichen Chefs von Klio's Archiven, und es schien, als hielt er in den Händen jene ewigen Tableten, worin die strenge Göttin bereits ihre Urtheilssprüche eingezeichnet. Nur in der Wahl der Ausdrücke und in der mildernden Betonung befandete sich manchmal die traditionelle Lobspflicht des Akademikers. Und dann ist Mignet auch Staatsmann, und mit kluger Scheu mußten die Tagesverhältnisse berücksichtigt werden bei der Besprechung der jüngsten Vergangenheit. Es ist eine bedeutliche Aufgabe, den überstandenen Sturm zu beschreiben, während wir noch nicht in den Hafen gelangt sind. Das französische Staatsbüßiß ist vielleicht noch nicht so wohl geborgen wie der gute Mignet meint. Unfern vom Redner, auf einer der Bänke mir gegenüber, sah ich Herrn Thiers, und sein Lächeln war für mich sehr bedeutungsvoll bei denjenigen Stellen, wo Mignet mit allzu großer Begegniß von der definitiven Begründung der modernen Zustände sprach — so lächelt Aeolus, wenn Daphnis am windstillen Ufer des Meeres die friedliche Flöte bläst!

Die ganze Rede von Mignet dürfte Ihnen in Kurzem gedruckt zu Gesicht kommen, und die

Külle des Inhalts wird Sie alsdann gewiß erfreuen; aber nummehrer kann die bloße Lectüre den lebendigen Vortrag ersetzen der wie eine tiefstimmige Musik im Zuhörer eine Reihenfolge von Ideen areat. So klang mir noch bekräftig im Gedächtniß eine Bemerkung die der Redner in wenigen Worten hinwarf und die dennoch fruchtbar an wichtigen Gedanken ist. Er bemerkte nämlich, wie erspriesslich es sei, daß das neue Gesetzbuch der Franzosen von Männern abgefaßt worden, die aus den wilden Dramatiken der größten Staatsumwälzung soeben hervorgegangen und folglich die menschlichen Passionen und zeitlichen Bedürfnisse gründlichst kennen gelernt hatten. Ja beachten wir diesen Umstand so will es uns bedünken als beginnigte derselbe ganz besonders diejenige französische Legislation als verliche er einen ganz außerordentlichen Werth jenem Code Napoléon und dessen Commentaren welche nicht wie andere Rechtsbücher von müßigen und kühlen Casussen angefertigt sind sondern von glühenden Menschenstettern die alle Leiden schaften in ihrer Nacktheit gesehen und in die Schmerzen aller neuen Lebensfragen durch die That eingeweiht worden. Von dem Veru unserer Zeit zur Gesetzgebung hat die philosophische Schule in Deutschland ebenb unabhänge Begriffe wie die bürliche, erstere ist todt und letztere hat noch nicht gelebt.

Die Rede womit Victor Cousin vorigen Sonntagabend die Sitzung der Akademie eröffnete athmete einen Freiheitsfinn, den wir immer mit Freude bei ihm anerkennen werden. Er ist übrigens in diesen Blättern von einem unserer Collegen so reichlich gelobndelt worden daß er vor der Hand dessen genug haben dürfte. Um so viel wollen wir erwähnen, daß der Mann, den wir früherhin nicht sonderlich liebten, uns in der letzten Zeit zwar keine währliche Sunnengung aber eine bessere Anerkennung einflößte. Armer Cousin, wir haben dich früherhin sehr malträirt dich der du immer für uns Deutsche so liebreich und freundlich warst. Sonderbar, eben während der treue Jögling der deutschen Schule der Freund Vogel's unter Victor Cousin in Frankreich Minister war brach in Deutschland gegen die Franzosen jener blinde Groll los, der jetzt allmählig schwindet und vielleicht einst unbegreiflich sein wird. Ich erinnere mich zu jener Zeit vorigen Herbst bequente ich Herrn Cousin auf dem Boulevard

des Italiens wo er vor einem Kupferstichladen stand und die dort ausgestellten Bilder von Oberbeck bewunderte. Die Welt war aus ihren Angeln gerissen, der Kanonendonner von Beirut, wie eine Sturmglöcke, weckte alle Kampflust des Orients und des Occidents die Pyramiden Aegyptens zitterten diesseits und jenseits des Rheins wegte man die Säbel -- und Victor Cousin damaliger Minister von Frankreich stand ruhig vor dem Bilderladen des Boulevard des Italiens und bewunderte die stillen, frommen Heiligentöpfe von Oberbeck und sprach mit Entzücken von der Vortrefflichkeit deutscher Kunst und Wissenschaft von unferem Gemüth und Tiefinn, von unserer Gerechtigkeitsliebe und Humanität. „Aber um des Himmels Willen,“ unterbrach er sich plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, „was bedeutet die Raserei, womit ihr in Deutschland jetzt plötzlich gegen uns schreit und lärmst?“ Er konnte diese Verserferwuth nicht begreifen, und auch ich begriff nichts davon, und Arm in Arm über den Boulevard hinwandelnd, erschöpften wir uns in lauter Conjecturen über die letzten Gründe jener Feindseligkeit bis wir an das Passage des Marais gelangten wo Cousin mich verließ um sich bei Marquis ein Pfund Chocolate zu kaufen.

Ich constatire mit besonderer Vorliebe die kleinsten Umstände, welche von der Sympathie zeugen die ich in Betreff Deutschlands bei den französischen Staatsmännern finde. Daß wir dort gleichen bei Guizot antreffen, ist leicht erklärlich, da seine Anschauungsweise der unsrigen verwandt ist und er die Bedürfnisse und das gute Recht des deutschen Volks sehr gründlich begreift. Dieses Verständnis verleiht ihm vielleicht auch mit unfern heiläufigen Verkehrtheiten; die Worte: „Tout compense le mal par un bien“ las ich dieser Tage auf dem Petschaft einer schönen Dame. Guizot mag immerhin, wie man behauptet, von puritanischem Charakter sein, aber er begreift auch Andersfühlende und Andersdenkende. Sein Geist ist auch nicht poesiefeindlich eng und dumpf; dieser Puritaner war es, welcher den Franzosen eine Uebersetzung des Shakespeare gab und als ich vor mehreren Jahren über den britischen Dichterkönig schrieb wüßte ich den Sauber seiner phantastischen Comödien nicht besser zu erörtern, als indem ich den Commentar jenes Puritaners, des Stugkopfs Guizot, wörtlich mittheilte.

Sonderbar! das kriegerische Ministerium vom 1. März, das jenseits des Rheines so verschrien ward, bestand zum größten Theil aus Männern, welche Deutschland mit dem treuesten Eifer verehrten und liebten. Neben jenem Victor Cousin, welcher begriffen, daß bei Immanuel Kant die beste Kritik der reinen Vernunft und bei Marquis die beste Chocolate zu finden, saß damals im Ministerrathe Herr von Remusat, der ebenfalls dem deutschen Genius huldigte und ihm ein besonderes Studium widmete. Schon in seiner Jugend übersetzte er mehrere deutsche drama-

tische Dichtungen, die er im *Revue Francaise* abdrucken ließ. Dieser Mann ist ebenso geistreich wie ehrlich: er kennt die Gipfel und die Tiefen des deutschen Volkes, und ich bin überzeugt, er hat von dessen Herrlichkeit einen höhern Begriff als sämtliche Componisten des Becker'schen Lieds, wo nicht gar als der große Niklas Becker selbst. — Was uns in der jüngsten Zeit besonders gut an Remusat gefiel, war die unumwundene Weise womit er den guten Leumund eines edlen Waffenbruders gegen verleumderische Insinuationen vertheidigte.

XXXIV.

Paris, den 22. Mai 1841.

Die Engländer hier schneiden sehr besorgliche Gesichter. „Es geht schlecht, es geht schlecht“ das sind die ängstlichen Zischlaute, die sie einander zuflüstern, wenn sie sich bei Galignani begegnen. Es hat in der That den Anschein, als wackle der ganze großbritannische Staat und sei dem Umsturz nahe, aber es hat nur den Anschein. Dieser Staat gleicht dem Glockenturm von Pisa; seine schiefe Stelle ängstigt uns, wenn wir hinausblicken, und der Reisende eilt mit rascheren Schritten über den Domhof, fürchtend, der große Thurm möchte ihm unversehens auf den Kopf fallen. Als ich zur Zeit Canning's in London war und den wilden Meetings des Radicalismus beiwohnte, glaubte ich, der ganze Staatsbau stürze jetzt zusammen. Meine Freunde, welche England während der Dureregung der Reformbill besuchten, wurden dort von demselben Angstgefühl ergriffen. Andere die dem Schauspiel der O'Connell'schen Antriebe und des katholischen Emancipationslärms beiwohnten, empfanden ähnliche Beängstigung. Jetzt sind es die Korngesetze, welche einen so bedrohlichen Staatsuntergangssturm veranlassen — aber fürchte dich nicht, Sohn Albions: „Kraft's auch, bricht's doch nicht, bricht's auch, bricht's nicht mit dir!“

Hier zu Paris herrscht in diesem Augenblick große Stille. Man wird es nachgerade müde, beständig von den falschen Briefen des Königs zu sprechen, und eine erfrischende Diversiön gewährte uns die Entführung der spanischen Infantin durch Ignaz Gurowski, einem Bruder jenes famosen Adam Gurowski, dessen Sie sich vielleicht noch erinnern. Vorigen Sommer war Freund Ignaz in Mademoiselle Rachel verliebt; da ihm aber der Vater derselben, der von sehr guter jüdischer Familie ist, seine Tochter verweigerte, so machte er sich an die Prinzessin Isabella fernanda von Spanien. Alle Höfdamen beider Kastilien, ja des ganzen Universums, werden die Hände vor Entsetzen über dem Kopf zusammenschlagen — jetzt begreifen sie endlich, daß die alte Welt des traditionellen Respectes ein Ende hat!



Wer dieses längst begriffen hat, ist Ludwig Philipp, und deshalb begründete er seine Macht nicht auf die idealen Gefühle der Ehrfurcht, sondern auf reelle Bedürfnisse und nackte Nothwendigkeit. Die Franzosen können ihn nicht entbehren, und an seine Erhaltung ist die übrige geknüpft. Der selbe Spießbürger, der es nicht der Mühe werth hält, die Ehre des Königs gegen Verleumdungen zu verteidigen, ja, der selber bei Braten und Wein auf den König losschmäh't, er würde dennoch beim ersten Trommelruf mit Säbel und Flinte herbeieilen, um Ludwig Philipp zu schützen, ihn den Bürgen seiner eigenen politischen Wohlthat und seiner gefährdeten Eigenthumsinteressen.

Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, daß ein legitimistisches Journal, „La France“, uns sehr bitterblütig angegriffen, weil wir uns in der „Allgemeinen Zeitung“ eine Vertheidigung des Königs zu Schulden kommen ließen. Auf jenen Angriff wollten wir nur flüchtig entgegnen, daß wir von aller Theilnahme an den innern Parteikämpfen Frankreichs sehr entfernt sind. Bei unseren Mittheilungen in diesen Blättern bezwecken wir zunächst das eigentliche Verständniß der Dinge und Menschen, der Begebenheiten und Verhältnisse, und wir dürfen uns dabei der größten Unparteilichkeit rühmen — so lange keine vaterländischen Interessen in's Spiel kommen und auf unsere Stimmung ihren Einfluß üben. Wer könnte sich von Einwirkungen solcher Art ganz frei halten? So mag freilich unsere Sympathie für französische

Staatsmänner, und auch für Ludwig Philipp, manchmal dadurch gesteigert werden, daß wir ihnen heilsame Gesinnungen für Frankreich zutrauen. Ich fürchte, ich werde noch oft verleitet werden, günstig von einem Fürsten zu sprechen, der uns vor den Schrecknissen des Kriegs bewahrt hat und dem wir es verdanken, in friedlicher Mühe das Bündniß zwischen Frankreich und Deutschland begründen zu können. Diese Alliance ist jedenfalls natürlicher als die englische oder gar die russische, von welchen beiden Extremen man hier allmählig zurücklenkt. Ein geheimes Glauben hat doch jedesmal die Franzosen angewandelt wenn es galt, sich Rußland zu nähern: sie hegen eine gewaltige Scheu vor den Umarmungen jener Bären des Nordens, die sie auf den moskowitischen Eisfeldern in Person kennen gelernt. Mit England wollen sie sich jetzt eben so wenig einlassen, nachdem sie jüngst wieder ein Pröbchen albionischer Perfidie genossen. Und dann mißtrauen sie der Dauer des dortigen Regiments, und sie glauben daselbe seinem Untergang viel näher als wirklich der Fall. Die sinkende Richtung des britischen Staates täuscht sie. Aber fallen wird er dennoch, dieser schiefe Thurm! Die einheimischen Maulwürfe lockern unablässig sein Fundament, und am Ende kommen die Bären des Nordens und schüttelei daran mit ungehörtem Tagon. Ein Franzose könnte im Stillen wünschen: Möge der schiefe Thurm endlich niederstürzen und die siegenden Bären unter seinen Trümmern begraben!





Berichte über Politik, Kunst und Volksleben.

Fortsetzung.

Die parlamentarische Periode des Bürgerfönigthums.

XXXV.

Paris, den 11. December 1841.



Jetzt, wo das Neujahr herannahet, der Tag der Geschenke, überbieten sich hier die Kaufmannsläden in den mannigfaltigsten Ausstellungen. Der Anblick derselben kann dem müßigen Flaneur den angenehmsten Zeitvertreib gewähren; ist sein Hirn nicht ganz leer, so steigen ihm auch manchmal Gedanken auf, wenn er hinter den blanken Spiegelfenstern die bunte Fülle der ausgestellten Luxus- und Kunstfachen betrachtet und vielleicht auch einen Blick wirft auf das Publicum, das dort neben ihm steht. Die Gesichter dieses Publicums sind so häßlich ernsthaft und leidend, so ungeduldig und drohend, daß sie einen unheimlichen Contrast bilden mit den Gegenständen, die sie begaffen, und uns die Angst anwandelt, diese Menschen möchten einmal mit ihren geballten Fäusten plötzlich dreinschlagen und all das bunte, klirrende Spielzeug der vornehmen Welt mitsammt dieser vornehmen Welt selbst gar jämmerlich zertrümmern! Wer kein großer Politiker ist, sondern ein gewöhnlicher Flaneur, der sich wenig kümmert um die Nuance Dufaure und Passy, sondern um die Miene des Volks auf den Gassen, dem wird es zur festen Ueberzeugung, daß früh oder spät die ganze Bürgercomödie in Frankreich mitsammt ihren parlamentarischen Heldenspielern und Comparfen ein ausgezischt schreckliches Ende nimmt und ein Nachspiel aufgeführt wird, welches das Communistenregiment heißt! Von langer Dauer freilich kann dieses Nachspiel nicht sein; aber es wird um so gewaltiger die Gemüther erschüttern und reinigen; es wird eine echte Tragödie sein.

Die letzten politischen Prozesse dürften Manchem die Augen öffnen, aber die Blindheit ist gar zu angenehm. Auch will Keiner an die Gefahren erinnert werden, die ihm die süße Gegenwart verleiden können. Deshalb grollen sie Alle jenem Manne, dessen strenges Auge am tiefsten hinabblickt in die Schreckensnächte der Zukunft und dessen hartes Wort vielleicht manchemal zur Unzeit, wenn wir eben beim fröhlichsten Mahle sitzen, an die allgemeine Bedrohung erinnert. Sie grollen Alle jenem armen Schulmeister Guizot. Sogar die sogenannten Conservativen sind ihm abhold, zum größten Theil, und in ihrer Verblendung glauben sie ihn durch einen Mann ertögen zu können, dessen heiteres Gesicht und gefällige Rede sie minder schreckt und ängstigt. Ihr conservativen Thoren, die ihr nichts im Stande seid zu conserviren als eben eure Thorheit, ihr solltet diesen Guizot wie euren Angapfel schonen; ihr solltet ihm die Mücken abwehren, die radicalen sowohl wie die legitimen, um ihn bei guter Laune zu erhalten; ihr solltet ihm auch manchemal Blumen schicken in's Hotel des Capucins, arbeitende Blumen, Rosen und Veilchen, und, statt ihm durch tägliches Vergelt dieses Logis zu verleiden oder gar ihn hinaus zu intriguiren, solltet ihr ihn vielmehr dort anschnieden mit einer eisernen Kette! An eurer Seite hätte ich immer Angst, er möchte den glänzenden Quälnissen seines Ministerplatzes plötzlich entspringen und sich wieder hinaufretten in sein stilles Gelehrtenstübchen der Rue d'Erancie, wo er einst so idyllisch glücklich lebte unter seinen schafledernen und kalbledernen Büchern.

Ist aber Guizot wirklich der Mann, der im Stande wäre, das hereinbrechende Verderben abzuwenden? Es vereinigen sich in der That bei ihm die sonst getrennten Eigenschaften der tiefsten Einsicht und des festen Willens; er würde mit einer antiken Unerschütterlichkeit allen Stürmen Trotz bieten und mit modernster Klugheit die schlimmen Klippen vermeiden — aber der stille Zahn der Mänie hat den Boden des französischen Staatsschiffes allzulehr durchblöbert und gegen diese innere Noth, die weit bedenklicher als die äußere, wie Guizot sehr gut begriffen ist er unmächtig. Hier ist die Gefahr. Die zerstörenden Doctrinen haben in Frankreich zu sehr die unteren Classen ertönnen — es handelt sich nicht mehr um Gleichheit der Rechte, sondern um Gleichheit des Ge-

nusses auf dieser Erde, und es gibt in Paris etwa 400.000 rohe Fäuste, welche nur des Lösungsworts harren, um die Idee der absoluten Gleichheit zu verwirklichen, die in ihren rohen Köpfen brüetet. Von mehreren Seiten hört man, der Krieg sei ein gutes Ableitungsmittel gegen solchen Zerstörungstoff. Aber hiesse das nicht Satan durch Beelzebub beschwören? Der Krieg würde nur die Katastrophe beschleunigen und über den ganzen Erdboden das Uebel verbreiten, das jetzt nur an Frankreich nagt; — die Propaganda des Communismus besitzt eine Sprache, die jedes Volk versteht; die Elemente dieser Universalsprache sind so einfach wie der Hunger, wie der Neid, wie der Tod. Das lernt sich so leicht.

Doch laßt uns dieses trübe Thema verlassen und wieder zu den heiteren Gegenständen übergehen, die hinter den Spiegelfenster auf der Rue Vivienne oder den Boulevards ausgestellt sind. Das funkelt das lacht und lockt! Keckes Leben, ausgesprochen in Gold, Silber, Bronze, Edelstein in allen möglichen Formen namentlich in den Formen aus der Zeit der Renaissance, deren Nachbildung in diesem Augenblick eine herrschende Mode. Woher die Vorliebe für diese Zeit der Renaissance, der Wiedergeburt oder vielmehr der Auferstehung, wo die antike Welt gleichsam aus dem Grabe iteg um dem sterbenden Mittelalter seine letzten Stunden zu verschönen? Empfändet unsere Jetztzeit eine Verwandtschaft mit jener Periode, die, ebenso wie wir, in der Vergangenheit eine verjüngende Quelle suchte, lechzend nach frischem Lebenstrank? Ich weiß nicht aber jene Zeit Franz I. und seiner Geschmacksgenossen übt auf unser Gemüth einen fast schauerlichen Zauber, wie Erinnerung von Zuständen, die wir im Traum durchlebt; und dann liegt ein ungemein origineller Reiz in der Art und Weise, wie jene Zeit das wieder gefundene Alterthum in sich zu verarbeiten wußte. Hier sehen wir nicht, wie in der David'schen Schule, eine akademisch trockene Nachahmung der griechischen Plastik, sondern eine flüssige Verschmelzung derselben mit dem christlichen Spiritualismus. In den Kunst- und Lebensgestaltungen, die der Vermählung jener heterogensten Elemente ihr abenteuerliches Dasein verdanken, liegt ein so süßer melancholischer Witz, ein so ironischer Veröhnungsflug, ein blühender Uebermuth, ein elegantes Grauen,



das uns unheimlich bezwingt wir wissen nicht wie.

Doch wie wir heute die Politik den Kanne gießern von Profession überlassen, so überlassen wir den patentirten Historikern die genauere Nachforschung, in welchem Grad unsere Zeit mit der Zeit der Renaissance verwandt ist, und als echte Flaneurs wollen wir auf dem Boulevard Montmartre vor einem Bilde stehen bleiben, das dort die Herren Goupil und Ritter ausgestellt haben, und das gleichsam als der Kupferstichblöme der Saison alle Blicke auf sich zieht. Es verdient in der That diese allgemeine Aufmerksamkeit; es sind die Fischer von Leopold Robert, die dieser Kupferstich darstellt. Seit Jahr und Tag erwartete man denselben und er ist gewiß eine kostliche Weihnachtsgabe für das große Publicum, dem das Originalbild unbekannt geblieben. Ich enthalte mich aller detaillirten Beschreibung dieses Werkes, da es in Kurzem eben so bekannt sein wird wie die Schutter desselben Malers, wozu es ein sinnreiches und armuthiges Seitenstück bildet. Wie dieses berühmte Bild eine sommerliche Campagne darstellt, wo römische Landleute gleichsam auf einem Siegeswagen mit ihrem Erntesegen heimziehen so sehen wir hier auf dem letzten Bilde von Robert als schneidendsten Gegensatz, den kleinen winterlichen Fischen von Chioggia und arme Fischerleute, die, um ihr kargliches Tagesbrot zu gewinnen trotz Wind und Wetter sich eben anschicken zu einer Ausfahrt ins adriatische Meer. Weib und Kind und die alte Großmutter schauen ihnen nach mit schmerzlicher Reueglossen — gar rührende Gesalten, bei deren Anblick allerlei polizeiwidrige Gedanken in unserm Herzen laut werden. Diese unseligen Menschen die Leibeigenen der Armuth, sind zu lebenslänglicher Mühsal verdammt und verkümmern in harter Noth und Verübnuß. Ein melancholischer Fluch ist hier gemalt, und der Maler, sobald er das Gemälde vollendet hatte, schnitt er sich die Kehle ab Aimes Volk! Aimes Robert! — Ja wie die Schutter dieses Meisters ein Werk der Freude sind, das er im römischen Sonnenlicht der Liebe empfangen und ausgeführt hat, so spiegeln sich in seinen Fischern alle die Selbstmordgedanken und Verhübnel die sich während er in der zerstörten Venezia hauste, über seine Seele lagerten. Wie uns jenes erstere Bild befriedigt und entzückt, so erfüllt uns dieses letztere



mit empörungslüftigem Unmuth; dort malte Robert das Glück der Menschheit, hier malte er das Elend des Volks.

Ich werde nie den Tag vergessen, wo ich das Originalgemälde die Fischer von Robert, zum ersten Male sah. Wie ein Blitzstrahl aus einem wolkigen Himmel hatte uns plötzlich die Nachricht seines Todes getroffen, und da jenes Bild welches gleichzeitig anlangte, nicht mehr im bereits eröffneten Salon ausgestellt werden konnte, faßte der Eigenthümer, Herr Paturle, den löblichen Gedanken, eine besondere Ausstellung desselben zum Vesten der Armen zu veranstalten. Der Maire des zweiten Arrondissements gab dazu sein Local, und die Einnahme wenn ich nicht irre betrug über sechszehntausend Franken. Mögen die Werke aller Volkstreunde so praktisch nach ihrem Tode forwirken! Ich erinnere mich, als ich die Treppe der Mairie hinaufstieg, um zu dem Erpöthenszimmer zu gelangen, las ich auf einer Nebentür die Aufschrift: Bureau des ... Dort im Saale standen sehr viele Menschen vor dem Bilde versammelt. Keiner sprach, es herrschte eine ängstliche dumpfe Stille, als läge hinter der Leinwand der blutige Leichnam des todten Malers. Was war der Grund, weshalb er sich eigenhändig den Tod gab, eine That, die im Widerspruch war mit den Geheßen der Religion, der Moral und der Natur, heiligen Gesetzen, denen Robert sein ganzes Leben hindurch so kindlich Gehorsam leistete? Ja, er war erzogen im schwerzeußerlich strengen Protestantismus, er hielt fest an diesem väterlichen Glauben mit unerschütterlicher Treue, und von religiösem Scepticismus oder gar Indifferentismus war bei ihm keine Spur. Auch ist er immer gewissenhaft gewesen in der Erfüllung seiner bürgerlichen Pflichten, ein guter Sohn, ein guter Wirth, der seine Schulden bezahlte, der allen Vorschriften des Anstandes genügte. Rock und Hut sorgsam bürstete und von Immoralität kann ebenfalls bei ihm nicht die Rede sein. An der Natur hing er mit ganzer Seele, wie ein Kind an der Brust der Mutter; sie tränkte sein Talent und offenbarte ihm alle ihre Herrlichkeiten, und nebenbei gesagt, sie war ihm lieber als die Tradition der Meister; ein überschwängliches Versinken in den süßen Wahnwitz der Kunst ein unheimliches Gelüste nach Traumweltgenüssen, ein Abfall von der Natur,

hat also ebenfalls den vortrefflichen Mann nicht in den Tod gelockt. Auch waren seine Finanzen wohlbestellt, er war geehrt, bewundert und sogar gesund. Was war es aber? Hier in Paris ging einige Zeit die Sage eine unglückliche Leidenschaft für eine vornehme Dame in Rom habe jenen Selbstmord veranlaßt. Ich kann nicht daran glauben. Robert war damals achtunddreißig Jahre alt, und in diesem Alter sind die Ausbrüche der großen Passion zwar sehr fürchtbar, aber man bringt sich nicht um, wie in der frühen Jugend, in der unmännlichen Werther-Periode.

Was Robert aus dem Leben trieb, war vielleicht jenes entsetzliche aller Gefühle, wo ein Künstler das Mißverhältnis entdeckt, das zwischen seiner Schöpfungslust und seinem Darstellungsvermögen stattfindet, dieses Verwachsen der Unkraft ist schon der halbe Tod, und die Hand hilft nur nach, um die Agonie zu verkürzen. Wie brav und herrlich auch die Leistungen Robert's, so waren sie doch gewiß nur blasse Schatten jener blühenden Naturkräfte; die seiner Seele vorschwebten, und ein geübtes Auge entdeckte leicht ein mühsames Ringen mit dem Stoff, denn er nur durch die verzweiflungsvolle Anstrengung bewahnte. Schon und fest sind alle diese Robert'schen Bilder aber die meisten sind nicht frei, es weht darin nicht der unmittelbare Geist — sie sind componirt. Robert hatte eine gewisse Abnung von gemaltem Große und doch war sein Geist gebannt in kleinen Rahmen. Nach dem Charakter seiner Erzeugnisse zu urtheilen, sollte man glauben, er sei Entschlossen gewesen für Raphael Sanzio von Urbino den idealen Schönheitsengel; — nein, wie seine Vertrauten versichern, war es vielmehr Michel Angelo Buonarrotti, der stürmische Citane, der wilde Demmergen des ungenüßlichen Genies, in den er schwärmte, den er anbetete. Der wahre Grund seines Todes war der bittere Unmuth des Genremalers, der nach großartigster Historienmalerei lebte — er suchte an einer Saenne seines Darstellungsvermögens.

Der Kupferstich von den Fischern, den die Herren Goupil und Ritter jetzt ausgestellt haben ist vornehmlich in Bezug auf das Technische, ein wahres Meisterstück weit vorzüglicher als der Stich der Schmeißer, der vielleicht nur zu großer Hast verfertigt worden. Aber es fehlt ihm der Charakter der Ursprünglichkeit, der uns

bei den Schnittern so vollfelig entzückt, und der vielleicht dadurch entstand, daß dieses Gemälde aus einer einzigen Anschauung, sei es eine äußere oder innere, gleichviel, hervorgegangen und derselben mit großer Treue nachgebildet ist. Die Fischer hingegen sind zu sehr componirt, die Figuren sind mühsam zusammengesucht, neben einander gestellt, incommodiren sich wechselseitig mehr als sie sich ergänzen, und nur durch die Farbe ist das Verschiedenartige im Originalgemälde ausgeglichen und erhielt das Bild den Schein der Einheit. Im Kupferstich, wo die Farbe, die bunte Vermittlung, fehlt, fallen natürlicherweise die äußerlich verbundenen Theile wieder auseinander, es zeigt sich Verlegenheit und Stückwerk, und das Ganze ist kein Ganzes mehr. Es ist ein Zeichen von Raphael's Größe, sagte mir jüngst ein Colleague, daß seine Gemälde im Kupferstich nichts von ihrer Harmonie verlieren. Ja, selbst in den dürftigsten Nachbildungen, allen

Colorits, wo nicht gar aller Schattirung entkleidet, in ihren nackten Contouren, bewahren die Raphael'schen Werke jene harmonische Macht, die unser Gemüth bewegt. Das kommt daher, weil sie echte Offenbarungen sind, Offenbarungen des Genius, der, eben wie die Natur, schon in den bloßen Umrissen das Vollendete gibt.

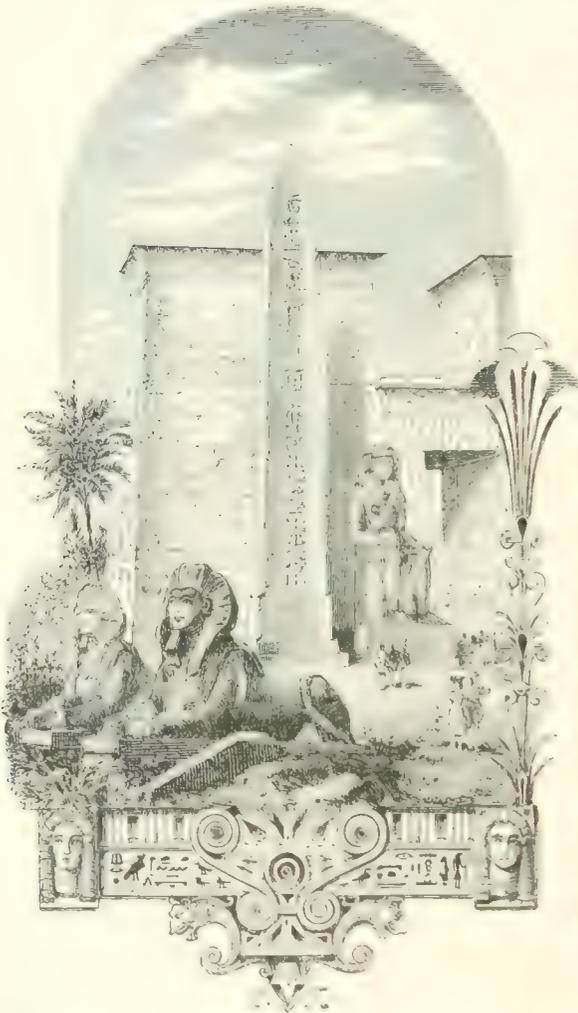
Ich will mein Urtheil über die Robert'schen Fischer resumiren; es fehlt ihnen die Einheit, und nur die Einzelheiten, namentlich das junge Weib mit dem kranken Kinde, verdienen das höchste Lob. Zur Unterstüzung meines Urtheils berufe ich mich auf die Skizze, worin Robert gleichsam seinen ersten Gedanken ausgesprochen; hier, in der ursprünglichen Conception, herrscht jene Harmonie, die dem ausgeführten Bilde fehlt, und wenn man sie mit diesem vergleicht, merkt man gewiß, wie der Maler seinen Geist lange Zeit gezerrt und abgemüdet haben muß, ehe er das Gemälde in seiner jetzigen Gestalt zu Stande brachte.

XXXVI.

Paris, den 19. December 1841.

Wird sich Guizot halten? Heiliger Gott, hier zu Land hält sich Niemand auf die Länge, Alles wackelt, sogar der Obelisk von Luxor! Das ist keine Hyperbel, sondern buchstäbliche Wahrheit; schon seit mehreren Monaten geht hier die Rede, der Obelisk stehe nicht fest auf seinem Postament, er schwanke zuweilen hin und her, und eines frühen Morgens werde er den Leuten, die eben vorüberwandeln, auf die Köpfe purzeln. Die Neugierlichen suchen schon jetzt, wenn ihr Weg sie über die Place Louis-Quinze führt, sich etwas entfernt zu halten von der fallenden Größe. Die Muthigern lassen sich freilich nicht in ihrem gewöhnlichen Gange stören, weichen keinen Finger breit, können aber doch nicht umhin, im Vorübergehen ein Wischen hinaufzuschleien, ob der große Stein wirklich nicht wackelmüthig geworden. Wie dem auch sei, es ist immer schlimm, wenn das Publicum Zweifel hegt über die Festigkeit der Dinge; mit dem Glauben an ihre Dauer schwindet schon ihre beste Stütze. Wird er sich halten? Jedenfalls glaub' ich, daß er sich die nächste Sitzung hindurch halten wird, sowohl der Obelisk als Guizot,

der mit jenem eine gewisse Aehnlichkeit hat, z. B. die, daß er ebenfalls nicht auf seinem rechten Platze steht. Ja, sie stehen Beide nicht auf ihrem rechten Platz, sie sind herausgerissen aus ihrem Zusammenhang, der Obelisk stand einst vor den lotosknäufigen Riesensäulen am Eingang des Tempels von Luxor, welcher wie ein kolossaler Sarg aussieht, und die ausgestorbene Weisheit der Vorwelt, getrocknete Königsleichen, einbalsamirten Tod enthält. Neben ihm stand ein Zwilling Bruder von demselben rothen Granit und derselben pyramidalischen Gestalt, und ehe man zu diesen beiden gelangte, schritt man durch zwei Reihen Spinnre, stumme Räthseltiere, Bestien mit Menschenköpfen, ägyptische Doctrinäre. In der That, solche Umgebung war für den Obelisk weit geeigneter als die, welche ihm auf der Place Louis-Quinze zu Theil ward, dem modernsten Platz der Welt, dem Platz, wo eigentlich die moderne Zeit angefangen und von der Vergangenheit gewaltsam abgeschnitten wurde mit frevelhaftem Beil. — Zittert und wackelt vielleicht wirklich der große Obelisk, weil es ihm graut, sich auf solchem gottlosen Boden zu



befinden, er der gleichsam ein pemeiner Schweizer in Hieroglyphen vierzig Jahrtausende lang Wache hielt vor den heiligen Pforten der Pharaonen-gräber und des absoluten Mumienthums? Jedenfalls steht er dort sehr isolirt fast komisch isolirt unter lauter theatralischen Architekturen der Neuzeit. Wildwerken im Rococogeschmack Springbrunnen mit vergoldeten Nisaden, allegorischen Statuen der französischen Flüsse, deren Piedestal eine Portierloge enthält, in der Mitte zwischen dem Arc de Triomphe den Tuilerien und der Chambre des Deputés — ungefähr wie der sacro-dotal tiefstimmige ägyptisch steife und schweigsame Guizot zwischen dem imperialistisch rohen Soult

dem mercantilisch flackköpfigen Humann und dem hohlen Schwärzer Villemain, der halb voltairisch und halb katholisch angestrichen ist und in jedem Fall einen Strich zu viel hat.

Doch laßt uns Guizot bei Seite setzen und nur von dem Obelisk reden; es ist ganz wahr, daß man von seinem baldigen Sturze spricht. Es heißt: Im stillen Sonnenbrand am Nil, in seiner heimatlichen Ruhe und Einsamkeit, hätte er noch Jahrtausende aufrecht stehen bleiben können, aber hier in Paris agitirte ihn der beständige Wetterwechsel, die fieberhaft aufreibende, anarchische Atmosphäre der unanfechtlich wehende feuchtkalte Kleinwind, welcher die Gesundheit weit mehr angreift, als der glühende Samum der Wüste; kurz die Pariser Luft bekomme ihm schlecht. Der eigentliche rival des Obeliskens von Luxor ist noch immer die Colonne Vendome. Steht sie sicher? Ich weiß nicht; aber sie steht auf ihrem rechten Platze, in Harmonie mit ihrer Umgebung. Sie wuschelt treu im nationalen Boden, und wer sich daran hält, hat eine feste Stütze. Eine ganz feste? Nein, hier in Frankreich steht nichts ganz fest. Schon einmal hat der Sturm das Capital, den ewernen Capitalmann von der Spitze der Vendomesäule herabgerissen, und im Fall die Communisten an's Regiment kämen, dürfte wohl zum zweiten Male dasselbe sich ereignen, wenn nicht gar die radicale Gleichheitsraserei die Säule selbst zu Boden reißt. Damit auch dieses Denkmal und Sinnbild der Unwandelbarkeit von der Erde abwende, kein Mensch und kein Menschenwerk soll über ein bestimmtes Communalmaß hervorragen,

und der Baukunst ebenso gut wie der epischen Poesie droht der Untergang. „Wozu noch ein Monument für ehrgeizige Völkertödter?“ hörte ich jüngst ausrufen bei Gelegenheit des Modellconcurres für das Mausoleum des Kaisers: „Das kostet das Geld des darbedenden Volkes, und wir werden es ja doch zerbrechen wenn der Tag kommt.“ Ja, der todte Held hätte in Santa Helena bleiben sollen und ich will ihm nicht daran haben, daß nicht einst sein Grabmal zertrümmert und seine Leiche in dem schönen Fluss gelandeten und an dessen Ufern er so sentimental ruhen sollte, nämlich in die Seine! Obiers hat ihm als Mörder vielleicht keinen großen Dienst geleistet.

Wahrlich, er leistet dem Kaiser einen größeren Dienst als Historiker und ein solideres Monument als die Vendomesäule und das projectirte Grabmal errichtet ihm Thiers durch das große Geschichtsbuch, woran er beständig arbeitet, wie sehr ihn auch die politischen Tageswehen in Anspruch nehmen.

Dieses Werk, wie mir sein Buchhändler versichert, der den größten Theil davon in Händen hatte, ist in der jüngsten Zeit sehr fortgeschritten. Sein Buchhändler ist Herr Dubochet, einer der edelsten und der wahrhaftigsten Männer die ich kenne; die Böswilligkeit wird mir daher einräumen müssen daß ich nicht aus unlauterer



Quelle berichte. Andere glaubwürdige Personen, die ihn Thiers' Nähe leben, haben mir versichert, daß er Tag und Nacht mit seinem Buche beschäftigt sei. Ihn selbst habe ich seit seiner Rückkehr aus Deutschland nicht gesehen, aber ich höre ebenfalls mit Freude, daß er durch seinen dortigen Aufenthalt nicht bloß seine historiographischen Zwecke erreicht, sondern auch eine bessere Einsicht in die deutschen Zustände gewonnen habe, als er während seines Ministeriums beurkundet. Mit großer Vorliebe und entschiedenem Respect spricht er vom deutschen Volke, und die Ansicht, die er von unserem Vaterlande mitgebracht, wird gewiß

gedeihlich wirken, gleichviel ob er wieder an's Staatsruder gelangt oder nur den Griffel der Geschichte in der Hand behält . . .

Nur Thiers hat das Zeug dazu, die große Historie des Napoleon Bonaparte zu schreiben, und er wird sie besser schreiben als Diejenigen, die sich dazu besonders berufen glauben, weil sie treue Gefährten des Kaisers waren und sogar beständig mit seiner Person in Berührung standen. Die persönlichen Bekannten eines großen Helden, seine Mitkämpfer, seine Leibdiener, seine Kämmerer, Secretäre, Adjutanten, vielleicht seine Zeitgenossen überhaupt, sind am wenigsten ge-

eignet seine Geschichte zu schreiben; sie kommen mir manchmal vor, wie das kleine Insekt, das auf dem Kopfe eines Menschen herumkriecht ganz eigentlich in der unmittelbaren Nähe seiner Gedanken verweilt, ihn überall begleitet, und doch nie von seinem wahren Leben und der Bedeutung seiner Handlungen das Mindeste abut.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auf einen Kupferstich aufmerksam zu machen, der in diesem Augenblick bei allen Kunsthändlern ausgehängt ist und den Kaiser darstellt nach einem Gemälde von Delaroche, welches derselbe für Lady Sandwich gemalt hat. Der Maler verfuhr bei diesem Bilde wie in allen seinen Werken als Effektiker, und zur Anfertigung desselben benutzte er zunächst mehrere unbekannte Porträte, die sich im Besitz der Bonaparte'schen Familie befinden, sodann die Maske des Todten, ferner die Details, die ihm über die Eigenthümlichkeiten des kaiserlichen Gesichts von einigen Damen mitgetheilt worden, und endlich seine eignen Erinnerungen, da er in seiner Jugend mehrmals den Kaiser gesehen. Mein Urtheil über dieses Bild kann ich hier nicht mittheilen, da ich zugleich über die Art und Weise des Delaroche ausführlich reden müßte. Die Hauptsache habe ich bereits angedeutet: das effektische Verfahren, welches eine gewisse äußere Wahrheit befördert, aber keinen tiefern Grundgedanken aufkommen läßt. — Dieses neue Porträt des Kaisers ist bei Goupil und Rittner erschienen, die fast alle bekannten Werke des Delaroche in Kupferstich herausgegeben. Sie gaben uns jüngst seinen Carl I., welcher im Kerker von den Soldaten und Schergen verhöhnt wird und als Seitenstück erhielten wir im selben Format den Grafen Strafford, welcher, zur Richtstätte geführt, dem Gefängnisse vorbeikommt, wo der Bischof Laud gefangen sitzt und dem vorüberziehenden Grafen seinen Segen ertheilt; wir sehen nur seine, aus einem Gitterfenster hervorgestreckten zwei Hände, die wie hölzerne Wegweiser aussehen, recht profanisch abgesehen. In derselben Kunstbandlung erschien auch des Delaroche großes Cabinetstück: der sterbende Richelieu, welcher mit seinen beiden Schlachtopfern, den zum Tode verurtheilten Rittern Saint-Mars und de Thou, in einem Boote die Rhone hinabfährt. Die beiden Königsfinder die Richard III. im Tower er-

morden läßt, sind das Unmuthigste, was Delaroche gemalt und als Kupferstich in bemeldeter Kunsthandlung herausgegeben. In diesem Augenblick läßt dieselbe ein Bild von Delaroche stechen, welches Maria Antoinette im Tempelgefängnisse vorstellt: die unglückliche Fürstin ist hier äußerst ärmlich, fast wie eine Frau aus dem Volke gekleidet, was gewiß dem edlen faubourg die legitimsten Thränen entlocken wird. Eines der Haupt-Nährungswerke von Delaroche, welches die Königin Jeanne Grey vorstellt, wie sie im Veariffe ist, ihr blondes Köpfchen auf den Block zu legen, ist noch nicht gestochen und soll nächstens ebenfalls erscheinen. Seine Maria Stuart ist auch noch nicht gestochen. Wo nicht das Beste, doch gewiß das Effectvollste, was Delaroche geliefert, ist sein Cromwell welcher den Sargdeckel aufhebt von der Leiche des enthaupteten Carl I., ein berühmtes Bild, worüber ich vor geraumer Zeit ausführlich berichtete. Auch der Kupferstich ist ein Meisterstück technischer Vollendung. Eine sonderbare Vorliebe, ja Idiosynkrasie bekundet Delaroche in der Wahl seiner Stoffe. Immer sind es hohe Personen, die entweder hingerichtet werden oder wenigstens dem Henker verfallen. Herr Delaroche ist der Hofmaler aller geköpften Majestäten. Er kann sich dem Dienste solcher erlauchten Delinquenten niemals ganz entziehen, und sein Geist beschäftigt sich mit ihnen selbst bei Porträtirung von Potentaten, die auch ohne scharfrichterliche Beihilfe das Zeitliche segneten. So z. B. auf dem Gemälde seiner sterbenden Elisabeth von England sehen wir wie die große Königin sich verzweiflungsvoll auf dem Estrich wälzt in dieser Todesstunde gequält von der Erinnerung an den Graf Essey und Maria Stuart, deren blutige Schatten ihr stieres Auge zu erblicken scheint. Das Gemälde ist eine Huerde der Eugembourg-Galerie, und ist nicht so schauderhaft banal oder banal schauderhaft wie die anderen erwähnten historischen Genrebilder. Lieblingsstücke der Bourgeoise, der wackern, ehrlichen Bürgersleute welche die Ueberwindung der Schwierigkeiten für die höchste Aufgabe der Kunst halten, das Grauliche mit dem Tragischen verwechseln und sich gern erbauen an dem Anblick gefallener Größe, im tiefen Bewußtsein daß sie vor dergleichen Katastrophen geschützt sind in der beschützenden Dunkelheit einer arrière-boutique der Rue St. Denis.

XXXVII.

Paris, den 28. December 1841.

Don der eben eröffneten Deputirtenkammer erwarte ich nicht viel Erquickliches. Da werden wir nichts sehen als lauter Kleingezänke, Personenbader, Unmacht, wo nicht gar endliche Stockung. In der That, eine Kammer muß compacte Partemassen enthalten. Sonst kann die ganze parlamentarische Maschine nicht fungiren. Wenn jeder Deputirte eine besondere, abweichende, isolirte Meinung zu Markte bringt wird nie ein Votum gefaßt werden das man nur einigermaßen als Ausdruck eines Gemeinwillens betrachten könnte, und doch ist es die wesentlichste Bedingung des Repräsentativsystems, daß ein solcher Gemeinwille sich bekrunde. Wie die ganze französische Gesellschaft so ist auch die Kammer in so viele Spaltungen und Splinter zerfallen, daß hier keine zwei Menschen mehr in ihren Ansichten ganz übereinstimmen. Betrachte ich in dieser politischen Beziehung die jetzigen Franzosen, so erinnere ich mich immer der Worte unseres wohlbekannten Adam Czarnowski der den deutschen Patrioten jede Möglichkeit des Handelns absprach, weil unter zwölf Deutschen sich immer vierundzwanzig Parteien befänden; denn bei unserer Vielseitigkeit und Gewissenhaftigkeit im Denken habe Jeder von uns auch die entgegengesetzte Ansicht mit allen Ueberzeugungsründen in sich aufgenommen, und es befänden sich daher zwei Parteien in einer Person. Dasselbe ist jetzt bei den Franzosen der Fall. Wobin aber rührt diese Zersplitterung, diese Auflösung aller Gedankenbände, dieser Particularismus, dieses Erlöschen alles Gemeingeistes, welches der moralische Tod eines Volkes ist? — Der Cultus der materiellen Interessen, des Eigennutzes, des Geldes, hat diesen Zustand bereitet. Wird dieser lange währen, oder wird wohl plötzlich eine gewaltige Erscheinung eine That des Zufalls oder ein Unglück die Geister in Frankreich wieder verbinden und verbünden? Gott verläßt keinen Deutschen, aber auch keinen Franzosen, er verläßt überhaupt kein Volk, und wenn ein Volk aus Ermüdung oder Faulheit

einschläft, so bestellt er ihm seine künftigen Wecker, die, verborgen in irgend einer dunkeln Abgeschlossenheit, ihre Stunde erwarten, ihre aufrüttelnde Stunde. Wo wachen die Wecker? Ich habe manchmal darnach geforscht und geheimnißvoll deutet man alsdann — auf die Armee! Hier in der Armee, heißt es, gebe es noch ein gewaltiges Nationalbewußtsein; hier, unter der dreifarbigten Fahne, hätten sich jene Hochgefühle hingelüftet die der regierende Individualismus vertreibe und verhöhne; hier blühe noch die genügsame Bürgertugend, die unerschrockene Liebe für Großthat und Ehre, die Flammentragigkeit der Regenerierung; während überall Zwietracht und Fäulniß, lebe hier noch das gesündeste Leben, zugleich ein angewohnter Gehorsam für die Autorität, jedenfalls gewarante Einheit — es sei gar nicht unmöglich daß eines trübigen Morgens die Armee das jetzige Bourgeoise Regiment, dieses zweite Directorium, über den Haufen werfe und ihren achtzehnten Brumaire mache! Also Soldatenwirthschaft wäre das Ende des Liedes, und die menschliche Gesellschaft betame wieder Emanation?

Die Verurtheilung des Herrn Dupoty durch die Pairskammer entsprang nicht bloß aus greisenhafter Furcht, sondern aus jenem Erbgröß gegen die Revolution, der im Herzen vieler edlen Pairs heimlich nistet. Denn das Personal der erlauchten Versammlung besteht nicht aus lauter frischgebackenen Leuten der Neuzeit; man werfe nur einen Blick auf die Liste der Männer, die das Urtheil gefällt, und man sieht mit Verwunderung, daß neben den Namen eines imperialistischen oder philippinischen Emporkömmlings immer zwei bis drei Namen des alten Regimes sich geltend machen. Die Träger dieser Namen bilden also natürlicherweise die Majorität; und da sitzen sie auf den Sammetbänken des Luxemburg, alte guillotinierte Menschen mit wieder angenähten Köpfen wonach sie jedesmal ängstlich raiten, wenn draußen das Volk murmelt — Gespenster, die jeden Hahn haßen, und den gallischen am meisten, weil sie aus Erfahrung wissen, wie schnell



sein Morgengeschrei ihrem ganzen Spuk ein Ende machen könnte — und es ist ein entsetzliches Schauspiel, wenn die unglücklichen Todten Gericht halten über Lebendige, die noch unglücklicher sind, nämlich über die jüngsten und verzweiflungsvollsten Kinder, deren Elend eben so groß ist wie ihr Wahnwitz, über die Communisten! Von Seite der Plebejer, die neben den altbackenen Patriciern in der Pairskammer sitzen, ist eben so wenig Milde zu erwarten; mit wenigen Ausnahmen suchen sie beständig ihren revolutionären Ursprung zu verleugnen, und mit Entschiedenheit verderben sie ihr eigenes Blut. Oder offenbart sich eine gewisse angeborene Dienstbarkeit bei diesen neuen Leuten, sobald sie ihr großes Tribunatziel erreicht, nämlich sich als Pairs neben ihren ehemaligen Herren niedergesetzt haben? Die alte Unterwürfigkeit ergreift wieder ihre Seelen, unter dem Vermeln kommt ein Stück Lur e zum Vorschein, und bei jeder Frage gehorchen sie unwillkürlich den gnädigen Herrschaftsinteressen des Hauses.

Die Verurtheilung des Dupont wird der Pairie Institution unläuglichen Schaden zufügen. — Die Pairie ist jetzt bei dem Volk eben so verhaßt wie discredit. Die letzte Cournee enthält zwar Namen, wogegen sich wenig einwenden ließe; aber die Suppe wird dadurch weder fetter noch schmackhafter. Die Rüte ist bereits in allen Zeitungen durchgeträtscht worden, und ich enthalte mich der besondern Besprechung. Nur in Beziehung auf Herrn Venonnet will ich hier bei

läufig bemerken, daß dieser neue Pair unsere deutsche Sprache und überhaupt deutsche Weise sehr gut kennen muß, denn er ist bis zum Jünglingsalter in Deutschland erzogen worden, nämlich zu Düsseldorf, wo er den öffentlichen Unterricht des Gymnasiums genoss und sich bereits durch Fleiß und wackere Gesinnung auszeichnete. Es hat für mich immer etwas Tröstliches und Beruhigendes, wenn ich unter den Mitgliedern der französischen Staatsgewalt etwelche Personen sehe von denen ich überzeugt bin, daß sie der deutschen Sprache kundig sind und Deutschland nicht nur von Hörensagen kennen. — Vielen Unmuth erregt die Promotion des Herrn de Murat und des Herrn de Charignv rathlicher Legation; Letzterer war Secretar des Herrn von Polignac.

Es heißt allgemein, auch Herr Venonnet sould werde zum Pair de France erhoben und es ist mehr als wahrscheinlich daß wir dieses ergötzlich betrübtsame Schauspiel in Kurzem erleben. Das fehlt noch jener armen Pairie, um zum Gespötte der Welt zu werden. Es fehlt überhaupt noch dieser eclatante Sieg des nüchternsten und härtesten Geldmaterialismus! Hebt James Rothschild so hoch ihr wollt — er ist ein Mensch und hat ein menschliches Herz. Aber dieser Herr Venonnet sould! Der National sagt heute der Banner sould sei der Einzige gewesen der in der Eröffnungs Sitzung dem General Pro-moteur die Hand gedrückt; Mr. sould sagt er bei



XXXVIII.

Paris, den 12. Januar 1842.



Wir lächeln über die armen Kappländer, die, wenn sie an Brustkrankheit leiden, ihre Heimat verlassen und nach St. Petersburg reisen, um dort die milde Luft eines südlichen Klimas zu genießen. Die Ungarischen Beduinen, die sich hier befinden, dürften mit demselben Recht über manche unsrer Landsleute lächeln, die ihrer Gesundheit wegen den Winter lieber in Paris zubringen als in Deutschland, und sich einbilden, daß Frankreich ein warmes Land sei. Ich versichere Sie, es kann bei uns auf der Lüneburger Heide nicht kälter sein als hier in diesem Augenblick, wo ich ihnen mit froststiefen Fingern schreibe. Auch in der Provinz muß eine bittere Kälte herrschen. Die Deputirten, welche jetzt rüdelweise anlangen, erzählen nur von Schnee, Glatt-eis und umgestürzten Diligencen. Ihre Gesichter sind noch roth und verschmupft, ihr Gehirn eingefroren, Gedanken neun Grad unter Null. Bei Gelegenheit der Adresse werden sie aufthauen. Alles hat jetzt hier ein frostiges und ödes Ansehen. Nirgends Uebereinstimmung bei den wichtigsten Fragen, und beständiger Windwechsel. Was man gestern wollte heute will man's nicht mehr, und Gott weiß, was man morgen begehren wird. Nichts als Hader und Mißtrauen, Schwanken und Zersplitterung. König Philipp hat die Marine seines macedonischen Namensgenossen, das „Trenne und Herrsche!“ bis zum schädlichsten Uebermaß ausgeübt. Die zu große Zertheilung erschwert wieder die Herrschaft, zumal die constitutionelle, und Guizot wird

mit den Spaltungen und Zerfäsurungen der Kammer seine liebe Noth haben. Guizot ist noch immer der Schutz und Hort des Bestehenden, die Conservativen, sind dessen wenig eingedenk, und sie haben bereits vergessen, daß noch vorigen Freitag in derselben Stunde „A bas Guizot!“ und „Vive Lamennais!“ gerufen worden. Für den Mann der Ordnung, für den großen Ruhestifter war es in der That ein indirecter Triumph, daß man ihn herabwürdigte, um jenen schauderhaften Frömmeler zu feiern, der den politischen Fanatismus mit dem religiösen vermählt und der

Weltverwirrung die letzte Weihe ertheilt. Armer Guizot, armer Schulmeister, armer Rector Magnificus von Frankreich! die bringen sie ein Pécunia, diese Studenten, die weit besser thäten, wenn sie deine Bücher studirten, worin so viel Belehrung enthalten, so viel edler Tiefinn, so viel Winke für das Glück der Menschheit! „Nimm dich in Acht,“ sagte einst ein Demagoge zu einem großen Patrioten, „wenn das Volk in Wahnsinn



geräth. wird es dich zerreißen." Und Dieser antwortete: „Nimm dich in Acht, denn dich wird das Volk zerreißen, wenn es wieder zu Vernunft kommt." Dasselbe hätten wohl vorigen Freitag Lamennais und Guizot zu einander sagen können. Jener tumultuarische Austritt sah bedenklicher aus als die Zeitungen meldeten. Diese hatten ein Interesse, den Vorfall eingermassen zu vertuschen, die ministeriellen sowohl als die Oppositionsblätter; letztere, weil jene Manifestation keinen sonderlichen Anklang im Volke fand. Das Volk sah ruhig zu und froh. Bei neun Grad Kälte ist kein Umsturz der Regierung in Paris zu befürchten. Im Winter gab es hier nie Emeuten. Seit der Bestürmung der Bastille bis

auf die Revolte des Barbes hat das Volk immer seinen Unmuth zu den wärmeren Sommermonden

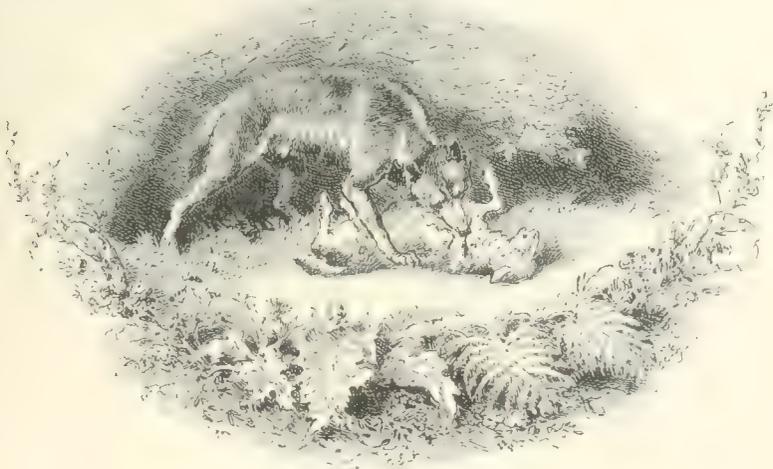
vertragt wo das Wetter schön war und man sich mit Vergnügen schlagen konnte.

Paris den 24. Januar 1842.

In der parlamentarischen Arena sah man dieser Tage wieder einen glänzenden Zweikampf von Guizot und Thiers. jener zwei Männer, deren Namen in jedem Munde und deren unaufhörliche Besprechung nachgerade langweilig werden dürfte. Ich wundere mich, daß die Franzosen noch nicht darüber die Geduld verlieren, daß man seit Jahr und Tag, von Morgen bis Abend, beständig von diesen beiden Personen schwätzt. Aber im Grunde sind es ja nicht Personen, sondern Systeme, von denen hier die Rede ist. Systeme, die überall zur Sprache kommen müssen, wo eine Staatsregierung von außen bedroht ist, überall in China so gut wie in Frankreich. Nur daß hier Thiers und Guizot genannt wird, was dort in China Lin und Keschén heißt. Echterer ist der chinesische Thiers und repräsentirt das kriegerische System, welches die herandrohende Gefahr durch die Gewalt der Waffen, vielleicht auch nur durch schreckendes Waffengeräusch abwehren wollte. Keschén hingegen ist der chinesische Guizot er repräsentirt das Friedenssystem, und es wäre ihm vielleicht gelungen, die rothhaarigen Barbaren durch kluge Nachgiebigkeit wieder aus dem Lande hinaus zu complimentiren, wenn die Thiers'sche

Partei in Peking nicht die Oberhand gewonnen hätte. Armer Keschén! eben weil wir so fern vom Schauplatz, konnten wir ganz klar einsehen, wie sehr du Recht hattest, den Streitkräften des Mittelreichs zu mißtrauen, und wie ehrlich du es mit deinem Kaiser meintest, der nicht so vernünftig wie Ludwig Philipp! Ich habe mich recht gefreut, als dieser Tage die „Allgemeine Zeitung“ berichtete, daß der vortreffliche Keschén nicht entzwei gesagt worden, wie es früher hieß, sondern nur sein ungeheures Vermögen eingebüßt habe. Letzteres kann dem hiesigen Repräsentanten des Friedenssystems nimmermehr passieren; wenn er fällt, können nicht seine Reichthümer confiscirt werden. Guizot ist arm wie eine Kirchenmans. Und auch unser Lin ist arm, wie ich bereits öfter erwähnt habe; ich bin überzeugt, er schreibt seine Kaisergeschichte hauptsächlich des Geldes wegen. Welch ein Ruhm für Frankreich daß die beiden Männer, die alle seine Macht verwalten, zwei arme Mandarinen sind, die nur in ihrem Kopfe ihre Schätze tragen!

Die letzten Reden dieser Beiden haben Sie gelesen und fanden vielleicht darin manche Belehrung über die Wirnisse, welche eine unmittelbare Folge der orientalischen Frage.



Was in diesem Augenblick besonders merkwürdig, ist die Milde der Russen, wo von Erhaltung des türkischen Reiches die Rede. Der eigentliche Grund aber ist, daß sie factlich schon den größten Theil desselben besitzen. Die Türkei wird allmählig russisch ohne gewaltthame Occupation. Die Russen befolgen hier eine Methode, die ich nächstens einmal beleuchten werde. Es ist ihnen um die reelle Macht zu thun, nicht um den bloßen Schein derselben, nicht um die byzantinische Titulatur. Constantinopel kann ihnen nicht entgehen, sie verdrängen es, sobald

es ihnen paßt. In diesem Augenblick aber paßt es ihnen noch nicht und sie sprechen von der Türkei mit einer süßlichen, fast herrenhüchlerischen Friedfertigkeit. Dies mahnt mich an die Fabel vom Negram, welcher, als er Hunger hatte, sich eines Lammes bemächtigte. Er fraß mit gieriger Hast dessen beide Vorderbeine, jedoch die Hinterbeine des Thierleins verschonte er und sprach: „Ich bin jetzt gesättigt, und diesem guten Lamm, das mich mit seinen Vorderbeinen gespeiset hat, lasse ich aus Pietät alle seine übrigen Beine und den ganzen Rest seines Leibes.“

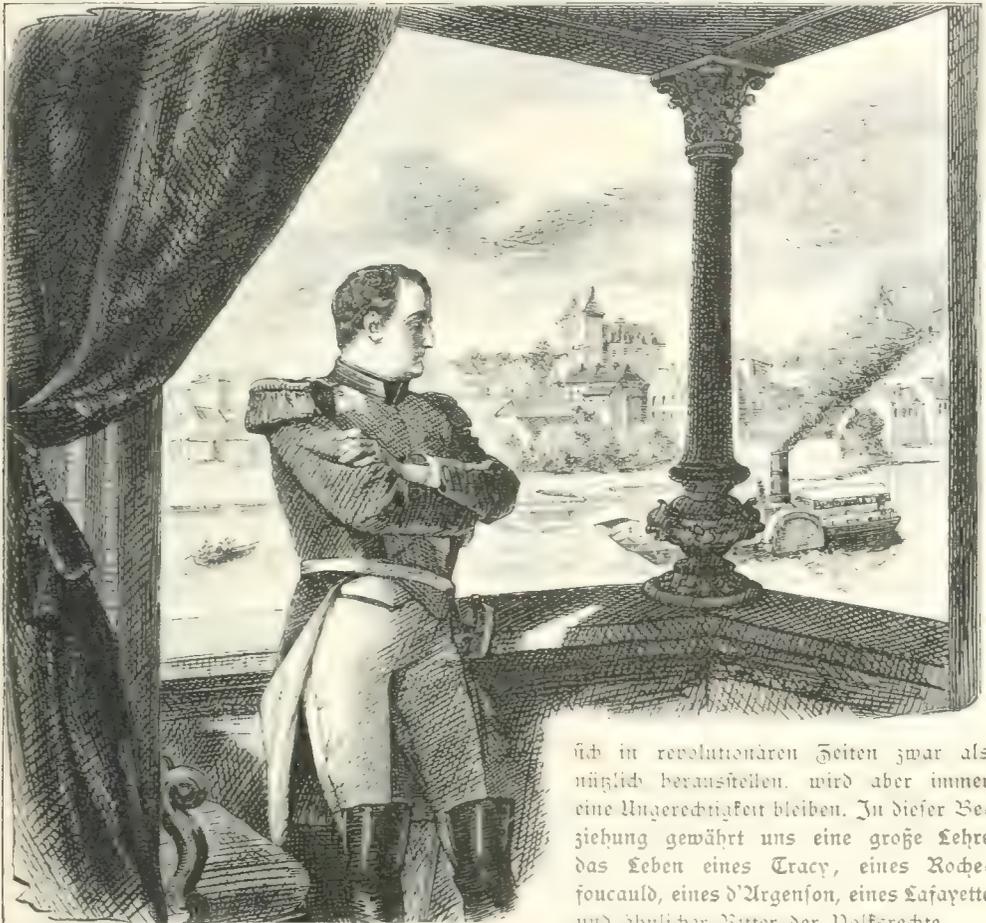
XL.

Paris den 2. Juni 1842.

Die Academie des sciences morales et politiques hat sich nicht blamiren wollen und in ihrer Sitzung vom 28. Mai prorogirte sie bis 1844 die Krönung des besten Examen critique de la philosophie allemande. Unter diesem Titel hatte sie nämlich eine Preisaufgabe angekündigt, deren Lösung nichts Geringeres beabsichtigte, als eine beurtheilende Darstellung der deutschen Philosophie von Kant bis auf die heutige Stunde, mit besonderer Berücksichtigung des Ersteren, des großen Immanuel Kant, von dem die Franzosen so viel reden gehört, daß sie schier neugierig geworden. Einst wollte sogar Napoleon sich über die Kant'sche Philosophie unterrichten, und er beauftragte irgend einen französischen Gelehrten, ihm ein Resumé derselben zu liefern, welches aber auf einige Quartseiten zusammengedrängt sein mußte. Kürzen brauchen nur zu befehlen. Das Resumé ward unverzüglich und in vorgeschriebener Form angefertigt. Wie es ansieht, weiß der liebe Himmel, und nur so viel ist mir bekannt, daß der Kaiser, nachdem er die wenigen Quartseiten aufmerksam durchgelesen, die Worte aussprach: „Alles dieses hat keinen praktischen Werth, und die Welt wird wenig gefördert durch Menschen wie Kant, Laghetro, Swedenborg und Philadelphia.“ Die große Menge in Frankreich hält Kant noch immer für einen neblichten, wo nicht gar benebelten Schwärmer und noch jüngst las ich in

einem französischen Romane die Phrase: *le sage moulinier de Kant*. Einer der größten Philosophen der Franzosen ist unstreitig Pierre Leroux, und dieser gestand mir vor sechs Jahren erst aus der „Allemagne“ von Henry Heine habe er die Einsicht gewonnen, daß die deutsche Philosophie nicht so mystisch und religiös sei, wie man das französische Publicum bisher glauben machte, sondern im Gegentheil sehr kalt, fast frostig abstract und ungläubig bis zur Negation des Allerhöchsten.

In der erwähnten Sitzung der Akademie gab uns Mignet der *Société genevoise* eine Novellistische über das Leben und Wirken des verstorbenen Destutt de Tracy. Wie in allen seinen Erzeugnissen bekrundete Mignet auch hier sein schönes, großes Darstellungstalent, seine bewunderungswürdige Kenntniss des Ursprungs aller charakteristischen Zeitmomente und Lebensverhältnisse, seine heitere, klare Verständlichkeit, sein reiches Gefühl und seine standhafte, jugendlich blühende Begeisterung für das Heil der Menschheit. Seine Rede über Destutt de Tracy ist bereits in Druck erschienen, und es bedarf also hier keines ausführlichen Referats. Nur beiläufig will ich einige Bemerkungen hinwerfen, die sich mir besonders aufdrängten, während Mignet das schöne Leben jenes Edelmannes erzählte, der dem höchsten Feudaladel entsprossen und während seiner Jugend



ich in revolutionären Zeiten zwar als möglich heranzustellen, wird aber immer eine Ungerechtigkeit bleiben. In dieser Beziehung gewährt uns eine große Lehre das Leben eines Tracy, eines Rochefoucauld, eines d'Argenson, eines Lafayette und ähnlicher Ritter der Volksrechte.

ein wackerer Soldat war, aber dennoch mit großmüthigster Selbsterleugnung und Selbstaufopferung die Partei des Fortschrittes ergriff und ihr bis zum letzten Athemzug treu blieb.

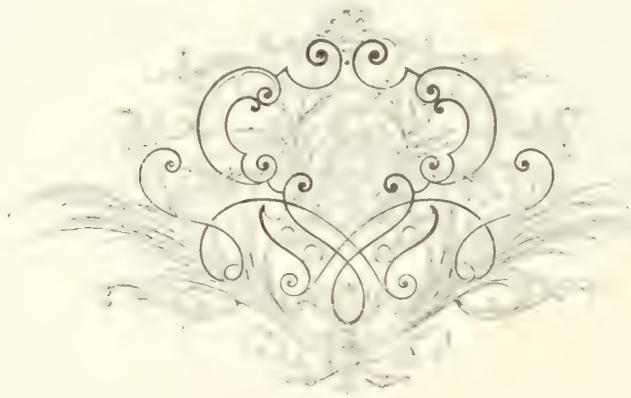
Derselbe Mann, der mit Lafayette in den Achtziger Jahren für die Sache der Freiheit Gut und Blut einsetzte, fand sich mit dem alten Freunde wieder zusammen am 29. Juli 1850 bei den Barricaden von Paris unverändert in seinen Gesinnungen; nur seine Augen waren erloschen, sein Herz war hart und jung geblieben. Der französische Adel hat sehr viele erstaunlich viele solcher Erscheinungen hervorgebracht, und das Volk weiß es auch und diese Edellente, die seinen Interessen solche Ergebenheit bewiesen nennt es *les bons nobles*. Mißtrauen gegen den Adel im Allgemeinen mag

Gerade, unbeugsam und schneidend, wie einst sein Schwert, war der Geist des Destutt de Tracy, als er sich später in jene materialistische Philosophie warf die in Frankreich durch Condillac zur Herrschaft gelangte. Letzterer wagte nicht die letzten Consequenzen dieser Philosophie auszusprechen, und, wie die meisten seiner Schule, ließ er dem Geiste immer noch ein abgeschiedenes Winkelfchen im Universalreiche der Materie. Destutt de Tracy aber hat dem Geiste auch dieses letzte Refugium aufgekündigt, und, seltsam! zu derselben Zeit, wo bei uns in Deutschland der Idealismus auf die Spitze getrieben und die Materie geleugnet wurde, erklimmte in Frankreich das materialistische Princip seinen höchsten Gipfel und man leugnerte hier den Geist. Destutt de Tracy war sozusagen, der Fichte des Materialismus.



Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß Napoleon gegen die philosophische Loterie, wozu Tracy, Cabanis und Consorten gehörten, eine so besorgliche Abneigung hegte und sie mitunter sehr streng behandelte. Er nannte sie Ideologen, und er empfand eine vage, schier abergläubische Furcht vor jeder Ideologie, die doch nichts Anderes war, als der schäumende Aufschwung der materialistischen Philosophie; diese hatte freilich die große Umwälzung gefördert und die schauerlichsten Zerstörungskräfte offenbart, aber ihre Mission war vollbracht und also auch ihr Einfluß beendigt. Bedrohlicher und gefährlicher war jene entgegengesetzte Doctrin, die unbeachtet in Deutschland emportauchte und späterhin so viel beitrug zum Sturz der französischen Gewalt Herrschaft. Es ist merkwürdig, daß Napoleon auch in diesem Fall nur die Vergangenheit begriff und für die Zukunft weder Ohr noch Auge hatte. Er ahnte einen verderblichen Feind im Reiche des Gedankens

aber er suchte diesen Feind unter alten Perücken, die noch vom Puder des achtzehnten Jahrhunderts säubten; er suchte ihn unter französischen Greisen, statt unter der blonden Jugend der deutschen Hochschulen. Da war unter Viertürst Herodes viel gescheiter, als er die gefährliche Brut in der Wiege verfolgte und den Kindermord befohl. Doch auch ihm fruchtete nicht viel die größere Pflückigkeit, die an dem Willen der Vorkehrung zu Schanden wurde — seine Schergen kamen zu spät, das furchtbare Kind war nicht mehr in Betlehem, ein treues Eselchen trug es rettend nach Aegypten. Ja, Napoleon befohl Schariblock nur für Aufsäuerung der Gegenwart oder Würdigung der Vergangenheit, und er war stockblind für jede Ercheinung, worin sich die Zukunft ankündigte. Er stand auf dem Balcon seines Schlosses zu Saint Cloud, als das erste Dampfschiff dort auf der Seine vorüberfuhr, und er merkte nicht im mindesten die weltumgehaltende Bedeutung dieses Phänomens!



XLI.

Paris, den 20. Juni 1845.



In einem Lande, wo die Eitelkeit so viele eifrige Jünger zählt wird die Zeit der Deputirtenwahl immer eine sehr bewegte sein. Da die Deputation aber nicht bloß die Eigenliebe reizt sondern auch zu den fettesten Aemtern und zu den einträglichsten Einflüssen führt: da hier also nicht bloß der Ehrgeiz, sondern auch die Habgucht in's Spiel kommt; da es sich hier auch um jene materiellen Interessen handelt, denen unser Zeitalter so inbrünftig huldigt so ist die Deputirtenwahl ein wahrer Wettlauf, ein Pferderennen, dessen Anblick für den fremden Zuschauer eher curios als erfreulich sein mag. Es sind nämlich nicht eben die schönsten und besten Pferde, die bei solchem Rennen zum Vorschein kommen: nicht die unwohnenden Tugenden der Stärke, des Vollbluts, der Ausdauer kommen hier in Anschlag, sondern nur die leichtbrüßige Vehendigkeit. Manches edle Ross dem der feurigste Schlachtmuth aus den Nüstern schnaubt und Vernunft aus den Augen blüht, muß hier einem mageren Klepper nachsehen der aber zu Triumpfen auf dieser Bahn ganz besonders abgerichtet worden. Ueberstolze, störrige Gänle gerathen hier schon beim ersten Anlauf in unzeitiges

Väumen oder sie vergaloppiren sich. Nur die dressirte Mittelmäßigkeit erreicht das Ziel. Daß ein Pegasus beim parlamentarischen Rennen kaum zugelassen versteht sich von selbst; denn der Unglückselige hat Flügel und könnte sich einst höher empor-schwingen, als der Plafond des Palais Bourbon gestattet. Eine merkwürdige Erscheinung daß unter den Wettrennern fast ein Duzend von arabischer, oder um noch deutlicher zu sprechen, von semitischer Race. Doch was geht das uns an! Uns interessiert nicht dieser mäkelnde Lärm, dieses Stampfen und Wiehern der Selbstsucht, dieses Getümmel der schäbigsten Zwecke, die sich mit den brillantesten Farben geschmückt, das Geschrei der Stallknechte und der stäubende Mist — uns kümmert bloß zu erfahren: werden die Wahlen zu Gunsten oder zum Nachtheil des Ministeriums ausfallen? Man kann hierüber noch

Mittelmäßigkeit erreicht das Ziel. Daß ein Pegasus wird und tausenderlei Ungunst zu erfahren hat, nichts Bestimmtes melden. Und doch ist das Schicksal Frankreichs und vielleicht der ganzen Welt von der Frage abhängig, ob Guizot in der neuen Kammer die Majorität behalten wird oder nicht. Hiermit will ich keineswegs der Vermuthung Raum geben, als könnten unter den neuen Deputirten sich ganz gewaltige Eisenfresser aufthun und die Bewegung auf's Höchste treiben. Nein, diese Ankömmlinge werden nur klingende Worte zu Markte bringen und sich vor der That eben so bescheidenlich fürchten wie ihre Vorgänger; der entschiedenste Neuerer in der Kammer will nicht das Bestehende gewaltsam umstürzen, sondern nur die Befürchtungen der obern Mächte und die Hoffnungen der untern für sich selber

ausbeuten. Aber die Verwirrungen, Verwicklungen und momentanen Nöthen, worin die Regierung in Folge dieses Treibens gerathen kann, geben den dunkeln Gewalten, die im Verborgenen lauern, das Signal zum Losbruch, und, wie immer, erwartet die Revolution eine parlamentarische Initiative. Das entsetzliche Rad käme dann wieder in Bewegung, und wir sähen diesmal einen Antagonisten auftreten, welcher der schrecklichste sein dürfte von allen, die bisher mit dem Bestehenden in die Schranken getreten. Dieser Antagonist bewahrt noch sein schreckliches Incognito und residirt wie ein dürftiger Prätendent in jenem Erdgeschoß der officiellen Gesellschaft in jenen Katakomben, wo unter Tod und Verwesung das neue Leben keimt und knospet. Communismus ist der geheime Name des furchtbaren Antagonisten, der die Proletarierherrschaft

in allen ihren Consequenzen dem heutigen Bourgeois-Regimente entgegensetzt. Es wird ein furchtbarer Zweikampf sein. Wie möchte er enden? Das wissen die Götter und Göttinnen, denen die Zukunft bekannt ist. Nur so viel wissen wir: Der Communismus, obgleich er jetzt wenig besprochen wird und in verborgenen Dachstuben auf seinem elenden Strohlager hinstreckt, so ist er doch der düstre Held, dem eine große, wenn auch nur vorübergehende Rolle beschieden in der modernen Tragödie, und der nur des Stichworts harret, um auf die Bühne zu treten. Wir dürfen daher diesen Acteur nie aus den Augen verlieren und wir wollen zuweilen von den geheimen Proben berichten, worin er sich zu seinem Debut vorbereitet. Solche Hindeutungen sind vielleicht wichtiger, als alle Mittheilungen über Wahlumtriebe, Parteihader und Cabinetsintrigen.

XLII.

Paris den 12. Juli 1842.

Das Resultat der Wahlen werden Sie aus den Zeitungen ersehen. Hier in Paris braucht man nicht erst die Blätter darüber zu consultiren, es ist auf allen Gesichtern zu lesen. Gestern sah es hier sehr schwül aus, und die Gemüther verriethen eine Aufregung, wie ich sie nur in großen Krisen bemerkt habe. Die alten wohlbekanntesten Sturmvögel rauschten wieder unüthbar durch die Luft, und die schläfrigsten Köpfe wurden plötzlich aufgeweckt aus der zweijährigen Ruhe. Ich gestehe, daß ich selbst, angeweht von dem furchtbaren Flügelschlag, ein gewaltiges Herzbeben empfand. Ich fürchte mich immer im ersten Anfang, wenn ich die Dämonen der Umwälzung entzügelt sehe; späterhin bin ich sehr gefaßt, und die tollsten Erscheinungen können mich weder beunruhigen noch überraschen, eben weil ich sie vorausgesehen. Was wäre das Ende dieser Bewegung, wozu Paris wieder, wie immer, das Signal gegeben? Es wäre der Krieg, der gräßlichste Zerstörungskrieg, der leider die beiden edelsten Völker der Civilisation in die Arena rief zu beider Verderben; ich meine Deutschland und

Frankreich. England, die große Wasserschlange, die immer in ihr ungeheures Wasserneß zurückkriechen kann, und Rußland, das in seinen ungeheuren Föhren, Steppen und Eisgebirgen, ebenfalls die sichersten Verstecke hat, diese beiden können in einem gewöhnlichen politischen Kriege selbst durch die entschiedensten Niederlagen nicht ganz zu Grunde gerichtet werden; — aber Deutschland ist in solchen Fällen weit schlimmer bedroht, und gar Frankreich könnte in der kläglichsten Weise seine politische Existenz einbüßen. Doch das wäre nur der erste Act des großen Spectakelstücks gleichsam das Vorpiel. Der zweite Act ist die europäische, die Welt-Revolution, der große Zweikampf der Volksgloien mit der Aristokratie des Besitzes, und da wird weder von Nationalität noch von der Religion die Rede sein: nur ein Vaterland wird es geben, nämlich die Erde, und nur einen Glauben, nämlich das Glück auf Erden. Werden die religiösen Doctrinen der Vergangenheit in allen Ländern sich zu einem verzweigungsrollen Widerstand erheben und wird etwa dieser Versuch den dritten Act bilden?

Wird gar die alte absolute Tradition nochmals auf die Bühne treten, aber in einem neuen Costüm und mit neuen Stich- und Schlagwörtern? Wie würde dieses Schauspiel schließen? Ich weiß nicht, aber ich denke, daß man der großen Wasserschlange am Ende das Haupt zertreten und dem Bären des Nordens das Fell über die Ohren ziehen

wird. Es wird vielleicht alsdann nur einen Hirten und eine Herde geben, ein freier Hirt mit einem eisernen Hirtenstabe und eine gleichgeschorene, gleichblöfende Menschenherde! Wilde, düstere Zeiten dröhnen heran, und der Prophet, der eine neue Apokalypse schreiben wollte, müßte ganz neue Bestien erfinden, und zwar so erschreckliche,



daß die älteren Johanneischen Thiersymbole dagegen nur sanfte Täubchen und Amoretten wären. Die Götter verhüllen ihr Antlitz aus Mitleid mit den Menschenkindern, ihren langjährigen Pflanzlingen, und vielleicht zugleich aus Veldorniß über das eigene Schicksal. Die Zukunft riecht nach Tuchten, nach Blut, nach Gottlosigkeit und nach sehr vielen Prügeln. Ich rathe unsern Enkeln, mit einer sehr dicken Rückenhaut zur Welt zu kommen.

Heute ist man schon etwas ruhiger gestimmt als gestern. Die Conservativen haben sich vom ersten Schreck erholt, und die Opposition sieht ein, daß sie nur an Hoffnungen gewonnen, der Sieg aber noch im weiten Felde steht. Das Ministerium kann sich noch immer halten, obgleich mit einer sehr geringen, beängstigend noth-

dürftigen Majorität. Anfangs des nächsten Monats, bei der Präsidentenwahl, wird sich hierüber das Bestimmte ausweisen. Daß diesmal so viele verschiedene Legitimisten zu Deputirten gewählt worden, ist vielleicht ein Vortheil der Regierung. Die Radicalen werden durch diese neuen Verbündeten moralisch gelähmt, und das Ministerium erstarkt in der öffentlichen Meinung, wenn es, um jene legitimistische Opposition zu bekämpfen, nothwendigerweise aus dem alten Arsenal der Revolution seine Waffen nehmen muß. Aber die Flamme ist wieder angefaßt, angefaßt in Paris, dem Mittelpunkt der Civilisation, dem Feuerherd, der die Funken über die Welt verbreitet. Heute noch freuen sich die Pariser ihrer That, vielleicht aber morgen erschrecken sie darüber, und dem Uebermuth folgt das Verzagen auf dem Fuße.

XLIII.

Paris den 15. Juli 1842.

Meine dunkle Ahnung hat mich leider nicht getäuscht: die trübe Stimmung, die mich seit einigen Tagen fast benagte und mein Auge umflorte, war das Vorgefühl eines Unglücks. Nach dem jauchzenden Uebermuth von vorgestern ist gestern ein Schrecken, eine Bestürzung eingetreten, die unbeschreiblich, und die Pariser gefangen durch einen unvorhergesehenen Todesfall zur Erkenntniß, wie wenig die hiesigen Zustände gesichert und wie gefährlich jedes Rütteln. Und sie wollten doch nur ein Wischen rütteln, keineswegs durch allzu starke Stöße des Staatsgebäude erschüttern. Ware der Herzog von Orleans einige Tage früher gestorben, so hätte Paris keine zwölf Oppositionsdeputirten im Gegensatz zu zwei Conservativen gewählt, und nicht durch diesen ungeheuren Act die Bewegung wieder in Bewegung gesetzt. Dieser Todesfall stellt alles Vorstehende in Frage und es wird ein Glück sein, wenn die Anordnung der Regentschaft für den Fall des Ablebens des jetzigen Königs so bald als möglich und ohne Störniß von den Kammern berathen und beschlossen wird. Ich sage von den Kammern, denn das königliche Hausgesetz ist hier nicht ausreißend wie in anderen Ländern. Die Discussionen über die Regentschaft werden daher die Kammern zunächst beschäftigen und den Leidenschaften Worte leihen. Und geht auch Alles ruhig von statten, so steht uns doch ein provisorisches Interregnum bevor, das immer ein Mißgeschick und ein ganz besonders schlimmes Mißgeschick ist für ein Land, wo die Verhältnisse noch so wackelig sind und eben der Stabilität am meisten bedürfen. Der König soll in seinem Unglück die höchste Charakterstärke und Besonnenheit beweisen, obgleich er schon seit einigen Wochen sehr niedergeschlagen war. Sein Geist ward in der letzten Zeit durch sonderbare Ahnungen getrübt. Er soll unlängst an Chiens vor dessen Abreise einen Brief geschrieben haben, worin er sehr viel vom Sterben sprach, aber er dachte gewiß nur an den eigenen Tod. Der verstorbene Herzog von Orleans war allgemein geliebt, ja angebetet. Die Nachricht seines

Todes traf wie ein Blitz aus heiterm Himmel, und Betrübniß herricht unter allen Volksclassen. Um zwei Uhr gestern Nachmittag verbreitete sich auf der Börse wo die Fonds gleich um drei Francs fielen, ein dumpfes Unglücksgerücht. Aber Niemand wollte recht daran glauben. Auch starb der Prinz erst um vier Uhr, und der Todesnachricht ward bis um diese Zeit von vielen Seiten widersprochen. Noch um fünf Uhr bezweifelte man sie. Als aber um sechs Uhr vor den Theatern ein weißer Papierstreif über die Comödienzettel geklebt und Belächel angefündigt wurde, da merkte Jeder die schreckliche Wahrheit. Wie sie angetänzelt kamen, die geputzten Französinnen, und statt des gehofften Schauspiels nur die verchristeten Thuren sahen und von dem Unglück hörten, das bei Neuilly auf dem Weg, der le chemin de la révolte heißt, passirt war, da stürzten die Thränen aus manchen schönen Augen, da war nichts als ein Schluchzen und Jammern um den schönen Prinzen, der so hübsch und so jung dahin sank eine theure rituelle Gestalt, Franzose im lebenswürdigsten Sinn, in jeder Beziehung der nationalen Beklagniß würdig. Ja, er fiel in der Blüthe seines Lebens, ein heiterer, heldenmüthiger Jüngling, und er verblutete so rein, so unbesleckt, so beglückt, gleichsam unter Blumen wie ein *monsieur*. Wenn er nur nicht gleich nach seinem Tod in schlechten Versen und in noch schlechterer Lafaienprosa gefeiert wird! Doch das ist das Los des Schönen hier auf Erden. Vielleicht während der wahrhafteste und schmerzliche Schmerz das französische Volk erfüllt und nicht blos schöne Frauenthränen dem Hingeshiedenen stiezen, sondern auch freie Männergthränen sein Andenken ehren, hält sich die officielle Trauer schon etliche Zwiebeln vor die Nase um berrüthlich zu kommen und gar die Narrheit wendet schwarze Färb um die Glocken ihrer Kappe und wir hören bald das tragikomische Geklingel. Besonders die larmoyante fafelhanserei, lauwarmes Spüllicht der Sentimentalität, wird sich bei dieser Gelegenheit geltend machen. Vielleicht zu dieser Stunde schon



feucht Laſſite nach Neuilly und umarmt den König mit deutſcheſter Kübrung, und die ganze Oppoſition wiſcht ſich das Waſſer aus den Augen. Vielleicht ſchon in dieſer Stunde beſteigt Chateau-

briand ſein melancholiſches Flügelroß, ſeine gefiederte Koſinante, und ſchreibt eine hohltönende Condolation an die Königin. Widerwärtige Weichlichkeiten und Frage! und der Zwiſchenraum

ist sehr klein, der hier das Erhabene vom Lächerlichen trennt. Wie gesagt, vor den Theatern auf den Boulevards erfuhr man gestern die Gewißheit des betrüblichen Ereignisses, und hier bildeten sich überall Gruppen um die Redner, welche die näheren Umstände mit mehr oder weniger Futhat und Ausschmückung erzählten. Mancher alte Schwäger, der sonst nie Zuhörer findet, benutzte diese Gelegenheit, um ein aufmerksames Publicum um sich zu versammeln und die öffentliche Meinung im Interesse seiner Ab-

torik auszubeuten. Da stand ein Kerl vor den Variétés, der ganz besonders pathetisch declamirte, wie Theramen in der Phädra; *Il était sur son* u. s. w. Es hieß allgemein, indem der Prinz vom Wagen stürzte, sei sein Degen gebrochen und der obere Stumpf ihm in die Brust gedrungen. Ein Augenzeuge wollte wissen, daß er noch einige Worte gesprochen, aber in deutscher Sprache. Uebrigens herrschte gestern überall eine leidende Stille, und auch heute zeigt sich in Paris keine Spur von Unruhe.

XLIV.

Paris, den 19. Juli 1842.

Der verstorbene Herzog von Orleans bleibt fortwährend das Tagesgespräch. Noch nie hat das Ableben eines Menschen so allgemeine Trauer erregt. Es ist merkwürdig, daß in Frankreich, wo die Revolution noch nicht ausgegahet die Liebe für einen Fürsten so tief wurzelt und sich so großartig manifestiren konnte. Nicht blos die Bourgeoisie, die alle ihre Hoffnungen in den jungen Prinzen setzte, sondern auch die untern Volksklassen beklagen seinen Verlust. Als man das Juliusfest vertagte und auf der Place de la Concorde die großen Gerüste abbrach, die zur Illumination dienen sollten, war es ein herzzerreißender Anblick, wie das Volk sich auf die niedergefallenen Balken und Bretter setzte und über den Tod des theueren Prinzen jammerte. Eine düstere Betrübniß lag auf allen Gesichtern, und der Schmerz Derjenigen die kein Wort sprachen war am beredksamsten. Da stießen die realistischen Thränen, und unter den Weinenden war gewiß Mancher, der in der Tabagie mit seinem Republikanismus prahlte. Ja, das Königthum feierte einen großen Triumph, und zwar auf derselben Place de la Concorde, wo es einst seine schmachlichste Niederlage erlitten.

Aber für Frankreich ist der Tod des jungen Prinzen ein wirkliches Unglück, und er dürfte

weniger Tugenden beizubringen haben als ihm nachgerühmt werden, so hätten doch die Franzosen baulängliche Ursache zum Weinen, wenn sie an die Zukunft denken. Die Regentschaftsfrage beharrt schon alle Köpfe und leider nicht blos die gescheitern. Viel Unheil wird bereits zu Markte gebracht. Auch die Unglut weilt hier eine Ideenverwirrung anzuzetteln, die sie zu ihren Parteizwecken auszubenten hofft und die in jedem Fall sehr bedenkliche Folgen haben kann. Gemüth der Herzog von Nemours wirklich die allerhöchste Ungnade des souveränen Volkes, wie manche Blätter insinuiren und wie von manchen Leuten mit übertriebenem Eifer behauptet wird? Ich will nicht darüber arbeiten. Noch weniger will ich die Gründe seiner Ungnade untersuchen. Das Vornehme, Feine, Ablehnende, Patricierhafte in der Erscheinung des Prinzen ist wohl der eigentliche Anklagepunkt. Das Aussehen des Orleans war edel, das Aussehen des Nemours ist adelig. Und selbst wenn das Aeußere dem Inneren entspräche, wäre der Prinz deshalb nicht minder geeignet, einige Zeit als Goncalomere der Demokratie derselben die besten Dienste zu leisten, da dieses Amt durch die Macht der Verhältnisse ihm die größte Verleugnung der Privatgefühle gebote, denn sein verabsätes Haupt würde hier



auf dem Spiele. Ich bin sogar überzeugt, die Interessen der Demokratie sind weit minder gefährdet durch einen Regenten, dem man wenig traut und den man beständig controlirt, als durch einen jener Günstlinge des Volkes, denen man sich mit blinder Vorliebe hingibt und die am Ende doch nur Menschen sind, wandelbare Geschöpfe, unterworfen den Veränderungsgeetzen der Zeit und der eigenen Natur. Wie viele populäre Kronprinzen haben wir unbeliebt enden sehen! Wie grauenhaft wetterwendisch zeigte sich das Volk in Bezug auf die ehemaligen Lieblinge! Die französische Geschichte ist besonders reich an betrübenden Beispielen. Mit welchem Freudejauchzen umjubelte das Volk den jungen Ludwig XVI. — mit thränenlosem Kaltblut sah es den Greis begraben. Ludwig XV. hieß mit Recht *le bien-aimé*, und mit wahrer Affenliebe huldigten ihm die Franzosen im Anfang; als er starb, lachte man und piff man Schelmenlieder — man freute

sich über seinen Tod. Seinem Nachfolger Ludwig XVI. ging es noch schlimmer, und er, der als Kronprinz fast angebetet wurde und der im Beginn seiner Regierung für das Muster aller Vollkommenheit galt, er ward von seinem Volke persönlich mißhandelt, und sein Leben ward sogar verkürzt in der bekannten majestätsverbrecherischen Weise auf der Place de la Concorde. Der Letzte dieser Linie, Carl X., war nichts weniger als unpopulär, als er auf den Thron stieg, und das Volk begrüßte ihn damals mit unbeschreiblicher Begeisterung; einige Jahre später ward er zum Lande hinaus escortirt, und er starb den harten Tod des Euls. Der Solonische Spruch, daß man Niemand vor seinem Ende glücklich preisen möge, gilt ganz besonders von den Königen von Frankreich. Laßt uns daher den Tod des Herzogs von Orleans nicht deshalb beweinen, weil er vom Volke so sehr geliebt ward und demselben eine so schöne Zukunft versprach, sondern weil er als Mensch unsere Thränen verdiente. Laßt uns auch nicht so sehr jammern über die sogenannte ruhmlose Art, über das banal Zufällige seines Endes. Es ist besser, das sein Haupt gegen einen harmlosen Stein zerschellte, als daß die Kugel eines Franzosen oder eines Deutschen ihm den Tod gab. Der Prinz hatte eine Vorabnung seines frühen Sterbens, meinte aber, daß er im Kriege oder in einer Emeute fallen würde. Bei seinem ritterlichen Muth, der jeder Gefahr trotzte, war dergleichen sehr wahrscheinlich. Aber die gütigen Götter haben anders beschlossen. Sie wollten, daß der künftige König von Frankreich mit reiner Liebe an seinem Volke hängen könne und auch nicht die Landsleute seiner Mutter zu hassen brauche; es war weder die Hand eines Franzosen noch eines Deutschen, die das Blut seines Vaters vergossen. Ein milder Trost liegt in diesem Gedanken. — Der königliche Dulder, Ludwig Philipp, benimmt sich mit einer Fassung, die Jedem mit Ehrfurcht erfüllt. Im Unglück zeigt er die wahre Größe. Sein Herz verblutet in namenlosen Kummer, aber sein Geist bleibt ungebeugt, und er arbeitet Tag und Nacht. Nie hat man den Werth seiner Erhaltung tiefer gefühlt, als eben jetzt, wo die Ruhe der Welt von seinem Leben abhängt. Kämpfe tapfer, verwundeter Friedensheld!

XLV.

Paris, den 20. Juli 1842.



Die Thronrede ist kurz und einfach. Sie sagt das Wichtigste in der würdigsten Weise. Der König hat sie selbst verfaßt. Sein Schmerz zeigt sich in einer puritanischen, ich möchte fast sagen republikanischen Prunklosigkeit. Er, der sonst so redselig, ist seitdem sehr wortfarg geworden. Das schweigende Empfangen in den Tuileries vor einigen Tagen hatte etwas ungemein Trübnißiges, beinahe Geisterhaftes; ohne eine Silbe zu sprechen, gingen über tausend Menschen bei dem König vorüber, der stumm und leidend sie ansah. Es heißt, daß in Notre-Dame das angekündigte Requiem nicht stattfand; der König will bei dem Begrabniß seines Sohnes keine Musik; Musik erinnere allzulehr an Spiel und Feit. — Sein Wunsch, die Regentenschaft auf seinen Sohn übertragen zu sehen und nicht auf eine Schwiegertochter, ist in der Adresse hinlänglich angedeutet. Dieser Wunsch wird wenig Widerrede finden, und Nemours wird Regent, obgleich dieses Amt der schönen und geistreichen Herzogin gebührt, die, ein Muster von weiblicher Vollkommenheit,

ihres verstorbenen Gemahls so würdig war. Gestern sagte man, der König werde seinen Enkel, den Grafen von Paris, in die Deputirtenkammer mitbringen. Viele wünschten es und die Scene wäre gewiß sehr rührend gewesen. Aber der König vermeidet jetzt wie gesagt Alles, was an das Pathos der Feudalmonarchie erinnert. — Ueber Ludwig Philipps Abneigung gegen Weiberregentschaften sind viele Aeußerungen in's Publicum gedrungen, das ihm vollkommen Recht gibt. Schon zur Väterzeit Christinens in Spanien behauptete er, daß diese Regentchaft kein gutes Ende nehmen werde. Der dümmste Mann, soll er gesagt haben, werde immer ein besserer Regent sein, als die klügste Frau. Hat er deshalb dem Nemours den Vorzug gegeben vor der klugen Helene?

XLVI.

Paris, den 29. Juli 1842.



Der Gemeinderath von Paris hat beschlossen, das Elefantenmodell, das auf dem Bastillenplatz steht, nicht zu zerstören, wie man anfangs beabsichtigte, sondern zu einem Guse in Erz zu benützen und das hervorragende Monument am Eingange der Barrière du Trône aufzustellen. Ueber diesen Municipalbeschuß spricht das Volk der Faubourgs Saint-Antonie und Saint-Marceau raif ebensoviel, wie die höheren Classen über die Regentchaftsfrage. Jener kolossale Elefant von Gyps, welcher schon zur Kaiserzeit aufgestellt ward, sollte später als Modell des Denkmals dienen, das man der Juliusrevolution auf dem Bastillenplatze zu widmen gedachte. Seitdem ward man andern Sinnes und man errichtete zur Verherrlichung jenes glorreichen Ereignisses die große Juliussäule. Aber die Forträummung des Elefanten erregte große Besorgnisse. Es ging nämlich unter dem Volk das unheimliche Gerücht von einer ungeheuren Anzahl Ratten, die sich im Innern des Elefanten eingenistet hätten, und es sei zu befürchten, daß, wenn man die

große Gypsbestie niederreiße, eine Legion von kleinen, aber sehr gefährlichen Schenialen zum Vorschein käme, die sich über die Faubourgs Saint-Antonie und Saint-Marceau verbreiten würden. Alle Unterstöcke zitterten bei dem Gedanken an solche Gefahr, und sogar die Männer ergriff eine unheimliche Furcht vor der Invasion jener langgeschwänzten Gäste. Es wurden dem Magistrate die unterthänigsten Vorstellungen gemacht, und in Folge derselben vertagte man das Niederreißen des großen Gypselefanten, der seitdem jahrelang auf dem Bastillenplatze stehen blieb. Sonderbares Land! wo trotz der allgemeinen Zerstörungssucht sich dennoch manche Dinge erhalten, da man allgemein die schlimmeren Dinge fürchtet, die an ihre Stelle treten könnten! Wie gern würden sie den Herrscher selbst niederreißen, diesen großen, klugen Elefanten, aber sie fürchten Seine Majestät den souveränen Rattenkönig, das tausendköpfige Ungethüm, das alsdann zur Regierung käme, und selbst die adeligen und geistlichen Feinde der Bourgeoisie, die nicht eben mit Blindheit ge-

schlagen sind, suchen aus diesem Grunde den Julusthron zu erhalten; nur die ganz Beschränkten, die Spieler und Falschspieler unter den Aristokraten und Clericalen, sind Pessimisten und speculiren auf die Republik oder vielmehr auf das Chaos, das unmittelbar nach der Republik eintreten dürfte.

Die Bourgeoisie selbst ist ebenfalls vom Dämon des Zerstörens besessen, und wenn sie auch die Republik nicht eben fürchtet, so hat sie doch eine instinctmäßige Angst vor dem Communismus, vor jenen düstern Gesellen, die wie Ratten aus den Trümmern des jezigen Regiments hervorstürzen würden. Ja, vor einer Republik von der früheren Sorte, selbst vor ein Vischen Robespierismus, hätte die französische Bourgeoisie keine Furcht.



und sie würde sich leicht mit dieser Regierungsform ausöhnen und ruhig auf die Wache ziehen und die Tuilerien beschützen, gleichviel, ob hier ein Ludwig Philipp oder ein Conatè du salut public residirt; denn die Bourgeoisie will vor Allem Ordnung und Schutz der bestehenden Eigenthumsrechte — Begebnisse, die eine Republik eben so gut wie das Königthum gewähren kann. Aber diese Bontiquiers ahnen, wie gesagt, instinctmäßig, daß die Republik heut zu Tage nicht mehr die Principien der Neunziger Jahre vertreten möchte, sondern nur die Form wäre, worin sich eine neue, unerhörte Proletarierherrschaft mit allen Glaubenssätzen der Gütergemeinschaft geltend machen würde. Sie sind Conservative durch äußere Nothwendigkeit, nicht durch innern Trieb, und die Furcht ist hier die Stütze aller Dinge.

Wird diese Furcht noch auf lange Zeit erhalten? Wird nicht eines frühen Morgens der nationale Leichtsinns die Köpfe ergreifen und selbst die Aengstlichen in den Strudel der Revolution fortreißen? Ich weiß es nicht, aber es ist möglich, und die Wahlergebnisse zu Paris sind sogar ein Merkmal, daß es wahrscheinlich ist. Die Franzosen haben ein kurzes Gedächtniß und vergessen sogar ihre gerechtesten Befürchtungen. Deshalb treten sie so oft auf als Aereure ja als Hauptacteurs, in der ungeheuern Tragödie, die der liebe Gott auf der Erde aufführen läßt. Andere Völker erleben ihre große Bewegungsperiode, ihre Geschichte, nur in der Jugend wenn sie nämlich ohne Erfahrung sich in die That stürzen; denn später im reifern Alter hält das Nachdenken und das Abwägen der Folgen die Völker wie die Individuen vom raschen Handeln zurück, und nur die äußere Noth, nicht die eigene Willensfreude, treibt diese Völker in die Arena der Weltgeschichte. Aber die Franzosen behalten immer den Leichtsinns der Jugend und so viel sie auch gestern gethan und gelitten, sie denken heute nicht mehr daran, die Vergangenheit erlöscht in ihrem Gedächtniß, und der neue Morgen treibt sie zu neuem Thun und neuem Leiden. Sie wollen nicht alt werden, und sie glauben sich vielleicht die Jugend

selbst zu erhalten, wenn sie nicht ablassen von jugendlicher Bethörung, jugendlicher Sorglosigkeit und jugendlicher Großmuth! Ja, Großmuth, eine fast kindische Güte im Verzeihen, bildet einen Grundzug des Charakters der Franzosen; aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß diese Tugend mit ihren Gebrechen aus demselben Born, der Vergesslichkeit, hervorquillt. Der Begriff „Verzeihen“ entspricht bei diesem Volke wirklich dem Worte „Vergessen“, dem Vergessen der Beleidigung. Wäre dies nicht der Fall, es gäbe täglich Mord und Todtschlag in Paris, wo bei jedem Schritte sich Menschen begegnen, zwischen denen eine Blutschuld existirt. Vor einigen Wochen sah ich einen alten Mann über die Boulevards gehen, dessen sorglose Physiognomie mir auffiel. „Wissen Sie, wer das ist?“ sprach zu mir mein Begleiter; „das ist Monsieur de Polignac, Derselbe, der am Tode so vieler Tausende von Parisern Schuld ist und auch mir einen Vater und einen Bruder gekostet! Vor zwölf Jahren hatte ihn das Volk in der ersten Wuth gern zerrissen, aber jetzt kann er hier ruhig auf dem Boulevard herumgehen.“

Diese charakteristische Gutmüthigkeit der Franzosen äußert sich in diesem Augenblick ganz besonders in Bezug auf Ludwig Philipp und seine argsten Feinde im Volk, mit Ausnahme der Carlisten, offenbaren eine rührende Theilnahme an seinem häuslichen Unglück. Die Abtrünnigen haben ihm wieder ihre Sympathien zugewendet, und ich möchte behaupten, der König ist jetzt wieder ganz populär. Als ich gestern vor Notre-Dame die Vorbereitung zur Leichenfeier betrachtete und dem Gespräch der Kurzsacken zuhörte, die dort versammelt standen, vernahm ich unter Andern die naive Neußerung: der König könne jetzt ruhig in Paris spazieren gehen, und es werde Niemand auf ihn schießen. (Welche Popularität!) Der Tod des Herzogs von Orleans, der allgemein geliebt war, hat seinem Vater die störrigsten Herzen wiedergewonnen, und die Ehe zwischen König und Volk ist durch das gemeinschaftliche Unglück gleichsam auf's Neue eingesegnet worden. Aber wie lange werden die schwarzen Flitterwochen dauern?



XLVII.

Paris den 17. September 1842.

Ich einer vierwöchentlichen Reise bin ich seit gestern wieder hier, und ich gestehe das Herz jauchzte mir in der Brust als der Postwagen über das geliebte Pflaster der Boulevards dahinrollte als ich dem ersten Puzladen mit lächelnden Grinsen gesüßtern vorüberfuhr als ich das Glockengeläute der Cocoverkäufer vernahm als die heilselige civilisirte Luft von Paris mich wieder anwehte. Es wurde mir fast glücklich zu Muth und den ersten Nationalgardisten, der mir begegnete, hätte ich umarmen können, sein zahmes gutmüthiges Gesicht grünte so witzig hervor unter der wilden rauhen Bärenmütze und sein Bajonett hatte wirklich etwas Juwelliges wodurch es sich von den Bajonetten anderer Corporationen so beruhigend unterscheidet. Warum aber war die Freude bei meiner Rückkehr nach Paris diesmal so überschwänglich, daß es mich fast bedünkte, als beträte ich den süßen Boden der Heimat, als hörte ich wieder die Laute des Vaterlandes? Warum läßt Paris einen solchen Zauber auf Fremde, die in seinem Weichbild einige Jahre verlebte? Viele wackere Landsteute die hier festhaft, behaupten, an keinem Ort der Welt könne der Deutsche sich heimischer fühlen als eben in Paris, und Frankreich selbst sei am Ende unserm Herzen nichts Anderes als ein französisches Deutschland.

Aber diesmal ist meine Freude bei der Rückkehr doppelt groß — ich komme aus England. Ja aus England, obgleich ich nicht den Canal durchschifte. Ich verweilte nämlich während vier Wochen in Boulogne-sur-mer, und das ist bereits eine englische Stadt. Man sieht dort nichts als Engländer und hört dort nichts als Englisch von Morgens bis Abends, ach sogar, des Nachts, wenn man das Unglück hat, Wandnachbarn zu besitzen, die bis tief in die Nacht bei Thee und Grog politisiren! Während vier Wochen hörte ich nichts als jene Zischlaute des Egoismus, der sich in jeder Silbe, in jeder Betonung ausspricht. Es ist gewiß eine schreckliche Ungerechtigkeit, über ein ganzes Volk das Verdammungsurtheil auszusprechen. Doch in Betreff der Engländer

könnte mich der augenblickliche Unmuth zu dergleichen verleiten, und beim Anblick der Masse vergesse ich leicht die vielen wackern und edlen Männer, die sich durch Geist und Freiheitsliebe ausgezeichnet. Aber Diese, namentlich die britischen Dichter, stachen immer desto greller ab von dem übrigen Volk, sie waren isolirte Märtyrer ihrer nationalen Verhältnisse und dann gehören große Genies nicht ihrem particulären Geburtslande, kaum gehören sie dieser Erde, der Schädelstätte ihres Leidens. Die Masse, die Stock-Engländer — Gott verzeih' mir die Sünde! — sind mir in tiefster Seele zuwider, und manchmal betrachte ich sie gar nicht als meine Mitmenschen, sondern ich halte sie für leidige Automaten, für Maschinen, deren inwendige Triebfeder der Egoismus. Es will mich dann bedünken, als hörte ich das Schnurrende Näderwerk, womit sie denken, fühlen, rechnen, verdauen und beten

— ihr Veten, ihr mechanisches anglikanisches Kirchengehen mit dem vergoldeten Gebetbuch unterm Arm, ihre blöde langweilige Sonntagsfeier, ihr linksches Frömmeln ist mir am widerwärtigsten; ich bin fest überzeugt, ein fluchender Franzose ist ein angenehmeres Schauspiel für die Gottheit, als ein betender Engländer! Zu andern Zeiten kommen diese Stock-Engländer mir vor wie ein öder Spuk, und weit unheimlicher als die bleichen Schatten der mitternächtlichen Geisterstunde sind mir jene vierschrötigen, rothbäckigen Gespenster, die schwizend im grellen Sonnenlicht umherwandeln. Dabei der totale Mangel an Höflichkeit. Mit ihrem eckigen Gliedmaßen, mit ihren steifen Ellenbogen stoßen sie überall an, und ohne sich zu entschuldigen durch ein artiges Wort. Wie müssen diese rothhaarigen Barbaren, die blutiges Fleisch fressen, erst jenen Chinesen verhaßt sein, denen die Höflichkeit angeboren, und die, wie bekannt ist, zwei Drittel ihrer Tageszeit mit der Ausübung dieser Nationaltugenden verknügen und verbüßlingen!

Ich gestehe es, ich bin nicht ganz unparteiisch, wenn ich von Engländern rede, und mein Mißurtheil, meine Abneigung, wurzelt vielleicht in den Besorgnissen ob der eigenen Wohlfahrt, ob

der glücklichen Friedensruhe des deutschen Vaterlandes. Seitdem ich nämlich tief begriffen habe, welcher schändliche Egoismus auch in ihrer Politik waltet, erfüllen mich diese Engländer mit einer grenzenlosen, grauenhaften Furcht. Ich bege den besten Respect vor ihrer materiellen Obmacht: sie haben sehr viel von jener brutalen Energie, womit die Römer die Welt unterdrückt, aber sie vereinigen mit der römischen Wolfsgier auch die Schlangenlist Karthagos. Gegen Erstere haben wir gute und sogar erprobte Waffen, aber gegen die menschlicheren Ränke jener Punier der Nordsee sind wir wehrlos. Und jetzt ist England gefährlicher als je, jetzt wo seine mercantilen Interessen unterliegen — es gibt in der ganzen Schöpfung kein so härtherziges Geschöpf, wie ein Krämer, dessen Handel in's Stocken gerathen, dem seine Kunden abtrünnig werden und dessen Waarenlager keinen Absatz mehr finden.

Wie wird England sich aus solcher Geschäfts-Kriss retten? Ich weiß nicht, wie die Frage der Fabrikarbeiter gelöst werden kann; aber ich weiß, daß die Politik des modernen Karthagos nicht sehr wähligh in ihren Mitteln ist. Ein europäischer Krieg wird dieser Selbstsucht vielleicht zuletzt als das geeignetste Mittel erscheinen, um den innern Gebreite einige Ableitung nach außen zu bereiten. Die englische Oligarchie speculirt alsdann zunächst auf den Säckel des Mittelstandes, dessen Reichtum in der That kolossal ist und zur Befoldung und Beschwichtigung der unteren Classen hinlänglich ausgebeutet werden dürfte. Wie groß auch ihre Ausgaben für indische und chinesische Expeditionen, wie groß auch ihre finanzielle Noth, wird doch die englische Regierung jetzt den pecuniären Anwand steigern wenn es ihre Zwecke fördert. Je größer das heimische Deficit, desto reichlicher wird im Ausland das englische Gold ausgestreut werden; England ist ein Kaufmann, der sich in bankerotten Zustand befindet und aus Verzweiflung ein Verschwender wird, oder viel mehr kein Geldopfer scheut, um sich momentan zu halten. Und man kann mit Geld schon Etwas ausrichten auf dieser Erde, besonders seit Jeder die Seligkeit hier unten sucht. Man hat keinen Begriff davon, wie England jährlich die ungeheuersten Summen ausgibt bloß zur Befoldung seiner ausländischen Agenten, deren Instructionen alle für den Fall eines europäischen Krieges berechnet sind, und wie wieder diese englischen

Agenten die heterogensten Talente, Tugenden und Laster im Ausland für ihre Zwecke zu gewinnen wissen.

Wenn wir Dergleichen bedenken, wenn wir zur Einsicht gelangen, daß nicht an der Seine, aus Begeisterung für eine Idee und auf öffentlichem Marktplatz, die Ruhe Europas am furchtbarsten gestört werden dürfte, sondern an der Themse, in den verschwiegenen Gemächern des foreign Office, in Folge des rohen Hungerschreies englischer Fabrikarbeiter; wenn wir dieses bedenken, so müssen wir dorthin manchmal unser Auge richten und nächst der Persönlichkeit der Regierenden auch die andrängende Noth der untern Classen beobachten. Dies aber ist keine Kleinigkeit, und es gehört dazu eine Anschauung, die man nur jenseits des Canals, auf dem Schauplatz selbst, gewinnen kann. Was ich heute beiläufig mittheile, ist nichts als flüchtige Andeutung, nothdürftiges Auffassen von Tischreden und Theegesprächen, die ich zu Boulogne unwillkürlich anhören mußte, die aber vielleicht nicht ganzlich ohne Werth waren da jeder Engländer mit der Politik seines Landes vertraut ist und in einem Wuth von langweiligen Details immer einige mehr oder minder bedeutende Dinge zu Markte bringt. Ich bediente mich eben des Ausdrucks „die Politik seines Landes“; diese ist bei den Engländern nichts Anderes, als eine Masse von Ansichten über die materiellen Interessen Englands und eine richtiges Abwägen der ausländischen Zustände, inwieweit sie für Englands Wohl und Handel schädlich oder heilsam sein können. Es ist merkwürdig, wie sie Alle, vom Premierminister bis zum geringsten Flickschneider, hierüber die genauesten Notizen im Kopf tragen und bei jedem Tagesereigniß gleich herausfinden, was England dabei zu gewinnen oder zu verlieren hat, welcher Nutzen oder welcher Schaden für das liebe England daraus entstehen kann. Hier ist der Inbegriff ihres Egoismus wahrhaft bewunderungswürdig. Sie unterscheiden sich hiedurch sehr auffallend von den Franzosen, die selten übereinstimmen in ihren Ansichten über die materiellen Interessen ihres Landes, im Reiche der Thatsachen eine brillante Unwissenheit verrathen, und immer nur mit Ideen beschäftigt sind und nur über Ideen discutiren. Französische Politiker die eine englische Pointüre mit französischem Idealismus vereinigen sind

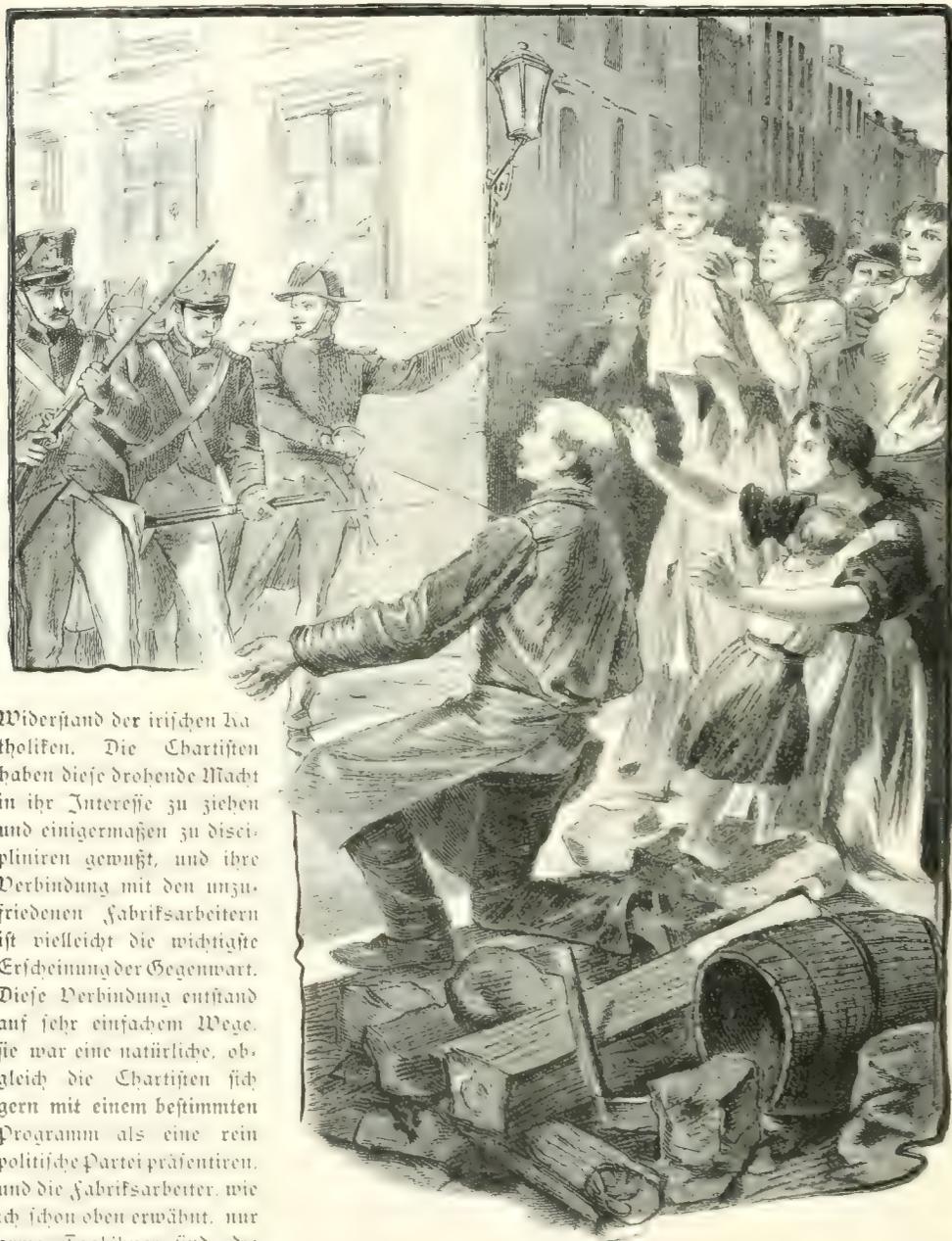
sehr selten. Guizot ragt in dieser Beziehung am glorreichsten hervor. Die Engländer die ich über Guizot reden hörte, verriethen keineswegs eine so große Sympathie für ihn, wie man gewöhnlich glaubt; im Gegentheil, sie behaupteten, jeder andere Minister würde ihnen weniger Respect, aber weit mehr materielle Vortheile angedeihen lassen, nur über seine Größe als Staatsmann sprachen sie mit unparteiischer Verehrung. Sie rühmten seine *consistance* und verglichen ihn gewöhnlich mit Sir Robert Peel, den aber Guizot nach meiner Ansicht hummelhoch überflügelt, eben weil ihm nicht bloß alles that-sächliche Wissen zu Gebote steht, sondern weil er auch Ideen im Haupt trägt — Ideen, wovon der Engländer keine Ahnung hat. Ja, er hat von der gleichen keine Ahnung und das ist das Unglück Englands; den nur Ideen können hier retten, wie in allen verzweilungsreichen Fällen. Wie jämmerlich mußte Peel in einer merkwürdigen Rede beim Schluß des Parlaments seine Unmacht eingestehen!

Die gesteigerte Noth der untern Volksclassen ist ein Gebreche, das die unwissenden Feldscherer durch Ueberlässe zu heben glauben, aber ein solches Blutvergießen wird eine Verschlimmerung hervorzubringen. Nicht von außen durch die Lanzette, nein, nur von innen heraus, durch geistige Medicamente, kann der sieche Staatskörper geheilt werden. Nur sociale Ideen können hier eine Rettung aus der verhängnißvollen Noth herbeiführen, aber, um mit Saint-Simon zu reden, auf allen Werften Englands gibt es keine einzige große Idee; nichts als Dampfmaschinen und Hunger. Jetzt ist freilich der Aufruhr unterdrückt, aber durch öftere Ausbrüche kann es wohl dahin kommen, daß die englischen Fabriksarbeiter, die nur Baum- und Schafwolle zu verarbeiten wissen, sich auch ein Bischen in Menschenfleisch versuchen und sich die nöthigen Handgriffe aneignen, und endlich dieses blutige Gewerbe ebenso muthvoll ansüßen, wie ihre Collegen, die Ouvriers zu Lyon und Paris, und dann dürfte es sich endlich ereignen, daß der Besieger Napoleons, der Feldmarschall Mylord Wellington, der jetzt wieder sein Oberschergenamt angetreten hat, mitten in London sein Waterloo fände. In gleicher Weise möchte leicht der Fall eintreten, daß seine Myrmidonen ihrem Meister den Gehorsam aufkündigten. Es zeigen sich schon jetzt sehr bedenkliche Symptome solcher Gesinnung bei dem englischen

Militär, und in diesem Augenblick sitzen fünfzig Soldaten im Towergefängniß zu London, welche sich geweigert hatten, auf das Volk zu schießen. Es ist kaum glaublich, und es ist dennoch wahr, daß englische Rothröcke nicht dem Befehl ihrer Officiere, sondern der Stimme der Menschlichkeit gehorchten und jener Peitsche vergaßen, welche die Katze mit neun Schwänzen (*the cat of nine tails*) heißt und mitten in der stolzen Hauptstadt der englischen Freiheit ihren Heldenrücken beständig bedroht — die Krone Großbritanniens! Es ist herzerreißend, wenn man sieht, wie die Weiber weinend den Soldaten entgegentraten und ihnen zuriefen: „Wir brauchen keine Kugeln, wir brauchen Brot.“ Die Männer kreuzten ergebungsvoll die Arme und sprachen: „Denn Hunger müßt ihr todtschießen, nicht uns und unsere Kinder.“ Der gewöhnliche Schrei war: „Schießt nicht, wir sind ja Alle Brüder!“

Solche Berufung auf die Fraternität mahnt mich an die französischen Communisten, bei denen ich ähnliche Redeweisen zuweilen vernahm. Diese Redeweisen, wie ich besonders in Lyon bemerkte, waren durchaus nicht auffallend oder stark gefärbt, weder pikant noch originell; im Gegentheil, es waren die abgedroschensten, plattesten Gemeinplätze, welche der Troß der Communisten im Munde führte. Aber die Macht ihrer Propaganda besteht nicht sowohl in einem gut formulirten Prospectus von bestimmten Beklagnissen und bestimmten Forderungen, sondern in einem tiefwehmüthigen und fast sympathetisch wirkenden Ton, womit sie die banalsten Dinge äußern, z. B. „Wir sind Alle Brüder“ u. s. w. Der Ton und allenfalls ein geheimer Händedruck bilden alsdann den Commentar zu diesen Worten und verleihen ihnen ihre welkerschütternde Bedeutung. Die französischen Communisten stehen überhaupt auf demselben Standpunkt mit den englischen Fabriksarbeitern, nur daß der Franzose mehr von einer Idee, der Engländer hingegen ganz und gar vom Hunger getrieben wird.

Der Aufruhr in England ist für den Augenblick gestillt, aber nur für den Augenblick; er ist bloß vertagt, er wird mit jedesmal gesteigerter Macht auf's Neue ausbrechen, und ist um so gefährlicher, da er immer die rechte Stunde abwarten kann. Wie aus vielen Anzeichen einleuchtet, ist der Widerstand der Fabriksarbeiter jetzt ebenio praktisch organisiert, wie einst der



Widerstand der irischen Katholiken. Die Chartisten haben diese drohende Macht in ihr Interesse zu ziehen und einigermaßen zu disciplinieren gewußt, und ihre Verbindung mit den unzufriedenen Fabrikarbeitern ist vielleicht die wichtigste Erscheinung der Gegenwart. Diese Verbindung entstand auf sehr einfachem Wege. Sie war eine natürliche, obgleich die Chartisten sich gern mit einem bestimmten Programm als eine rein politische Partei präferieren, und die Fabrikarbeiter, wie ich schon oben erwähnt, nur arme Tagelöhner sind, die vor Hunger kaum sprechen können und gleichgiltig gegen alle Regierungsform, nur das liebe Brot verlangen. Aber das Wort meldet selten den innern Verzensgedanken einer Partei, es ist nur ein äußerliches Erkennungszeichen, gleich-

tam die gesprochene Losung, der Chartist der sich auf die politische Frage zu beschränken vorgibt begt Wünsche im Gemüthe die mit den vagsten Gerüchten jener hungrigen Handwerker tief übereinstimmen, und diese können ihrerseits

immerhin das Programm der Chartisten zu ihrem Feldgeschrei wählen, ohne ihre Zwecke zu verabsäumen. Die Chartisten nämlich verlangen erstens, daß das Parlament nur aus einer Kammer bestehe und durch alljährliche Wahlen erneuert werde; zweitens, daß durch geheimes Votiren die Unabhängigkeit der Wähler sichergestellt werde; endlich, daß jeder geberne Engländer, der in's Mannesalter getreten, Wähler und wählbar sei. Davon können wir noch immer nicht offen sagen die nothleidenden Arbeiter von Gesetzbüchern ebensowenig wie von Kochbüchern wird der Mensch satt und hungrig. Warret nur entgegenet die Chartisten bis jetzt saßen im Parlamente nur die Reichen, und diese sorgten nur für die Interessen ihrer eigenen Besitzthümer; durch das neue Wahlgesetz, durch die Charte werden aber auch die Handwerker oder ihre Vertreter in's Parlament kommen, und da wird es sich wohl ausweisen, daß die Arbeit eben so gut wie jeder andere Besitz ein Eigenthumsrecht in Anspruch nehmen kann, und es einem Fabrikherrn ebensowenig erlaubt sein dürfte, den Tagelohn des Arbeiters nach Willkür herabzusetzen, wie es ihm nicht erlaubt ist, das Mobilien- oder Immobilienvermögen seines Nachbarn zu beinträchtigen. Die Arbeit ist das Eigenthum des Volks, und die daraus entspringenden Eigenthumsrechte sollen durch das regenerirte Parlament sanctionirt und geschützt werden." Ein Schritt weiter, und diese Leute sagen, die Arbeit sei das Recht des Volks; und da dieses Recht auch die Berechtigung zu einem unbedinglichen Arbeitslohne zur Folge hätte, so führt der Chartismus wo nicht zur Gütergemeinschaft doch gewiß zur Erschütterung der bisherigen Eigenthumsidee, des Grundpfeilers der heutigen Gesellschaft, und in jenen chartistischen Anfängen läge, in ihre Consequenzen verfolgt eine soziale Umwälzung, wogegen die französische Revolution als sehr zahn und bescheiden erscheinen dürfte.

Hier offenbart sich wieder die Hypokrisie und der praktische Sinn der Engländer im Gegensatz

zu den Franzosen: Die Chartisten verbergen unter legalen Formen ihren Terrorismus, während die Communisten ihn freimüthig und unumwunden aussprechen. Letztere tragen freilich noch einige Scheu, die letzten Consequenzen ihres Princips beim rechten Namen zu nennen, und discutirt man mit ihren Hauptlingen, so vertheiligen sich diese gegen den Vorwurf, als wollten sie das Eigenthum abschaffen, und sie behaupten dann, sie wollten im Gegentheil das Eigenthum auf eine breitere Basis etabliren, sie wollten ihm eine umfassendere Organisation verleihen. Du lieber Himmel, ich fürchte, das Eigenthum würde durch den Eifer solcher Organisatoren sehr in die Krümpe gehen, und es würde am Ende nichts als die breite Basis übrig bleiben. „Ich will dir die Wahrheit gestehen,“ sagte mir jüngst ein communistscher Freund, „das Eigenthum wird keineswegs abgeschafft werden, aber es bekommt eine neue Definition.“

Es ist nun diese neue Definition, die hier in Frankreich dem herrschenden Bürgerstande eine große Angst einflößt, und dieser Angst verdankt Ludwig Philipp seine ergebensten Anhänger, die eifrigsten Stützen seines Thrones. Je heftiger die Stützen zittern, desto weniger schwankt der Thron, und der König braucht nichts zu fürchten, eben weil die Furcht ihm Sicherheit gibt. Auch Guizot erhält sich durch die Angst vor der neuen Definition, die er mit seiner scharfen Dialektik so meisterhaft bekämpft, und ich glaube nicht, daß er so bald unterliegt, obgleich die herrschende Bourgeoisie, für die er so viel gethan und so viel thut, kein Herz für ihn hat. Warum lieben sie ihn nicht? Ich glaube erstens weil sie ihn nicht verstehen, und zweitens weil man Denjenigen, der unsre eignen Güter schützt, immer weit weniger liebt, als Denjenigen, der uns fremde Güter verspricht.

So war es einst in Athen, so ist es jetzt in Frankreich, so wird es in jeder Demokratie sein, wo das Wort frei ist und die Menschen leichtgläubig.



XLVIII.

Paris den 4. December 1842.



Wird sich Guizot halten? Es hat mit einem französischen Ministerium ganz dieselbe Verwandtschaft wie mit der Liebe — man kann nie ein sicheres Urtheil fällen über seine Stärke und Dauer. Man glaubt zuweilen, das Ministerium wuzle unerlöschlich rein und tiefe es stürzt den nächsten Tag durch einen geringen Windzug. Noch öfter glaubt man, das Ministerium wackle seinem Untergang entgegen es könne sich nur noch wenige Wochen auf den Beinen halten, aber zu unserer Verwunderung zeigt es sich alsbald noch kräftiger als früher und überlebt alle diejenigen die ihm schon die Leichenrede hielten. Vor vier Wochen den 29. October feierte das Guizot'sche Ministerium seinen dritten Geburtstag, es ist jetzt über zwei Jahre alt, und ich sehe nicht ein, warum es nicht länger leben sollte auf dieser schönen Erde, auf dem Boulevard des Capucines, wo grüne Bäume und gute Luft. Freilich, gar viele Ministerien sind dort schnell begraben worden, aber diese haben ihr frühes

Ende immer selbst verthuldet, sie haben sich zu viel Bewegung gemacht. Ja was bei uns Andern die Gesundheit fördert, die Bewegung, das macht ein Ministerium todtkrank, und namentlich der erste März ist daran gestorben. Sie können nicht stillstehen diese Leichen. Der öftere Regierungswechsel in Frankreich ist nicht bloß eine Nachwirkung der Revolution sondern auch ein Ergebnis des Nationalcharakters der Franzosen denen das Handeln, die Thätigkeit, die Bewegung ein ebenso großes Bedürfnis ist, wie uns Deutschen das Tabak rauchen, das stille Denken und die Gemüthsruhe; gerade dadurch, daß die französischen Staatslenker so rüthig sind und sich beständig etwas Neues zu schaffen machen, geraten sie in baldbrechende Verwicklungen. Dies gilt nicht bloß von den Ministerien, sondern auch von den Dynastien, die immer durch eigene Activität ihre Katastrophe beschleunigt haben. Ja, durch dieselbe fatale Ursache, durch die unermüdlige Activität, ist nicht bloß Chiers gefallen, sondern auch der stärkere Napoleon, der bis an sein seliges Ende auf dem Throne geblieben wäre, wenn er nur die Kunst

des Stillstehens, die bei uns den kleinen Kindern zuerst gelehrt wird, besessen hätte! Diese Kunst besitzt aber Herr Guizot in einem hohen Grade, er hält sich marmorn still wie der Obelisk des Engor, und wird deshalb sich länger erhalten, als man glaubt. Er thut nichts und das ist das Geheimniß seiner Erhaltung. Warum aber thut er nichts? Ich glaube zunächst weil er wirklich eine gewisse germanische Gemüthsruhe besitzt und von der Sucht der Geschäftigkeit weniger geplagt wird als seine Landsleute. Oder thut er nichts, weil er so viel versteht? Je mehr wir wissen je tiefer und umfassender unsre Einsichten sind, desto schwerer wird uns das Handeln, und wer alle Folgen jedes Schrittes immer voraussehen, der würde gewiß bald aller Bewegung entsagen und seine Hände nur dazu gebrauchen, um seine

eigenen Füße zu binden. Das weiteste Wissen verdammt uns zur engsten Passivität.

Indessen — was auch das Schicksal des Ministeriums sein möge — laßt uns die letzten Tage des Jahrs, das, Gottlob! seinem Ende naht, so resignirt als möglich ertragen. Wenn uns nur der Himmel nicht zum Schluß mit einem neuen Unglück heimsucht! Es war ein schlechtes Jahr, und wäre ich ein Tendenzpoet, ich würde mit meinen mißlönend poltrigsten Versen dem scheidenden Jahre ein Charivari bringen. In diesem schlechten, schändlichen Jahre hat die Menschheit viel erduldet, und sogar die Bankiers haben einige Verluste erlitten. Welch ein schreckliches Unglück war z. B. der Brand auf der Versäfler Eisenbahn! Ich spreche nicht von dem verunglückten Sonntagspublicum, das bei dieser Gelegenheit gebraten oder gesotten wurde; ich spreche vielmehr von der überlebenden Sabbathcompagnie, deren Actien um so viele Percente gefallen sind und die jetzt dem Ausgang der Proceße, die jene Katastrophe hervorgerufen, mit zitternder Besorgniß entgegensehen. Werden die Stifter der Compagnie den verwaisten oder verstümmelten Opfer ihrer Gewinnsucht einigen Schadenersatz gewähren müssen? Es wäre entsetzlich! Diese beklagenswerthen Millionäre haben schon so viel eingebüßt, und der Profit von andern Unternehmungen mag in diesem Jahre das Deficit kaum decken. Dazu kommen noch andere Fatalitäten, über die man leicht den Verstand verlieren kann, und an der Börse versicherte man gestern, der Halbbanker Läuferdorf wolle zum Christenthum übergehen. Andern geht es besser, und wenn auch die *rive gauche* gänzlich in's Stocken gerieth, könnten wir uns damit trösten, daß die *rive droite* desto erfreulicher gedeiht. Auch die südfranzösischen Eisenbahnen sowie die jüngst concessionirten, machen gute Geschäfte, und wer gestern noch ein armes Lämpchen war, ist heute schon ein reicher Lump. Namentlich der dünne und langnasige Herr * versichert: er habe „Grund“, mit der Vorsehung zufrieden zu sein. Ja, während ihr Andern in philosophischen Speculationen eure Zeit vertrödelt, speculirte und trödelt dieser dünne Geist mit Eisenbahnactien, und einer seiner Gönner von der hohen Bank sagte mir jüngst: „Sehen Sie, das Kerlchen war gar nichts, und jetzt hat es Geld, und es wird noch mehr Geld verdienen, und es hat sich all sein Lebtag nicht

mit Philosophie abgegeben.“ Wie doch diese Pilze in allen Ländern und Zeiten dieselben gewesen! Mit besonderer Verachtung haben sie immer auf Schriftsteller herabgesehen, die sich mit jenen uneigennütigen Studien beschäftigen, die wir Philosophie nennen. Schon vor achtzehnhundert Jahren, wie Petron erzählt, ließ ein römischer Parvenü sich folgende Grabschrift setzen: „Hier ruht Straberius — er war anfangs gar nichts, er hinterließ jedoch dreihundert Millionen Sesterzien, er hat sich sein Lebtag nicht mit Philosophie abgegeben; folge seinem Beispiel, und du wirst dich wohl befinden.“

Hier in Frankreich herrscht gegenwärtig die größte Ruhe. Ein abgematteter, schläfriger, gähnender Friede. Es ist Alles still, wie in einer verschneiten Winternacht. Nur ein leiser monotoner Tropfenfall. Das sind die Zinsen, die fortlaufend hinabträufeln in die Capitalien, welche beständig anschwellen; man hört ordentlich, wie sie wachsen, die Reichthümer der Reichen. Dazwischen das leise Schluchzen der Armut. Manchmal auch flirrt Etwas wie ein Messer, das gewetzt wird. Nachbarliche Tumulte kümmern uns sehr wenig, und nicht einmal das rassende Schilderheben in Barcelona hat uns hier aufgestört. Der Nordspectakel, der im Studierzimmer der Mademoiselle Heinefetter zu Brüssel vorfiel, hat uns schon weit mehr interessirt, und ganz besonders sind die Damen ungehalten über dieses deutsche Gemüth, das trotz eines mehrjährigen Aufenthalts in Frankreich doch noch nicht gelernt hatte, wie man es anfängt, daß zwei gleichzeitige Anbeter sich nicht auf der Wahlstätte ihres Glücks begegnen. Die Nachrichten aus dem Osten erregten gleichfalls ein unzufriedenes Gemurmel im Volke, und der Kaiser von China hat sich eben so stark blamirt, wie Mademoiselle Heinefetter. Nutzloses Blutvergießen, und die Blume der Mitte ist verloren. Die Engländer sind überrascht, so leichten Kaufs mit dem Bruder der Sonne und dem Vetter des Mondes fertig geworden zu sein, und sie berechnen schon, ob sie die jetzt überflüssigen Kriegsrüstungen im indischen Meere gegen Japan richten sollen, um auch dieses Land zu brandschatzen. An einem loyalen Vorwande zum Angriff wird es gewiß auch hier nicht fehlen. Sind es nicht Opiumfässer, so sind es die Schriften der englischen Missionsgesellschaft, die von der japanischen Sanitätscommission confiscirt worden.



Vielleicht bespreche ich in einem spätern Briefe, wie England seine Kriegszüge bemäntelt. Die Drohung, daß britische Großmuth uns nicht zu Hilfe kommen werde, wenn Deutschland einfiel wie Polen getheilt werden dürfte, erschreckt mich nimmermehr. Erstens kann Deutschland nicht getheilt werden. Theile mal Einer das fürstenthum Liechtenstein oder Greiz-Schleiz! Und zweitens ist Deutschland trotz seiner Zerstückelung

die gewaltigste Macht der Welt, und diese Macht ist im wunderbarsten Wachstum. Ja, Deutschland wird täglich stärker, der Nationalstimm verleiht ihm eine innere Einheit, die unverwundlich, und es ist gewiß ein Symptom unserer steigenden Volksbedeutung, daß die Engländer, die einst nur den fürsten Subsidien gezahlt, jetzt auch den deutschen Tribunen, die mit der Feder den Rhein vertheidigen, ihre Druckkosten erziehen. — —



XLIX.

Paris, den 31. December 1842.

Noch ein kleiner Auftritt, und das alte böse Jahr rollt hinunter in den Abgrund der Zeit. Dieses Jahr war eine Satire auf Ludwig Philipp auf Guizot, auf Alle, die sich so viel Mühe gegeben haben, den Frieden in Europa zu erhalten. Dieses Jahr ist eine Satire auf den Frieden selbst, denn im geruhfamen Schoße desselben wurden wir mit Schrecknissen heimgesucht, wie sie der gefürchtete Krieg gewiß nicht schrecklicher hervorbringen konnte. Entsetzlicher Wonnemond, wo fast gleichzeitig in Frankreich, in Deutschland und Haiti die fürchterlichsten Trauerspiele aufgeführt wurden! Welches Zusammentreffen der unerhörtesten Unglücksfälle! Welche boshafte Witz des Zufalls! Welche böllische Ueberraschungen! Ich kann mir die Verwunderung denken, womit die Bemobner des Schattenreichs die neuen Ankömmlinge vom 6. Mai betrachteten, die gepulzten Sonntagsgesichter, Studenten, Grisetten, junge Ehepaare, veranügnungslüchtige Droguisten, Pfeifsticker von allen Farben, die zu Versailles die Kunstwasser springen sahen und statt in Paris, wo schon die Mittagstafel für sie gedeckt war plötzlich in der Unterwelt anlangten! Und zwar

verhimmelt, geleitet und gekhört! Ist es der Krieg, der euch so schände zugerichtet? „Ach nein, wir haben Frieden und wir kommen eben von einer Spazierfahrt.“ Auch die gebratenen Spritzenleute und Ligenbrüder, die einige Tage später aus Hamburg ankamen, muhten nicht geringes Erstaunen im Lande Pluto's erregen. Seid ihr die Opfer des Kriegsgottes? war gewiß die Frage, womit sie empfangen wurden. „Nein, unsere Republik hat Frieden mit der ganzen Welt, der Tempel des Janus war geschlossen, nur die Bacchushalle stand offen, und wir lebten im ruhigen Genuße unsrer spartanischen Mockerturnsuppen, als plötzlich das große Feuer entstand, worin wir umkamen.“ Und eure berühmten Löschanstalten? Die sind gerettet, nur ihr Ruhm ist verloren.“ Und die alten Perücken? „Die werden wie gepuderte Phönire aus der Wäbe hervorstiegen.“ Den folgenden Tag, während Hamburg noch loderte, entstand das Erdbeben zu Haiti und die armen schwarzen Menschen wurden zu Tausenden in's Schattenreich hinabgeschleudert. Als sie bluttriefend anlangten, glaubte man gewiß dort unten sie kamen aus einer Schlacht



mit den Werken, und sie seien von diesen gemehelt oder gar als revoltirte Sklaven zu Tode gepeitscht worden. Nein, auch diesmal irrten sich die Leute am Styr. Nicht der Mensch, sondern die Natur hatte das große Blutbad angerichtet auf jener Insel, wo die Sklaverei längst abgeschafft, wo die Verfassung eine republikanische ist, ohne verjüngende Keime, aber wurzelnd in ewigen Vernunftgesetzen; es herrscht dort Freiheit und Gleichheit sogar schwarze Preßfreiheit. — Greiz-Schleiz ist keine solche Republik, kein so hitziger Boden wie Haiti, wo das Zuckerrohr, die Kaffeestände und die schwarze Preßfreiheit wächst, und also ein Erdbeben sehr leicht entstehen konnte; aber trotz des zahmen Kartoffelklimas, trotz der Cenur, trotz der geduldigen Verse, die eben declamirt oder gesungen wurden, ist den Greiz-Schleizern, während sie vergnügt und schaulustig im Theater saßen, plötzlich das Dach auf den Kopf gefallen,

und ein Theil des verehrungswürdigen Publicums sah sich unerwartet in den Orcus geschleudert!

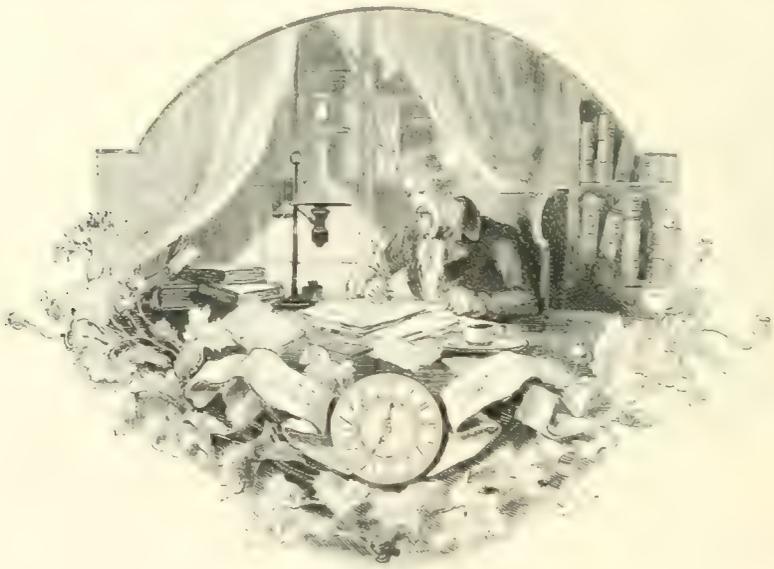
Ja, im sanftseligsten Stilleben, im Zustande des Friedens, häufte sich mehr Unheil und Elend, als jemals der Horn Bellona's zusammentrompeten konnte. Und nicht blos zu Lande sondern auch zu Wasser haben wir in diesem Jahr das Außerordentliche erduldet. Die zwei großen Schiffbrüche an den Küsten von Südafrika und der Manche gehören zu den schauderhaftesten Capiteln in der Martyrgegeschichte der Menschheit. Wir haben keinen Krieg, aber der Frieden richtet uns hin, und gehen wir nicht plötzlich zu Grunde durch einen brutalen Zufall, so sterben wir doch allmählig an einem gewissen schleichenden Gift, an einer Aaaa Coffana, welche uns in den Kelch des Lebens geträufelt worden, der Himmel weiß, von welcher Hand!

Ja, nur der Himmel weiß es, nicht wir, die wir in der Ungeduld des langweiligsten Schmerzes die Urheber desselben vergebens errathen wollen und, blind umhertappend, nicht selten die unschuldigen Leidensgenossen verletzen. Wir haben immer Recht in Betreff der Thatsache, nämlich daß Gismischerei stattgefunden und daß wir daran erkrankten; aber was die Personen betrifft, auf die unser Verdacht fällt, so ist Irrthum an allen Ecken, und es ist manchmal heilfam, sich darüber auszusprechen. Es ist manchmal sogar Pflicht, und in dieser Beziehung habe ich über den Schluß meines letzten Briefes eine erläuternde Bemerkung nachzuschicken. Ich habe nämlich in jenen Schlußworten keineswegs die Ehrlichkeit der Gesinnung, die Wahrhaftigkeit und Ehrenfestigkeit irgend eines deutschen Tribunen, der unsern Rhein vertheidigt, zu verunglimpfen gesucht, sondern ich habe nur auf die Ausbildung eines Systems hindeuten wollen, das jenseits des Canals seit dem Beginn der französischen Revolution gegen Frankreich angewendet worden; jenes System ist eine Thatsache, die historisch bewiesen. Ich hatte nur jene britische Vereitwilligkeit im Auge, die wenn sie auch nicht selbst schießt, doch wenigstens die Bomben liefert, wie zu Barcelona. Ich glaube mich zu dieser Bemerkung verpflichtet; der Zwiespalt zwischen den sogenannten Nationalen und den Rationalen wird täglich klaffender, und Letztere müssen eben ihre Vernünftigkeit dadurch beurfunden, daß sie den Groll gegen die Idee nicht die Diener derselben entgelteln lassen.

Wie die Römer wenn sie eine Stadt mit Sturm einnehmen wollten, vorher die Götter aufforderten das Weichbild der bedrohten Stadt zu verlassen aus Furcht, daß sie im Tumult irgend eine Gottheit beschädigen möchten, so wollen wir, die wir Krieg führen mit Gottheiten, mit Ideen, uns im Ge gentheil davor hüten, daß wir nicht die Diener derselben, die Menschen, im Kampfgewühl ver legen!

Ich schreibe diese Zeilen in den letzten Stunden des scheidenden bösen Jahres. Das neue steht

vor der Thür. Möge es minder grausam sein als sein Vorgänger! Ich sende meinen weh mütigsten Glückwunsch zum Neujahr über den Rhein. Ich wünsche den Dummen ein Bischen Verstand und den Verständigen ein Bischen Poesie. Den Frauen wünsche ich die schönsten Kleider und den Männern sehr viel Geduld. Den Reichen wünsche ich ein Herz und den Armen ein Stückchen Brod. Vor Allem aber wünsche ich daß wir in diesem neuen Jahr einander so wenig als möglich verleumden mögen.



L.

Paris den 2 Februar 1847

Worüber ich am meisten erstaune, das ist die Unstelligkeit dieser Franzosen, das geschickte Ueber gehen oder vielmehr Ueberspringen von einer Beschäftigung in die andere in eine ganz bere rogene. Es ist dieses nicht blos eine Eigenschaft des leichten Naturells, sondern auch ein histo risches Erwerbniß, sie haben sich im Laufe der Zeit ganz losgemacht von hemmenden Vor urtheilen und Pedanterien. So geschah es daß die Emigranten die während der Revolution zu uns herüberflüchteten den Wechsel der Verhält nisse so leicht ertrugen und Manche darunter um das liebe Brod zu gewinnen, sich aus dem

Stegreif ein Gewerbe zu schaffen wußten. Meine Mutter hat mir oft erzählt wie ein französischer Marquis sich damals als Schuster in unserer Stadt etablirte und die besten Damenschuhe ver fertigte; er arbeitete mit Lust, pflüß die ergöt lichsten Liedchen, und vergaß alle frühere Herr lichen. Ein deutscher Edelmann hatte unter den selben Umständen ebenfalls zum Schusterhandwerk seine Zukunft genommen, aber er hatte sich gewiß nicht so heiter in sein ledernes Schicksal gefügt, und er würde sich jedenfalls auf männliche Stiefel gelegt haben auf schwere Sporenstiefel die an den alten Ritterstand erinnern. Als die Franzosen



über den Rhein kamen mußte unter Marous seine Boutique verlassen und er zog nach einer andern Stadt, ich glaube nach Kassel, wo er der beste Schneider wurde; ja ohne Lehrjahre emigrierte er solchermassen von einem Gewerbe zum andern, und erreichte darin gleich die Meisterschaft — was einem Deutschen unbegreiflich erscheinen dürfte nicht bloss einem Deutschen von Adel, sondern auch dem gewöhnlichsten Bürgerkind. Nach dem Sturze des Kaisers kam der gute Mann mit ergrauten Haaren, aber unverändert jungem Herzen in die Heimat zurück, und schnitt ein so hochadliges Gesicht und trug wieder so stolz die Nase, als hätte er niemals den Pflriem oder die Nadel geführt. Es ist ein Irrthum wenn man von den Emigranten behauptete, sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen; im Gegentheil, sie hatten Alles vergessen, was sie gelernt. Die Helden der napoleonischen Kriegszeit, als sie abgedankt oder auf halben Sold gesetzt wurden, warfen sich ebenfalls mit dem größten Geiz in die Gewerbsthätigkeit des Friedens, und jedesmal wenn ich in das Comptoir von Delloye trat, hatte ich meine liebe Verwunderung, wie der

ehemalige Colonel jetzt als Buchhändler an seinem Pulte saß, umgeben von mehreren weißen Schnurrbärten, die ebenfalls als brave Soldaten unter dem Kaiser gefochten, jetzt aber bei ihrem alten Cameraden als Buchhalter oder Rechnungsführer, kurz als Commis dienten.

Aus einem Franzosen kann man Alles machen, und Jeder dünkt sich zu Allem geschickt. Aus dem kümmerlichen Bühnendichter entsteht plötzlich wie durch einen Theatercoup, ein Minister, ein General, ein Kirchenlicht, ja ein Herrgott. Ein merkwürdiges Beispiel der Art hieron die Transformationen unseres lieben Charles Duveyrier, der einer der erleuchtetsten Dignitäre der Saint-Simonistischen Kirche war, und, als diese aufgehoben wurde, von der geistlichen Bühne zur weltlichen überging. Dieser Charles Duveyrier saß in der Salle Carthou auf der Weltausstellung zur Seite des Vaters nämlich Enfantin's; er zeichnete sich aus durch einen gott-erleuchteten Prophetenton, und auch in der Stunde der Prüfung gab er als Martyrer Zeugniß für die neue Religion. Von den Lustspielen Duveyrier's wollen wir heute nicht reden, sondern von seinen politischen Proskriben; denn er hat die Theatercarriere wieder verlassen und sich auf das Feld der Politik begeben, und diese neue Umwandlung ist vielleicht nicht minder

merkwürdig. Aus seiner Feder flossen die kleinen Schriften die allwöchentlich unter dem Titel: „Lettres politiques“ herauskommen. Die erste ist an den König gerichtet, die zweite an Guizot, die dritte an den Herzog von Nemours, die vierte an Thiers. Sie zeugen sammtlich von vielem Geiß. Es herrscht darin eine edle Gesinnung, ein lobenswerther Widerwille gegen barbarische Kriegsgelüste, eine schwärmerische Begeisterung für den Frieden. Von der Ausbeutung der Industrie erwartet Duveyrier das goldne Zeitalter. Der Messias wird nicht auf einem Esel, sondern auf einem Dampfwagen den segensreichen Einzug halten. Namentlich die Broschüre, die an Thiers gerichtet, oder vielmehr gegen ihn gerichtet, athmet diese Gesinnung. Von der Persönlichkeit des ehemaligen Conseilspräsidenten spricht der Verfasser mit hinlänglicher Ehrfurcht. Guizot gefällt ihm, aber Moïse gefällt ihm besser. Dieser Hintergedanke dämmert überall durch.

Ob er mit Recht oder mit Unrecht irgend einem von den Dreien den Vorrang gibt ist schwer zu bestimmen. Ich meinestheils glaube nicht, daß

Einer besser als der Andere, und ich bin der Meinung, daß Jeder von ihnen als Minister immer Dasselbe thun wird was auch unter denselben Umständen der Andere thäte. Der wahre Minister, dessen Gedanke überall zur That wird, der sowohl governirt als regirt, ist der König, Ludwig Philipp, und die erwähnten drei Staatsmänner unterscheiden sich nur in der Art und Weise, wie sie sich mit der Vorherrschaft des königlichen Gedankens abfinden.

Herr Thiers sträubt sich im Anfang sehr barsch, macht die redseligste Opposition, trompetet und trommelt, und thut doch am Ende, was der König wollte. Nicht blos seine revolutionären Gefühle, sondern auch seine staatsmännischen Ueberzeugungen sind im beständigen Widerspruch mit dem königlichen Systeme: er fühlt und weiß, daß dieses System auf die Länge scheitern muß und ich könnte die erschütterlichsten Aeußerungen Thiers' über die Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände mittheilen. Er kennt zu gut seine Franzosen und zu gut die Geschichte der französischen Revolution, um sich dem Quetzismus der siegreichen Bourgeoispartei ganz hingeben zu können und an den Maulkorb zu glauben, den er selbst dem tausendköpfigen Ungeheuer angelegt hat; sein feines Ohr hört das innerliche Klammern er hat sogar Furcht einst von dem entzügeltten Ungethüm zerrissen zu werden - und demnach thut er, was der König will.

Mit Herrn Guizot ist es ganz anders. Für ihn ist der Sieg der Bourgeoispartei eine vollendete Thatsache an der er nicht zweifelt, und er ist mit all seinen Fähigkeiten in den Dienst dieser neuen Macht getreten, deren Herrschaft er durch alle Künste des historischen und philosophischen Scharfsinns als vernünftig und folglich auch als berechtigt, zu stützen weiß. Das ist eben das Wesen eines Doctrinärs, daß er für Alles, was er thun will, eine Doctrin findet. Er steht vielleicht mit seinen geheimsten Ueberzeugungen über dieser Doctrin, vielleicht auch darunter was weiß ich? Er ist zu geistesbegabt und vielseitig wissend, als daß er nicht im Grunde ein Sceptiker wäre, und eine solche Skepsis verträgt sich mit dem Dienste, den er dem Systeme widmet, dem er sich einmal ergeben hat. Jetzt ist er der treue Diener der Bourgeois Herrschaft, und hart wie ein Herzog von Alba wird er sie mit unerbittlicher Consequenz bis zum letzten Momente verteidigen.

Bei ihm ist kein Schwanken, kein Zagen er weiß, was er will, und was er will, thut er. Fällt er im Kampfe, so wird ihn auch dieser Sturz nicht erschüttern, und er wird blos die Achseln zucken. War doch das, wofür er kämpfte, ihm im Grunde gleichgiltig. Siegt etwa einst die republikanische Partei oder gar die der Communisten, so rathe ich diesen braven Leuten, den Guizot zum Minister zu nehmen, seine Intelligenz und seine Halsstarrigkeit auszubeuten, und sie werden besser dabei stehen, als wenn sie ihren erprobtesten Dummköpfen der Bürgertugend das Gouvernement in Händen geben. Ich möchte einen ähnlichen Rath den Henriquinquisten ertheilen, für den unmöglichen Fall, daß sie einst wieder durch ein Nationalunglück durch ein Strafgericht Gottes in Weitz der officiellen Gewalt geriethen; nehmt den Guizot zum Minister, und ihr werdet euch dreimal vierundzwanzig Stunden länger halten können, und ich fürchte, Herrn Guizot nicht Unrecht zu thun, wenn ich die Meinung ausspreche, daß er so tief herabsteigen könnte, um eure schlechte Sache durch seine Beredsamkeit und seine gouvernementalen Talente zu unterstützen. Seid ihr ihm doch eben so gleichgiltig, wie die Spießbürger, für die er jetzt so großen Geistesaufwand macht in Wort und That, und wie das System des Königs, dem er mit stoischem Gleichmüthe dient.

Herr Niel unterscheidet sich von diesen Beiden dadurch, daß er erstens der eigentliche Staatsmann ist, dessen Persönlichkeit schon den Patricier verräth, dem das Talent der Staatslenkung angehört oder durch Familientraditionen angezogen worden. Bei ihm ist keine Spur vom plebejischen Emporkommling wie bei Herrn Thiers, und noch weniger hat er die Ecken eines Schulmanns, wie Herr Guizot, und bei der Anstalt der fremden Botschaft mag er durch eine solche höhere Repräsentation und diplomatische Leichtfertigkeit die Genialität ersetzen, welche wir bei Herrn Thiers und Guizot finden. Er hat kein anderes System, als das des Königs, ist auch zu sehr Hofmann, um ein anderes haben zu wollen und das weiß der König und er ist der Minister nach dem Willen Ludwig Philipps. Ihr werdet sehen, jedesmal wenn man ihm die Wahl läßt, und Herrn Guizot oder Herrn Thiers zum Premierminister zu nehmen und Ludwig Philipp immer wehmüthig antworten: „Laßt mich

Molé nehmen". Der König erinnert mich bei dieser Gelegenheit an einen kleinen Jungen, dem ich ein Spielzeug kaufen wollte. Als ich ihn fragte, was ihm lieber wäre, ein Chinese oder ein Türke, antwortete der Kleine: „Ich will lieber ein roth angestrichenes Holzpferdchen mit einer Flöte im“. Wenn Louis Philipp sagt: „Laßt mich Molé nehmen,“ so darf man nicht vergessen: Molé, das ist er selber, und da doch einmal geschieht, was er will, so wäre es gar kein Unglück, wenn Molé wieder Minister würde.

Aber ein Glück wäre es auch nicht, denn das königliche System würde nach wie vor in Wirksamkeit bleiben, und wie sehr wir die edle Absicht des Königs hochschätzen, wie sehr wir ihm den besten Willen für das Glück Frankreichs zutragen, so müssen wir doch bekennen, daß die Mittel zur Ausführung nicht die richtigen sind, daß das ganze System keinen Schuß Pulver taugt, wenn es nicht gar einst durch einen Schuß Pulver in die Luft springt. Ludwig Philipp will Frankreich

regieren durch die Kammer, und er glaubt Alles gewonnen zu haben, wenn er durch Begünstigung ihrer Glieder bei allen Regierungsvorschlägen die parlamentarische Majorität gewonnen. Aber sein Irrthum besteht darin, daß er Frankreich durch die Kammer repräsentirt glaubt. Dieses aber ist nicht der Fall, und er verkennt ganz die Interessen eines Volks, welche von denen der Kammer sehr verschieden sind und von letzterer nicht sonderlich beachtet werden. Steigt seine Impopularität bis zu einem bedenklichen Punkte, so wird ihn schwerlich die Kammer retten können, und es ist noch die Frage, ob jene begünstigte Bourgeoisie, für die er so viel thut, ihm im gefährlichen Augenblicke mit Enthusiasmus zu Hilfe eilen wird.

„Unser Unglück ist,“ sagte mir jüngst ein Habitué der Tuilerien, „daß unsre Gegner, indem sie uns schwächer glauben, als wir sind, uns nicht fürchten, und daß unsere Freunde, die zuweilen schmollen, uns eine größere Stärke zumuthen, als wir in der Wirklichkeit besitzen.“



LI.

Paris, den 5. Mai 1845.

Die eigentliche Politik lebt jetzt zurückgezogen in ihrem Hotel auf dem Boulevard des Capucines. Industrielle und artistische Fragen sind unterdessen an der Tagesordnung, und man streitet jetzt, ob das Zuckerrohr oder die Runkel-

rübe begünstigt werden sollte, ob es besser sei, die Nordbahn einer Compagnie zu überlassen oder sie ganz auf Kosten des Staates auszubauen, ob das classische System in der Poesie durch des Suceß von „Lucretia“ wieder auf



die Beine kommen werde; die Namen, die man in diesem Augenblick am häufigsten nennt, sind Rothschild und Ponsard.

Die Untersuchung über die Wahlen bildet ein kleines Intermezzo in der Kammer. Der voluminöse Bericht über diese betrübliche Angelegenheit enthält sehr wunderliche Details. Der Verfasser ist ein gewisser Kanver, den ich vor zwölf Jahren als einen äußerst ungeschickten Arzt bei seinem einzigen Patienten antraf, und der seitdem zum Besten der Menschheit den Meskulapfah an den Nagel gehängt hat. Sobald die Enquete befristigt, beginnen die Debatten über die Zuckerfrage, bei welcher Gelegenheit Herr von Lamartine die Interessen des Colonialhandels und der französischen Marine gegen den kleinlichen Krämersinn vertreten wird. Die Gegner des Zuckerrohrs sind entweder betheiligte Industrielle die das Heil Frankreichs nur vom Standpunkt ihrer Bunde beurtheilen, oder es sind alte abgelebte Bonapartinen, die an der Runkelrübe, der Lieblingsidee des Kaisers, mit einer gewissen Pietät festhalten. Diese Greise, die seit 1814 geistig stehen geblieben, bilden immer ein wehmüthig komisches Seitenstück zu unsern überrheinischen alten Deutschhümlern, und wie diese einst für die deutsche Erbe und den Eisbalken, so schwärmen jene für die Rübe und den Runkelrübenzucker. Aber die Zeit rollt rasch vorwärts, unarrestierbar, auf rauchenden Dampfmaschinen, und die abgenutzten Helden der Vergangenheit, die alten Stelzfüße abgeschlossener Nationalität, die Invaliden und Incurablen, werden wir bald aus den Augen verlieren.

Die Eröffnung der beiden neuen Eisenbahnen, wovon die eine nach Orleans, die andere nach Rouen führt, verursacht hier eine Erschütterung, die Jeder mitempfindet, wenn er nicht etwa auf einem socialen Isolirschemel steht. Die ganze Bevölkerung von Paris bildet in diesem Augenblick gleichsam eine Kette, wo

Einer dem Andern den elektrischen Schlag mittheilt. Während aber die große Menge verduht und betäubt die äußere Erscheinung der großen Bewegungsmächte anstarrt, erfährt der Denker ein unheimliches Grauen, wie wir es immer empfinden, wenn das Ungeheuerliche, das Unerbörliche geschieht, dessen Folgen unabsehbar und unberechenbar sind. Wir merken bloß, daß unsre ganze Existenz in neue Geleise fortgerissen, fortgeschleudert wird, daß neue Verhältnisse, Freuden und Drangsale uns erwarten, und das Unbekannte übt seinen schauerlichen Reiz, verlockend und zugleich beängstigend. So muß unsern Vätern zu Muth gewesen sein, als Amerika entdeckt wurde, als die Erfindung des Pulvers sich durch ihre ersten Schüsse ankündigte, als die Buchdruckerei die ersten Aushänggebogen des göttlichen Wortes in die Welt schickte. Die Eisenbahnen sind wieder ein solches providentielles Ereigniß, das der Menschheit einen neuen Umschwung gibt, das die Farbe und Gestalt des Lebens verändert; es beginnt

ein neuer Abschnitt in der Weltgeschichte, und unsre Generation darf sich rühmen, daß sie dabei gewesen. Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unser Anbaungsweise und in unsern Vorstellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahnen wird der Raum getödtet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig. Hätten wir nur Geld genug, um auch letztere anständig zu tödten! In viertelhalb Stunden reist man jetzt nach Orleans in eben so viel Stunden nach Rouen. Was wird das erst geben, wenn die Linien nach Belgien und Deutschland angeführt und mit den dortigen Bahnen verbunden sein werden! Mir ist als kämen die Verge und



Wälder aller Länder auf Paris angerückt. Ich rieche schon den Duft der deutschen Linden; vor meiner Thür brandet die Nordsee.

Es haben sich nicht blos für die Ausföhrung der Nordeisenbahn sondern auch für die Anlage vieler andern Linien große Gesellschaften gebildet, die das Publicum in gedruckten Circularen zur Theilnahme auffordern. Jede versendet einen Prospectus, an dessen Spitze in großen Zahlen das Capital paradiert, das die Kosten der Unternehmung decken wird. Es beträgt immer einige fünfzig bis hundert, ja sogar mehrere hundert Millionen francs; es werden, sobald die zur Subscription limitirte Zeit verfloßen keine Subscribenten mehr angenommen; auch wird bemerkt, daß, im Fall die Summe des limitirten Gesellschaftscapitals vor jenem Termin erreicht ist, Niemand mehr zur Subscription zugelassen werden kann. Ebenfalls mit kolossalen Buchstaben stehen obenangedruckt die Namen der Personen, die das Comité de surveillance der Societät bilden, es sind nicht blos Namen von financiers, Banquiers, Receveurs-generaux, Männen-Inhabern und Fabrikanten, sondern auch Namen von hohen Staatsbeamten, Prinzen, Herzögen, Marquis, Grafen, die zwar meist unbekannt, aber mit ihrer officiellen und feudalistischen Titulatur gar prachtvoll klingen, so daß man glaubt, die Trompetenstöße zu vernehmen womit Bajazzo auf dem Balkon einer Marktbude das verehrungswürdige Publicum zum Hereintreten einladet. On ne paie qu'en entrant. Wer traute nicht einem solchen Comité de surveillance, das aber keineswegs, wie Viele glauben, eine solidarische Garantie versprochen haben will und keine feste Stütze ist, sondern als Karvatiide figurirt. Ich bemerkte einem meiner Freunde meine Verwunderung, daß unter den Mitgliedern der Comités sich auch Marine-officiere befänden, ja daß ich auf vielen Prospectus Circularen als Präsidenten der Societät die Namen von Admirälen gedruckt sähe. So z. B. sähe ich die Namen des Admirals Rosamel, nach welchem sogar die ganze Gesellschaft und sogar ihre Actien genannt werden. Mein Freund, der sehr lachlustig, meinte, eine solche Beigefellung von Seeofficieren sei eine sehr kluge Vorichtsmaßregel der respectiven Gesellschaften, für den Fall, daß sie mit der Justiz in eine fatale Collision kämen, und von einer Jury zu den Galeeren verurtheilt würden: die Mitglieder

der Gesellschaft hätten alsdann immer einen Admiral bei sich, was ihnen zu Toulon oder Brest, wo es viel zu rudern gibt, von Nutzen sein möchte. Mein Freund irrt sich. Jene Leute haben nicht zu befürchten, in Toulon oder in Brest an's Ruder zu kommen; das Ruder, das ihren Händen einst anheimfällt oder zum Theil schon anbeimerfallen, gehört einer ganz andern Vertlichkeit, es ist das Staatsruder, dessen sich die herrschende Geldaristokratie täglich mehr und mehr bemächtigt. Jene Leute werden bald sowohl das Comité de surveillance der Eisenbahnsocietät, sondern auch das Comité de surveillance unserer ganzen bürgerlichen Gesellschaft bilden, und sie werden es sein, die uns nach Toulon oder Brest schicken.

Das Haus Rothschild, welches die Concession der Nordeisenbahn soumissionirt und sie aller Wahrscheinlichkeit nach erhalten wird, bildet keine eigentliche Societät, und jede Betheiligung, die jenes Haus einzelnen Personen gewährt, ist eine Vergünstigung, ja, um mich ganz bestimmt auszudrücken, sie ist ein Geldgeschenk, das Herr von Rothschild seinen Freunden angedeihen läßt. Die eventuellen Actien, die sogenannten Promessen des Hauses Rothschild, stehen nämlich schon mehrere hundert franken über pari, und wer daher solche Actien al pari von dem Baron James de Rothschild begehrt, bettelt im wahren Sinne des Wortes. Aber die ganze Welt bettelt jetzt bei ihm, es regnet Bettelbriefe, und da die Vornehmsten mit dem würdigen Beispiel vorangehen, ist jetzt das Betteln keine Schande mehr. Herr von Rothschild ist daher der Held des Tages, und er spielt überhaupt in der Geschichte unserer heutigen Misère eine so große Rolle, daß ich ihn oft und so ernsthaft als möglich besprechen muß. Er ist in der That eine merkwürdige Person. Ich kann seine finanzielle Fähigkeit nicht beurtheilen, aber, nach Resultaten zu schließen, muß sie sehr groß sein. Eine eigenthümliche Capacität ist bei ihm die Beobachtungsgabe oder der Instinct, womit er die Capacitäten anderer Leute in jeder Sphäre, wo nicht zu beurtheilen, doch herauszuwenden verneht. Man hat ihn ob solcher Begabung mit Ludwig XIV. verglichen; und wirklich, im Gegensatz zu seinen Herren Collegen, die sich gern mit einem Generalstab von Mittelmäßigkeiten umgeben, sahen wir Herrn James von Rothschild immer in intimster

Verbindung mit den Notabilitäten jeder Disziplin; wenn ihm auch das Fach ganz unbekannt war, so wußte er doch immer, wer darin der beste Mann. Er versteht vielleicht keine Note Musik, aber Rossini war beständig sein Hausfreund.

Ury Scheffer ist sein Hofmaler; Lar-me war sein Koch. Herr von Rothschild weiß sicher kein Wort Griechisch, aber der Hellenist Letronne ist der Gelehrte, den er am meisten auszeichnet. Sein Leibarzt war der geniale Dupuytren und es



herrschte zwischen Beiden die brüderlichste Zuneigung. Den Werth eines Crémieux, des großen Juristen, dem eine große Zukunft bevorsteht, hat Herr von Rothschild schon früher begriffen und er fand in ihm seinen treuen Anwalt. In gleicher Weise hat er die politischen Fähigkeiten Ludwig Philipps gleich von Anfang gewürdigt und er stand immer auf vertrautem Fuße mit diesem Großmeister der Staatskunst. Den Emil Pereire, den Pontifex Maximus der Eisenbahnen, hat Herr von Rothschild ganz eigentlich entdeckt er machte denselben gleich zu seinem ersten Ju-

gemein, und durch ihn gründete er die Eisenbahn nach Versailles nämlich die des rechten Ufers wo nie ein Unglück geschiedt. Die Poesie sowohl die französische wie die deutsche ist ebenfalls in der Gunst des Herrn von Rothschild sehr würdig vertreten; doch will es mich bedanken als ob hier eine liebenswürdige Courtoise im Spiele, und als ob der Herr Baron für unsere heutigen lebenden Dichter nicht so schwärmerischer sei wie für die großen Todten, z. B. für Homer, Sophokles Dante Cervantes Shakespeare Goethe lauter verstorbene Poeten, verklärte Genien, die

geläutert von allen irdischen Schlacken, jeder Erdemnoth entrückt sind und keine Nordseisenbahn-actien verlangen.

In diesem Augenblick ist der Stern Rothschild im Zenith seines Glanzes. Ich weiß nicht, ob ich mir nicht einen Mangel an Devotion zu Schulden kommen lasse, indem ich Herrn von Rothschild nur einen Stern nannte. Doch er wird mir nicht darob grollen, wie jener Andere Ludwig XIV., der einst über einen armen Dichter in Horn gerieth, weil er die Impertinenz hatte, ihn mit einem Stern zu vergleichen, ihn, der gewohnt war, die Sonne genannt zu werden, und auch diesen Himmelskörper als sein offizielles Simmbild angenommen.

Ich will heute um ganz sicher zu gehen Herrn von Rothschild dennoch mit der Sonne vergleichen; erstens kostet es mir nichts und dann, wahrhaftig, ich kann es mit gutem Fug in diesem Augenblick, wo Jeder ihm huldigt, um von seinen goldnen Strahlen gewärmt zu werden. — Unter uns gesagt, dieser Stern der Verehrung ist für die arme Sonne keine geringe Plage, und sie hat keine Ruhe vor ihren Anbetern, worunter Manche gehören, die wahrlich nicht werth sind, von der Sonne beschienen zu werden; diese Pharisaer psalmodiren am lautesten ihr „Lob und Preis“, und der arme Baron wird von ihnen so sehr moralisch torquirt und abgehetzt, daß man ein Mitleid mit ihm haben möchte. Ich glaube überhaupt, das Geld ist für ihn mehr ein Unglück, als ein Glück. hätte er ein hartes Naturell, so würde er weniger Ungemach ausstehen, aber ein gutmüthiger, sanfter Mensch, wie er ist, muß er viel leiden von dem Andrang des vielen Elends, das er lindern soll, von den Ansprüchen, die man beständig an ihn macht, und von dem Andank, der jeder seiner Wohlthaten auf dem Fuße folgt. Ueberreichthum ist vielleicht schwerer zu ertragen als Armuth. Jedem, der sich in großer Geldnoth befindet, rathe ich, zu Herrn von Rothschild zu gehen; nicht um bei ihm zu borgen denn ich zweifle daß er etwas Erflektliches bekommt, sondern um sich durch den Anblick jenes Geld-Elends zu trösten. Der arme Teufel, der zu wenig hat und sich nicht zu helfen weiß, wird sich hier überzeugen, daß es einen Menschen gibt, der noch weit mehr gequält ist weil er zu viel Geld hat, weil alles Geld der Welt in seine kosmo-

politische Riesentasche gestossen, und weil er eine solche Last mit sich herum schleppen muß, während rings um ihn her der große Haufe von Hungrigen und Dieben die Hände nach ihm ausstreckt. Und welche schreckliche und gefährliche Hände! — Wie geht es Ihnen? ruft einst ein deutscher Dichter den Herrn Baron. „Ich bin verrückt,“ erwiderte dieser. Ehe Sie nicht Geld zum Fenster hinauswerfen, sagte der Dichter, glaube ich es nicht. Der Baron fiel ihm aber feufzend in die Rede: „Das ist eben meine Verrücktheit, daß ich nicht manchmal das Geld zum Fenster hinauswerfe.“

Wie unglücklich sind doch die Reichen in diesem Leben — und nach dem Tode kommen sie nicht einmal in den Himmel! „Ein Kamel wird eher durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher in's Himmelreich käme“ — dieses Wort des edelsten Communisten ist ein furchtbares Anathema und zeugt von seinem bitteren Haß gegen die Börse und haute finance von Jerusalem. Es wimmelt in der Welt von Philanthropen, es gibt Thierquälergesellschaften, und man thut wirklich sehr viel für die Armen. Aber für die Reichen, die noch viel unglücklicher sind, geschieht gar nichts. Statt Preisfragen über Seidencultur, Stallfütterung und Kant'sche Philosophie aufzugeben, sollten unsere gelehrten Societäten einen bedeutenden Preis aussetzen zur Lösung der Frage, wie man ein Kamel durch ein Nadelöhr fädeln könne. Ehe diese große Kamelfrage gelöst ist und die Reichen eine Aussicht gewinnen, in's Himmelreich zu kommen, wird auch für die Armen kein durchgreifendes Heil begründet. Die Reichen würden weniger hartherzig sein, wenn sie nicht blos auf Erdenglück angewiesen wären und nicht die Armen beneiden müßten, die einst dort oben in floribus sich des ewigen Lebens gaudiren. Sie sagen: Warum sollen wir hier auf Erden für das Lumpengesindel Etwas thun, da es ihm doch einst besser geht als uns, und wir jedenfalls nach dem Tode nicht mit demselben zusammentreffen. Wüßten die Reichen, daß sie dort oben wieder in aller Ewigkeit mit uns gemeinsam haufen müssen, so würden sie sich gewiß hier auf Erden etwas geniren und sich hüten, uns gar zu sehr zu mißhandeln. Laßt uns daher vor Allem die große Kamelfrage lösen.

Hartherzig sind die Reichen, das ist wahr. Sie sind es fogar gegen ihre ehemaligen Collegen, wenn sie etwas heruntergekommen sind. Da bin



dem letzten Emprunt hat man ihm nichts zustoßen lassen und auf Verbeiligung bei neuen Eisenbahn-Entreprisen muß er gänzlich verzichten sondern er bei der verfallten Eisenbahn der wie gewöhnlich eine so flaggliche Schlappe erlitten und seine Leute in so schreckliche Verluste hineingerechnet hat. Keiner will mehr Etwas von ihm wissen Jeder stoßt ihn zurück, und sogar sein einziger Freund, der beiläufig gefragt ihn nie ausstehen

ich jüngst dem armen August Leo begegnet und das Herz blutete mir beim Anblick des Mannes der ehemals mit den Häuptern der Börse mit der Aristokratie der Speculanten so intim verbunden und sogar selbst ein Stück Banquier war. Aber sagt mir doch, ihr hochmögenden Herren was hat euch der arme Leo gethan, daß ihr ihn so schnöde ausgehoben habt aus der Gemeinde? — Ich meine nicht aus der jüdischen, ich meine aus der Finanzgemeinde. Ja, der Armut geweiht seit einiger Zeit die Ungunst seiner Genossen in so hohem Grade, daß man ihn von allen verdienstlichen Unternehmungen d. h. von allen Unternehmungen woran etwas verdient wird wie einen Müßelbütigen ansieht. Auch von

sonnte), sogar sein Jonathan, der Stockjobber Käufedorf, verläßt ihn und läuft jetzt beständig hinter dem Baron Mecklenburg einher, und kriecht demselben fast zwischen die Rockhose hinein. — Beiläufig bemerke ich ebenfalls, daß genannter Baron Mecklenburg, einer unserer eifrigsten Agioteure und Industriellen, keineswegs ein Israelit ist, wie man gewöhnlich glaubt, weil man ihn mit Abraham Mecklenburg verwechselt, oder weil man ihn immer unter den Starken Israels sieht unter den Krothi und Plethi der Börse wo sie sich um ihn versammeln, denn sie lieben ihn sehr. Diese Leute sind keine religiösen Fanatiker, wie man sieht, und ihr Anmuth gegen den armen Leo ist daher keinen intoleranten

Ursachen beizumessen; sie grollen ihm nicht wegen seiner Abtrünnigkeit von der schönen jüdischen Religion, und sie zuckten nur mitleidig die Achsel über die schlechten Religions-Wechsel-Geschäfte des armen Leo, der in dem protestantischen Verhau der Rue des billettes jetzt das Amt eines Marquillers versteht — das ist gewiß ein bedeutendes Ehrenamt, aber ein Mann wie August Leo wäre mit der Zeit auch in der Synagoge zu großen Würden emporgestiegen, man hätte vielleicht bei Beschneidungsfeierlichkeiten das Kind, an dem die Operation vorgenommen wird, oder das Messerchen, womit Solches geschieht, seinen Händen anvertraut, oder man hätte ihn auch bei Lesung der Thora mit den kostspieligsten Tageswürden überhäuft, ja, da er sehr musikalisch ist und gar für Kirchenmusik so viel Sinn besitzt, wäre ihm vielleicht am Neujahrsfeste der jüdischen Kirche das Blasen mit dem Schofar, dem heiligen Horne, zu Theil worden. Nein, er ist nicht das Opfer eines religiösen oder moralischen Unwillens starkköpfiger Pharisäer, es sind nicht Fehler des Herzens, welche dem armen Leo zur Last gelegt werden, sondern Rechnungsfehler, und verlorene Millionen verzeiht selbst kein Christ. Aber habt doch endlich Erbarmen mit dem armen Gefallenen, mit der gesunkenen Größe, nehmt ihn wieder auf in Gnaden, laßt ihn wieder Theil nehmen an einem guten Geschäfte, gönnt ihm wieder einen kleinen Profit, woran sich sein gebrochenes Herz erlaben, date obolum, Belisario — gebt einen Obolus einem Belisar, der zwar kein großer Feldherr, aber blind gewesen und nie im Leben irgend einem Bedürftigen einen Obolus gegeben hat.

Auch patriotische Gründe gibt es, welche die Erhaltung des armen Leo wünschenswerth machen. Gebränktes Selbstgefühl und die großen Verluste nöthigen, wie ich höre, den einst so wohlhabenden Mann, das sehr theure Paris zu verlassen und sich auf das Land zurückzuziehen, wo er, wie Cincinnatus, seinen selbstgepflanzten Kobl verpfeifen oder, wie einst Nebukadnezar, auf seinen

eigenen Wiesen grasen kann. Das wäre nun ein großer Verlust für die deutsche Landsmannschaft. Denn alle deutsche Reisende zweiten und dritten Ranges, die hieher nach Paris kamen, fanden im Hause des Herrn Leo eine gastliche Aufnahme, und Manche, die in der frostigen Franzosenwelt ein Unbehagen empfanden, konnten sich mit ihrem deutschen Herzen hieher flüchten und mit gleichgesinnten Gemüthern wieder heimisch fühlen. An kalten Winterabenden fanden sie hier eine warme Tasse Thee, etwas homöopathisch zubereitet, aber nicht ganz ohne Zucker. Sie sahen hier Herrn von Humboldt, nämlich in emigrierter an der Wand hängend als Lockvogel. Hier sahen sie den Nasenfarn in natura. Auch eine deutsche Gräfin fand man hier. Es zeigten sich hier auch die vornehmsten Diplomaten von Krähwinkel nebst ihren kräh- und schiefwinklichten Gemablinnen und ihren Töchtern mit blonden Haaren, blonden Zähnen und Händen. Hier hörte man mitunter sehr ausgezeichnete Clavierspieler und Geiger, neu angekommene Virtuosen, die von Seelenverkäufern an das Haus Leo empfohlen worden und sich in seinen Soiréen musikalisch ausbeuten ließen. Es waren die holden Klänge der Muttersprache, sogar der Großmutterssprache, welche hier den Deutschen begrüßten. Hier ward die Mundart des Hamburger Dreckwalls am reinsten gesprochen, und wer diese classischen Laute vernahm, dem ward zu Muth, als räche er wieder die Twieten des Mönckedamms. Wenn aber gar die Adelsaide von Beethoven gesungen wurde, flossen hier die sentimentalsten Thränen! Ja, jenes Haus war eine Oase, eine sehr aasige Oase deutscher Gemüthlichkeit in der Sandwüste der französischen Verstandeswelt, es war eine Lauberhütte des traulichsten Cancans, wo man ruddelte wie an den Ufern des Mains, wo man flügelte wie im Weichbilde der heil'gen Stadt Cöln, wo dem vaterländischen Klatsch manchmal auch zur Erfrischung ein Gläschen Bier beigeßelt ward — deutsches Herz, was verlangst du mehr? Es wäre Jammer-schade, wenn diese Klatschbude geschlossen würde.

Die kostbare Zeit wird leichtsinnig verzerrt. Ich sage die kostbare Zeit, und ich verstehe darunter die Friedensjahre, die uns durch die Regierung Ludwig Philipps verbürgt sind. In dem Lebensfaden desselben hängt die Ruhe Frankreichs, und der Mann ist alt, und unerbittlich ist die Schere der Parze. Statt diese Zeit zu benützen und den Knäuel der innern und äußern Mißverständnisse zu entwirren, sucht man die Verwicklungen und Schwierigkeiten noch zu steigern. Nichts als geschminzte Comödie und Ränke hinter den Coullissen. Durch dieses Kleintreiben kann Frankreich wirklich an den Rand des Abgrunds geraten. Die Wetterfabriken verlassen sich auf ihr berühmtes Talent der Vielseitigkeit in der Bewegung; sie fürchten nicht die ärgsten Stürme, da sie immer verstanden, sich nach jedem Lufzug zu drehen. Ja der Wind kann euch nicht brechen, denn ihr seid noch beweglicher wie der Wind. Aber ihr bedenkt nicht, daß ihr trotz eurer windigen Versatilität dennoch kläglich aus eurer Höhe herabpurzelt, wenn der Thurm niederstürzt, auf dessen Spitze ihr gestellt seid! Fallen müßt ihr mit Frankreich, und dieser Thurm ist untergraben, und im Norden haufen sehr böswillige Wettermacher. Die Schamanen an der Nawa sind in diesem Augenblick nicht in der Ekstase des Sturmbeschwörens, aber hier hängt doch Alles von Laune ab, von der absoluten Laune erhabenster Willkür. Wie gesagt, mit dem Ableben Ludwig Philipps verschwundet alle Würdschaft der Ruhe; dieser größere Herrscher hält die Stürme gebunden durch seine geduldige Klugheit. Wer ruhig schlafen will, muß in seinem Nachtgebet den König von Frankreich allen Schutzengeln des Lebens empfehlen.

Guzot wird sich noch geraume Zeit halten, was gewiß wünschenswerth, da eine ministerielle Krisis immer mit unvorhergesehenen Fatalitäten verbunden ist. Ein Ministerwechsel ist bei den veränderungsflüchtigen Franzosen vielleicht ein Surrogat für den periodischen Dynastienwechsel. Aber diese Umwälzungen im Personal der höchsten Staatsbeamten sind darum nicht minder ein Unglück für ein Land, das mehr als jedes andere der Stabilität bedürftig ist. Wegen ihrer precären Stellung können die Minister sich in keine weit-ausgreifenden Pläne einlassen, und der nackte Er-

haltungstrieb absorbiert alle ihre Kräfte. Ihr schlimmstes Mißgeschick ist nicht sowohl ihre Abhängigkeit vom königlichen Willen, der meistens verständig und heilsam ist, sondern ihre Abhängigkeit von den sogenannten Conservativen, jenen constitutionellen Jamtscharen, welche hier nach Laune die Minister absetzen und einsetzen. Erregt einer derselben ihre Ungnade, so versammeln sie sich in ihren parlamentarischen Ortas und pauken los auf ihre Kessel. Die Ungnade dieser Leute entspringt aber gewöhnlich aus wirklichen Suppenkesselinteressen; sie sind es nämlich, welche in Frankreich eigentlich regieren, indem kein Minister ihnen etwas verweigern darf, keinerlei Amt oder Vergünstigung, weder ein Consulat für den ältesten Sohn ihres Herrn Schwagers, noch ein Tabaksprivilegium für die Witwe ihres Portiers. Es ist unrichtig, wenn man von dem Regiment der Bourgeoisie im Allgemeinen spricht, man sollte nur von dem Regimente der conservativen Deputirten reden: diese sind es, welche das jetzige Frankreich ausdeuten in ihrem Privatinteresse, wie einst der Geburtsadel. Letzterer ist von der conservativen Partei keineswegs bestimmt gesondert, und wir begegnen manchem alten Namen unter den parlamentarischen Tagesherrschern. Der Name „Conservative“ ist aber eigentlich ebenfalls keine richtige Bezeichnung; da es gewiß nicht Allen, die wir solchermaßen benamen, um die Conservation der politischen Zustände zu thun ist, und Manche daran sehr gern ein Vischen rütteln möchten, ebenso wie es in der Opposition sehr viele Männer gibt, die das Bestehende um Alles in der Welt willen nicht umstürzen möchten, und gar besonders vor dem Krieg eine Todesstiche hegen. Die meisten jener Oppositionsmänner wollen nur ihre Partei an's Regiment bringen, um dieses, gleich den Conservativen, in ihrem Privatinteresse auszubuten. Die Privatisten sind auf beiden Seiten nur Lösungsworte ohne Bedeutung; es handelt sich im Grunde nur darum, welche von beiden Parteien die materiellen Vortheile der Herrschaft erwerbe. In dieser Beziehung haben wir hier denselben Kampf, der sich jenseits des Canals, unter den Namen Whigs und Tories, seit zwei Jahrhunderten hin-

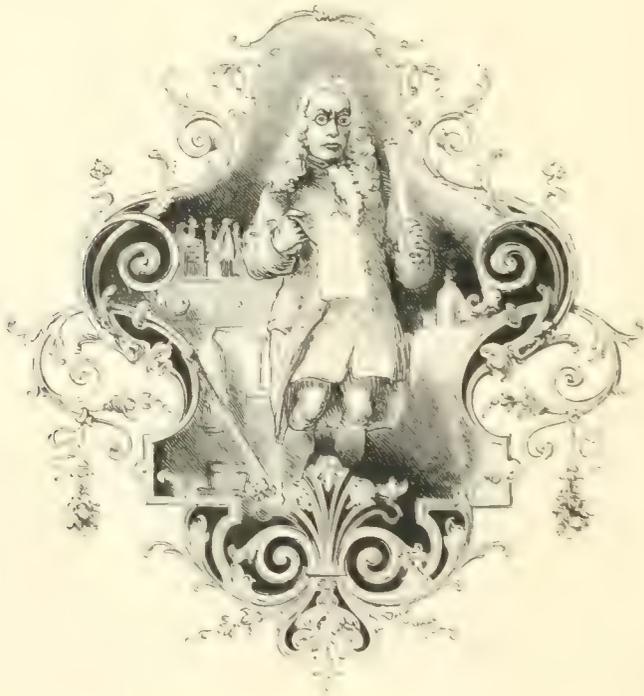
Die englische constitutionelle Regierungsform war, wie männiglich bekannt, das große Muster, wozu sich das jetzige französische parlamentarische Gemeinwesen gebildet; namentlich die Doctrinäre haben dieses Vorbild bis zur Pedanterie nachzuäffen gesucht, und es wäre nicht unwahrscheinlich, daß die allzu große Nachgiebigkeit, womit das heutige Ministerium die Usurpationen der Conservativen erduldet und sich von denselben ausbeuten läßt, am Ende aus einer gelehrten Gründlichkeit hervorginge, die ihr reiches, durch mühsame Studien erworbenes Wissen getreulich documentiren möchte. Der 29. October, d. h. der Herr Professor, den die Opposition mit jenem Monatsdatum bezeichnet kennt das Räderwerk der englischen Staatsmaschine besser als irgend Jemand, und wenn er glaubt, daß eine solche Maschine auch diesseits des Canals nicht anders fungiren könne, als durch die unüthlichen Mittel, in deren Anwendung Walpole ein Meister und Robert Peel keineswegs ein Stümper war, so ist eine solche Ansicht gewiß sehr zu beklagen, aber wir können ihr nicht mit hinlänglicher Gelehrsamkeit und Geschichtskennntniß widersprechen. Wir müssen sagen, die Maschine selbst taugt nichts; aber fehlt uns dieser Nutzb., so können wir den dirigirenden Maschinenmeister keiner allzu herben Kritik unterwerfen. Und wozu nützte am Ende diese Kritik? Was hülfte es, in Augsburg zu rügen, wenn an der Seine gelündigt wird? Die Opposition eines Ausländers in ausländischen Blättern, wo es sich um Gebreche der innern Verwaltung Frankreichs handelt, wäre eine Rodomontade, die eben so ungeziemend wie närrisch. Nicht die innere Administration, sondern nur Acte der Politik, die auch auf unser eigenes Vaterland einen Einfluß üben könnten, soll ein Correspondent besprechen. Ich werde daher die jetzige Corruption das Bestechungssystem, womit meine Collegen in deutschen Zeitungen so viele Columnen anfüllen, weder in Frage stellen noch rechtfertigen. Was geht das uns an, wer in Frankreich die besten Aemter, die fettesten Sinecuren, die prachtvollsten Orden erschleicht oder an sich reißt? Was kümmert es uns, ob es ein Schnapphahn der Rechten oder ein Schnapphahn der Linken ist, der die goldenen Gedärme des Budgets einsteckt? Wir haben nur dafür zu sorgen, daß wir uns selbst in der respectiven Heimat von unsern heimischen Tories

oder Whigs durch kein Aemtchen, durch keinen Titel, durch kein Bändchen erkaufen lassen, wenn es gilt, für die Interessen des deutschen Volks zu reden oder zu stimmen! Warum sollen wir jetzt über den Splitter, den wir in französischen Augen bemerkt, so viel Feter schreien, wenn wir uns über den Balken in den blauen Augen unsrer deutschen Behörden entweder gar nicht oder sehr kleinlaut äußern dürfen? Wer könnte übrigens in Deutschland beurtheilen, ob der Franzose, dem das französische Ministerium eine Stelle oder Gunst gewährt, dieselbe verdienter- oder unwerdenterweise empfängt? Die Aemterjägererei wird nicht aufhören unter einem Ministerium Thiers oder Barrot, wenn Guizot fällt. Kämen gar die Republikaner an's Ruder, so würde die Corruption sich mehr im Gewande der Hypokrisie zeigen, statt daß sie jetzt ohne Schminke, schier naiv cynisch auftritt. Die Partei wird immer den Männern der Partei die große Schüssel vorsetzen. Einen entsetzlichen grauenhaften Anblick böte uns gewiß die Stunde, „wo sich das Kaiser erbricht und die Tugend zu Tische setzt.“ Mit welcher Wolfsgier würden die armen Hungerleider der Tugend nach der langen Fastenzeit sich über die guten Speisen herstürzen! Wie mancher Cato würde sich bei dieser Gelegenheit den Magen verderben! Wehe den Verräthern, die sich satt gegessen und sogar Kepphühner und Trüffel gegessen und Champagner getrunken während unsrer jetzigen Zeit der Verderbniß, der Bestechung, der Guizot'schen Corruption!

Ich will nicht untersuchen, von welcher Beschaffenheit diese sogenannte Guizot'sche Corruption ist, und welche Beklagnisse die verletzten Interessen anführen. Muß der große Puritaner wirklich seiner Selbsterhaltung wegen zu dem anglikanischen Bestechungssystem seine Zuflucht nehmen, so ist er gewiß sehr zu bedauern; eine Vestalin, welche einer maison de tolérance vorstehen müßte, befände sich gewiß in keiner minder unpassenden Lage. Vielleicht besticht ihn selbst der Gedanke, daß von seiner Selbsterhaltung auch der Fortbestand des ganzen jetzigen gesellschaftlichen Zustandes von Frankreich abhängig sei. Das Zusammenbrechen desselben ist für ihn der Beginn aller möglichen Schrecknisse. Guizot ist der Mann des geregelten Fortschrittes, und er sieht die theuern, bluttheuern Erworbenheiten der Revolution jetzt mehr als je gefährdet dur-

ein düster heranziehendes Weltgewitter. Er möchte gleichsam Zeit gewinnen, um die Garben der Ernte unter Dach zu bringen. In der That, die Fortdauer jener Friedensperiode, wo die gereiften Früchte eingescheuert werden können, ist unser erstes Bedürfniß. Die Saat der liberalen Principien ist erst grünlich abstract emporgeschossen, und das muß erst ruhig einwachsen in die concret knorrigste Wirklichkeit. Die Freiheit, die bisher nur hic und da Mensch geworden, muß auch in die Massen selbst, in die untersten Schichten der Gesellschaft übergeben und Volk werden. Diese Volkwerdung der Freiheit, dieser geheimnißvollen Proceß, der, wie jede Geburt, wie jede Frucht, als nothwendige Bedingniß Zeit und Ruhe begehrt, ist gewiß nicht minder wichtig, als es jene Verkündigung der Principien war, womit sich unsre Vorgänger beschäftigt haben. Das Wort wird Fleisch, und das Fleisch blutet. Wir haben eine geringere Arbeit, aber größeres Leid als unsre Vorgänger, welche glaubten, Alles sei glücklich zu Ende gebracht, nachdem die heiligen Freiheits- und Gleichheitsgesetze feierlich pro-

clamirt und auf hundert Schlachtfeldern sanctionirt worden. Ach! Das ist noch jetzt der leidige Irrthum so vieler Revolutionsmänner, welche sich einbilden, die Hauptsache sei, daß ein Keßel Freiheit mehr oder weniger abgerissen werde von dem Purpurmantel der regierenden Macht; sie sind zufrieden, wenn nur die Ordonanz, die irgend ein demokratisches Grundgesetz promulgirt, recht hübsch, schwarz auf weiß, abgedruckt steht im „Moniteur“. Da erinnere ich mich, als ich vor zwölf Jahren den alten Lafayette besuchte, drückte derselbe mir beim Fortgehen ein Papier in die Hand, und er hatte dabei ganz die überzeugte Miene eines Wunderdoctors, der uns ein Universalexirir überreicht. Es war die bekannte Erklärung der Menschenrechte, die der Alte vor sechzig Jahren aus Amerika mitgebracht und noch immer als die Panacee betrachtete, womit man die ganze Welt radical curiren könne. Nein, mit dem bloßem Recept ist dem Kranken noch nicht geholfen, obgleich jenes unerläßlich ist, er bedarf auch der Tausendmischerei des Apothekers, der Sorgfalt der Wärterin, er bedarf der Ruhe, er bedarf der Zeit.





Novellistische Fragmente.

Der Rabbi von Sacharad	5
Memoiren des Herrn von Schnabelewopski	61
Florentinische Nächte	71

Französische Zustände I.

Das Bürgerkönigthum im Jahre 1832.

Vorrede zum Bände	5
Vorrede	11
I. Der innerenländische Schisma 1828. S. 1. mit dem Krieg.	128
II. Emancipation und die Republikaner	131
III. Die politischen Parteien in Frankreich	138
IV. Die englische Monarchie. — Peter und Emma	146
V. Das Antichien	161
VI. Die Exekution in Paris	166
VII. Absolutismus und constitutionelle Monarchie. Die Concordatfrage	177
VIII. Das System Louis Philippe's — Die Verfassung in England	181
IX. Der Zustand der Republikaner	191
Zurücknahme zu Artikel IX. Der Adel in Deutschland	192
Beilage zu Artikel VI. Ueber den Beginn der revolutionären Revolutionen	200

Tagesberichte.

Vorrede zum Band	213
5. Juni. Enthronung des Generals Lamoral	214
6. Juni. Beginn des Aufstandes der Republikaner	214
7. Juni. Der Kampf in der Rue St. Martin	216
8. Juni. Der Belagerungsstand	217
10. Juni. Die Maßregeln der Regierung	218
11. Juni. Die Siegesrevue des Königs	220
12. Juni. Nemrod Carrel	221
15. Juni. Echterlicher Heroismus des Antoinette	225
7. Juli. Schwierigkeiten der Monarchie	225
15. Juli. Republikaner und Carlisten	227

Aus der Normandie.

Vorrede	230
1. August. Phantome Emden bei Seinfurth in der Provinz	230
Dreizeh. 20. August. Der Tod des Herzogs von Reichart	231
Neun. 17. September. Ein und Nichte in der Normandie.	231

Curia.

Berichte aus Rom. Vom 1. und 2. October	232
Savignone's Bericht an den ersten Papst-Nachfolger	232

Die parlamentarische Periode des Bürgerkönigthums.

1840 - 1843.

I. Kaiser Philipp's Rückkehr aus dem Ausland	238
II. Der Carnevalsumzug am	241
III. Triers' Transparenz-Verordnungen	252
IV. Die Steuern in Frankreich	256
V. Die Judenverfolgungen in Damascus	259
VI. Die verbliebenen Nere Napoleon's. — Triers' Indifferenzismus in der Domas und Aleppo	261
VII. Triers und die Juden	262
VIII. Die Juden in Frankreich und die Beiträge in Damascus	263
IX. Die Kammer's Bitten über die Steuern in der Nähe von Triers	267
X. Die romanische Tagesreden	269
Spätere Nachrichten. Ueber Triers' Mariage in der Kammer's Sitzung	271

Inhalt

	Seite		Seite
XI. Ausföhren des Bonapartismus in Frankreich	270	XXIV. Louis Blanc - Historie de la France	270
XII. Gaisors Opposition gegen Thiers	277	XXV. Die Thronrede des Königs	277
XIII. Die Verwicklungen im Orient	279	XXVI. Die orientalische Krieg	279
XIV. Thiers' Kriegsgehalte	281	XXVII. Gaisor als Schlichter der Boulangers	281
XV. Englands Abneigung gegen den Krieg	282	XXVIII. Die Leiden des Napoleonens	282
XVI. Nachttagliches über die Damascener Mauth	284	XXIX. Micheloud W. und die orientalische Krieg	284
XVII. Kriegserische Stimmung in der Normandie	285	XXX. Die Befreiung von Paris	285
XXVIII. Politische Stimmung in der Bretagne	287	XXXI. Die Fortdauern des - Reichthums als ein indischer Thronerben	287
XIX. Der Vergiftungsproceß der Mülam. Karotte	291	XXXII. Die zwischen Napoleon, des Königs - Gaisor des Mann der Freiheit	291
XX. Drohende Kriegsausföhren	291	XXXIII. Wagner und Victor - Carle	291
XXI. Steigende Gefahr eines europäischen Krieges	293	XXXIV. Die kriegsgerichtliche Verhandlung in England	293
XXII. Thiers' Rufkraft vom Monarchismus	296		
XXIII. Soult als Comandant	296		

Französische Zustände II.

Lutetia.

Rede über Politik, Kunst und Völkern
in Frankreich

Die parlamentarische Periode des Bürger-
königthums.

	Seite
XXXV. Volk- und Landwirthschaft in Paris. - Die von Eduard Necker	301
XXXVI. Die Politik von Louis - Gaisor und Thiers. - Paul Demoché	303
XXXVII. Mischelers die Deputierten und die Kammer	305
XXXVIII. Gaisor und die Spartaner in der Kammer	311
XXXIX. Gaisor Thiers und die Kammer	313

	Seite
XL. Dupleix' Tage	314
XLI. Die Deputierten von - Die Kammer	317
XLII. Die neue Revolution	319
XLIII. Der Tod des Bonapartismus	321
XLIV. Der Versuch des Königs auf die Freiheit von Napoléon	323
XLV. Die Revolutionen	325
XLVI. Nach der Revolution von der Kammer	327
XLVII. Emancipation der Freiheit und Gaisor	329
XLVIII. Bewegung der Kammer und Gaisor	331
XLIX. Die Kammer	333
L. Die Kammer der Deputierten - Gaisor Thiers - Gaisor und Thiers in dem Parlament der Kammer	335
LI. Die Kammer - Thiers und Gaisor	337
LII. Die Kammer - Gaisor	339



426258

Heine, Heinrich
Werke; hrsg. von Laube.
Vol. 5

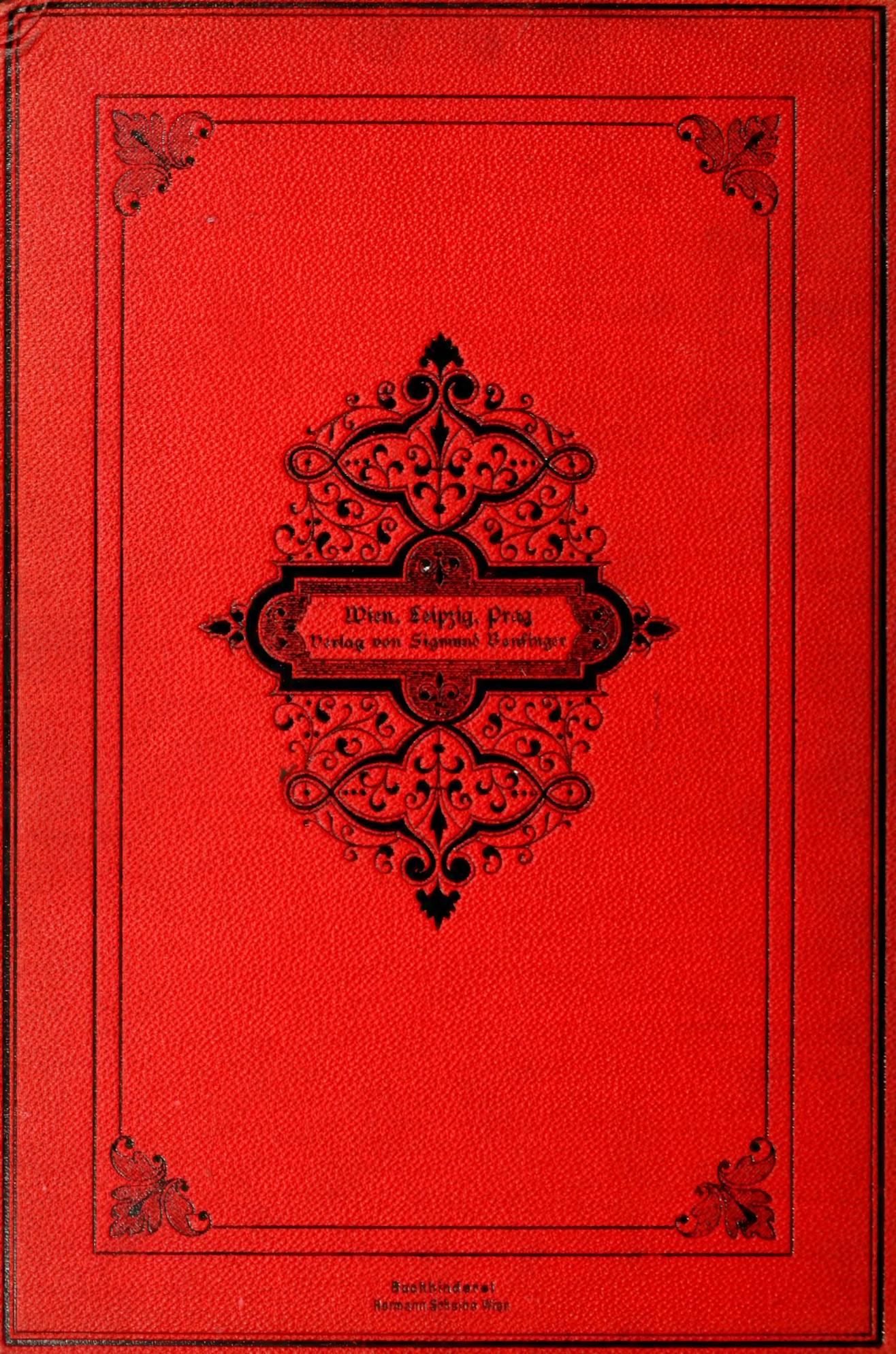
LG
H468L

NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET





Wien, Leipzig, Prag
Verlag von Sigmund Baskinger

Buchbinder
Hermann Schöner Wien